

Jules Verne

Bekannte und unbekannte Welten

Das erzählerische Werk



Herausgegeben von
Wolfgang Thadewald

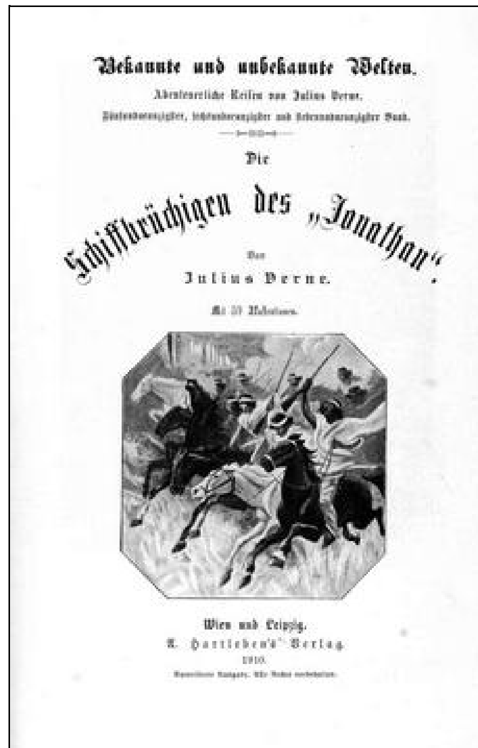
Die Schiffbrüchigen des »Jonathan«

ePUB

52

Jules Verne

Die Schiffbrüchigen des »Jonathan«



Bekannte und unbekannte Welten.

Abenteuerliche Reisen von Julius Verne.

Fünfundneunzigster, sechsundneunzigster und siebenundneunzigster Band.

Die

Schiffbrüchigen des „Jonathan“.

Von

Julius Verne.

Wien und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1910.

Erster Teil.



Erstes Kapitel.

Das Guanako.

Es war ein anmutiges Tier mit langem, sein gebogenem Hals, schön gerundetem Rücken, schlanken, jedoch kräftigen Beinen, zierlichen Flanken und kurzem, dichtbehaartem, buschigem Schwanz, das langsam aus dem schützenden Dunkel des Waldes heraustrat; die Farbe seines Haarkleides war ein fahles Rot mit weißen Flecken: – ein Guanako.

Auf große Entfernung hin gesehen, kann der Anblick dieser Wiederkäuer leicht zu einer Täuschung Anlaß geben: man glaubt, Pferde mit Reitern vor sich zu sehen und manch ein Reisender hat – durch den Schein irregeführt – eine am fernen Horizont hingaloppierende Herde dieser Tiere für einen Reitertrupp gehalten.

Das Guanako schien das einzig sichtbare Lebewesen in dieser ganz einsamen Gegend zu sein. Es war am Abhang eines Hügels stehen geblieben, der sich inmitten einer weitgedehnten Prärie erhob, wo hohe Schilfhalme in knisterndem Rascheln aneinanderstreiften und ihre scharfen Blattenden wie spitze Lanzen in das dichte Buschwerk stachlichter Gewächse bohrten.

Das Tier hielt das Haupt der Luftströmung zugewandt und atmete die Dünste ein, die eine leichte Brise von Osten herbeitrug. Mit wachsamen Blicken, die

Ohren lauschend aufgerichtet, sorgsam Umschau haltend, stand es da, bereit, auf das erste verdächtige Geräusch hin die Flucht zu ergreifen.

Die Ebene zeigte keine einförmige, glatte Oberfläche, sondern war im Gegenteil von zahlreichen Vertiefungen durchfurcht – eine Folge der heftigen Gewitterregen, die den Boden aufgewühlt hatten. Durch einen dieser natürlichen Schutzwälle unsichtbar gemacht, kroch vorsichtig ein Eingeborner, ein Indianer, welchen das Guanako trotz der geringen Entfernung unmöglich bemerken konnte, auf den Hügel zu. Er war fast gänzlich unbekleidet – die zerrissenen Reste eines Tierfelles bildeten seine einzige Bedeckung – und kam langsam näher, indem er sich geräuschlos durch die Gräser schob, um das Wild, nach dem er Begehren trug, nicht zu erschrecken. Trotzdem schien dieses eine Ahnung der bevorstehenden Gefahr zu haben und gab Zeichen großer Unruhe.

Da sauste ein Lasso pfeifend durch die Luft und rollte sich bei dem Tiere ab; aber der lange Riemen erreichte sein Ziel nicht; er glitt vom Rücken desselben herunter und fiel zu Boden.

Der Anschlag war verfehlt; das Guanako aber entfloh mit Windeseile und war bereits hinter den Baumgruppen verschwunden, als der Indianer am Gipfel des Hügels ankam.

Das vom nahen Tode bedroht gewesene Tier war gerettet, nun sollte auch der Mensch seinen Anteil an Todesnot und -gefahr haben!

Nachdem er das mit dem einen Ende an seinem Gürtel befestigte Lasso an sich gezogen und aufgerollt hatte, wollte er eben den Hügel hinabsteigen, als sich in nächster Nähe ein grimmiges Brüllen hören ließ und fast im gleichen Augenblicke ein wildes Tier vor seine Füße sprang. Es war ein Jaguar von außergewöhnlicher Größe; sein graubraunes Fell war mit schwarzen Flecken gezeichnet, die mit ihren lichten Mittelpunkten der Pupille eines Auges nicht unähnlich sahen.

Der Eingeborne kannte die Wildheit dieses gefährlichen Tieres und wußte, daß es ihn leicht mit einem einzigen Schlag seiner gewaltigen Tatze, einer Bewegung seiner fürchterlichen Kiefer töten konnte, und machte einen großen Sprung nach rückwärts. Unglücklicherweise kam ein Stein unter seinen Fußen ins Rollen, er verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. Mit hoch erhobener Hand suchte er sich mit Hilfe eines aus Seehundsknochen gefertigten, spitzen Messers zu verteidigen, das er aus seinem Gürtel gezogen hatte; einen Augenblick lang hoffte er sogar, sich erheben und eine günstigere Stellung einnehmen zu können, aber es sollte nicht sein. Das leicht verwundete Raubtier warf sich mit der Kraft der höchsten Wut auf ihn, riß ihn nieder und die scharfen Krallen zerfleischten

die Brust des Wehrlosen – er war verloren.

In diesem Augenblicke größter Not erzitterte die Luft von einer lauten Detonation und der Jaguar, dem eine Karabinerkugel das Herz durchbohrt hatte, brach wie vom Blitz getroffen zusammen. Kaum hundert Schritte vom Tatort schwebten leichte, weiße Rauchwölkchen über einer der Klippen; dort stand auf einem Felsblock, den Karabiner schußbereit erhoben, ein Mann.

Er war kein Stammesgenosse des Verwundeten, sondern zeigte den stark ausgeprägten arischen Typus. Obgleich von der Sonne sehr gebräunt, war er nicht von brauner Hautfarbe; sein Antlitz zeigte weder die (infolge der tiefliegenden Augenhöhlen) breite Nase, noch die hervortretenden Backenknochen, die niedrige Stirne und die kleinen Augen der indianischen Rasse. Im Gegenteil! Sein Gesichtsausdruck zeugte von bedeutender Intelligenz und die hohe, von unzähligen Falten durchfurchte Stirne verriet den Denker.

Seine Haare waren kurz geschnitten und grau wie der Bart. Sein Alter war unmöglich genau anzugeben doch mochte er vierzig bis fünfzig Jahre zählen.

Er war von großer Gestalt und schien sich der Kraft eines Athleten, einer eisernen Konstitution und unverwüstlicher Gesundheit zu erfreuen. Die Züge seines ernsten Antlitzes trugen den Stempel großer Energie und seine ganze Persönlichkeit atmete jenen Stolz, der wohl zu unterscheiden ist vom lächerlichen Hochmut eitler Dummköpfe; Haltung und Gebärden dieses Mannes zeugten von wahrem Adel.

Bald hatte der neue Ankömmling erkannt, daß ein nochmaliges Abfeuern seiner Waffe unnötig war; er senkte dieselbe, entlud sie, nahm sie unter den Arm und entfernte sich in südlicher Richtung.

Dort, am Fuße der Klippen, breitete sich unabsehbar weit das Meer aus. Der Mann beugte sich über die Steine und rief: »Karroly!« Dann fügte er noch einige Worte in einer rauhen, an gutturalen Lauten reichen Sprache hinzu.

Wenige Minuten später erschien in einem Felseneinschnitt ein Jüngling von ungefähr siebzehn Jahren, welchem ein Mann folgte, der die Vollkraft des Lebens bereits erreicht hatte. Auf den ersten Blick mußte man in ihnen Indianer erkennen, so verschieden waren sie von dem Manne, dessen Meisterschuß soeben den Beweis seiner großen Geschicklichkeit und Treffsicherheit geliefert hatte. Der ältere der Indianer, welcher sicher mehr als vierzig Jahre zählte, zeigte kräftig entwickelte Muskeln, breite Schultern und einen mächtigen Brustkorb, der große, eckige Kopf saß auf einem breiten Hals; er war von stattlicher Größe, hatte eine tiefdunkelbraune Hautfarbe, schwarze Haare und unter den dünnen Brauen blitzten verschmitzte Augen. In diesem Repräsentanten einer

untergeordneten Rasse schienen die tierischen mit menschlichen Eigenschaften um die Oberherrschaft zu kämpfen; aber nicht die Kennzeichen eines wilden Tieres trug der Mann an sich, eher diejenigen eines zahmen, an Liebkosungen gewöhnten Geschöpfes. Man hätte ihn für einen guten, treuen Hund nehmen können, einen jener mutigen Neufundländer, welche so oft zum Gefährten, mehr noch, zum Freunde ihres Herrn werden. Und wie eines dieser ergebenen Tiere kam er herbeigelaufen, als er seinen Namen rufen hörte.

Der junge Mann war aller Wahrscheinlichkeit nach sein Sohn; sein geschmeidiger Körper war vollständig nackt; in geistiger Hinsicht schien er den Vater weit zu überragen. Aus seinen feurigen Augen sprach ein klarer Verstand und, was vielleicht noch wertvoller ist, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit!

Als die drei Männer beisammen standen, wechselten die beiden älteren einige Worte in der früher erwähnten indianischen Sprache, die durch eine kurze Atempause in der Mitte der meisten Wörter gekennzeichnet ist; dann eilten alle zu dem Verwundeten hin, welcher neben dem toten Jaguar im Grase lag.



»Wo ist dein Stamm?« (S. 11.)

Der Unglückliche hatte das Bewußtsein verloren. Das Blut strömte aus seiner Brust, die in ganz entsetzlicherweise von den Krallen des wilden Tieres bearbeitet worden war. Aber seine Lider hoben sich ein wenig, als er fühlte, daß eine Hand seine groben Kleidungsstücke beiseite schob.

Als er denjenigen erkannte, der ihm Beistand brachte, erhellte ein Strahl der Freude seinen erloschenen Blick und die bleichen Lippen murmelten einen Namen:

»Der Kawdjer!«

Der Kawdjer! – Dieses Wort bedeutet »Freund«, »Wohltäter«, »Retter« in der Sprache der Eingebornen; mit diesem schönen Namen war augenscheinlich der Weiße gemeint, denn er senkte bejahend das Haupt.

Während er dem Todwunden die ersten Hilfeleistungen zuteil werden ließ, war Karroly zu den Klippen hinabgestiegen und kam bald mit einer Jagdtasche wieder, in der sich ein chirurgisches Besteck und mehrere Fläschchen mit dem Safte gewisser heilkräftiger Pflanzen befanden. Während der Indianer das Haupt des Verwundeten auf seine Knie bettete, wusch der Kawdjer die zerrissene Brust und suchte die Blutung zu stillen. Dann näherte er die Ränder der Wunden, bedeckte sie mit einem weichen Verbandstoff, der mit dem Inhalt eines der Fläschchen befeuchtet worden war, nahm seinen wollenen Gürtel ab und umschnürte damit die Brust des Indianers, um den Verband dort festzuhalten.

Konnte der Unglückliche mit dem Leben davonkommen? Der Kawdjer glaubte es nicht. Es gab kein Mittel, das diese fürchterlichen Wunden, die tief bis in die Weichteile reichten, die Lungenflügel nicht verschont hatten, zur Vernarbung bringen konnte!

Karroly benützte einen lichten Moment des Verwundeten, welcher die Augen geöffnet hatte, zu einer Frage:

»Wo ist dein Stamm?

– Dort,… dort!… murmelte der Indianer und zeigte mit der Hand nach Osten.

– Das wird acht bis zehn Meilen von hier, am Ufer des Kanales sein, sagte der Kawdjer; gestern Abend haben wir die Lagerfeuer gesehen.«

Karroly nickte beistimmend.

»Es ist erst vier Uhr, meinte der Kawdjer, aber die Flut ist bald zu erwarten; wir werden erst bei Sonnenaufgang fort können!

– Ja, sagte Karroly und der Kawdjer fuhr fort: Halg und du, ihr könnt ihn in das Boot tragen und dort niederlegen; mehr können wir jetzt für ihn nicht tun.«

Karroly und sein Sohn gehorchten sogleich. Sie hoben den Verwundeten auf und trugen ihn langsam und vorsichtig zum Strand hinunter; darauf kam der eine Indianer zurück, um den Jaguar zu holen, dessen Fell um teueres Geld an herumziehende Pelzhändler abgegeben werden sollte.

Während die zwei Gefährten den ihnen gewordenen Auftrag vollzogen, entfernte sich der Kawdjer einige Schritte und erklomm eine der Felsenzacken der Klippe, von wo aus sein aufleuchtender Blick alle Punkte des Horizontes umfassen konnte. Zu seinen Füßen schlängelte sich die phantastisch geschnittene

Uferlinie hin, die die Nordgrenze einer mehrere Meilen breiten Meeresstraße bildete. Die gegenüberliegende Küste, von tiefeinschneidenden Wasserarmen bis auf unabsehbare Entfernung hin zerrissen, war nur in vagen Umrissen sichtbar. Inseln und Inselchen waren ihr vorgelagert und erschienen dem fernen Beobachter wie bläulicher Wasserdunst.

Weder im Osten noch im Westen konnte man das Ende dieser Meeresstraße erblicken, die von hohen, drohenden Klippen umsäumt war.

Gegen Norden breiteten sich unendliche Prärien aus, die von zahlreichen Wasserläufen durchquert wurden, welche entweder als tosende Wildbäche oder in donnernden Wasserfällen ins Meer stürzten. Aus der Oberfläche dieser ungeheueren Ebenen erhoben sich stellenweise grüne Oasen, dichte Wälder, in deren Mitte man vergebens nach einem Dorfe gefahndet haben würde und deren Wipfel von den Strahlen der eben untergehenden Sonne in rotes Gold getaucht wurden. Noch weiter im Hintergrunde türmten sich schwere Bergmassen auf, mit glitzernden Kronen blendend weißer Gletscher geschmückt.

In östlicher Richtung war der bergige Charakter der Gegend fast noch mehr ausgeprägt. Als ob sie mit dem Binnenlande Schritt halten wollten, erhoben sich die Felsen terrassenförmig zu immer höheren Regionen und verloren sich schließlich als spitze Gipfel in den höchsten Himmelszonen.

Die Gegend schien gänzlich verlassen, verödet und dieselbe Einsamkeit brütete über dem Wasser: weit und breit war kein Fahrzeug zu sehen, nicht einmal ein gebrechliches Rindenkanoe oder ein primitives Segelboot! Und so weit der Blick reichen konnte, auf keiner der Inseln im Süden, an keiner Stelle der Küste, auf keinem erhöhten Punkte der Uferklippen stieg auch nur das leichteste Rauchwölkchen auf, das Kunde gegeben hätte von der Gegenwart menschlicher Lebewesen.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu und über Land und Wasser schwebte jener Hauch von Melancholie, der stets der Dämmerstunde voranzugehen pflegt. Einige dunkle Punkte verfinsterten den Abendhimmel; es waren große Vögel, die langsam durch die Lüfte schwebten und Umschau hielten nach einem Zufluchtsort für die Nacht.

Mit gekreuzten Armen stand der Kawdjer auf dem Felsblock, den er erklommen hatte, unbeweglich wie ein Steinbild. Sein Antlitz war verklärt, als hätte er eine Vision, seine Lider zitterten, seine Augen strahlten im Feuer heiliger Begeisterung, während er in die Betrachtung dieses wundervollen Schauspieles versunken war, das Wasser und Land bot, hier, an den äußersten Grenzen der Welt, auf diesen letzten, verstreuten Parzellen des Erdganzen, einer

vergessenen Region, wo kein Mensch ein Eigentumsrecht geltend machen konnte und die sich nie unter das Joch eines Gesetzgebers gebeugt hatte.

Lange, lange stand er so da, vom sinkenden Licht wie von einer Strahlengloriole umwoben, von der leichten Brise liebkosend umfächelt, dann öffnete er weit die Arme, als wollte er die majestätische Unendlichkeit vor sich umfassen, festhalten, an sein Herz drücken und ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Und während sein Blick mit stolzer Genugtuung das herrliche Land überflog und sich dann in kühner Herausforderung zu den Himmelshöhen erhob, brach von seinen Lippen ein Ruf, ein Ruf, der sich aus seinem tiefinnersten Sein losgelöst hatte und sein wildes Begehren verriet – nach Freiheit, nach absoluter, unbegrenzter Ungebundenheit.

Dieser Aufschrei, er war derjenige der Anarchisten aller Länder und Zeiten, jene berühmte und berüchtigte Formel, die so charakteristisch ist, daß sie als landläufiges Synonym für die ganze Verbrüderung gilt, die in vier kurzen Worten alles Wissen und Streben dieser gefürchteten Sekte kennzeichnet.

»Kein Gott! Kein Gebieter!« rief er mit Donnerstimme, während er sich von der Höhe seiner Klippe zu den tosenden Fluten unten niederbeugte und eine wilde, gebieterische Handbewegung machte, als ob er die unendliche Welt und alles auf ihr an sich reißen wollte.

Zweites Kapitel.

Eine geheimnisvolle Existenz.

Die Geographen bezeichnen mit dem Namen »Magalhães-Archipel« die Gesamtheit aller Inseln und Inselchen, die zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean um die Südspitze des amerikanischen Kontinentes gelagert sind. Die südlichsten Gegenden dieses Erdteiles sind die Ländergebiete Patagoniens, das in zwei langgestreckte Halbinseln endet, deren eine als äußersten Ausläufer das Kap Froward trägt. Dem Gebiete, das durch die Magalhães-Straße von dem Festland getrennt ist, hat man – und mit Recht – in dankbarer Erinnerung an den berühmten Seefahrer des 16. Jahrhunderts – den Namen Magalhães-Archipel beigelegt.

Die abgetrennte geographische Lage hatte zur Folge, daß dieser Teil der Neuen Welt bis zum Jahre 1881 noch keinem zivilisierten Staate einverleibt worden war, selbst nicht seinen nächstgelegenen Nachbarn Chile und der Republik Argentina, deren Interesse übrigens lange Zeit durch einen Streit um die Pampas Patagoniens gefesselt wurde. Der Magalhães-Archipel gehörte

niemandem, Niederlassungen konnten hier nach Belieben gegründet werden und erfreuten sich vollkommener Unabhängigkeit.

Diese Inselwelt ist durchaus nicht von kleiner Ausdehnung, sie verfügt über einen Flächenraum von fünfzigtausend Quadratkilometern. Außer einer großen Anzahl kleiner Inseln geringer Bedeutung gehören zu dem Archipel das Feuerland, das Desolations-Land, die Inseln Clarence, Hoste, Navarin, die Gruppe des Kap Hoorn, die sich wieder aus den Inseln Wollaston, Hermite, Herschel und anderen Inselchen und Klippen zusammensetzt; so löst sich der gewaltige amerikanische Kontinent langsam in kleine Erdschollen und Staub auf.

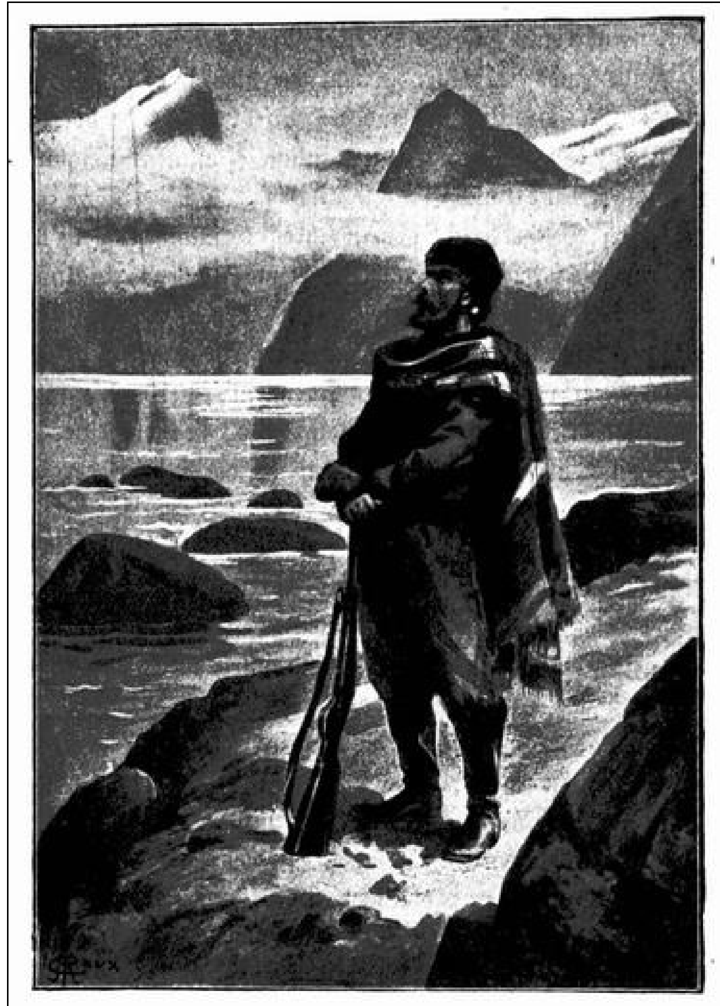
Von diesen Teilgebieten, die in ihrer Gesamtheit den Magalhães-Archipel bilden, weist das Feuerland die größte Flächenentwicklung auf. Im Norden und Westen vom Vorgebirge Espiritu Santo bis zum Magdalenen-Sund ist die Küstenlinie wild zerrissen. Nach Westen springt eine schmale Halbinsel ins Meer vor, die den Berg Sarmiento (2070 m) trägt; im Südosten endigt die Insel in der Spitze San Diego; sie sieht einer zusammengekauerten Sphinx ähnlich, deren Schweif in die Wasser der Straße von Le Maire taucht.

Im Monat April 1880 haben sich auf eben dieser Insel die im vorigen Kapitel erwähnten Begebenheiten abgespielt. Die Meeresstraße, die der Kawdjer während seiner fieberhaften Betrachtung vor Augen hatte, war der Beagle-Kanal, der das Feuerland im Süden begrenzt und dessen jenseitiges Ufer von den Inseln Gordon, Hoste, Navarin und Picton gebildet wird. Noch südlicher entfaltet sich die Inselwelt des Kap Hoorn.

Zehn Jahre vor dem Beginn dieser Erzählung war der Mann, dem die Indianer später den Namen Kawdjer beigelegt hatten, zum ersten Male auf feuerländischem Boden aufgetaucht. Wie war er hergekommen? Ohne Zweifel an Bord eines der zahlreichen Segelschiffe oder Dampfer, die das Labyrinth von Wasserstraßen befahren, das sich innerhalb des Magalhães-Archipels und jenen Inseln ausbreitet, die dessen Fortsetzung im Stillen Ozean bilden. Handelsbeziehungen verknüpfen sie mit den Eingebornen, deren Jagdbeute an Tierfellen (von Guanakos, Vikunas und Seewölfen) sie sehr zu schätzen wissen. Die Gegenwart dieses Fremden ließ sich auf die Weise leicht erklären; auf andere Fragen, seinen Namen, seine Nationalität betreffend, war die Antwort schwerer zu finden; man ahnte nicht einmal, ob er der Alten oder Neuen Welt entstamme.

Man wußte gar nichts von ihm. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß gesagt werden, daß von niemandem der Versuch gemacht worden war, Klarheit

in diese Angelegenheit zu bringen. Welches wäre auch die Persönlichkeit gewesen, die in diesem Lande, das keine Autorität anerkannte, ein Recht gehabt hätte, ihn auszufragen? Er lebte ja nicht in einem gesetzlich geordneten Staate, wo die Polizei der Vergangenheit jedes einzelnen nachforscht, wo es unmöglich ist, längere Zeit unerkannt zu bleiben.



Mit gekreuzten Armen stand er auf dem Felsblock,… (S. 13.)

Hier war niemand mit irgendwelchen Machtvollkommenheiten versehen, hier lebte man außerhalb des Bannkreises feststehender Gebräuche und Gesetze, kleinlicher Vorschriften, hier war das Land der Freiheit!



Von den anderen Inseln kamen sie seinen Rat erbitten.. (S. 22.)

Während der ersten zwei Jahre seiner Anwesenheit auf dem Feuerlande hatte der Kawdjer keinen bestimmten Ort zum bleibenden Wohnsitze gewählt. Er war bald hier, bald dort zu finden, durchkreuzte die ganze Gegend in abenteuerlichen Fahrten und schloß Freundschaft mit den Eingebornen; niemals aber berührte er die wenigen, von Ansiedlern der weißen Rasse bewohnten Niederlassungen. Wenn er jemals mit einem der Schiffe in direkte Verbindung trat, die irgendeinen Punkt des Archipels anliefen, so geschah dies nur, wenn er für einen Feuerländer den Zwischenhändler abgab oder sich mit Munition und Arzneien neu versehen mußte. Diese Einkäufe bezahlte er entweder mit Tauschobjekten oder in spanischem oder englischem Gelde, mit dem er reichlich versehen zu sein schien.

Sonst war er auf steter Wanderung von Stamm zu Stamm, von Lagerplatz zu Lagerplatz begriffen. Er lebte, wie die Eingebornen, vom Ertrage der Jagd und des Fischfanges; hielt sich bald bei den Bewohnern der Küstengegenden, bald

bei den Völkerschaften im Inneren des Landes auf, wohnte in ihren Zelten, pflegte und heilte die Kranken, unterstützte die Witwen und Waisen und war bald der Gegenstand dankbarster Verehrung dieser armen Leute, die ihm den glorreichen Namen beilegten, unter dem er von einem Ende des Archipels zum anderen bekannt und geliebt war.

Es konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß der Kawdjer ein sehr unterrichteter, gebildeter Mann war, besonders in den Heilswissenschaften mußte er eingehende Studien gemacht haben. Er sprach auch geläufig mehrere Sprachen: Franzosen, Engländer, Deutsche, Spanier und Norweger hätten ihn getrost für einen Sohn ihres Landes ansehen können. Diesen polyglotten Kenntnissen hatte diese rätselhafte Persönlichkeit natürlich sehr bald die Landessprache hinzugefügt, den yacanischen Dialekt. Dieses Idiom, das im ganzen Magalhães-Archipel gesprochen wird und das auch die Missionäre zu ihren Bibelübersetzungen benützen, beherrschte er fließend.

Der Magalhães-Archipel, wo der Kawdjer sein Leben zuzubringen gedachte, ist durchaus keine unbewohnbare Gegend, wie man gewöhnlich annimmt, wenn man es nach dem Rufe beurteilt, den ihm die Berichte der ersten Erforscher geschaffen haben. Allerdings wäre es übertrieben, der Gegend den Namen eines irdischen Paradieses beizulegen und es wäre lächerlich, leugnen zu wollen, daß sein äußerstes Vorgebirge, das Kap Hoorn, von den fürchterlichsten Stürmen heimgesucht wird, die an Heftigkeit und häufigem Auftreten ihresgleichen suchen. Und doch gibt es viele Länder, selbst in Europa, die eine zahlreiche Bevölkerung zu ernähren haben und wo die Existenzbedingungen noch härter sind als hier. Wenn auch das Klima naturgemäß ein sehr feuchtes ist, so verdankt anderseits der Archipel den umgebenden Wassern eine sehr geregelte, gleichmäßige Temperatur, die eisigen Winter des nördlichen Rußlands, Schwedens und Norwegens sind ihm unbekannt. Die mittlere Temperatur fällt im Winter nie unter 5 Grad Celsius und steigt im Sommer zur Zeit der größten Hitze nie über 15 Grad.

Trotz der gänzlich fehlenden meteorologischen Beobachtungen genügt der bloße Anblick dieser Inseln, um alle Äußerungen eines übertriebenen Pessimismus zum Schweigen zu bringen. Die Vegetation erreicht hier eine Üppigkeit, die ihr in der kalten Zone versagt sein würde. Die herrlichsten Weideplätze von ungeheuerer Ausdehnung finden sich hier, die zahllosen Herden Nahrung in Überfluß bieten könnten, und endlose Waldungen, in denen die Buche, die Birke, der Sauerdorn und der Zimtbaum herrlich gedeihen. Gewiß würden sich auch unsere Gemüsepflanzen und Hülsenfrüchte leicht akklimatisieren; selbst die Getreidearten, der Weizen mitgerechnet, könnten hier

ein leichtes Fortkommen finden.

Unbewohnbar ist dieser Landstrich nicht, aber fast unbewohnt. Seine Bevölkerung besteht in einer kleinen Anzahl von Indianern, welche man unter dem Namen »Feuerländer« oder »Yacanas« kennt, wirklichen Wilden, welche auf der allertiefsten Stufe der menschlichen Gesellschaft stehen und in diesen einsamen Ebenen ein elendes Wanderleben führen. –

Lange vor dem Zeitpunkt, mit dem diese Geschichte einsetzt, hatte Chile an der Magalhāes-Straße die Station Punta-Arenas gegründet, dabei wurde vorübergehend seine Aufmerksamkeit auf jene unbekannten Gegenden gelenkt. Aber weiter ging das Interesse nicht und trotz des Aufblühens der neugegründeten Niederlassung wurde kein Versuch gemacht, auf dem Magalhāes-Archipel festen Fuß zu fassen.

Welche Kette von Ereignissen hatte wohl den Kawdjer in diese der Mehrzahl der Menschen unbekannte Region geführt? Auch das war Geheimnis; aber dieses Mysterium war doch vielleicht zu ergründen.

Der stolze Ruf, der von der Höhe der Klippe wie eine Herausforderung des Himmels, ein leidenschaftlicher Dank an die herrliche, freie Natur erklungen war, ließ manches erraten.

»Kein Gott! Kein Gebieter!« So lautet der Wahlspruch der Anarchisten. Die Vermutung mußte naheliegen, daß der Kawdjer dieser Verbindung angehörte, die sich aus den heteroklitesten Elementen zusammensetzt, aus einer bunt untereinandergewürfelten Menge von Verbrechern und Dunkelmännern besteht und nur wenige erleuchtete Köpfe zählt. Jene sind neid-und haßerfüllte Egoisten, immer zu Raub und Mord und jeder Gewalttat bereit; diese Idealisten, Dichter, welche von einer neuen Menschheit träumen, die über den Trümmern der bestehenden Ordnung erstehen soll; einer Menschheit, der alle Schlechtigkeit fremd ist und die zum Leben erweckt wird nach Aufheben jener Gesetzesparagraphen, die der Menschengeist erfunden hat, um das Böse in möglichst enge Grenzen zu bannen.

Welcher dieser beiden Klassen gehörte der Kawdjer an? War er einer jener verbitterten Freiheitsdurstigen, jener Apologeten der schnellen Tat? Vielleicht hatte er für seine Überzeugung Propaganda zu machen gesucht, war aus allen zivilisierten Staaten ausgewiesen worden und mußte froh sein, in diesem versteckten Winkel der bewohnten Erde ein Unterkommen zu finden!?

Eine derartige Voraussetzung wäre in direktem Widerspruch mit seiner Lebensführung gestanden, die, seitdem er die Inseln bewohnte, nur Züge von Güte und Menschenfreundlichkeit aufzuweisen hatte. Wer so oft und ohne

Bedenken sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um einige armselige menschliche Existenzen vom Tode zu erretten, konnte sich unmöglich mit Gedanken der Zerstörung, der Vernichtung getragen haben. Möge er Anarchist sein! Und er war es! Hatte ihn sein Ausruf doch verraten! Aber dann gehörte er der Kategorie der Träumer an und nicht den mit Messern und Bomben hantierenden Mitgliedern.

War dem so, dann mußte sein Exil ein freiwilliges sein, der logische Ausgang eines in seinem Inneren abgespielten Dramas und nicht eine durch einen fremden Willen diktierte Strafe. Durch seine Träume verblendet, waren ihm die ehernen Gesetze, die im zivilisierten Weltall den Menschen von der Wiege bis zum Grabe wie an einem Zügel führen, unleidlich, unerträglich geworden und es kam ein Augenblick, wo ihm die Luft zum Atmen erstickend dünkte in diesem Urwald von unzähligen Vorschriften, durch welche sich die Staatsbürger um den Preis ihrer Unabhängigkeit einen gewissen Wohlstand und Sicherheit erkaufen. Seine Charakteranlage verbot ihm, seine freiheitlichen Ideen, seinen Widerwillen gegen die bestehenden Einrichtungen auf dem Wege der Gewalt zu verbreiten, somit blieb ihm kein anderer Weg offen, als zu fliehen und auf die Suche nach einem Lande zu gehen, in dem niemand Sklavenketten trug, und so war er schließlich im Magalhães-Archipel gelandet, der einzigen Gegend auf der ganzen Erdoberfläche, wo noch unbeschränkte Freiheit herrschte.

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes daselbst, zwei volle Jahre hindurch, verließ der Kawdjer niemals die große Insel, wo er sich ausgeschifft hatte.

Das Vertrauen, das er den Eingebornen einzuflößen wußte, das Ansehen, das er sich bei allen Stämmen erworben hatte, wurde immer größer. Von den anderen Inseln kamen die Canoe-oder Pirogen-Indianer seinen Rat erbitten, welche einer anderen Rasse angehören als die Yacanas, die das Feuerland bewohnen. Diese armen Fischervölker, welche, wie ihre Stammesgenossen, von ihrer Jagdbeute und dem Ertrag des Fischfanges lebten, suchten den »Wohltäter« auf, wenn er sich an der Küste des Beagle-Kanales aufhielt. Niemand ging jemals ohne Rat und Hilfe von ihm. In besonders bösen Zeitläufen, wenn eine verheerende Krankheit ausbrach und unter der Bevölkerung wütete, hatte er dieselbe mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen gesucht, ohne die geringste Rücksicht auf sein gefährdetes Leben zu nehmen. Bald verbreitete sich der Ruf seiner Taten über die ganze Gegend. Er überflog die Magalhães-Straße, man erfuhr, daß ein Fremder, dem die dankbaren Eingebornen den Titel eines Kawdjer gegeben hatten, auf dem Feuerlande lebte, und er wurde zu wiederholten Malen aufgefordert, nach Punta-Arenas zu kommen. Stets hatte er

nur eine abschlägige Antwort darauf. Keine Macht der Welt hätte ihn zu diesem Besuche bewegen können. Sein Fuß sollte unfreies Land nie mehr berühren.

Am Ende des zweiten Jahres seiner selbstgewählten Verbannung ereignete sich ein Zwischenfall, der nicht ohne Einfluß auf sein späteres Leben bleiben sollte.

Wenn auch der Kawdjer sich standhaft weigerte, die chilenische Niederlassung auf patagonischem Boden zu betreten, so hinderte dies die Patagonier keineswegs, in das Gebiet des Magalhães-Archipels gewaltsam einzudringen. In wenigen Stunden konnten sie mit ihren Pferden am Südufer der Magalhães-Straße anlangen, von wo aus sie ausgedehnte Streifzüge (man gibt ihnen in Amerika die Bezeichnung *»raids«)* von einem Ende der Feuerlandsinsel zum anderen unternahmen, dabei die Eingebornen angriffen, Lösegeld von ihnen erpreßten und deren Kinder als Sklaven in ihre patagonische Heimat führten.

Zwischen den Patagoniern oder Tehuel-Che-Indianern und den Feuerländern bestehen ziemlich ausgesprochene ethnographische Verschiedenheiten bezüglich der Rasse und der Sitten; die ersteren sind viel mehr zu fürchten als die letzteren. Diese leben hauptsächlich vom Fischfang und vereinigen sich in Familien, während jene vor allem Jäger sind und vielköpfige Stämme unter Anführung von Häuptlingen bilden. Außerdem sind die Feuerländer von kleinerer Gestalt als ihre das Festland bewohnenden Nachbarn. Ihre charakteristischen Kennzeichen sind der große, viereckige Kopf mit stark vorspringenden Backenknochen im Antlitz, dünnbesäeten Augenbrauen und niedriger Stirne. Im allgemeinen hält man sie für tiefstehende Geschöpfe, deren Rasse aber noch lange nicht erlöschen wird, da sie sich einer zahlreichen Nachkommenschaft erfreuen, fast so zahlreich, könnte man sagen, wie die der Hunde, die den Lagerplatz umstreifen.

Die Patagonier machen einen ganz anderen Eindruck; es sind große Leute, kräftig gebaut und gut proportioniert. Sie sind bartlos und lassen ihre langen, schwarzen Haare offen über den Rücken herabwallen; auf der Stirne sind dieselben durch ein Band zusammengehalten. Ihr olivenbraunes Gesicht ist in der Gegend der Kiefer breiter als an den Schläfen, die Augen zeigen den Typus der mongolischen Rasse und beiderseits der breiten Stulpnase blitzen tiefliegende, kleine Augen. Sie sind kühne und unermüdliche Reiter, die auf ihren ausdauernden Tieren die weiten Ebenen durchschweifen; unermeßlich groß ist ihr Jagdgebiet, wo sie das Guanako, Vikuna und den Nandu verfolgen; ihre Pferde finden auf den ausgedehnten Weideflächen Nahrung im Überfluß.

Mehr als einmal schon hatte sie der Kawdjer auf ihren Plünderungszügen durch das Feuerland begegnet, aber er war nie in nähere Berührung mit den

wilden Räubern gekommen, welche Chile und Argentina nicht im Zaume zu halten vermögen.

Es war im November 1872, als der Wandertrieb den Kawdjer bis an die Westküste Feuerlands geführt hatte, wo er an der Magalhães-Straße zum ersten Male Gelegenheit hatte, im Interesse der die Useleß-Bai bewohnenden Yacanas mit den Eindringlingen in nähere Berührung zu kommen.

Diese Bucht ist im Norden von Sümpfen begrenzt und bildet einen tiefen Einschnitt in der Westküste Feuerlands, ungefähr gegenüber der Stelle, wo Sarmiento seine Kolonie Port-Famine traurigen Gedenkens errichtet hat.

Ein Trupp Patagonier war an der Südküste der Bai gelandet und hatte einen Lagerplatz der Feuerlands-Insulaner angegriffen, der ungefähr zwanzig Familien Obdach bot. Die Angreifer waren im Vorteil, denn sie waren den Yacanas an Zahl überlegen, stärker und besser bewaffnet.

Trotzdem versuchten diese, dem Feinde Widerstand zu leisten; ihr Anführer war ein Canoe-Indianer, welcher auf seiner Piroge zum Lager gekommen war.

Dieser Mann war Karroly. Er versah den Dienst eines Lotsen und führte die Küstenfahrzeuge, die sich in den Beagle-Kanal und in die Meeresstraßen der Inselgruppe des Kap Hoorn wagten. Soeben hatte er ein Schiff nach Punta-Arenas gebracht und war bei der Rückfahrt in der Useleß-Bai ans Land gestiegen.

Karroly tat sein Möglichstes, energischen Widerstand zu leisten und die Räuber zurückzuschlagen, aber die Kräfteverteilung war eine zu ungleiche, die Feuerländer in ihrer absoluten Minderheit waren bald überwunden, das Lager wurde erobert, die Zelte niedergerissen, es floß Blut, und was nicht getötet worden war, suchte sein Heil in rascher Flucht.

Während des Kampfes war Halg, der damals neunjährige Sohn Karrolys, in der Piroge geblieben und wartete auf die Rückkehr seines Vaters. Plötzlich sah er zwei beutegierige Patagonier auf sich zustürzen.

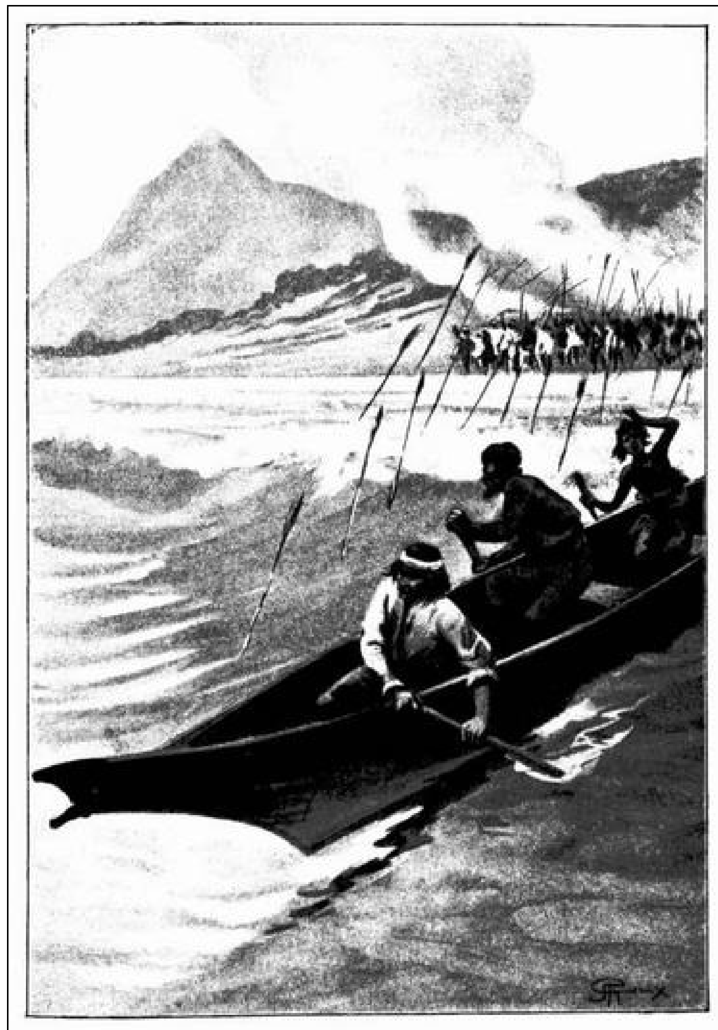
Es wäre dem Knaben ein Leichtes gewesen, sich mit wenigen Ruderschlägen zu entfernen und in Sicherheit zu bringen, aber dieses Vorgehen würde seinem Vater jede Möglichkeit einer Rettung durch die Flucht vereitelt haben.

Schon sprang der eine der Räuber in die Barke und packte das Kind beim Arme, um es mit sich fortzuschleppen. Gerade im rechten Augenblick erschien Karroly, der aus dem unrettbar in den Händen der Feinde befindlichen Lager entflohen war, um seinem Sohne Hilfe zu bringen. Ein Pfeil, von dem zweiten Patagonier abgeschnellt, schwirrte an seinem Ohre vorbei, ohne ihn zu berühren.

Ehe noch dieser Versuch, diesmal vielleicht mit glücklicherem Erfolge, hätte wiederholt werden können, ertönte der scharfe Knall einer Feuerwaffe.

Der Räuber fiel tödlich getroffen zur Erde, während sein Gefährte die Flucht ergriff.

Der Schuß war von einem Manne der weißen Rasse abgegeben worden, den der Zufall auf den Kampfplatz geführt hatte. Es war der Kawdjer. Es war keine Zeit zu verlieren. Die Piroge wurde eiligst angeholt, der Kawdjer, Karroly und der Knabe sprangen hinein und segelten davon.



Dem fliehenden Fahrzeuge wurde eine Wolke von Pfeilen nachgesandt. (S. 27.)

Als sie ungefähr eine Kabellänge von der Küste entfernt waren, sandten die Tehuel-Che-Indianer dem fliehenden Fahrzeug ein Wolke von Pfeilen nach, deren einer Halg an der Schulter verwundete.

Die Wunde war nicht ungefährlich und der Kawdjer wollte seine Gefährten nicht verlassen, so lange seine Hilfe nötig und der Knabe nicht außer Gefahr war. So blieb er denn bei ihnen in der Piroge, die das Feuerland umschiffte, in den Beagle-Kanal einfuhr und schließlich in einer kleinen, wohlgeschützten Bucht der Neuen Insel landete, in deren Nähe Karrolys Felsenhöhle lag. Jetzt war für das Leben des Kindes nichts mehr zu fürchten, die Wunde war in schönster Heilung begriffen und Karroly wußte nicht, wie er seinen überströmenden Dankbarkeitsgefühlen Ausdruck geben sollte. Als die Piroge wohlverankert in der Bucht lag, sprang Karroly ans Land und bat den Kawdjer, ihm zu folgen.

»Hier ist mein Haus, sagte er, hier lebe ich mit meinem Sohne. Wenn du nur einige Tage rasten willst, bist du mir willkommen und mein Boot wird dich dann wieder an das andere Ufer des Kanales bringen. Willst du aber immer hier bleiben, so sieh mein Haus als das deinige an und ich will dein Diener sein.« –

Von diesem Tage an hatte der Kawdjer die Neue Insel, Karroly und dessen Kind nicht mehr verlassen. Dank seiner Bemühungen wurde die Behausung des Canoe-Indianers bald wohnlicher, bequemer und Karroly war instand gesetzt, seinen Lotsendiensten unter günstigeren Bedingungen nachzugehen.

Die gebrechliche Piroge hatte einer wohlkonstruierten Schaluppe, der Wel-kiej, Platz gemacht; es war dieselbe, in welcher der durch den Jaguar verwundete Indianer transportiert worden war. Man hatte sie nach der Strandung eines norwegischen Schiffes käuflich erworben.

Aber diese neue Existenz hielt den Kawdjer nicht ab, sein menschenfreundliches Werk fortzuführen. Seine Besuche bei den Familien der Indianer erlitten keine Unterbrechung und er war stets dort zu finden, wo es galt, einen Dienst zu erweisen, Hilfe zu leisten oder Schmerzen zu stillen.

Mehrere Jahre waren auf diese Art verstrichen und man hätte meinen können, daß der Kawdjer gewillt war, bis zu seinem Tode das ungebundene Leben in diesem freien Lande weiterzuführen – als ein unvorhergesehenes Ereignis seine Pläne gewaltsam durchkreuzte.

Drittes Kapitel.

Das Ende eines freien Landes.

Die Neue Insel bewacht das östliche Ende des Beagle-Kanales. Sie hat ungefähr die Gestalt eines unregelmäßigen Fünfeckes und ist bei vier Kilometer Breitenausdehnung acht Kilometer lang. Bäume gibt es hier im Überfluß,

besonders zahlreich vertreten ist die Buche, die Esche, einige Myrtenarten und Zypressen mittlerer Größe. Auf den Prärien gedeihen die Stechpalme, Berberitzen und niedere Farrenkräuter. An besonders geschützten Stellen findet sich auch fruchtbare Erde, anbaufähiger Boden, der sich für Gemüsekulturen eignet. Und wo der Humus in ungenügender Menge vorhanden ist, wie unten am sandigen Strand, hat die Natur selbst einen Teppich von Flechten, Moosen und Bärlapp hingelegt.

Auf dieser Insel, im Schutze eines hohen Felsblockes, mit freiem Ausblicke auf das Meer, hatte der Indianer Karroly seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Er hätte schwerlich eine günstigere Stelle ausfindig machen können. Alle Schiffe, die die Straße Le Maire passiert haben, kommen in nächster Nähe der Insel vorüber. Wenn sie das Kap Hoorn umschiffen, um den Stillen Ozean zu durchqueren, brauchen sie niemand an Bord; werden sie aber durch Handelsinteressen veranlaßt, dem Inneren dieses entlegenen Archipels einen Besuch abzustatten, können sie beim Durchkreuzen der verschiedenen kleinen Meeresstraßen ohne die Führung eines Lotsen unmöglich weiterkommen. Aber solche Handelsschiffe verirrten sich verhältnismäßig selten in diese Inselwelt, ihre Zahl wäre ungenügend gewesen, um Karroly und seinem Sohn den Lebensunterhalt zu sichern. So beschäftigte er sich denn mit Jagd und Fischfang und setzte sich auf diese Weise in den Besitz von Tauschobjekten, für die er dann die für seine Existenz notwendigsten Dinge erhielt.

Infolge ihrer beschränkten Ausdehnung hatte die Insel nur eine geringe Anzahl Guanakos und Vikunas aufzuweisen, deren Felle sehr geschätzt werden; aber in nächster Nähe sind ja andere, bedeutend größere Inseln: Navarin, Hoste, Wollaston, Dawson und vor allem das Feuerland mit ausgedehnten Ebenen und dichten Wäldern, wo diese Wiederkäuer und auch Raubtiere in großer Menge leben.

Lange Zeit hatte Karroly eine natürliche Felsengrotte als Wohnstätte, die übrigens in vieler Hinsicht einer gebrechlichen Hütte vorzuziehen war. Nach dem Erscheinen des Kawdjer auf der Insel war die Höhle im Granitfelsen verlassen worden und der Indianer hatte ein Haus bezogen. Die Wälder hatten das Bauholz dazu geliefert, von den Felsen der Küste wurden die nötigen Steine gebrochen und die Myriaden kleiner Muscheln, die am Strande vorkommen, mußten zur Kalkbereitung herhalten.

Das Haus bestand aus drei Zimmern: in der Mitte lag der gemeinsame Wohnraum mit einem großen Herd, rechts davon befand sich ein Zimmer, in dem Karroly und sein Sohn hausten und in dem links vom Mittelraum gelegenen Gemache wohnte der Kawdjer; hier lagen, in Wandregalen wohl geordnet, seine

Schriften und Bücher, teils medizinische Werke, teils Abhandlungen über Nationalökonomie und Soziologie. Ein Schrank enthielt eine Auswahl von Fläschchen und chirurgischen Instrumenten.

In dieses Haus kam der Kawdjer mit beiden Gefährten nach seinem Ausflug ins Feuerland zurück, wo sich die Ereignisse abgespielt hatten, die zu Beginn dieser Erzählung erwähnt worden sind.

Zunächst hatten sie aber den Lauf der Wel-kiej nach der Niederlassung des verwundeten Indianers gerichtet; diese war an der Ostseite des Beagle-Kanales gelegen. Um die am Ufer eines Baches regellos daliegenden Hütten sprangen unzählige Hunde, deren lautes Gebell die Ankunft der Schaluppe verkündete. Auf der nahen Wiese weideten zwei Pferde schwächlichen Aussehens und aus dem Dache einiger Hütten stiegen dünne Rauchsäulen zum Himmel.

Kaum war die Annäherung der Wel-kiej bekannt geworden, als ungefähr sechzig Männer und Frauen erschienen, welche in großer Hast zum Strand hinabeilten; eine Menge nackter Kinder folgte ihnen.

Als der Kawdjer ans Land sprang, drängte sich alt und jung an ihn heran; jeder wollte ihm als erster die Hand drücken. Diese freudige Begrüßung seitens der armen Eingebornen gab Zeugnis von der lebhaften Dankbarkeit, die sie für den Mann empfanden, von welchem sie unzählige Liebesdienste, Rat und Hilfe empfangen hatten. Geduldig hörte er alle an, den Bericht ihrer Erlebnisse, ihre kleinen Leiden und Freuden; Mütter brachten ihm ihre kranken Kinder und geizten nicht mit Beweisen lebhafter Dankbarkeit; seine bloße Gegenwart wirkte Wunder, tröstete, beruhigte und heilte. Endlich konnte er in eine der Hütten eintreten, um gleich darauf, von zwei Frauen, einer älteren und einer ganz jungen gefolgt, wieder zu erscheinen. Letztere hielt ein Knäblein an der Hand. Es waren die Mutter, das Weib und der Sohn des vom Jaguar angefallenen Indianers, welcher trotz aller Bemühungen des Kawdjer während der Überfahrt gestorben war.

Der Leichnam wurde am Strand niedergelegt und von den Bewohnern des Lagers umringt; und nun erzählte ihnen der Kawdjer die näheren Umstände seines Todes; dann ging er wieder unter Segel, nachdem er großmütig der trostlosen Witwe den toten Jaguar geschenkt hatte, dessen Fell für diese armen, enterbten Wesen einen ungeheueren Wert repräsentierte. –

Das Winterhalbjahr hatte begonnen und in dem Hause auf der Neuen Insel nahm das Leben seinen gewöhnlichen Gang. Einige falkländische Küstenfahrer legten an der Insel an, um Tierfelle einzukaufen, ehe die Schneemengen die Schiffahrt in diesen Gewässern unmöglich machten.

Die verlangten Häute wurden günstig verkauft oder gegen Mundvorräte und Munition eingetauscht, denn es galt, sich mit allem Nötigen zu versehen vor Eintritt der rauhen Jahreszeit, die vom Juni bis September dauerte.

In der letzten Woche des Monates Mai hatte eines dieser Fahrzeuge die Hilfe Karrolys in Anspruch genommen, und Halg und der Kawdjer blieben allein auf der Neuen Insel.

Der junge Mann, welcher soeben das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatte, brachte dem Kawdjer die Liebe eines Sohnes entgegen, während dieser für den Jüngling die zärtlichen Gefühle eines Vaters empfand. Er hatte sich bemüht, auf den Verstand des Knaben einzuwirken, denselben zu wecken, zu beleben, zu erweitern, und es war ihm in der Tat gelungen, aus dem wilden Urmenschen ein neues Wesen zu schaffen, welches ganz verschieden war von seinen übrigen Stammesgenossen, welche so ganz außerhalb des Bereiches der Zivilisation lagen.

Es ist kaum nötig, zu bemerken, daß der Kawdjer seinem jungen Schützling Halg jene Vorstellungen einimpfte, die ihm selbst über alles teuer waren: Ideen über Freiheit, Unabhängigkeit. Keinen Herrn, kein höher stehendes Wesen sollten Karroly und sein Sohn in ihm sehen, sondern den Gleichgestellten, den Gefährten. Es gibt keinen Herrn, kann keinen geben für einen Menschen, wenn er dieses Namens würdig sein soll! Man soll nur einen Gebieter anerkennen: sich selbst. Sonst braucht man keinen Herrn, weder im Himmel noch auf Erden!

Der ausgestreute Same fiel auf ein Erdreich, das sich wunderbar zur Aufnahme eignete. Die Feuerländer haben einen angebornen Freiheitsdrang, einen unstillbaren Trieb nach Ungebundenheit. Für die Freiheit opfern sie alles, um ihretwillen verzichten sie auf die Vorteile, die ein seßhaftes Leben ihnen verschaffen würde. Man kann ihnen ein sorgenfreies Dasein bieten, sie mit einem gewissen Wohlstand umgeben, für ihr sicheres Auskommen in jeder Weise sorgen – nichts kann sie halten; bei der ersten Gelegenheit entfliehen sie, um ihr gewohntes Abenteurerleben mit seinen Mühen und Entbehrungen wieder aufzunehmen; oft sind sie dem Verhungern nahe, führen ein elendes Dasein, aber – sie leben in Freiheit!

Anfangs Juni setzte der Winter im Magalhães-Archipel in voller Strenge ein; die Kälte erreichte zwar keinen übermäßig hohen Grad, aber eisige Stürme tobten und fürchterliche Unwetter gingen in diesen Breiten nieder, die Neue Insel verschwand fast unter den stetig anwachsenden Schneemassen.

Und so blieb es während der Monate Juni, Juli und August. In der ersten Hälfte des September wurde die Temperatur bedeutend milder und die

falkländischen Küstenfahrzeuge zeigten sich wieder in diesen Gewässern. Am 19. September verließ Karroly an Bord eines amerikanischen Dampfers, der in den Beagle-Kanal eingelaufen war und die Lotsenflagge gehißt hatte, die Neue Insel; seine Abwesenheit war auf acht Tage berechnet; Halg und der Kawdjer blieben allein zurück. Als die Schaluppe den Indianer heimgebracht hatte, erkundigte sich der Kawdjer seiner Gewohnheit gemäß nach den Einzelheiten der Reise.

»Es ist nichts Außergewöhnliches vorgefallen, antwortete Karroly; mir hatten ruhiges Meer und günstigen Wind.

– Wo hast du das Schiff verlassen?

– Am Darwin-Sund, an der äußersten Spitze der Stewart-Insel; dort kreuzten wir einen Avisodampfer, der uns entgegenkam.

– Wohin fuhr er?

– Nach dem Feuerland. Auf dem Heimweg sah ich ihn wieder; er hatte in einer Bucht Anker geworfen und schiffte Soldaten aus.

– Soldaten? rief der Kawdjer im höchsten Erstaunen. Welcher Nation gehören sie an?

– Sie sind aus Chile und Argentina.

– Was machen sie?

– Nach ihrer Aussage waren sie zum Schutze zweier Kommissäre beordert, welche das Feuerland und die Nachbarinseln durchforschen sollen.

– Woher kommen die Kommissäre?

– Von Punta-Arenas; der Gouverneur hat ihnen das Avisoschiff zur Verfügung gestellt.«

Der Kawdjer fragte nicht weiter; er blieb nachdenklich. Was bedeutete die Ankunft der Kommissäre? Was war der eigentliche Zweck ihrer Anwesenheit im Magalhães-Archipel. Handelte es sich um das oro-oder hydrographische Studium des Landes oder war das Ziel ihrer Tätigkeit die Feststellung der Küstenlinie, eine genaue Aufnahme der Meeresstraßen im Interesse der Schiffahrt?

Der Kawdjer war tief in Gedanken versunken. Er konnte sich eines unbestimmten Gefühles der Unruhe nicht erwehren. Vielleicht sollte sich diese Rekognoszierung auf die ganze Inselgruppe erstrecken; möglicherweise würde der Avisodampfer auch in den Gewässern der Neuen Insel Anker werfen!

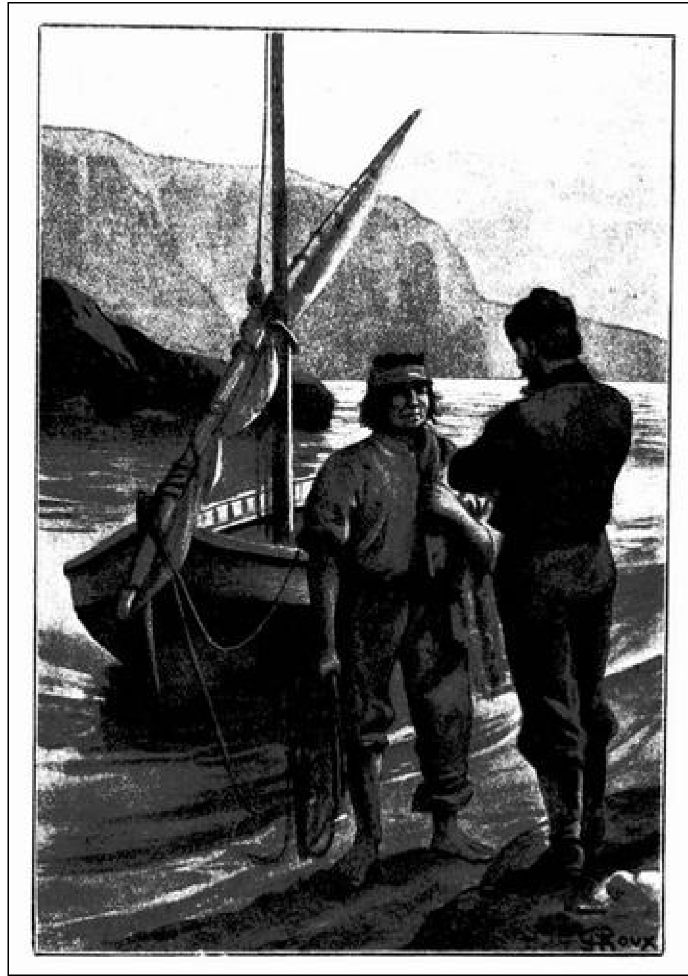
Was ihn veranlaßte, der Sache eine gewisse Wichtigkeit beizumessen, war der

Umstand, daß die Expedition durch die Regierungen von Chile und Argentina ausgesendet worden war. Herrschte denn Eintracht zwischen den beiden Republiken, welche bis zu diesem Tage die drohende Streitfrage nicht beigelegt hatten: welchem Staate diese Länder einer weltentlegenen Region, nach denen beide Verlangen trugen, deren Besitz sie – mit Unrecht – beanspruchten, zufallen sollten.

Während dieser kurzen Fragen und Antworten hatte der Kawdjer die Höhe des Hügels erreicht, an dessem, Fuße das Häuschen erbaut war.

Von hier aus hatte er einen weiten Ausblick auf das Meer, und unwillkürlich schweiften seine Blicke nach Süden, wo die letzten Gipfel des amerikanischen Kontinentes aus dem Wasser ragten und die Inselgruppe des Kap Hoorn bildeten. Soll er dorthin gehen, um ein Stück freies Land zu finden?… Soll er noch weiter wandern?… Im Geiste übersetzte er den Polarkreis und verlor sich in den schneeigen Regionen der antarktischen Welt, die, von den Schleiern eines undurchdringlichen Geheimnisses verhüllt, auch dem kühnsten Forscher ein versagendes »Nein« entgegenruft….

Groß wäre der Schmerz des Kawdjer gewesen, hätte er geahnt, wie gerechtfertigt seine schlimmsten Befürchtungen waren!



»Es mußte wohl so kommen,« sagte der Kawdjer leise… (S. 36.)

Der »Grazias a Dios«, der Avisodampfer der chilenischen Regierung, führte in der Tat zwei Kommissäre an Bord: Herrn Idiaste aus Chile und Herrn Herrera als Vertreter der Republik Argentina, deren jeder von seiner Regierung beauftragt worden war, die Teilung des Magalhães-Archipels vorzubereiten, der Zankapfel sollte halbiert werden und jeder Staat wollte sich mit einem Stück des Landes begnügen, dessen ganzen Besitz er angestrebt hatte.

Diese Streitfrage hatte schon seit einer Reihe von Jahren zu endlosen Auseinandersetzungen Anlaß gegeben, und es war bis jetzt nicht gelungen, einen beide Teile befriedigenden Ausgleich zu finden. Solch eine gespannte Situation konnte aber bei längerer Dauer leicht zu ernsteren Konflikten führen. Vom kommerziellen Standpunkt sowohl als auch vom politischen war es ein Gebot der Notwendigkeit, die Zwistigkeiten beizulegen, um so mehr, als das alles verschlingende England in bedrohlicher Nähe war. Von den Falklandsinseln aus mochte es nicht allzu schwer sein, die Inseln des Magalhães-Archipels in inniger

Umarmung an sich zu ziehen! Die britischen Küstenfahrer waren gar häufig in diesen Gewässern zu sehen und die englischen Missionäre taten ihr Möglichstes, um bei den Feuerländern immer mehr Macht und Ansehen zu erringen. Es war sehr zu fürchten, daß eines schönen Tages an irgendeinem Punkte der Insel die britische Flagge gehißt würde, und nichts ist schwerer zu Fall zu bringen als das Banner Großbritanniens. Es war höchste Zeit, diesem bedenklichen Zustande ein Ende zu machen!

Nachdem die beiden Herren, Idiaste und Herrera, sich ihres Auftrages entledigt, die Kundschaftsreise beendet hatten, kehrten sie in ihre Heimat zurück; der eine nach Santiago, der andere nach Buenos-Aires. Einen Monat später, am 17. Januar 1881, wurde in der letztgenannten Stadt ein Teilungsvertrag von beiden Republiken unterzeichnet, welcher das bisher ungelöste Problem, das beiderseits so viel Bitterkeit wachgerufen hatte, zu einem befriedigenden Abschluß brachte.

Die Vertragsbedingungen bestimmten, daß Patagonien von der Republik Argentina annektiert werden sollte, mit Ausnahme des Territoriums, das durch den 52. Breitengrad und den 70. Meridian westlich von Greenwich begrenzt ist; dieses wurde Chile zugesprochen. Dafür verzichtete letzteres auf die Staaten-Insel und auf den östlich des 68. Längengrades gelegenen Teil des Feuerlandes. Alle anderen Inseln gehörten ausnahmslos zu Chile.

Dieser Ausgleich, der die Rechte der beiden Staaten feststellte, hatte den Magalhães-Archipel seiner Unabhängigkeit beraubt. Welche Gefühle werden das stolze Herz des Kawdjer bewegen, wenn sein Fuß nicht mehr auf freier Erde wandern kann, sondern chilenischen Boden betreten muß?

Am 25. Februar gelangte der Vertrag zur Kenntnis auf der Neuen Insel; Karroly hatte die Botschaft mitgebracht, als er von einer Lotsenfahrt zurückkam.

Der Kawdjer konnte eine Bewegung der Entrüstung nicht zurückhalten; er sprach kein Wort, aber in seinen Augen flammte es zornig auf und grimmiger Haß war in dem Blicke zu lesen, den er nach Norden richtete, während seine geballte Faust sich drohend erhob.

Unfähig, den inneren Aufruhr zu dämpfen und seiner Bewegung Herr zu werden, schritt er unruhig auf und ab; dabei war ihm, als entschwände der Boden unter seinen Tritten, als böte er ihm nicht mehr die frühere feste Stütze.

Endlich war es ihm gelungen, den Sturm der Leidenschaften zu beherrschen, der in seinem Inneren tobte; seine eben noch ingrimmig verzerrten Züge glätteten sich und nahmen den ihnen gewöhnlichen Ausdruck gleichgültiger Kälte an. Er trat auf Karroly zu und fragte in ruhigem Tone:

»Ist die Nachricht sicher wahr?

– Ja, antwortete der Indianer. Ich habe sie in Punta-Arenas vernommen. Zwei Flaggen sollen am Eingange der Meerenge vor dem Feuerland gehißt sein, die argentinische am Kap Espiritu Santo und die Flagge von Chile am Kap Orange.

– Und alle Inseln südlich vom Beagle-Kanal, erkundigte sich der Kawdjer, gehören jetzt zu Chile?

– Alle.

– Auch die Neue Insel!

– Ja.

– Es mußte wohl so kommen,« sagte der Kawdjer leise und seine Stimme zitterte unter der heftigen inneren Erregung. Dann eilte er dem Hause zu und schloß sich in sein Gemach ein.

Wer war eigentlich dieser Mann? Welche zwingenden Gründe mochten ihn veranlaßt haben, den einen oder anderen Kontinent zu verlassen und sich in der Einsamkeit des Magalhães-Archipels lebendig zu begraben? Warum verachtete er die gesamte Menschheit und warum widmete er seine ganze Lebenskraft diesen Feuerländern, verschwendete er an die wenigen Stämme armer Eingeborner die reichen Schätze seines aufopferungsfähigen Herzens?

Der erste dunkle Punkt wird durch das Abwickeln jener Ereignisse erhellt werden, die den Inhalt dieser Erzählung bilden sollen. Die anderen Fragen finden ihre Erklärung, wenn man das Vorleben des Kawdjer betrachtet.

Er war ein Mann von tiefem Wissen und hatte sich mit gleichem Ernste und gleicher Gründlichkeit sowohl auf sozialpolitische als auch naturwissenschaftliche Studien geworfen; er war ein Mann der Tat, voll Kraft und Ausdauer; aber – wie viele andere Gelehrte – verfiel er in den doppelten großen Fehler: Grundsätze für unfehlbar zu halten und als unumstößlich sicher aufzustellen, die schließlich nur ein Anrecht auf die Bezeichnung »Hypothese« hatten, und diese Grundsätze in die Tat umwandeln, rücksichtslos durchführen zu wollen bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit. Die Namen einiger dieser berühmten, gefürchteten Reformatoren sind ja in aller Gedächtnis!

Der Sozialismus, dessen Bestreben kein geringeres Ziel ins Auge faßt als eine gründliche Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft, der bestehenden Zustände, ist keine Erfindung der allerneuesten Zeit. Nach einer bedeutenden Anzahl im Dunkel der Vergangenheit verschwindender Namen tauchen Saint-Simon, Fourrier, Proudhon und andere als Vorläufer des Kollektivismus auf. Andere, einer neuen Epoche angehörende Ideologen, wie Lassalle und Karl

Marx, haben die alten Ideen wieder aufgegriffen, sie mehr oder weniger abgeändert und schärfer begrenzt; als Basis aber und Ausgangspunkte aller Operationen wurde eine Reihe hochtönender Schlagwörter aufgestellt, wie: Sozialisation aller Erzeugnisse, Abschaffung des Kapitals, Vernichtung der Konkurrenz, Substitution des persönlichen zugunsten des gemeinsamen Besitzes.

Keiner von ihnen rechnet aber mit den Notwendigkeiten und Zufälligkeiten des Lebens. Ihre Lehre verlangt gebieterisch die augenblickliche und durchgreifende Ausführung. Sie fordern allgemeine Besitzentäußerung und universellen Kommunismus.

Möge man diese Anschauung loben oder tadeln, eines muß man anerkennen: sie ist kühn! Aber in noch höherem Grade verdient diese Bezeichnung – die Theorie der Anarchisten.

Diese verwerfen vor allem die tyrannischen Bestimmungen, Statuten, die die Verwaltung und Leitung eines kollektivistischen Gesellschaftslebens als Gebot der Notwendigkeit vorschreiben muß; sie sanktionieren nur den absoluten, ungeschmälerten, unantastbaren Individualismus. Ihr Streben ist auf die Abschaffung jeder Autorität, die Zerstörung aller gesellschaftlichen Bande gerichtet.

Dieser letzterwähnten Menschenklasse gehörte der Kawdjer an. Seine wilde, ungezügelte und unversöhnliche Seele war unfähig, sich einem anderen Willen zu beugen, die Fesseln des Gehorsams zu tragen und bäumte sich gegen den Zwang der Gesetze auf, dieser Vorschriften, durch welche man die gegenseitigen Beziehungen der Menschen zu regeln und zu sichern versucht und die ja unleugbar mancherlei Unvollkommenheiten aufzuweisen haben.

Der Kawdjer war zwar niemals in den Scharen derjenigen anzutreffen gewesen die in rücksichtsloser Heftigkeit ihre Überzeugung propagieren wollten; weder in Frankreich noch in Deutschland, England oder den Vereinigten Staaten war er Landes verwiesen worden; aber die angebliche Zivilisation dieser Länder hatte ihn mit tiefem Abscheu erfüllt und nur der eine Wunsch fand in seiner Seele Raum: um jeden Preis die Last einer jeden Autorität von sich abzuschütteln; und nun machte er sich auf die Suche nach einem Fleckchen Erde, wo es dem Menschen noch vergönnt war, in vollkommener Unabhängigkeit zu leben.

Er glaubte den gesuchten Ort inmitten dieses entlegenen Archipels gefunden zu haben, an der Grenze der bewohnten Welt. Das erträumte Glück schrankenloser Freiheit, er hoffte es an der äußersten Spitze Südamerikas, im

Magalhães-Archipel, zu finden!

Aber durch den zwischen Chile und der Republik Argentina unterzeichneten Vertrag verlor auch diese Region die Unabhängigkeit, deren sie sich bis jetzt erfreut hatte: alles Territorium, das südlich des Beagle-Kanales lag, sollte den Statuten des Vertrages zufolge die chilenische Herrschaft anerkennen; kein Ort des Archipels konnte sich der Autorität des Gouverneurs, welcher in Punta-Arenas seine Residenz aufgeschlagen hatte, entziehen, auch nicht die Neue Insel, auf der der Kawdjer nach langem Umherirren ein stilles Asyl gefunden hatte.

Es war wohl ein harter Schlag für ihn: so weit war er geflohen, nach so vielen Mühen und Anstrengungen hatte er sich ein Heim erkämpft, mit einer mehr als einfachen Lebensführung zufriedengegeben – und nun dieses Resultat!

Der Kawdjer brauchte lange Zeit, um sein inneres Gleichgewicht wieder zu erlangen; die Wirkung der letzten Ereignisse auf ihn war mit dem Blitzstrahl zu vergleichen, der den in voller Kraft dastehenden Baum ins innerste Mark trifft und bis in die zartesten Wurzelfasern hinein erbeben macht. Seine Gedanken suchten die Zukunft, eine Zukunft, die ihm für seine Ruhe und Sicherheit nicht Gewähr leisten konnte. Beamte würden in der Gegend erscheinen und ihn auszuforschen suchen. Man wußte bereits, daß er diese Insel zu seinem Aufenthaltsorte erwählt hatte; es war ihm auch nicht unbekannt, daß zu öfteren Malen schon seine Gegenwart – die eines Fremden – auf dem Magalhães Archipel, seine Beziehungen zu den Eingebornen, das Ansehen, in dem er bei den Wilden stand, der Regierung zu ernsten Besorgnissen Grund gegeben hatte. Der Gouverneur von Chile hatte versucht, ihn zum Sprechen zu bewegen, seine Herkunft, seinen Namen, seine Absichten in Erfahrung zu bringen… Nun würde das alte Spiel wieder anheben; man wird seinem Leben, seinen Gewohnheiten nachgehen, ihn vielleicht zwingen, das Inkognito zu lüften, an dem er unter allen Umständen festhalten wollte. –

Einige Tage waren verflossen. Der Kawdjer hatte kein Wort mehr fallen lassen über den Wechsel der Verhältnisse, die der Teilungsvertrag mit sich gebracht hatte, aber er war finster in sich gekehrt und verschlossener als früher. Was grübelte er? Dachte er daran, die Neue Insel auf immer zu verlassen, sich von seinem treuen Indianer, dem Knaben, für den er eine so innige Zuneigung empfand, zu trennen?

Wohin sollte er denn gehen? Wo war jener Winkel der Erde, wo er seine Unabhängigkeit wiederfand, ohne die er nicht leben zu können glaubte? Wenn er auch bis zu den allerletzten Felsblöcken des Archipels zurückwich, auf das Inselchen, welches das Kap Hoorn bildete, würde er sich dadurch der Autorität

Chiles entziehen können?

Der Monat März war inzwischen herangekommen. Die schöne Jahreszeit dauerte noch einen Monat; gewöhnlich wurde sie vom Kawdjer dazu benützt, allen Lagerplätzen der Feuerländer einen Besuch abzustatten, denn im Winter waren Reisen zu Wasser ein Ding der Unmöglichkeit. Diesmal aber traf er keinerlei Vorbereitungen, die Schaluppe instandzusetzen. Die Wel-kiej blieb ganz abgetakelt ruhig in ihrem geschützten Hafenplatz liegen. Am Nachmittag des 7. März sagte der Kawdjer plötzlich zu Karroly:

»Halte für die ersten Morgenstunden die Schaluppe segelbereit!

– Soll es für eine mehrtägige Reise sein?

– Ja.«

Hatte sich der Kawdjer dennoch zu seiner gewöhnlichen Rundfahrt zu den Stämmen der Feuerländer entschlossen? Wollte er doch wieder dieses halb chilenisch, halb argentinisch gewordene Feuerland betreten?…

»Soll uns Halg begleiten? fragte Karroly.

– Ja.

– Und der Hund?

– Zol soll auch mitkommen!«

Beim Morgengrauen war die Wel-kiej reisefertig. Es herrschte Ostwind. Eine heftige Brandung peitschte die Klippen am Fuße des Hügels und das offene Meer im Norden warf hohe Wellen.

Wäre es die Absicht des Kawdjer gewesen, seinen Kurs auf das Feuerland zu richten, dann hätte die Schaluppe eine sehr böse Fahrt gehabt, denn die Heftigkeit der Brise wuchs mit dem höheren Sonnenstand. Aber nein!

Nachdem die Neue Insel umschifft war, befahl der Kawdjer, auf Navarin zuzusteuern, deren Doppelgipfel sich in verschwommenen Umrissen aus den westlichen Morgennebeln erhoben. Es ist dies eine der mittelgroßen Inseln des Magalhães-Archipels, an deren Südspitze die Wel-kiej bei Sonnenuntergang haltmachte, um in einer geschützten kleinen Bucht mit steil abfallenden Ufern die Nacht zu verbringen.

Am nächsten Morgen durchschnitt das Boot die Bucht in schiefer Richtung und suchte sich am Abend einen sicheren Ankerplatz nahe der Insel Wollaston.

Das Wetter verschlechterte sich, der Wind blies immer kräftiger und sprang nach Nordost um, dichte Wolken häuften sich am Horizont: der Ausbruch des Ungewitters konnte nicht mehr ferne sein. Die Befehle des Kawdjer lauteten auf

Beibehaltung der Südrichtung. Nun galt es, mit Umsicht jene Wasserstraßen zu wählen, wo das Meer weniger aufgeregt tobte. Dies tat Karroly, indem er beim Verlassen der Insel Wollaston deren Ostseite entlang fuhr und dann in den Kanal einbog, der die Inseln Hermite und Herschel trennt.

Welchem Ziele steuerte der Kawdjer zu? Wenn er den letzten Ausläufer des Festlandes, das Kap Hoorn, erreicht und vor sich den unendlichen Ozean haben wird – was wird er dann tun?…

Am 15. März, nachmittags, erreichte die Schaluppe glücklich die äußerste Spitze dieser Inselwelt, nachdem sie harte und gefährliche Kämpfe mit dem empörten Elemente tapfer ausgehalten hatte. Der Kawdjer sprang sogleich ans Land. Ohne von seinen Absichten eine Silbe verlauten zu lassen, schickte er den Hund zurück, der ihm gefolgt war, ließ Karroly und Halg am Ufer und richtete seine Schritte nach dem Kap.

Die Insel Hoorn ist nichts anderes als eine chaotische Anhäufung riesiger Felsblöcke, an deren Fuß mächtige, durch die Meeresströmung angeschwemmte Hölzer und gigantische Algen sich häufen.

Auf der einen Seite tost die Brandung und die spitz vorspringenden Klippen nehmen sich wie schwarze Punkte in der schneeigen Weiße der schäumenden Wasser aus.

Der Aufstieg zur Spitze des nicht allzu hohen Vorgebirges ist von der Nordseite aus nicht sehr anstrengend; dort findet man sanft verlaufende Abhänge, auf denen sogar streckenweise anbaufähiges Erdreich anzutreffen ist.

Der Kawdjer stieg langsam aufwärts. Zu welchem Zweck? Was konnte er, auf dem höchsten Punkt angelangt, zu erblicken hoffen, außer der in die Unendlichkeit sich dehnenden Fläche des ewigen Weltmeeres?

Der Orkan hatte jetzt seinen Höhepunkt erreicht. Je höher der Kawdjer stieg, desto schwerer wurde ihm das Ankämpfen gegen das wütende Toben der entfesselten Luftströmungen. Ost mußte er sich an die Felsen anklammern, um nicht fortgerissen zu werden und der mit Heftigkeit emporgeschleuderte Wellenstaub peitschte sein Gesicht. Karroly und Halg verfolgten von unten seine immer kleiner werdende Gestalt, sahen, wie er gegen Sturm und Wasser ankämpfen mußte.

Fast eine Stunde hatte er zu diesem beschwerlichen und gefährlichen Aufstieg gebraucht; nun war der Kulminationspunkt erreicht; am äußersten Rand des Felsens blieb der Kawdjer stehen, furchtlos, regungslos, den Blick nach Süden gerichtet.

Schon bedeckte die aufsteigende Nacht den östlichen Himmel mit ihren Schatten, aber der westliche Horizont war noch hell, durchleuchtet von den letzten Strahlen des Tagesgestirnes. Mächtige, vom Orkan zerrissene Wolkenmassen und über den hochgehenden Wogen schwebende Nebelschwaden rasten vom Sturme gejagt, über den Abendhimmel dahin, und nichts war zu sehen, wohin das Auge reichte, als das Meer.

Was wollte der Mann, dessen Seele von so schmerzlichen Empfindungen zerwühlt war? Leitete ihn ein Ziel, eine Hoffnung?… Oder hatte ihn – nach dem Scheitern seiner Pläne, nachdem er die Unmöglichkeit einer Erfüllung seiner Bestrebungen eingesehen – das Sehnen nach der ewigen, ungestörten Ruhe des Todes hierher an das Ende der Welt geführt?…

Die Zeit verstrich, Minute um Minute verrann; eine bleierne Dunkelheit senkte sich immer tiefer herab. Der Blick konnte nichts mehr unterscheiden, denn die undurchdringliche Finsternis verschlang alles…

Und es war Nacht…

Plötzlich erhellte ein schwacher Blitz die schwarzen Himmelswände und ein im Sausen des Orkans ersterbender Donner verkündete, daß ein Kanonenschuß abgefeuert worden war.

Es war der Hilferuf eines Schiffes in höchster Not.

Viertes Kapitel.

An der Küste.

Es war acht Uhr abends. Der Sturm blies jetzt aus Südwesten und schleuderte die Wogen mit solch unwiderstehlicher Gewalt an die Küste, daß sich kein Schiff dem äußersten Vorgebirge Amerikas nähern konnte, ohne dem gewissen Tode entgegenzueilen.

Diese Gefahr erkannte und fürchtete das Fahrzeug, das durch die Lösung eines Notschusses seine Gegenwart verraten hatte. Inmitten der furchtbaren Windstöße war es in der Unmöglichkeit, genug Segel zu setzen, um das Kap zu passieren und wurde langsam und stetig dem sicheren Verderben, den drohenden Klippen nähergetrieben, ein hilfloser Spielball unwiderstehlicher Naturgewalten.

Eine halbe Stunde später stand der Kawdjer nicht mehr allein auf der Höhe des Felsens. Kaum war der Hall der Detonation verklungen, als Karroly und sein Sohn auf steilen Abkürzungswegen den Gipfel erklommen, indem sie sich an dem zackigen Gestein anklammerten und die aus den Spalten wuchernden

Grasbüschel als Anhaltspunkte benützten.

Und ein zweiter Kanonenschuß machte die Luft erzittern. Welchen Beistand erhoffte das unglückliche, dem Untergang geweihte Schiff in diesen verlassenen Breiten, bei dem Wüten der entfesselten Elemente?

»Es kommt aus Westen, sagte Karroly, dessen scharfes Ohr die Richtung, aus der der Notschuß abgegeben worden war, erkannt hatte.

– Und es nähert sich mit beängstigender Schnelligkeit, stimmte ihm der Kawdjer bei; der zweite Schuß kommt aus bedeutend geringerer Entfernung!

– Es kann nicht am Kap vorüber, erklärte Karroly mit Bestimmtheit.

– Nein, bestätigte der Kawdjer; die Wellen gehen zu hoch… Aber warum trachtet es nicht, das offene Meer zu gewinnen?

– Es wird nicht können!

– Möglich! Aber es wäre auch möglich, daß es die Nähe des Landes nicht ahnt…. Wir müssen ihm ein Zeichen geben!… Ein Feuersignal! Zünden wir rasch ein Feuer an,« rief der Kawdjer.

In fieberhafter Eile rissen sie einige Armvoll trockener Aste von dem spärlichen Gestrüppe, das am Abhang des Vorgebirges ein kümmerliches Dasein fristete, sammelten dürres Gras und Seetang, der sich in Unebenheiten des Felsens angehäuft hatte und errichteten mit diesen mühsam erworbenen Brennmaterialien einen hohen Scheiterhaufen auf dem höchsten Punkte des Kaps.

Der Kawdjer schlug Feuer, der Funke sprang auf den Zunder über, entflammte zunächst die dünnsten Reiser, die unter Mitwirkung des Windes bald den ganzen Holzhausen in einen weithin sichtbaren Feuerherd verwandelten. In wenigen Sekunden schoß eine Flammensäule von der Anhöhe zum Himmel empor, drehte und wand sich, vom Winde gepeitscht, hin und her und verbreitete Tageshelle, während der Rauch in dicken, schwarzen Flocken nach Norden abzog. In das Heulen des Orkans mischte sich das Prasseln des Holzes, dessen knotige Stücke mit bombenähnlichem Knall zerbarsten.

Das Kap Hoorn hat schon von Natur aus die Bestimmung bekommen, einen Leuchtturm zu tragen, der als Wahrzeichen die Grenze zweier Ozeane zu bewachen hat. Die Sicherheit der Navigation erforderte es und gewiß würde die Zahl der in diesen Breiten so häufigen Schiffskatastrophen dadurch um ein Bedeutendes verringert werden.

Ohne Zweifel vertrat das von der Hand des Kawdjer entzündete Feuer im Notfalle den fehlenden Leuchtturm. Der Kapitän des Schiffes mußte wissen, daß

er sich in nächster Nähe des Kaps befand. Das Feuerzeichen zeigte ihm dessen genaue Lage an, jetzt war es ihm möglich, sich zu orientieren, und vielleicht gelang es ihm, den durch die Insel Hoorn vom Sturm etwas geschützten Meeresteil zu erreichen.

Aber welch unberechenbaren Gefahren setzte man sich durch ein derartiges Manöver in dieser undurchdringlichen Finsternis aus! Die Möglichkeit einer Rettung zwischen den Klippen war sehr klein!

Das Feuer brannte weiter und warf seinen hellen Schein in die dunkle Nacht hinaus. Halg und Karroly brachten ihm immer neue Nahrung; an Brennstoff war kein Mangel, die Flamme konnte, wenn nötig, bis zum Morgen lebenskräftig erhalten werden.

Der Kawdjer stand vor dem glühenden Scheiterhaufen und wollte versuchen, die Stellung des Schiffes zu bestimmen. Während des Bruchteiles einer Sekunde war der Mond aus den Wolkenschatten getreten und erhellte die dunkle Wasserfläche. Ein großer Viermaster wurde sichtbar, dessen schwarzer Körper sich scharf aus dem weißen Wellenschaum abhob. Das Schiff steuerte nach Osten und kämpfte schwer gegen Wind und Wogen an.

Da wurde inmitten jener kurzen Ruhepausen, die zwischen dem jedesmaligen Losbrechen des Sturmes liegen, ein unheilverkündendes Krachen hörbar: die beiden Hintermasten waren niedergebrochen.

»Jetzt ist es verloren! schrie Karroly.

– An Bord,« lautete das ruhige Kommando des Kawdjer.

In wenigen Minuten hatten die drei den halsbrecherischen Weg von der Höhe zum Ufer hinab zurückgelegt; der Hund folgte ihnen auf dem Fuße. In der Bucht angelangt, sprangen sie in die Schaluppe, die Taue wurden gelöst, Halg besorgte das Steuer und der Kawdjer und Karroly griffen zu den Rudern, denn es war unmöglich, ein Segel zu hissen.

Obwohl die Ruder von kräftigen Armen geführt wurden, lief die Wel-kiej große Gefahr, gegen die Klippen geschleudert zu werden, an denen sich die Wogen unter Donnergetöse brachen.

Das Meer war in seinen tiefsten Tiefen erschüttert und aufgewühlt. Die Schaluppe wurde wie eine Nußschale hin-und hergeworfen; bald tanzte sie auf der Höhe des Wellenkammes, bald wurde sie von einer Seite auf die andere geworfen, bald bäumte sie, sich auf, daß ihr Vorderteil hoch aus dem Wasser ragte, um dann schwerfällig, mit dumpfem Aufklatschen, niederzufallen. Unzählige Sturzwellen ergossen sich über ihr Deck, so daß sie, über ihre

Tragfähigkeit hinaus beschwert, dem Sinken nahe war und Halg das Steuer verlassen mußte, um das Wasser auszuschöpfen.

Trotzdem kam die Wel-kiej dem gefährdeten Schiffe, dessen Umrisse jetzt deutlich zu erkennen waren, immer näher. Als riesenhafte, formlose Masse erschien es, finsterer als die dunklen Wasser, der pechschwarze Himmel Die zwei über Bord gegangenen Masten schleppte es an den Tauen hinter sich her und der Haupt-wie der Fockmast schwankte in Halbkreisen auf und nieder und zerteilte dabei die dem Meere entsteigenden Nebelschwaden.

»Was treibt denn der Kapitän? schrie der Kawdjer, warum läßt er die Taue nicht kappen? Mit den nachschleppenden Masten kann er unmöglich die schmalen Wasserstraßen passieren!«

In der Tat wäre es höchst notwendig gewesen, das Tauwerk zu kappen und samt den Masten preiszugeben; aber wahrscheinlich hatte man auf dem Schiffe alle Besinnung verloren: vielleicht war es ohne Kommandanten; man konnte leicht versucht sein, das letztere anzunehmen, denn trotz der höchst kritischen Lage des Fahrzeuges hörte man weder Befehle noch sah man irgendein Manöver, das von ruhiger Überlegung, Kenntnis der Sachlage und tatkräftigem Eingreifen Zeugnis abgelegt hätte. –

Aber die Mannschaft mußte sich doch klar darüber sein, daß das Schiff stetig dem Lande zutrieb und jeden Augenblick an den Klippen scheitern konnte. Der am Kap Hoorn entzündete Scheiterhaufen warf noch immer hohe Flammengarben in die Lüfte, wenn ein neuer Windstoß die Glut anfachte.

»Wahrscheinlich ist niemand mehr an Bord,« antwortete Karroly auf die Bemerkung des Kawdjer.

Es war nicht unmöglich, daß das Schiff von Passagieren und Mannschaft verlassen worden war und daß diese in Booten das Land zu erreichen hofften; oder es war ein riesiger Sarg, der Sterbende und Tote umschloß, deren Körper bald an den Felsen zerschellen würden, denn kein Laut, kein Schrei, kein Hilferuf wurde während der kurzen Intervalle der Ruhe hörbar.

Endlich war die Wel-kiej an der Seite des Schiffes angelangt, in demselben Augenblicke hob es sich backbord hoch aus den Wellen und machte das kleine Fahrzeug fast kentern. Eine glückliche Drehung des Steuerruders rettete es und nun schoß es längs des Schiffskörpers hin, an dem das Takelwerk herabhing Rasch faßte der Indianer ein Tau und befestigte es mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit am Vorderteil der Schaluppe; dann kletterte er mit seinem Sohne die Schiffswand hinan, der Kawdjer, welcher den Hund im Arme trug, folgte und nun standen sie am Deck des Unglücksschiffes.

Nein, das Schiff war nicht verlassen worden! Ganz im Gegenteil war es von vielen Hunderten von Männern, Frauen und Kindern belebt, einer durch die Schrecknisse der Nacht ganz stumpfsinnig gewordenen Menschenmenge. Fast alle befanden sich im höchsten Paroxismus der Todesangst und lagen steif und halb besinnungslos am Boden, unfähig, das Rollen und Stampfen des Schiffes stehend auszuhalten.

In der herrschenden Finsternis hatte niemand das Erscheinen der beiden Männer und des Knaben bemerkt.

Der Kawdjer stürzte dem Achterdeck zu, wo er den Steuermann an seinem Platz zu finden hoffte… Niemand! Das Steuer war verlassen! – Das Schiff war der Spielball von Wellen und Wind. Wo war der Kapitän? Die Offiziere? Waren sie von dem ihnen anvertrauten Fahrzeug feige und pflichtvergessen geflohen?

Der Kawdjer rüttelte einen der Matrosen am Arme.

»Der Kapitän?« fragte er in englischer Sprache.

Der Mann schien gar nicht zu merken, daß er von einem ihm Unbekannten angesprochen wurde und zuckte schweigend die Achseln.

»Wo ist der Kapitän? wiederholte der Kawdjer seine Frage.

– Über Bord gegangen und viele andere mit ihm,« gab endlich der Matrose mit müder, merkwürdig gleichgültiger Stimme Bescheid.

Das Schiff war demnach ohne Führer und eines Teiles seiner Mannschaft beraubt.

»Wo ist der zweite Offizier?« fragte der Kawdjer weiter.

Ein erneutes Achselzucken des augenscheinlich mit Stumpfsinn geschlagenen Matrosen war die ganze Antwort.

»Der zweite? kam endlich mühsam von seinen Lippen, der liegt mit gebrochenen Beinen und zu Brei zermalmtem Kopfe im Zwischendeck.

– Und der Leutnant? Der Steuermann?«

Durch eine Handbewegung gab der Matrose zu verstehen, daß er nichts über ihren Verbleib anzugeben wisse.

»Ja, wer soll denn das Kommando übernehmen? rief der Kawdjer aus.

– Du! – Karroly hatte es gerufen.

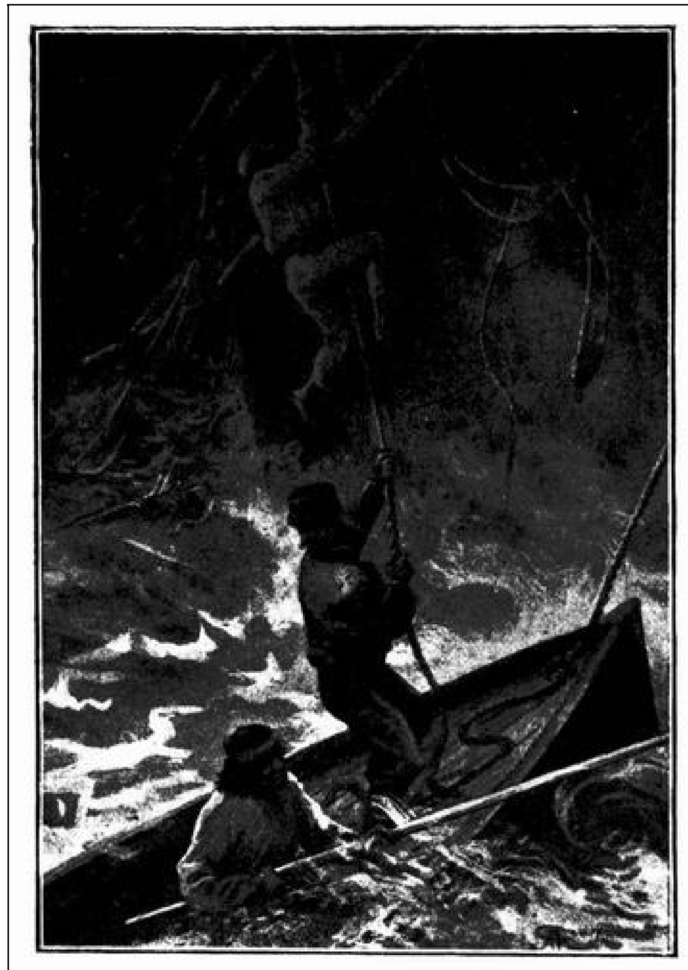
– Dann fort ans Steuer, befahl der Kawdjer, und Richtung aufs Land!«

Er eilte mit Karroly auf das Hinterdeck und drehte das Rad, um das Schiff Kurs wechseln zu lassen. Schwerfällig gehorchte dieses schließlich dem Steuer

und fiel nach Backbord ab. Jetzt schoß es in der Richtung des Sturmes pfeilschnell dahin. Vielleicht war es doch möglich, es an der Insel Hoorn vorbei nach Westen zu bringen.

Welches Ziel hatte das Schiff? Sein Name und gewöhnlicher Ankerplatz war bei der schwankenden Beleuchtung einer Laterne auf dem Steuerrade zu lesen: »Jonathan«, San Francisco.

Der heftige Wogenprall arbeitete der Kraft des Steuers entgegen, so daß dieses sich kaum Geltung verschaffen konnte. Trotzdem trachtete der Kawdjer und Karroly, es in der Richtung des Einganges der schmalen Meeresstraße zu erhalten; das letzte Aufflackern des am Gipfel des Kap Hoorn entzündeten Feuers ermöglichte ihnen noch die Orientierung für wenige Minuten.



Der Indianer faßte ein Tau und befestigte es am Vorderteil der Schaluppe. (S. 45.)

Und nur weniger Minuten hätte es bedurft, um die Einfahrt des Kanales zu

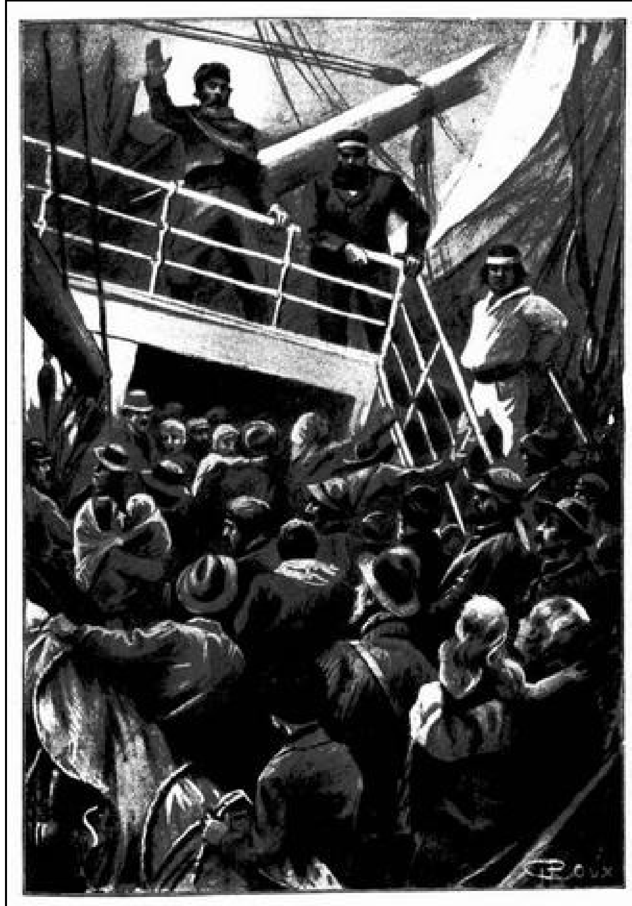
erreichen, welche die beiden Inseln Hermite und Hoorn trennt Wenn es dem Schiffe gelang, die in seinem mittleren Teile über die Oberfläche hervorragenden Klippen zu vermeiden, konnte es möglicherweise einen vor Wind und Wogen geschützten Ankerplatz finden. Dort konnte man dann in aller Ruhe den Tagesanbruch erwarten.

Vor allen Dingen kappte Karroly mit Hilfe einiger Matrosen jene Taue, welche die beiden gestürzten Maste am Schiffe festhielten; der stete heftige Anprall an den Schiffskörper hätte denselben schließlich arg beschädigt. Einige wohlgezielte Schläge mit den Beilen und die Maste gingen ihren eigenen Weg; – von ihnen war nichts mehr zu befürchten. Die Matrosen in ihrer Verwirrung hatten gar nicht gemerkt, daß sie den Kommandoworten eines Indianers gehorcht hatten.

Aber die Wut des Sturmes nahm zu. Haushohe Wellen stürzten über die Schiffsverkleidung und erhöhten die Todesangst der Reisenden. Es wäre viel besser gewesen, sie hätten sich in die Deckhütte oder ins Zwischendeck geflüchtet, aber durch welches Mittel hätte man diese Hunderte vor Schrecken sinnloser Menschen zu Vernunft und Gehorsam gebracht? Daran war nicht zu denken!

Endlich passierte das Fahrzeug unter furchtbaren Wogenstößen das Kap und schoß in erschreckender Nähe an den Rissen vorüber, mit denen sein westliches Ufer besäet ist; unter leichtem Segeldruck – man hatte vorn am Schiffe an Stelle des Focksegels ein Stück Leinwand gehißt – begab es sich in den Schutz der Insel Hoorn, deren hohe Felsen ihm einen nicht zu verachtenden Wall gegen die heftigen Stöße des Orkans boten.

Während des momentanen Stillstandes im Kampfe der Naturgewalten stieg ein Mann mühsam das Achterdeck hinan und näherte sich dem Kawdjer und Karroly, deren kräftige Fäuste das Steuer regierten.



Den vereinten Bemühungen gelang es, der Menschenherde die Lage klarzulegen… (S. 56.)

»Wer sind Sie? fragte er.

– Lotsen, antwortete der Kawdjer; und Sie?

– Der Hochbootsmann.

– Die Offiziere?

– Tot.

– Alle?

– Alle.

– Warum waren Sie nicht an Ihrem Posten?

– Ich wurde von den stürzenden Masten fast erschlagen und habe erst jetzt das Bewußtsein wieder erlangt.

– Es ist gut. Ruhen Sie noch ein wenig! Mein Gefährte und ich, wir genügen hier für den Augenblick. Bis Sie wieder können, versammeln Sie Ihre Leute; es muß hier Ordnung geschaffen werden!«

Alle Gefahr war noch nicht beseitigt; weit davon! Wenn das Schiff die nördlichste Spitze der Insel erreicht haben wird, wird der Gegenstrom es erfassen und aufs neue der Wut des Sturmes und der Wellen preisgeben, die in dem Meeresarm zwischen den Inseln Hoorn und Herschel ihr erbarmungsloses Spiel treiben. Und es gab kein Mittel, diese neue Gefahr zu vermeiden. Abgesehen davon, daß die Küste der Insel Hoorn auch nicht einen geschützten Platz aufzuweisen hat, wo der »Jonathan« hätte Anker werfen können, hatte sich der Wind mehr nach Nord gedreht und mußte binnen kurzem das Verweilen an dieser Stelle des Archipels unhaltbar machen.

Den Kawdjer hielt nur e i n e Hoffnung, ein Ziel: die Südküste der Insel Hermite wollte er erreichen. Diese zwölf Meilen lange, ziemlich gefahrlose Küste bietet einige Zufluchtsorte Wenn sich dann das Meer beruhigt haben würde, sollte Karroly bei günstigem Winde versuchen, das Fahrzeug erst in den Beagle-Kanal zu führen und von hier aus, obwohl es ein halbes Wrack war, durch die Magalhães-Straße nach Punta-Arenas bringen.

Aber – wie reich an Gefahren war die Schifffahrt nicht bis zur Insel Hermite! Wie war es bei der nun herrschenden vollständigen Finsternis mit der alleinigen Unterstützung eines armseligen Notsegels möglich, die Richtung beizubehalten, die vielen Klippen zu vermeiden, mit denen diese Meeresteile dicht besäet sind?…

Nach einer fürchterlichen Stunde verschwanden die letzten Felsen der Insel Hoorn und der »Jonathan« wurde wieder der Spielball der wilden See, die gierig ihre Fänge um seinen krachenden Bug schlug.

Der Hochbootsmann und ein Dutzend handfester Matrosen zogen ein zweites Segel auf – sie brauchten dazu eine halbe Stunde mühevollster Arbeit. Endlich war es gelungen! Nach unendlicher nutzloser Kraftverschwendung, nach ungezählten vergeblichen Versuchen war das Segel gehißt; aber die Männer hatten unter Aufbieten all ihrer Kräfte gearbeitet. –

Allerdings konnte für ein Schiff dieses Tonnengehaltes die Wirkung dieses Stückchens Segelleinen nur eine ganz geringe sein. Und dennoch war der Erfolg bemerkbar, so groß war die gewaltige Treibkraft des Sturmes. Kaum eine Stunde brauchte der »Jonathan«, um die sieben bis acht Seemeilen zurückzulegen, welche die Insel Hoorn von Hermite trennen.

Es fehlten einige Minuten auf 11 Uhr; der Kawdjer und Karroly begannen auf einen glücklichen Ausgang, auf sicheren Erfolg zu hoffen, als ein furchtbares Krachen sekundenlang das Heulen des Orkans übertönte.

Der Fockmast war in einer Höhe von 10 Fuß vom Deck gebrochen. Er hatte

beim Fallen ein Stück des Hauptmastes mitgerissen, eine gewaltige Bresche in die Backbord-Schiffsverkleidung geschlagen und war verschwunden. –

Auch Menschenopfer hatte dieser Unfall zur Folge. Herzzerreißende Schreie wurden laut und im gleichen Augenblicke ergoß sich eine wahre Wasserflut über das Schiff, daß es fast gekentert wäre; dennoch richtete es sich wieder auf, aber einem tosenden Wildbach gleich schossen die Wasser von Backbord nach Steuerbord und rissen alles mit sich fort, was ihnen im Wege stand. Zum Glück war das Takelwerk zerrissen, so daß die Trümmer der Maste von der See fortgespült wurden und wenigstens den Schiffskörper nicht bedrohten.

Jetzt war der »Jonathan« ein willenloses, treibendes Wrack geworden und gehorchte der Steuerführung nicht mehr.

»Wir sind verloren! rief eine Stimme, aus der das Entsetzen klang.

– Und kein Rettungsboot! stöhnte eine andere.

– Wir haben die Schaluppe der Lotsen,« brüllte eine dritte.

Und wie von Sinnen stürzte die Menge dem Hinterdeck zu; dort war die Welkiej vertäut und folgte im Kielwasser des »Jonathan«.

»Halt!« rief der Kawdjer in so gebieterischem Tone, daß ihm augenblicklich gehorcht wurde.

In wenigen Sekunden hatte der Hochbootsmann seine Matrosen als lebendige Mauer vor der ganz unzurechnungsfähigen Menge aufgepflanzt und ihr jedes weitere Vordringen unmöglich gemacht.

Jetzt war nur noch das Ende abzuwarten!

Eine Stunde später sah Karroly in nördlicher Richtung eine ungeheuere Masse auftauchen. Welches Wunder war geschehen, daß der »Jonathan« den gefährlichen Meeresarm zwischen den Inseln Herschel und Hermite passiert hatte, ohne den geringsten Schaden zu nehmen? Passiert war er, an dieser Tatsache war nicht zu zweifeln, denn dicht vor ihm stiegen die Höhen der Insel Wollaston auf. Aber letzt geriet das Schiff in eine reißende Strömung und entfernte sich wieder von der Insel Wollaston.

Wer wird die Oberhand behalten, der Wind oder die Strömung? Wird der »Jonathan«, von ersterem getrieben, an das Ostufer der Insel Hoste gelangen oder wird er, von der letzteren mitgerissen, an die Südküste gestoßen werden? Weder das eine noch das andere sollte geschehen Kurz vor ein Uhr morgens erschütterte ein gewaltiger Stoß das Fahrzeug, daß es in allen Fugen erzitterte. Dann neigte es sich langsam gegen Backbord und blieb unbeweglich stehen. Das amerikanische Schiff war mit voller Wucht auf die östliche Seite jener

Landspitze der Insel Hoste aufgefahren, die den Namen »Falsches Kap Hoorn« trägt.

Fünftes Kapitel.

Die Schiffbrüchigen.

Vierzehn Tage vor der Nacht vom 15. zum 16. März war der amerikanische Klipper »Jonathan« aus dem Hafen von San Francisco in Kalifornien mit der Bestimmung für Südafrika ausgelaufen. Wenn das Wetter günstig ist, kann ein gutes Segelschiff die Fahrt in fünf Wochen vollendet haben.

Der »Jonathan« hatte einen Gehalt von dreitausendfünfhundert Tonnen und war mit vier Masten ausgerüstet, dem Fock-und Hauptmast mit viereckigen Segeln, dem Besan-und Kreuzmast mit lateinischen Segeln.

Der Befehlshaber des Schiffes war Kapitän Leccar, ein im besten Mannesalter stehender, erfahrener Seemann; unter seinem Kommando standen sein Stellvertreter Musgrave, Leutnant Maddison, Meister Hartlepool und die Mannschaft, lauter Amerikaner, aus siebenundzwanzig Köpfen bestehend.

Das Fahrzeug war diesmal nicht für den Warentransport bestimmt, die Schiffsplanken bargen eine menschliche Ladung. Mehr als tausend Emigranten, von einer »Gesellschaft für Kolonisation« zusammengeführt, hatten sich für die Delagoa-Bai eingeschifft, an der ihnen von der portugiesischen Regierung Konzessionen verliehen worden waren.

Die Ladung des Klippers bestand außer dem für die Reise notwendigen Mundvorrat aus allen jenen Dingen, die eine werdende Niederlassung im Anfang nötig hat. Die Verköstigung dieser Hunderte von Auswanderern war auf viele Monate hinaus gesichert durch ungeheuere Vorräte von Mehl, Konserven und alkoholhältigen Getränken. Der »Jonathan« hatte auch die notwendigsten Geräte für die vorläufige Einrichtung eingeschifft: Zelte, zerlegbare Wohnhäuser und die Möbel und Küchenutensilien. Um eine schleunige Inangriffnahme der Kultivierung der abgetretenen Ländergebiete zu ermöglichen, hatte es sich die »Gesellschaft« angelegen sein lassen, den Kolonisten verschiedene Pflanzengattungen, Getreide-und Gemüsesamen, die nötigsten Ackergeräte, eine Anzahl Rinder, Schweine, Schafe und jene Hausvögel mitzugeben, die jeden Hühnerhof bevölkern. An Waffen und Munition war auch kein Mangel und so war das Schicksal der neuen Kolonie nach allen Richtungen und auf absehbare Zeit hin gesichert und die Zukunftsaussichten schienen glänzend. Übrigens wäre sie nicht sich selbst überlassen worden. Der »Jonathan« sollte nach San

Francisco zurückkehren, um dort eine zweite Ladung einzunehmen, die die erste ergänzen sollte; auch wären nach dem Emporblühen der Niederlassung andere Kolonisten an die Delagoa-gesandt worden. Es gibt genug arme, vom Geschick hart verfolgte Leute, denen die Existenz im eigenen Vaterland zu schwer, wenn nicht unmöglich gemacht wird und deren Streben dahin geht, in fremden Landen ein neues, glücklicheres Leben zu beginnen.

Gleich zu Beginn der Reise schienen sich die Elemente gegen den Erfolg des Unternehmens verschworen zu haben. Nach einer sehr schweren Überfahrt hatte der »Jonathan« die Breite des Kap Hoorn erreicht, um hier das Opfer des fürchterlichsten Sturmes zu werden, der jemals in dieser an Unwettern gesegneten Gegend tobte.

Kapitän Leccar, welcher außerstand gesetzt war, den Sonnenstand zu berechnen, war im Unklaren über seine Lage und glaubte sich in größerer Entfernung vom Festland. Deshalb hielt er, Steuerbord dem Lande zu gedreht, so nahe der Küste; er hoffte, durch einen Gewaltangriff des Orkans in den Atlantischen Ozean getrieben zu werden, wo er auf günstigeres Wetter rechnete. Kaum hatte er diesbezügliche Befehle gegeben, als eine riesige Sturzwelle, die über Steuerbord hereinschlug, ihn und mehrere Passagiere und Matrosen über Bord riß. Alle Versuche, den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen, waren vergeblich; sie waren fast augenblicklich in ihrem nassen Grabe verschwunden.

Nach diesem Unglücksfall hatte der »Jonathan« den ersten Alarmschuß abgegeben, der vom Kawdjer und seinen Gefährten vernommen worden war. Kapitän Leccar hatte somit das auf der Spitze des Vorgebirges entzündete Feuer nicht mehr gesehen, vielleicht hätte es ihm geholfen, seinen Irrtum gut zu machen und sich durch geschicktes Manövrieren zu retten. Der zweite Offizier Musgrave, welcher jetzt an seine Stelle getreten war, versuchte beizudrehen und das offene Meer zu gewinnen, ein fast unausführbares Unternehmen, das geringe Hoffnung auf Erfolg bot, da das Schiff wegen der Heftigkeit des Sturmes nur die allernötigste Leinwand trug und den empörten Wogen gegenüber fast machtlos war. Nach vielen nutzlosen Versuchen war es ihm fast gelungen, seine Absicht durchzuführen – da wurde er und Leutnant Maddison mit den stürzenden Hintermasten ins Wasser geschleudert. Im selben Augenblick traf ein mit Wucht herabfallendes Holzstück den Hochbootsmann am Kopfe, so daß er besinnungslos zusammenstürzte.

Das übrige ist bekannt.

Jetzt hatte die Reise ein vorzeitiges Ende erreicht. –

Der »Jonathan« war rettungslos zwischen den spitzen Klippen aufgefahren

und war, zu absoluter Unbeweglichkeit verurteilt, für ewige Zeiten an den Klippen der Insel Hoste festgebannt. Welche Entfernung trennte ihn vom Festland? Am hellen Tage würde man sich leicht orientieren können Jedenfalls war die momentane Gefahr vorüber. Für diese Nacht sicherlich! Das Schiff war, von der Riesenkraft des Orkans geschleudert, weit in die Risse hineingeraten und lag größtenteils auf trockenem Grund; das Meer berührte seinen gewaltigen Körper nur in Gestalt von weißem, ungefährlichem Gischt. Vorläufig war ein Zertrümmern des Kolosses nicht zu befürchten, auch konnte vom Sinken keine Rede sein, so lange der kräftige Kiel durch das auf ihm ruhende Gewicht nicht eingedrückt wurde.

Den vereinten Bemühungen des Kawdjer und Meister Hartlepools gelang es schließlich, der schreckbetörten Menschenherde, die am Deck durcheinanderwogte, die veränderte, verhältnismäßig günstige Lage klarzulegen. Einige der Emigranten waren im Augenblick des Strandens teils freiwillig, teils durch den heftigen Anprall geschleudert, über Bord gegangen; nun lagen sie auf den Rissen, verstümmelt und tot; die Brandung hatte sie ergriffen und ihre Glieder an dem Gestein zerschmettert. Die Unbeweglichkeit des Schiffes begann die Überlebenden zu beruhigen. Allmählich leerte sich das Deck; Männer, Frauen und Kinder suchten in der Deckhütte oder im Zwischendeck Schutz gegen den Regen, der in Strömen aus den Wolken stürzte. Der Kawdjer, von Haig, Karroly und dem Hochbootsmann unterstützt, wachte über die Sicherheit aller.

Im Inneren des Schiffes herrschte verhältnismäßige Ruhe und bald waren die meisten der Auswanderer, von der ausgestandenen Todesangst entkräftet, eingeschlafen. Diese armen Leute fielen eben von einem Extrem ins andere; kaum hatten sie das Walten einer höheren Intelligenz und bewußter Energie über sich gefühlt, so gehorchten sie dieser Macht in blindem Vertrauen. Als ob es ganz selbstverständlich sei, überließen sie dem Kawdjer alle Sorge für ihr weiteres Schicksal und machten ihn für ihre Sicherheit verantwortlich. Die fürchterliche Katastrophe hatte sie ganz unvorbereitet getroffen. Eine gewisse stumpfe Resignation half ihnen zwar ihre sonstige elende Lebenslage ertragen, aber die letzten ganz außergewöhnlichen Vorkommnisse trafen sie ganz wehrlos an, unfähig, zu denken und zu handeln, und instinktiv sehnten sie einen Menschen der Tat herbei, der für sie dachte und handelte und jedem die ihm passende Rolle zuwies. Franzosen, Italiener, Russen, Irländer, Engländer, Deutsche und selbst Japaner fanden sich mehr oder minder zahlreich unter den Emigranten vor; der Mehrheit nach aber stammten sie aus den Staaten Nordamerikas. Und diese Verschiedenheit der Nationalitäten fand eine

Wiederholung in der Verschiedenheit der Berufsgattungen, die hier vertreten waren. Die meisten Köpfe zählten jene, die sich ihr Leben lang der Landwirtschaft gewidmet hatten; viele gehörten dem Handwerkerstande an; einige waren, ehe sie die heimatliche Scholle verließen, Jünger der freien Künste gewesen. Es waren meist unverehelichte, allein stehende Männer; nur etwa hundert bis hundertundfünfzig von ihnen waren verheiratet und schleppten eine förmliche Herde von Kindern mit sich.

Aber alle hatten e i n e n gemeinsamen Zug aufzuweisen, sie waren heimatlose, vom unberechenbaren Schicksal rücksichtslos hin-und hergeworfene Geschöpfe; arme Opfer unglücklicher Zufälle: den einen hatte es eine ungünstige Verkettung von Umständen unmöglich gemacht, Geburt und Rang und Stellung in Einklang zu bringen; die anderen hatten in moralischer Hinsicht Defekte aufzuweisen; diese fühlten sich als Stiefkinder der Natur und beklagten sich über Mangel an Geistes-oder Körperkraft und jene waren von unverdienten Unglücksfällen verfolgt. Alle aber hatten erkannt, daß ihres Bleibens im Vaterlande nicht länger sein konnte und suchten das Glück unter einem fremden, ihnen vielleicht freundlicheren Himmel zu finden und zu fesseln.

Diese zusammengewürfelte Gesellschaft stellte einen Mikrokosmos, eine kleine Welt für sich dar, eine Reduktion des menschlichen Geschlechtes, wo unter Ausschluß der Klasse der Reichen, so ziemlich alle sozialen Lebensstellungen vertreten waren. Die gänzliche Mittellosigkeit, das äußerste Elend war übrigens auch aus diesem Kreise verbannt, denn die »Gesellschaft für Kolonisation« hatte als Bedingung der Aufnahme an die Mitglieder die Forderung gestellt, den Nachweis über den Besitz eines Minimalkapitales von fünfhundert Franken zu liefern; einige unter ihnen besaßen ein Vermögen, das die verlangte Summe um das Zwanzig-und Dreißigfache überstieg. Es war eben eine Menschenmasse, nicht besser und nicht schlechter als jede andere; die Masse mit ihren Verschiedenheiten, ihren Tugenden und Fehlern, ein verworrenes Hin-und Herwogen der widersprechendsten Wünsche und Gefühle, aus deren Mitte manchmal ein eiserner, alles beherrschender Wille aufsteht und seinen Weg macht, ähnlich den Meeresströmungen, die inmitten gestaltloser Wassermassen ihren sicheren, unabänderlichen Lauf beibehalten.

Was soll nun aus all den Menschen werden, die der Zufall auf diese ungastliche Küste geführt hat? Wie werden sie die ewigen Rätsel des Lebens zu lösen trachten?….

E n d e d e s e r s t e n T e i l e s.

Zweiter Teil.



Erstes Kapitel.

Auf sicherem Boden.

Selbst in dieser Region, wo die Küstenentwicklung die abenteuerlichsten Formen aufzuweisen hat, fällt die Insel Hoste durch ihre phantastische Gestalt auf. Wenn auch die Nordküste, die eine lange Strecke hindurch den Beagle-Kanal abgrenzt, größtenteils geradlinig verläuft, so ist der übrige Umfang um so zerrissener: eine Unzahl felsiger, spitzer Landzungen springen ins Meer vor und schmale, tiefe Einschnitte zerschneiden die Insel bis ins innerste Mark.

Unter den Eilanden des Magalhães-Archipels nimmt die Insel Hoste bezüglich ihrer Größe eine bevorzugte Stellung ein. Sie wird auf fünfzig Kilometer Breitenausdehnung geschätzt, während sie in der Länge deren mehr als hundert mißt, wobei die Halbinsel Hardy nicht mitgerechnet ist, die sich in der Form eines krummen Säbels acht bis zehn Meilen weit nach Südwesten vorstreckt und deren Spitze den Namen »Falsches Kap Hoorn« trägt.

Im Osten dieser Halbinsel, an einer enormen Granitwand, welche die Orange-Bai von der Scotchwell-Bucht trennt, war der »Jonathan« gescheitert. –

Finstere Klippen tauchten beim Morgengrauen aus den Frühnebeln empor, die aber bald von den letzten Seufzern des ersterbenden Windes vertrieben wurden. Da lag der »Jonathan« am Fuße eines Vorgebirges, dessen Kamm von einer spitzen Erhebung gekrönt wurde, die steil zum Meere abfiel und an deren Fuß

sich ein Wirrsal schwarzer Steinblöcke drohend aus den schäumenden Wassern hob. Ein schlammiger Überzug von Meeralgen und Seetang bedeckte die Felsen, zwischen denen stellenweise ein seiner, feuchter Sand sichtbar wurde. Dieser setzt sich aus einer unzählbaren Menge winziger Muscheltiere und Schnecken zusammen, die auf den Geländen des Magalhães-Archipels so häufig vorkommen, wie Tritonshörner, Käfer-, Bohr-und Napfmuscheln, Trompetenschnecken, Schraubenmuscheln, Wirbelspaltschnecken, Kammuscheln, die schöne Venus-, die magellanische Miesmuschel und viele andere.

Bei oberflächlicher Betrachtung bot die Insel Hoste jedenfalls keinen sehr gastfreundlichen Anblick.

Kaum konnten die Schiffbrüchigen mit zunehmendem Tageslicht die Umgebung, die Umrisse der Küste erkennen, als sie sich der Mehrzahl nach auf die Klippen niedergleiten ließen, in dem begreiflichen Bestreben, wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen.

Es wäre ein vergebliches Beginnen gewesen, sie zurückhalten zu wollen. Ihre unsinnige Hast, das Festland zu betreten, war nach der Todesangst der letzten Nacht leicht begreiflich. Viele begannen die Spitze zu erklimmen, in der Hoffnung, von der Höhe aus ein ausgedehntes Stück Land zu erblicken; einige aus der Menge der Gestrandeten entfernten sich vom Schiffe, um der Südküste der Landspitze entlang zu wandern, während andere am nördlichen Ufer auf Entdeckungen ausgingen; die meisten aber blieben an der Unglücksstelle zurück, in stummer Betrachtung des gestrandeten »Jonathan« versunken.

Der vernünftigste Teil der Emigranten, welche sich nicht vom ersten Impuls hinreißen ließen, blieb an Bord; ihre Blicke hingen an dem Kawdjer, als erwarteten sie aus dem Munde dieses Unbekannten, dessem Eingreifen sie ihr Leben zu danken hatten, weitere Befehle.

Da er aber nicht gewillt schien, sein Gespräch mit dem Hochbootsmann zu unterbrechen, löste sich endlich einer der Auswanderer von einer aus vier Personen – zwei davon waren Frauen – gebildeten Gruppe los und trat auf die Sprechenden zu. Er mochte ungefähr fünfzig Jahre zählen; an seinem Gesichtsausdruck, seinem Gang, seiner Haltung, an tausend Kleinigkeiten und dennoch untrüglichen Anzeichen erkannte man in ihm auf den ersten Blick den gebildeten Mann, welcher unzweifelhaft eine höhere Lebensstellung bekleidet und in anderen Kreisen verkehrt haben mußte, als diejenigen es waren, in welche ihn jetzt eine Laune des Schicksals hineingeweht hatte.

»Mein Herr, sprach er den Kawdjer an, gestatten Sie mir vor allem, Ihnen

meinen Dank auszusprechen. Sie haben uns vor dem sicheren Tode errettet. Ohne Sie und Ihre Gefährten wären wir unvermeidlich verloren gewesen.«

Die Stimme, jede Miene, jede Gebärde dieses Reisenden stellten ihm das Zeugnis aus, ein offener, ehrlicher Charakter zu sein. Mit großer Herzlichkeit drückte der Kawdjer die Hand, die ihm in so entgegenkommender Weise geboten wurde und sagte in englischer Sprache, von der auch der Fremde Gebrauch gemacht hatte:

»Wir freuen uns aufrichtig, mein Freund Karroly und ich, daß es uns, dank unserer genauen Kenntnis dieser Wasserstraßen, ermöglicht wurde, eine so gräßliche Katastrophe zu verhüten.

– Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: ich bin Emigrant und heiße Harry Rhodes und dort stehen meine Frau, meine Tochter und mein Sohn, sagte der Reisende und bezeichnete die drei Personen, mit denen er gesprochen hatte, ehe er zu dem Kawdjer getreten war.

– Mein Gefährte, erwiderte der Kawdjer, seinerseits vorstellend, ist der Lotse Karroly und dies ist sein Sohn Halg; es sind Feuerländer, wie Sie sehen.

– Und Sie? fragte Harry Rhodes.

– Ich bin ein Freund der Indianer, die mir den Namen »Kawdjer« gegeben haben; einen anderen kenne ich nicht mehr!«

Harry Rhodes blickte mit unverhohlenem Staunen auf den Sprecher, welcher diese Frage mit unbewegter, kalter Miene beantwortet hatte. Ohne die Sache weiter zu verfolgen, erkundigte er sich:

»Was ist Ihre Ansicht über unsere Lage? Was sollen wir tun?

– Wir sprachen gerade davon, Mr. Hartlepool und ich, sagte der Kawdjer. Alles hängt vom »Jonathan« ab; wir müssen vor allem missen, in welchem Zustand er sich befindet. Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht viel Hoffnung habe, trotzdem muß er erst sorgfältig untersucht werden, ehe eine Entscheidung getroffen werden kann.

– An welcher Stelle des Magalhães-Archipels sind wir gestrandet? fragte Harry Rhodes.

– An der Südostküste der Insel Hoste.

– Nahe der Magalhães-Straße?

– Nein, die Unglücksstelle ist im Gegenteil sehr weit davon entfernt!

– Teufel!!… war Harry Rhodes’ einzige Antwort.

– Ich wiederhole nochmals, alles hängt von der genauen Untersuchung des

»Jonathan« ab, darüber müssen wir uns in erster Linie Gewißheit verschaffen, dann können und werden wir das weitere beschließen.«

Von Mister Hartlepool, Harry Rhodes, Halg und Karroly gefolgt, stieg der Kawdjer zu den Klippen hinab, wo der »Jonathan« von allen Seiten besichtigt wurde.

Nun wurden die schlimmen Befürchtungen traurige Gewißheit: das Schicksal des amerikanischen Klippers war besiegelt, er war unrettbar verloren. Der Schiffskörper war an fast zwanzig Stellen geborsten. Die ganze Steuerbordseite entlang klaffte ein breiter Riß; der Schaden war unheilbar, um so mehr, als es sich in diesem Falle um eine Eisenkonstruktion handelte. Angesichts dieser sprechenden Tatsachen wäre der leiseste Hoffnungsstrahl Torheit gewesen. Da der »Jonathan« nicht mehr flott zu machen war, blieb nichts anderes zu tun übrig, als ihn seinem Schicksal zu überlassen. Bald würde das Meer seine Beute vollständig verschlungen haben.

»Meiner Meinung nach, sagte endlich der Kawdjer, wäre das Vernünftigste, die Ladung auszuschiffen und an einer gut geschützten Stelle zu bergen. Während dieser Zeit könnte unsere Schaluppe ausgebessert werden, die im Moment des Anpralles schwere Beschädigungen erlitten hat. Sobald sie wieder seetüchtig ist, soll Karroly einen der Emigranten nach Punta-Arenas führen, denn der Gouverneur muß von dem geschehenen Unglück in Kenntnis gesetzt werden. Dieser wird dann sicher in möglichster Eile die nötigen Schritte tun, Ihnen in Ihre Heimat weiter zu helfen.

– Das ist sehr richtig bemerkt und gedacht, pflichtete ihm Harry Rhodes bei.

– Ich glaube, nahm der Kawdjer wieder das Wort, daß es gut sein wird, diesen Plan Ihren Gefährten mitzuteilen. Wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, könnten wir alle am Strand zusammenrufen.«

Man mußte geraume Zeit auf die Rückkehr der verschiedenen Abteilungen warten, welche sich nach allen Richtungen hin zerstreut hatten. Aber noch vor neun Uhr morgens hatte der Hunger alle Passagiere zum gestrandeten Schiffe zurückgeführt. Harry Rhodes, welcher einen etwas erhöhten Felsblock als Rednerbühne benützte, teilte seinen Gefährten den Vorschlag des Kawdjer mit.

Der Erfolg war nicht durchgreifend, die Rede Harry Rhodes' wurde mit gemischten Gefühlen aufgenommen, einige der Zuhörer machten kein Hehl aus ihrer Unzufriedenheit und äußerten laut ihr Mißfallen.

»Jetzt eine Ladung von dreitausend Tonnen ausschiffen, das fehlte uns gerade noch! murrte der eine.

– Für wen nimmt man uns denn? sagte in beleidigtem Tone ein zweiter.

– Als ob wir nicht schon der Strapazen genug und übergenug erduldet hätten!« brummte ein dritter vor sich hin.

Endlich wurde aus dem Stimmengewirr ein verständlicher Ruf laut.

»Ich bitte um das Wort,« sagte jemand in schlechtem Englisch.

Harry Rhodes, welcher weder den Sprecher noch dessen Namen kannte, stieg sogleich von seinem Felsen herab.

Sein Platz wurde augenblicklich von einem Manne eingenommen, welcher in den besten Jahren stand. Sein Gesicht zeigte schöne Züge, blaue, träumerisch blickende Augen und war von einem dichten, dunkelbraunen Vollbart umrahmt.

Der Eigentümer dieses prächtigen Bartes schien darauf nicht wenig eitel zu sein, denn seine Hand, die trotz harter Arbeit ihre schöne Form und weiße Farbe bewahrt hatte, strich fast unausgesetzt, wie liebkosend, über die langen, seidenweichen Haarwellen hin.

»Kameraden, rief er, indem er unruhigen Schrittes auf dem schmalen Felsen hin-und herwanderte wie einst Cicero auf seiner Rednerbühne; es ist sehr begreiflich, daß euch die Überraschung ob des soeben Vernommenen Ausrufe des Unwillens erpreßt hat. Was schlägt man euch denn eigentlich vor? Ihr sollt während einer unabsehbaren, unbestimmbaren Zeit auf dieser ungastlichen, öden Küste verweilen und stumpfsinnig an der Bergung der Schiffsladung arbeiten, die gar nicht unser Eigentum ist. – Warum sollen wir erst auf die Rückkehr der Schaluppe warten? Es ist doch viel einfacher, wenn sie uns gruppenweise nach Punta-Arenas führt!

– Das ist sicher! – Recht hat er! – Das ist das einzig Vernünftige!« – Diese und ähnliche Bemerkungen wurden in der Zuhörerschar laut.

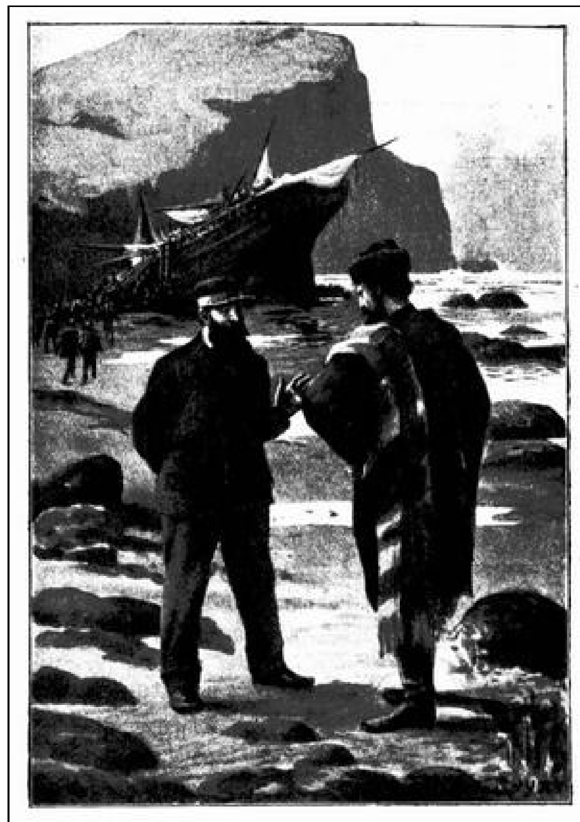
Des Kawdjer ruhige Stimme drang klar durch das Durcheinander:

»Gewiß steht euch die Wel-kiej zur Verfügung, das bedarf keiner Erwähnung; aber es würde zehn Jahre dauern, ehe alle nach Punta-Arenas gebracht werden könnten.

– Das ist möglich, gab der Redner nach einigem Zögern zu; wir bleiben also hier, um die Rückkehr der Schaluppe abzuwarten; aber ich sehe durchaus keinen Grund, warum wir wie die Lasttiere arbeiten sollen, um die Ladung auszuschiffen! Alles, was unser persönliches Eigentum ist, werden wir selbstverständlich aus dem Schiffsraum herausholen, alles übrige geht uns nichts an!… Haben wir denn irgendwelche Verpflichtungen gegen die »Gesellschaft«, der alles gehört? Ganz im Gegenteil; sie hat uns schadlos zu halten für alle

Unglücksfälle, die uns betroffen haben! Die Katastrophe ist die natürliche Folge ihres Geizes: Hätte man uns ein besser ausgerüstetes und besser geführtes Schiff zur Verfügung gestellt wäre es nicht so weit gekommen. Das Geschehene ist nun nicht mehr ungeschehen zu machen, eines aber dürfen wir niemals und nirgends vergessen, daß wir jener bedauernswerten, aus unzähligen Köpfen bestehenden Menschenklasse angehören, welche nur dazu geboren scheint, von einer glücklicheren, mächtigeren Klasse ausgenutzt zu werden. Und wir sind nicht gutmütigdumm genug, uns zu Arbeitstieren dieser Blutsauger zu erniedrigen!«

Die Rede fand entschieden Beifall. Bravorufe wurden laut, gefolgt von rohem Gelächter. Durch diese Zustimmung begeistert, fuhr der Redner mit neuem Eifer fort:



»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Kawdjer. (S. 71.)

»Jawohl, ausgenützt werden wir armen Arbeiter – dabei klopfte er heftig auf die eigene Brust – ausgebeutet werden wir von gewissenlosen Menschen! Es ist uns verwehrt, auf heimatlichem Grund und Boden im Schweiße unseres Angesichtes unser Brot zu verdienen. Aber wir wären wohl mehr als dumm zu nennen, wenn wir uns dazu hergeben wollten, unsere von der Arbeit gebeugten

Rücken mit diesem Eisengerümpel zu beladen; zwar haben es fleißige Arbeiter, wie wir es sind, geschaffen, aber nichtsdestoweniger ist es Eigentum eines auf Knechtung aller Menschenwürde und -rechte bedachten Kapitalismus, dessen schrankenlosem Egoismus wir es zu danken haben, daß wir heimatlos geworden sind, daß unsere Kinder kein Vaterland haben!«

Die meisten Auswanderer hatten mit halb erstaunten, halb erschreckten Mienen diesem Wortschwall gelauscht, welcher ihnen in gebrochenem, durch einen stark fremdländischen Akzent gekennzeichnetem Englisch entgegengeschleudert wurde; einige waren entschieden schwankend geworden und nur eine kleine Gruppe, welche sich um die improvisierte Rednertribüne geschart hatte, war ganz einer Meinung mit dem Sprecher und äußerte ihren Beifall in nicht mißzuverstehender Weise.

Und wieder war es der Kawdjer, welcher Ordnung schaffte.

»Es ist mir unbekannt, wem die Ladung des »Jonathan« gehört, sagte er sehr ruhig, aber meine Erfahrung, meine Kenntnis dieses Landes ermächtigt mich, Ihnen die Versicherung zu geben, daß sie wahrscheinlich noch von größter Wichtigkeit sein wird. Niemand von uns kann sagen, wie die Zukunft sich gestalten wird, welchen Ereignissen wir entgegengehen. Darum meine ich, es ist klüger, die Ladung nicht preiszugeben!«

Der frühere Redner schien keine Lust zu haben, darauf zu antworten, und so bestieg Harry Rhodes abermals den Felsen und ließ über den Vorschlag des Kawdjer abstimmen. Ohne Widerrede wurde er angenommen mit zum Zeichen der Zustimmung hoch erhobenen Händen.

»Der Kawdjer erkundigt sich, fügte Harry Rhodes hinzu, indem er eine Frage weitergab, die an ihn selbst gerichtet worden war, ob es nicht Zimmerleute unter euch gibt, welche ihm behilflich sein möchten, die Schaluppe auszubessern.

– Hier! rief ein Mann von ehrlichem Aussehen und erhob seinen Arm hoch über die Köpfe der Umstehenden.

– Hier! meldeten sich fast gleichzeitig zwei andere Auswanderer.

– Der erste, welcher sich bereit erklärt hat, heißt Smith, berichtete Hartlepool dem Kawdjer. Er ist ein braver Bursche und steht in Diensten der »Gesellschaft«. Die beiden anderen kenne ich nicht. Ich weiß nur, daß der eine Hobard heißt.

– Und wer ist der Redner, kennen Sie den?

– Ich glaube, daß er ein französischer Emigrant ist. Man sagte mir, daß er Beauval heiße, aber mit Bestimmtheit kann ich es nicht behaupten.«

Der Hochbootsmann täuschte sich nicht; so und nicht anders war der Name

und die Nationalität des Redners, dessen sehr bewegter Lebenslauf in kurzen Worten gekennzeichnet werden kann.

Ferdinand Beauval war Advokat gewesen und vielleicht hätte er es in dieser Lebensstellung noch weit gebracht, wenn er nicht gleich in der ersten Zeit seiner Tätigkeit von der Tarantel »Politik« derart gestochen worden wäre, daß sein ganzes Sinnen und Trachten davon beeinflußt wurde. Um einen unbesiegbaren, dabei ziemlich unklaren Ehrgeiz zu befriedigen, hatte er sich einer sehr fortschrittlich gesinnten Partei angeschlossen und vernachlässigte von diesem Zeitpunkt an das Justizgebäude, um desto fleißiger an öffentlichen Versammlungen teilzunehmen. Wahrscheinlich wäre er, so gut wie ein anderer, über kurz oder lang zum Abgeordneten gewählt worden, hätte er seine Wahl geduldig abwarten können. Aber seine bescheidenen Mittel waren erschöpft, ehe der Erfolg sein Streben gekrönt hatte. Um sein Leben weiterzufristen, hatte er zu allen sich ihm bietenden Mitteln gegriffen, war in zweifelhafte Geschäfte verwickelt worden und von diesem Tage an war sein moralischer Verfall besiegelt; von Stufe zu Stufe sank er, bis ihn der Mangel, das Elend einer unhaltbaren Existenz zwang, auf dem Boden des freien Amerika sein Glück zu suchen.

Aber auch in der Neuen Welt hatte ihm das Schicksal nur ein finsteres Antlitz gezeigt, auch hier lächelte ihm das Glück nicht. Nachdem er von Stadt zu Stadt gewandert war und sich nach und nach in jedem Erwerbszweig versucht hatte, war er endlich nach San Francisco gekommen. Immer vom Geschick grausam verfolgt, war ihm schließlich nur ein Ausweg geblieben: die abermalige Verbannung.

Es war ihm gelungen, sich das notwendige Minimalkapital zu verschaffen und er hatte sich in die Auswandererliste einschreiben lassen auf die pompöse Ankündigung hin, die den ersten Ansiedlern der Delagoa-Bai das Blaue vom Himmel versprach. Jetzt, nach der Strandung des »Jonathan«, waren seine Hoffnungen wieder vernichtet und er war gleich den anderen Unglücklichen verurteilt, auf der Halbinsel Hardy ein elendes Dasein zu fristen. Gleichwohl hatten diese fortgesetzten Schicksalsschläge nicht vermocht, das Selbstvertrauen Ferdinand Beauvals zu erschüttern. Er baute auf seinen Stern. Alles ihm widerfahrene Mißgeschick schrieb er dem Schuldkonto anderer zu, deren Bosheit, Undankbarkeit, Eifersucht; er war sich seines Wertes wohl bewußt und nichts konnte ihm die Gewißheit rauben, daß es ihm eines Tages bei günstiger Gelegenheit gelingen würde, die gegnerischen Strömungen zu besiegen, über seine Verfolger zu triumphieren und eine Stellung einzunehmen, die ihm angesichts seiner hervorragenden Eigenschaften gebührte.

Deshalb hatte er auch nicht unterlassen, das Rednertalent – – das er sich bescheidenerweise zuschrieb – zu üben und spielte sich als leitendes Haupt der Expedition auf. Kaum an Bord des »Jonathan«, begann er zündende Reden zu halten und oft mußte Kapitän Leccar energisch eingreifen, um dem Unfug zu steuern.

Trotz dieses Widerstandes war es Ferdinand Beauval gelungen, seit dem Beginn der Reise, die ein so tragisches Ende fand, einige Anhänger zu finden und kleine Erfolge zu ernten. Manche seiner Reisegefährten – allerdings nur eine unbedeutende Anzahl – hatten den demagogischen Auseinandersetzungen, die das Leitmotiv einer jeden seiner Ansprachen bildeten, stets ein geneigtes Ohr geliehen; diese formten jetzt eine dichte Gruppe um den Schauplatz seiner Beredsamkeit.

Die Anzahl seiner Jünger wäre wohl größer gewesen, wenn Beauval – welchen das Mißgeschick bis auf das Schiff verfolgte – nicht an Bord des »Jonathan« einen nicht zu unterschätzenden Konkurrenten gefunden hätte. Dieser Konkurrent war niemand anderer als ein Nordamerikaner, namens Lewis Dorick, ein Mann mit glattrasiertem Gesicht, eisigkalten Mienen, welcher messerscharfe Reden hielt. Dieser Lewis Dorick verfocht dieselben Theorien wie Ferdinand Beauval, aber in noch verschärfterem Maßstabe. Während dieser dem Sozialismus das Wort redete, nach welchem der Staat als Alleinbesitzer aller Wertobjekte einem jeden sein Amt und seinen Anteil zuweisen sollte, vertrat Dorick den reinen Kommunismus, demzufolge alles gleichzeitig Eigentum aller und jedes einzelnen sein sollte.

Außer der Uneinigkeit dieser beiden sozialdemokratischen Führer in bezug auf die Prinzipien, die sie zum Ausgangspunkt ihrer Proselytenmacherei gewählt hatten, trat noch ein anderer charakteristischer Unterschied hervor. Während Beauval sich mit klingenden Worten und leeren Träumen zufrieden gab und sonst ziemlich sanftmütiger Natur war, zeigte sich Dorick von wilder, herrschsüchtiger Gemütsart, sein kaltes Herz kannte kein Erbarmen. Und wenn es auch dem einen im Feuer der Begeisterung gelang, seine Zuhörerschaft mit sich fortzureißen, sie derart aufzuregen, daß ihr jeder Gewaltakt als eine Heldentat erschienen wäre, so war er dennoch persönlich ganz unschädlich, während des anderen »Ich« gleichbedeutend mit »Gefahr« war.

Dorick verstand die Gleichheit auf eine Weise, die das schöne Wort hassenswert machte. Er blickte nie nach abwärts, seine Blicke waren stets nach oben gerichtet. Der Gedanke an das elende Dasein, zu welchem die überwiegende Majorität der Menschen verdammt ist, ließ sein versteintes Herz in keiner leisen Regung des Mitleides höher schlagen; aber daß ein kleiner

Bruchteil der Menschheit über ihm stand, einer höheren gesellschaftlichen Sphäre angehörte als er, das erfüllte ihn mit unsäglicher Wut.

Ihn beruhigen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen. Durch den schüchternsten Widerspruch machte man sich den ungezügelten Menschen zum unversöhnlichen Feinde, welcher – wenn man ihm freie Hand gelassen hätte – vor keiner Gewalttätigkeit, keinem Morde zurückgeschreckt wäre, um sich zu rächen.

Seiner kranken Seele verdankte Dorick all sein Mißgeschick. Er war Professor für Literatur und Geschichte, konnte aber dem Verlangen nicht widerstehen, von seinem Lehrstuhl aus ganz andere Wissenschaften zu verbreiten. Wo er konnte, streute er seine freisinnigen Grundsätze ein, und zwar nicht in der Form einer rein theoretischen Erörterung, sondern im Gewande einer peremptorischen Behauptung, die seinen Hörern die Pflicht auferlegte, sich seinen Aussprüchen zu beugen.

Die naturgemäßen Folgen eines solchen Vorgehens ließen nicht lange auf sich warten. Der Leiter der Anstalt hatte Dorick für dessen Bemühungen seinen besten Dank ausgesprochen, ihn aber gleichzeitig ersucht, sich um einen anderen Wirkungskreis umzusehen. Nachdem die gleichen Ursachen allemal die gleichen Wirkungen aufweisen, wiederholte sich der eben geschilderte Vorgang. Dorick verlor auch seine zweite Anstellung und so ging es einige Zeit fort, bis sich alle Tore unwiderruflich vor ihm geschlossen hatten. Überall abgewiesen, außerstande, seinen Unterhalt zu verdienen, hatte er auf dem »Jonathan« Zuflucht gesucht und gefunden, aus dem ehemaligen Professor war ein Auswanderer geworden.

Während der Überfahrt hatte sowohl Dorick als auch Beauval Anhänger geworben; dieser durch seine zündende Beredsamkeit, die von keinerlei Gewissensskrupeln gehemmt wurde und keinerlei offene Kritik zu fürchten hatte – jener durch die imponierende Autorität eines Mannes, welcher sich als Wissender fühlt und nur Gesetze unumstößlicher Wahrheit lehren kann. Den bescheidenen Anhängerkreis, welchen jeder der Führer um sich gesammelt hatte, verziehen sie sich gegenseitig nicht. Und wenn sie auch nach außen hin die Formen strikter Höflichkeit wahrten, so war ihr Inneres doch von Haß und Neid erfüllt.

Kaum hatte man auf der Insel Hoste festen Fuß gefaßt, hatte Beauval keinen kostbaren Augenblick verloren und gleich versucht, über seinen Rivalen einen kleinen Sieg zu erringen. Die Gelegenheit war ihm günstig; es ergab sich ein Vorwand, der es ihm ermöglichte, auf den Felsen zu klettern und eine Ansprache

zu halten, deren Inhalt wir kennen. Daß seine Rede ganz erfolglos war, das bekümmerte ihn nicht. Die Hauptsache für ihn war, sich in den Vordergrund zu drängen, sich bemerkbar zu machen, und das war ihm gelungen.

Die Menge gewöhnt sich an diejenigen, welche sie oft sieht und hört. Wer schließlich zum Führer gewählt werden will, muß nur einige Zeit hindurch die Rolle desselben spielen.

Während der kurzen Unterredung des Kawdjer mit Hartlepool hatte Harry Rhodes von der Höhe des Felsens aus an seine Gefährten folgendermaßen das Wort gerichtet:

»Nachdem der Vorschlag angenommen ist, muß man einen aus unserer Mitte wählen, welcher die Leitung der Arbeit übernimmt. Es ist keine Kleinigkeit, ein Schiff von dreitausendfünfhundert Tonnen Inhalt zu entladen, dazu gehört unbedingt Methode. Wenn es euch recht ist, soll Mr. Hartlepool, der Hochbootsmann, dieses schwierige Amt übernehmen; er wird am besten verstehen, einem jeden die Arbeit zuzuweisen, die er zu leisten hat, und Ratschläge zu geben, wie alles anzufassen ist, damit die Ausschiffung rasch und gut zu Ende geführt wird. Wer meiner Meinung ist erhebe die Hand!«

Alle Hände – mit ganz wenigen Ausnahmen – erhoben sich zustimmend.

»Das wäre erledigt! sagte Harry Rhodes, indem er, gegen den Hochbootsmann gewendet, hinzufügte: welches sind Ihre Befehle?

– Das Frühstück zu nehmen! war Hartlepools kurze und bündige Erwiderung. Um arbeiten zu können, muß man die nötigen Kräfte haben.«

In vollständigem Durcheinander begaben sich die Auswanderer an Bord, wo ihnen von der Mannschaft eine aus Konserven bestehende Mahlzeit verabreicht wurde. Während des Essens nahm Hartlepool den Kawdjer beiseite und sagte mit sorgenvoller Miene:

»Erlauben Sie mir eine Bemerkung; ich wage zu behaupten, daß ich ein tüchtiger Seemann bin, aber – ich habe immer einen Kapitän gehabt.

– Was wollen Sie damit sagen? fragte der Kawdjer.

– Ich meine, brachte Hartlepool mit immer unschlüssiger werdender Miene hervor, daß ich mir schmeicheln kann, einen erhaltenen Befehl tadellos auszuführen, aber das Kommandieren selbst ist nie meine Sache gewesen. Fest die Hand am Steuer halten, ja, das kann ich, zu des strengsten Befehlshabers Zufriedenheit, aber selbst die einzuhaltende Richtung angeben, das ist etwas anderes!«

Der Kawdjer betrachtete den Hochbootsmann verstohlen. Es gab also doch

brave, starke, ehrliche Menschen, für die eine leitende Kraft, ein Oberhaupt eine Notwendigkeit war?

»Sie wollen also, nahm er das Wort, gerne die Arbeit übernehmen, im einzelnen die nötigen Anordnungen geben, wären aber froh, vorher einige allgemeine Ratschläge zu bekommen?

– Richtig! sagte Hartlepool.

– Nichts leichter als das; wieviel Arme stehen Ihnen zur Verfügung?

– Bei der Abreise von San Francisco bestand die Bemannung des »Jonathan« aus vierunddreißig Köpfen, inklusive den Offizieren, dem Koch und den beiden Schiffsjungen; dazu kamen eintausendeinhundertfünfundneunzig Passagiere. Im ganzen waren wir demnach eintausendzweihundertneunundzwanzig Personen; aber davon sind viele nicht mehr am Leben.

– Wir werden später Abzählung halten; nehmen wir vorläufig die runde Zahl zwölfhundert an. Die Frauen und Kinder abgerechnet, bleiben uns beiläufig siebenhundert Männer zur Verfügung. Diese müssen Sie in zwei Gruppen teilen. Zweihundert Mann haben an Bord zu bleiben und die Ladung aus dem Schiffsraum auf Deck zu schaffen. Ich führe die übrigen in einen ganz naheliegenden Wald, wo wir einige hundert Bäume fällen werden. Wenn wir die Aste von den Stämmen entfernt haben werden, müssen je zwei Bäume übereinandergelegt und fest zusammengeschnürt werden; auf diese Weise erhalten wir eine Serie von Baumbündeln, die, das eine dicht neben das andere gelegt, einen Weg vom Schiffe bis zum Strande geben sollen. Zur Zeit der Flut werden Sie eine schwebende Brücke haben und während der Ebbe wird das Floß auf den Klippen aufliegen und Sie müssen es nur ein wenig stützen, um ihm die Stabilität zu sichern. Bei diesem Vorgehen und von einem so zahlreichen Personal unterstützt, werden wir die Ladung in drei Tagen geborgen haben.«

Hartlepool hielt sich mit großer Geschicklichkeit an diese Instruktionen und wirklich – wie es der Kawdjer vorausgesagt hatte – war die ganze Ladung des »Jonathan« am Abend des 19. März am Strand aufgestapelt und aus dem Bereiche der beutegierigen Wogen geschafft. Zum Glück erwies sich der Dampfkran bei eingehender Untersuchung als vollkommen tauglich; dieser Umstand hatte die Hebung der schwersten Lasten natürlich bedeutend erleichtert.

Gleichzeitig waren mit Hilfe der drei Zimmerleute Smith, Hobard und Charley die Reparaturen der Schaluppe rasch vorwärtsgeschritten. Am 19. März waren alle Schäden ausgebessert und sie war wieder diensttauglich.

Jetzt mußten die Auswanderer zur Wahl eines Abgesandten schreiten. Wieder

bot sich für Ferdinand Beauval die aufs freudigste begrüßte Gelegenheit, die Rednerbühne zu besteigen, um an die Wähler eine Ansprache zu halten. Aber er war entschieden vom Unglück verfolgt! Wenn ihm auch die Genugtuung zuteil wurde, daß sich etwa fünfzig Stimmen zu seinen Gunsten erhoben, während Lewis Dorick – welcher sich übrigens nicht im geringsten angestrengt hatte, die Rolle eines Wahlkandidaten zu spielen – nicht e i n e Stimme erhielt, so hatte schließlich doch nicht er, sondern ein gewisser Germain Rivière die Majorität der Wähler auf seiner Seite.

Er war Landmann, franko-kanadischer Abstammung, Vater eines Mädchens und vier prächtiger Knaben. Von seiner sicheren Rückkehr konnte man aus letzterem Grunde überzeugt sein.

Unter Karrolys Führung, welcher Halg und den Kawdjer auf der Insel Hoste zurückließ, ging die Wel-kiej am 20. März unter Segel und allsogleich war man darauf bedacht, eine vorläufige Unterkunft zu schaffen. Es handelte sich ja nicht darum, eine dauernde Niederlassung zu begründen; man brauchte bloß eine Art Schutzhütten bis zur Wiederkehr der Wel-kiej, deren Reise in drei Wochen beendet sein konnte. Deshalb nahm man auch Abstand, die zerlegbaren Häuser aufzustellen, die mitgeführt worden waren; man begnügte sich damit, die Zelte aufzuschlagen, die sich im Schiffsraum gefunden hatten. Mit Zuhilfenahme alter Segel, die in einem besonderen Verschlag entdeckt worden waren, konnten alle Reisenden in den Zelten geborgen werden, selbst der gebrechliche, empfindliche Teil der Gerätschaften wurde darin untergebracht. Man versäumte auch nicht, mit etwas Flechtwerk einen Hühnerhof zu improvisieren und mittels Pfählen und Stricken eine Umzäunung für die vierbeinigen Tiere herzustellen, die der »Jonathan« transportiert hatte.

Man sieht, diese Menschenmenge befand sich durchaus nicht in der hoffnungslosen Lage von Schiffbrüchigen, welche ohne alle Hilfsmittel auf eine unbekannte, öde Küste geworfen werden. Der Schauplatz der Katastrophe war der Feuerlands-Archipel, der in allen Karten genau eingezeichnet und kaum hundert Meilen von Punta-Arenas entfernt ist. Außerdem waren Lebensmittel im Überfluß vorhanden. Diese Umstände berechtigten daher zu keiner ernstlichen Sorge und die Auswanderer führten hier ein ebenso angenehmes Leben – das etwas rauhere Klima ausgenommen – wie sie es in gleicher Jahreszeit ihres Aufenthaltes auf afrikanischem Boden gehabt hätten.

Bei der Ausschiffung hatten der Kawdjer und Halg selbstredend tüchtig mit Hand angelegt. Beide hatten ihre beste Kraft eingesetzt, aber die Hilfeleistungen des Kawdjer erwiesen sich besonders nützlich. Wie groß auch seine Bescheidenheit war, welche Mühe er sich gab, unbemerkt zu bleiben – seine

Überlegenheit trat überall so deutlich hervor, daß er von allen Seiten um Rat gefragt wurde. Wenn es sich um die Fortschaffung eines besonders schweren Gewichtes handelte, um die Stauung der Gepäcksstücke, das Aufstellen der Zelte – immer wandte man sich an ihn um Rat. Und nicht Hartlepool allein nahm in zweifelhaften Fällen seine Zuflucht zu ihm, auch die Mehrzahl der übrigen ratlosen Menschen, welchen derartige Arbeiten ungewohnt und unbekannt waren.

Diese notdürftigen Einrichtungen waren, wenn auch nicht beendigt, so doch ziemlich weit gediehen, als sich die unwirtlichen klimatischen Verhältnisse wieder in recht unangenehmer Weise bemerkbar machten. Am 24. März begann ein heftiger Platzregen, der dreimal vierundzwanzig Stunden andauerte und erst von einem starken Winde begleitet wurde, der dann zum heulenden Sturm anwuchs. Als dann das Toben der Atmosphäre ein wenig beruhigt war, hätte man vergeblich den »Jonathan« auf seinem Klippenbett gesucht! Ein paar schwimmende Holzstücke, angeschwemmtes Eisenblech und verbogene Stangen war alles, was von dem stolzen Klipper übrig blieb, dessen Kiel noch wenige Tage vorher so fröhlich die Wogen durchschnitten hatte.

Obwohl alles, was nur von geringstem Werte war, vom Schiffe entfernt worden war, beschlich dennoch ein Gefühl der Wehmut die Emigranten, als sie es für immer verschwunden sahen. Jetzt waren sie ganz vereinsamt, ganz abgeschlossen von dem übrigen Teile der Menschheit, welche – falls der Schaluppe ein Unfall zustoßen sollte – vielleicht niemals vom Verbleib und Ergehen ihrer bedauernswerten Brüder Kenntnis erlangen wird!

Dem Wüten des Orkans folgte eine Periode völliger Windstille. Man benützte sie, um eine Zählung der überlebenden Emigranten und Matrosen vorzunehmen. Mit Hilfe der Passagierliste, die sich an Bord gefunden hatte, nahm Hartlepool die Zählung vor, die als betrübendes Ergebnis die Gewißheit brachte, daß nicht weniger als einunddreißig Menschen in der Unglücksnacht den Tod gefunden hatten. Von diesen Opfern der Katastrophe gehörten fünfzehn der Bemannung an, sechzehn waren Passagiere. Folglich waren noch eintausendeinhundertneunundsiebzig Auswanderer am Leben und neunzehn Mann (von den vierunddreißig auf der Mannschaftsliste genannten) der Besatzung. Rechnete man zu dieser Menschenanzahl die beiden Feuerländer und ihren Gefährten dazu, so erreichte die Kopfzahl der Bevölkerung der Insel Hoste die Ziffer eintausendzweihundertundeins: Männer, Frauen und Kinder.

Der Kawdjer wollte das schöne Wetter nicht unbenützt vorübergehen lassen, um die dem Lager zunächst gelegenen Teile der Insel auf ihren Wert hin zu untersuchen; es wurde bestimmt, daß Hartlepool, Harry Rhodes, Halg und drei

der Emigranten: Gimelli, Gordon und Ivanoff (der erste italienischer, der zweite amerikanischer und der dritte russischer Abstammung), ihn auf der kurzen Expedition begleiten sollten. Aber im letzten Augenblick tauchten noch zwei Bittsteller auf, welche mitgenommen werden wollten.

Der Kawdjer begab sich gerade nach dem gemeinsam verabredeten Versammlungsort, als seine Aufmerksamkeit durch zwei Kinder gefesselt wurde, welche augenscheinlich auf ihn zuschritten. Sie mochten zehn Jahre zählen. Das eine derselben hatte eine unternehmende, fast kecke Miene aufgesteckt und kam mit hocherhobenem Kopfe dahermarschiert, das Näschen in der Luft; es bemühte sich, einen recht nachlässigen Gang zur Schau zu tragen, was einen komischen Eindruck machte. Das andere Kind folgte ihm schüchtern in einer Entfernung von fünf Schritten und sah sehr bescheiden aus, was zu der zarten, schmächtigen Gestalt gut paßte.

Das erste, ein Knabe, sprach den Kawdjer an:

»Exzellenz…,« begann er.

Diese unvorhergesehene Ansprache belustigte den Kawdjer; er sah interessiert auf das kleine Bürschchen herab, das die stumme Prüfung tapfer aushielt, ohne die geringste Verwirrung zu zeigen oder die Augen zu Boden zu schlagen.

»Exzellenz? wiederholte der Kawdjer lächelnd. Warum nennst du mich Exzellenz, mein Junge?«

Der Knabe machte große, verwunderte Augen.

»Ist das nicht die gebräuchliche Anrede für Könige, Minister und Bischöfe? fragte er, und es lag wie Angst in der zitternden Stimme, daß er die Regeln der Höflichkeit nicht genügend beobachtet habe.

– Ah! rief der Kawdjer erstaunt. Und wo hast du denn gesehen, daß man Könige, Minister und Bischöfe mit »Exzellenz« anreden muß!

– In den Zeitungen habe ich’s gelesen, antwortete das Kind, ganz stolz auf sein Wissen.

– Du liest die Zeitungen?

– Warum nicht? – Wenn man sie mir gibt!

– Ah! ah! – Wie heißest du?

– Dick.

– Dick – und wie noch?«

Der Knabe schien nicht zu verstehen.

»Nun, welchen Namen hat dein Vater?

– Ich habe keinen Vater.

– Und deine Mutter, wie heißt sie?

– Ich habe weder Vater noch Mutter, Exzellenz!

– Wieder »Exzellenz«, sagte der Kawdjer, welcher für dieses eigenartige Kind ein stets wachsendes Interesse fühlte; so viel ich weiß, bin ich weder König, noch Minister, noch Bischof!

– Sie sind aber der Gouverneur!« erklärte der Junge mit Nachdruck.

Der Gouverneur!…. Der Kawdjer stand da, wie aus den Wolken gefallen.

»Woher hast du denn diese Weisheit? fragte er endlich. Die Frage schien den Knaben zu verwirren.

– Nun?« bestand der Kawdjer auf seiner Frage.

Dick zögerte mit der Antwort und war sehr verlegen.

»Ich weiß nicht, woher…, sagte er endlich stockend. Weil Sie immer befehlen… und – alle nennen Sie ja so!

– Ah, wirklich! Dann trat der Kawdjer einen Schritt auf den Knaben zu und sagte mit ernster Stimme: Du bist im Irrtum, mein liebes Kind! Ich bin nicht mehr und nicht weniger als andere. Hier befiehlt niemand. Hier gibt es keinen Gebieter!«

Dick öffnete seine Augen, so weit er konnte, und starrte den Kawdjer ganz ungläubig an. War es denn möglich, daß es keine Gebietenden gab in diesem Teile der Welt? Wie konnte er das glauben, er, ein Kind, für den die Erde bisher nur als von Tyrannen bevölkert erschienen war! Existierte wirklich irgendwo ein Wunderland ohne Herren?

»Nein, hier gibt es keinen Gebieter, sagte der Kawdjer nochmals und erkundigte sich dann nach kurzem Schweigen:

Wo bist du geboren?

– Das weiß ich nicht.

– Wie alt bist du?

– Man sagt mir, daß ich bald elf Jahre alt werde!

– Bist du bestimmt nicht älter?

– Gewiß nicht!

– Und dein kleiner Gefährte, der fünf Schritte hinter dir wie am Boden

festgewachsen scheint, wer ist das?

– Das ist Sand.

– Dein Bruder?

– Wie ein Bruder… Mein Freund.

– Seid ihr vielleicht zusammen erzogen worden?

– Erzogen? Dick schüttelte den Kopf. Wir sind nie erzogen worden, Herr.«

Der Kawdjer fühlte tiefes Erbarmen. Wie traurig hörten sich die wenigen Worte an, die das Kind mit fast trotziger Stimme hervorstieß, wie ein streitlustiger, junger Kampfhahn! Wie? Es gab also Kinder, welchen niemals der Segen einer Erziehung zuteil geworden ist!

»Wo hast du deinen Freund kennen gelernt?

– In Frisco[1], am Kai.

– Ist das schon lange her?

– Sehr, sehr lange… Wir waren damals noch ganz klein. Dick suchte seine Erinnerungen zu sammeln. O, das ist wenigstens sechs Monate her!

– Wahrhaftig? Nun, das ist allerdings eine sehr lange Zeit,« gab der Kawdjer zu, ohne eine Miene zu verziehen.

Er wandte sich an den schweigsamen Kameraden des merkwürdigen Jungen:

»Jetzt komm du einmal her, aber »Exzellenz« darfst du nicht zu mir sagen. Hast du denn deine Zunge in die Tasche gesteckt?

– Nein Herr, stammelte das Kind, indem es eine Matrosenmütze zwischen seinen Händen zerdrückte.

– Warum sprichst du denn gar nichts?

– Er ist ja so schüchtern, Herr,« erklärte Dick.

Mit welch wegwerfender Miene er dieses Urteil fällte!

»Ah, sagte der Kawdjer lachend, also schüchtern ist er! Du bist es wohl nicht!

– Nein, Herr,« lautete die einfache Antwort.

»Du hast auch ganz recht… Aber was macht ihr denn eigentlich hier?

– Wir sind doch die Schiffsjungen, Herr.«

Der Kawdjer erinnerte sich jetzt, daß Hartlepool in der Tat bei der Aufzählung der Schiffsmannschaft des »Jonathan« zwei Schiffsjungen erwähnt hatte. Bisher waren sie meist mit den Kindern der Emigranten zusammengewesen und er hatte sie noch nicht gesehen. Nachdem sie ihn heute angesprochen hatten, schienen sie

ein Anliegen zu haben.

»Wünscht ihr etwas von mir?« fragte er.

Wie vorauszusehen, nahm Dick wieder das Wort.

»Wir möchten mit Ihnen gehen, wie Mr. Hartlepool und Mr. Rhodes.

– Warum denn?«

Dicks Augen wurden ganz glänzend.

»Um etwas Neues zu sehen!«

Etwas Neues!… Eine ganze Welt lag in diesen Worten! Das Verlangen nach dem Unbekannten, die wunderbaren, verworrenen Träume der Kindheit! Dicks Gesicht war eine Bitte, seine ganze, zarte Gestalt sprach für die Erfüllung seines Wunsches.

»Und du, wandte sich der Kawdjer an Sand, möchtest du auch etwas Neues sehen?

– Nein, Herr.

– Was willst du denn?

– Mit Dick gehen, sagte leise das Kind.

– Du hast ihn wohl sehr lieb, deinen Dick?

– O ja, Herr, bestätigte Sand, dessen Stimme eine weit über sein Alter gehende Tiefe des Ausdruckes zeigte.«

Der Kawdjer fühlte sein Interesse für die beiden kleinen Leute steigen. Er sah sie an! Welch ein einerseits belustigendes, anderseits reizendes und rührendes Zusammenhalten! Endlich entschied er:

»Ihr könnt mit uns kommen!

– Es lebe der Gouverneur, hoch!« riefen entzückt die beiden Kinder, welche einen wahren Freudentanz aufführten und ihre Mützen hoch in die Luft schleuderten.

Durch Hartlepool erfuhr der Kawdjer die kurze Lebensgeschichte der beiden Freunde, seiner jüngsten Bekanntschaft; das wenige, was der Hochbootsmann berichten konnte, war sicher mehr, als die Kinder selbst wußten.

Es waren von ihren Eltern verlassene, ausgesetzte Kinder, welche man eines Abends an einem Grenzstein gefunden hatte. Daß sie am Leben blieben, war eines der Wunder, die sich häufig genug ereignen und wofür die Vernunft vergebens eine Erklärung sucht! Sie lebten also und hatten vom zartesten Alter an ihr Brot verdienen müssen, was ihnen, dank ihrer minimalen Bedürfnisse,

durch kleine Handreichungen, leichte Dienstleistungen auch gelang: Botengänge, Schuhputzen, Türöffnen, der Verkauf von Feldblumen – das waren die wunderbaren Erfindungen der jungen Köpfe, die ihnen wenige Münzen einbrachten; ihre Nahrung fanden sie meistens auf dem Pflaster von San Francisco wie die Sperlinge. Sie wußten nichts voneinander und ihrer traurigen Existenz, bis das Schicksal sie vor etwa sechs Monaten einander gegenüberstellte unter Umständen, die man als »hoch tragisch« bezeichnen würde, wenn die Schauspieler einer anderen Gesellschaftssphäre angehört haben würden.

Dick ging dem Kai entlang, die Hände in den Taschen, die Mütze schief auf dem Kopfe und pfiff ein bekanntes Lied zwischen den Zähnen, als er Sand bemerkte, welcher von einem großen, laut bellenden Hund verfolgt wurde, der drohend sein spitzes Gebiß zeigte. Das furchtbar erschrockene Kind weinte laut und hielt, um das Schreckliche nicht zu sehen, seinen Arm vor die Augen.

Dick sprang hinzu und stellte sich zwischen den zitternden Knaben und dessen fürchterlichen Angreifer, sah dem Hunde fest in die Augen und erwartete furchtlos das Kommende.

Wurde das Tier durch diese herausfordernde Haltung eingeschüchtert? Jedenfalls wich es langsam zurück und lief dann mit eingezogenem Schweife davon. Ohne sich weiter um den Hund zu bekümmern, wandte sich Dick an den Knaben.

»Wie heißest du? fragte er mit der Miene eines Beschützers.

– Sand, schluchzte dieser und suchte seiner Tränen Herr zu werden; und du?

– Dick… Wenn es dir recht ist, wollen wir Freunde sein.«

Sand antwortete nicht mit Worten; er warf sich an die Brust des Helden und so war die unzerstörbare Freundschaft geschlossen.

Hartlepool hatte von weitem diese Szene mit angesehen. Er hatte die Kinder befragt und so ihre traurige Geschichte erfahren. Er hätte Dick gern geholfen, der unerschrockene Junge gefiel ihm, und hatte ihm angeboten, ihn als Schiffsjungen mit sich auf den »Josuah Brener«, einen Dreimaster, zu nehmen, auf dem er gerade eingeschifft war. Aber beim ersten Wort hatte Dick die Bedingung gestellt, daß Sand mit ihm aufgenommen werden müsse. Hartlepool gab nach und von dieser Zeit an hatte er die beiden Unzertrennlichen nicht aus den Augen verloren; sie waren ihm vom »Josuah Brener« auf den »Jonathan« gefolgt. Der Hochbootsmann war ihr Lehrer gewesen und hatte ihnen Lesen und Schreiben beigebracht, das wenige, was er selbst wußte. Aber er hatte sein Interesse, seine Wohltaten an keine Unwürdigen verschwendet. Er war ihres

Lobes voll und die Kinder hingen mit leidenschaftlicher Dankbarkeit an ihm. Natürlich hatte jeder seine Fehler; der eine war zornig, empfindlich, streitlustig, immer bereit, Krieg zu führen, wann und wo und mit wem es auch sei; der andere war schweigsamer, sanfter, bescheidener Natur und etwas schüchtern. Jener war Beschützer, dieser der Beschützte. Aber beide zeigten gleichen Arbeitseifer, gleiches Pflichtbewußtsein und die gleiche Anhänglichkeit an ihren gemeinsamen Freund, den Hochbootsmann Hartlepool.

So waren die beiden neuen Teilnehmer der Expedition beschaffen.

In den ersten Morgenstunden des 28. März wurde aufgebrochen. Man maßte sich nicht an, die ganze Insel Hoste erforschen zu wollen, nur die dem Lagerplatz zunächst liegenden Partien wollte man kennen lernen. Zuerst wurden die Berge überstiegen, welche die Mittelrippe der Halbinsel Hardy bilden, so daß deren Westküste erreicht wurde; entlang dieser wanderte man nach Norden, um auf diese Weise von der entgegengesetzten Uferlinie zum Lager zurückzukehren, wobei natürlich die Südseite der eigentlichen Insel durchquert werden mußte.

Nachdem man eine kurze Strecke weit vorgedrungen war, hatte man bald die Empfindung gewonnen, daß das Land nicht nach dem allerdings abschreckenden Anblick der Unglücksstelle beurteilt werden dürfe, und diese Empfindung verstärkte sich und wurde stets von neuem bestätigt, je weiter man nach Norden wanderte. Wenn die Halbinsel Hardy ihrer ganzen Länge nach bis zu ihrem stachlichten Ausläufer, dem Falschen Kap Hoorn, dem Auge nur unfruchtbare Felsen zeigte, so erschienen dagegen die im Nordwesten des Landes auftauchenden Hügel mit frischem Grün geschmückt.

Zu Füßen dieser bewaldeten Höhen lagerten sich weitgedehnte Prärien, die wieder von Felsenwildnissen abgelöst wurden, deren Oberfläche spärlichen Graswuchs zeigte, während in den tiefen Schluchten das Heidekraut üppig gedieh. Verstreut tauchten auch gelbblütiger Ginster auf und Seeastern mit blauen und violetten Köpfen, über einen Meter hohe Kreuzwurzstanden und eine Unzahl von Zwerggewächsen: rankender Zytisus, Pfriemengras und winzige Pimpinellen in voller Blüte. Über die Ebene aber lag ein samtweicher Rasenteppich gebreitet von dem frischesten Grün, das Tausenden von Wiederkäuern zur Nahrung hätte dienen können.

Die kleine Gesellschaft der Ausflügler hatte sich – je nach Neigung und freier Wahl – in kleinere Gruppen aufgelöst; Dick und Sand hüpften lustig dazwischen herum und verdreifachten sich die Länge des Weges durch ihre Seitensprünge. Die drei Landleute wechselten wenige Worte, während sie erstaunte Blicke ringsumher schweifen ließen; Harry Rhodes und Halg bildeten die Gesellschaft

des Kawdjer. Dieser war verschlossen, in seine gewohnte Schweigsamkeit versunken, was ihn aber nicht hinderte, für die Familie Rhodes die wärmste Sympathie zu empfinden. Dieses Interesse erstreckte sich auf alle Familienmitglieder, alle gefielen ihm: die ernste, aber gütige Mutter, der achtzehnjährige Edward und die fünfzehnjährige Clary mit ihren frischen, offenen Gesichtern und der Vater, dessen aufrichtigem, geraden Charakter und offenem, klaren Sinn man unbedingtes Vertrauen schenken mußte.

Die beiden Männer besprachen in freundschaftlicher Weise die naheliegenden Dinge. Harry Rhodes trachtete Einzelheiten über den Magalhães-Archipel zu erfahren und bereicherte seine Kenntnisse durch die Mitteilungen des Kawdjer, während er diesem Verschiedenes aus dem Leben der einzelnen Auswanderer berichtete, was den Kawdjer sehr interessierte.

Zunächst erfuhr er, daß Harry Rhodes durch die Schuld anderer mit fünfzig Jahren sein beträchtliches Vermögen verloren hatte und dem Ruine nahe gebracht worden war, wie er dann nach diesem Unglück, das ihn unverdienterweise betroffen, ohne Zögern beschlossen habe, mit Frau und Kindern auszuwandern, um ihnen auf diese Weise, wenn möglich, eine Zukunft zu sichern.

Aus den Schiffspapieren hatte Harry Rhodes in Erfahrung gebracht, daß nach Abrechnung der Toten die Emigranten nach ihrem jeweiligen Stande in folgende Kategorien zerfielen: siebenhundertfünfzig waren Ackerbauer, darunter fünf Japaner; einhundertundvierzehn dieser Leute waren verheiratet und von ihren einhundertundvierzehn Frauen und Kindern begleitet, deren Zahl sich auf zweihundertzweiundsechzig belief, jedoch waren einige derselben schon erwachsen; außerdem wies die Schiffsliste auf: drei Vertreter der freien Künste, fünf ehemalige Rentenbesitzer und einundvierzig Handwerker. Vier andere Handwerker, ein Maurer, ein Tischler, ein Zimmermann und ein Schlosser waren nicht eigentlich den Emigranten zuzuzählen, da sie von der »Gesellschaft für Kolonisation« aufgenommen worden waren, um den Auswanderern bei der Gründung der neuen Ansiedlung von Nutzen zu sein; also zählte man eintausendeinhundertneunundsiebzig Überlebende, dieselbe Zahl, die sich beim Aufruf der einzelnen ergeben hatte.

Nach der Aufzählung der verschiedenen Gruppen schilderte sie Harry Rhodes auch in kurzen Worten. Über die große Menge der Landleute konnte er nur wenig Einzelheiten berichten, da die Beobachtung so viele Schwierigkeiten bot. Aber er glaubte bemerkt zu haben, daß die Brüder Moore – einer von ihnen hatte sich während der Ausschiffung der Ladung durch seine Roheit auffallend gemacht – jähzornig und gewalttätig waren und daß die Familien Rivière,

Gimelli, Gordon und Ivanoff aus braven Leuten zusammengesetzt schienen, welche ruhig ihren Weg gingen und zuverlässig und fleißig bei der Arbeit waren. Der Rest waren – Durchschnittsmenschen, bei denen sich gute Eigenschaften sowie Laster vorfanden, namentlich die Trägheit und der Hang zur Trunksucht war oft zu beobachten; aber außergewöhnliche Vorkommnisse hatten sich nicht ereignet, somit war man eher auf Vermutungen angewiesen; jede Grundlage zu einem sicheren Urteil fehlte noch.

Viel weitschweifiger konnte Harry Rhodes von den übrigen Gruppen berichten. Die vier von der »Gesellschaft« geworbenen Handwerksleute waren ganz ausgezeichnete Kräfte, jeder äußerst tüchtig in seinem Fach.

Man hatte mit ihnen einen glücklichen Griff getan und aus den Besten die Besten gewählt. Ihre Kollegen unter den Auswanderern waren wohl weit davon entfernt, es ihnen gleich zu tun. Der Mehrzahl nach hatten sie gerade kein vertrauenerweckendes Aussehen und schienen mehr in der Schenke als in der Werkstätte heimisch zu sein. Zwei oder drei hatten sogar die richtige Verbrecherphysiognomie, vom ehrlichen Arbeiter war da wohl nur der Name geborgt.

Zu den fünf ehemals Vermögenden gehörten vier der Familie Rhodes an; der fünfte, John Rame, war ein Ritter trauriger Gestalt. Höchstens fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt, hatte er in einem zügellosen Leben den Becher des Vergnügens geleert, dabei sein Vermögen verloren und war nun, halt-und kraftlos, unnütz zu jeder ernsten Betätigung, unter die Auswanderer gegangen. Und man war wohl berechtigt zu erstaunen, wie dieser Mensch, der so gar nicht gewappnet war für den Kampf mit dem Leben, als letzte Torheit seiner vergeudeten Jugend sich zu den Auswanderern gesellen konnte.

Nun waren noch die drei Künstler, welche ihren Beruf verfehlt hatten. Jeder hatte ein anderes Vaterland: Deutschland der eine, Amerika der andere und Frankreich der dritte. Der Deutsche hieß Fritz Groß. Er war ein unheilbarer Trunkenbold; dem fortgesetzten maßlosen Alkoholgenusse verdankte er ein ekelerregendes Aussehen. Sein ganzer Körper war schwammig aufgedunsen und aus seinem Munde rann unausgesetzt der Speichel herab und beschmutzte seine Kleidung – ein widerlicher Anblick. Das Gesicht war hochrot, der Schädel kahl, die Wangen hingen schlaff herab und seine Zähne waren in denkbar schlechtestem Zustand. Ein fortwährendes Zittern hielt seine Hände mit den häßlichen, dicken Fingern in Bewegung. Selbst unter diesen wenig verwöhnten Menschen hatte er durch sein mehr als vernachlässigtes Äußeres eine traurige Berühmtheit erlangt. Dieses verkommene Individuum war ein Musiker, Geigenkünstler und zeitweise – ein Genie. Seine Geige allein vermochte es, in

manchen lichten Augenblicken sein gegen alle edleren Regungen abgestumpftes Gewissen aufzurütteln. In solchen ruhigen Momenten streichelte er seine Geige, liebkoste sie, behandelte sie mit größter Zärtlichkeit – und war nicht imstande, auch nur einen Ton hervorzubringen, wegen des unausgesetzten, krampfhaften Zitterns seiner Hände.

Durch die neuerliche Einwirkung des Alkohols fanden dann seine Bewegungen die altgewohnte Sicherheit wieder, dann brach sich ein Lichtstrahl Bahn in sein umnachtetes Gehirn und in dieser Inspiration entlockte er seinem Instrumente Klänge von wundersamer Schönheit. Zweimal war Harry Rhodes Zeuge eines solchen Wunders gewesen.

Der Franzose und der Amerikaner sind dem Leser schon bekannt. Ihre Namen waren: Ferdinand Beauval und Lewis Dorick.

Harry Rhodes unterließ es nicht, den Kawdjer über ihre auf den Weltumsturz hinzielenden Theorien aufzuklären.

»Glauben Sie nicht, meinte er, als er am Schlusse seiner Erklärungen angelangt war, daß es klug und notwendig wäre, sich durch passende Vorsichtsmaßregeln gegen diese beiden Aufwiegler zu schützen? Schon während der Reise haben sie auf die Leute Einfluß genommen.

– Welche Vorsichtsmaßregeln wollen Sie denn in Anwendung bringen? fragte der Kawdjer.

– Ich würde sie zuerst energisch verwarnen und sie sodann sorgfältig überwachen lassen. Wenn dies sich als ungenügend erweisen sollte, müßten sie eben außerstande gesetzt werden, weiter zu schaden, indem man sie einsperrt, wenn es nicht anders geht!

– Alle Wetter! rief der Kawdjer mit leiser Ironie, Sie gehen aber stramm ins Zeug. Und wer darf sich denn das Recht anmaßen, über die Freiheit von Gleichberechtigten nach eigenem Gutdünken zu verfügen?

– Dazu haben alle jene das Recht, welche durch die Umtriebe dieser beiden gefährdet werden.

– Wo sehen Sie – ich sage nicht einmal »Gefahr« – die Möglichkeit einer Gefahr? warf der Kawdjer ein.

– Wo ich sie sehe?… In der Aufwiegelung der Leute, dieser armen, ungebildeten Menschen, die ebenso leicht zu täuschen sind wie kleine Kinder und sich hinreißen lassen durch jedes schöne Wort, wenn dieses ihrer augenblicklichen Gedankenrichtung schmeichelt!

– In welcher Absicht werden sie aufgewiegelt?

– Man will sie dazu bringen, sich fremdes Eigentum anzueignen.

– Haben denn andere überhaupt ein »Eigentum?« fragte der Kawdjer spöttisch, das wußte ich nicht. Aber hier, wo nichts zu nehmen ist, ist diese Furcht wohl überflüssig.

– Ich meine die Ladung des »Jonathan«.

– Diese ist Gemeinbesitz, bedeutet das gemeinsame Wohl; jeder weiß, versteht dies und niemand wird sich daran vergreifen.

– Ich wünsche nur, daß die Zukunft Ihre heutigen Worte nicht Lügen strafen möge, sagte Harry Rhodes, welcher durch diesen unerwarteten Widerspruch etwas erregt war. Übrigens glaube ich nicht, daß es sich bei Leuten vom Schlage Doricks und Beauvals um materielle Interessen handelt. Ihnen genügt, den Funken zu entzünden, der dann zur lodernden Flamme aufschlägt. Ihre Leidenschaft liegt im Beherrschen der Menge; man darf nicht vergessen, es ist ein erhebendes, berauschendes Gefühl, über andere zu gebieten!

– Verflucht sei derjenige, welcher so denkt! rief da der Kawdjer mit plötzlich ausbrechender Heftigkeit. Jedermann, der dem Ziele zustrebt, andere unter seinen Willen zu zwingen, sie zu beherrschen, sollte von Rechts wegen aus der Welt geschafft werden!«

Harry Rhodes blickte den Sprecher in stummem Staunen an. Welch tiefe Leidenschaftlichkeit mußte in diesem Manne schlummern, welcher sich stets eines so maßvollen, ruhigen Gebarens befleißigte!

»Dann muß Beauval aus der Welt geschafft werden, sagte er endlich mit leiser Ironie; denn unter dem Deckmantel des Strebens nach einer die Grenzen der Möglichkeit übersteigenden »Gleichheit« verfolgt er ein anderes, bestimmtes Ziel: sich als Reformator die Macht zu sichern!

– Das System Beauvals ist reine Kinderei, erwiderte der Kawdjer mit schneidendem Hohn in der Stimme; eine Art von gesellschaftlicher Organisation, weiter nichts! Welche Organisation man immer betrachten möge, es liegt stets Ungerechtigkeit und Dummheit darin!

– Stimmen Sie dann vielleicht den Ideen Lewis Doricks bei? Möchten Sie uns – wie er es predigt – zum wilden Urzustand zurückkehren sehen? Soll es mit der menschlichen Gesellschaft so weit kommen, daß sie zu einem durch Zufälligkeiten geleiteten Zusammenleben verschiedener Individuen ohne alle gegenseitigen Verpflichtungen herabsinkt? Sehen Sie denn nicht, daß alle diese Theorien auf dem bloßen Neide basieren oder durch den Haß eingeflüstert sind?

– Wenn Dorick haßt, ist er ein Narr, sagte der Kawdjer ernst. Da erscheint ein

Mensch auf der Welt, ohne es verlangt zu haben; er entdeckt eine Unzahl von Wesen, welche ihm ähnlich sind, Schmerzen leiden, sich elend fühlen wie er, mit der Zeit verwelken, vergehen – wie er; und nun haßt dieser Mensch die anderen! Er ist eben ein Narr und Narren kommt man nicht mit Vernunftgründen bei. Aber wenn auch der Verfechter einer Theorie geistig unzurechnungsfähig ist, so folgt daraus durchaus nicht, daß die Theorie selbst schlecht sein muß!

– Und doch muß es Gesetze geben, sie sind unerläßlich, behauptete Harry Rhodes, sobald die Menschen, anstatt einsam umherzuirren, sich um ein gemeinsames Interesse zu scharen beginnen. Richten Sie nur Ihr Augenmerk hieher. Die Menge, welche uns umgibt, ist nicht zu diesem Zwecke besonders ausgewählt worden und unterscheidet sich in nichts von irgendeiner Menschenmenge, die der blinde Zufall zusammengeführt hat. Nun gut! Müssen Sie nicht aus meiner Schilderung der Personen ersehen haben, daß es einzelne gibt, die sich unmöglich selbst beherrschen können, sei der Grund wie immer gestaltet; und gewiß gibt es deren noch viele, welche ich nicht kenne. Wieviel Unheil könnten diese Geschöpfe verursachen, wenn die Gesetze ihre bösen Instinkte nicht zügelten!

– Durch die Gesetze sind die bösen Neigungen erst zum Leben erweckt worden, erwiderte der Kawdjer mit vollster Überzeugung. Gäbe es keine Gesetze, so bliebe die Menschheit in Unkenntnis aller Fehler und Verbrechen und jeder einzelne würde herrlich gedeihen und aufblühen in der Freiheit.

– Hm!… machte Harry Rhodes mit zweifelhafter Miene.

– Gibt es hier Gesetze? Und geht nicht dennoch alles nach Wunsch?

– Wie können Sie denn die hiesigen Verhältnisse als Beispiel aufstellen? warf Harry Rhodes ein. Hier haben wir nur einen Zwischenakt im Drama des Lebens vor uns. Jedermann weiß, daß die gegenwärtige Situation nur Übergangsstadium ist und nicht so fortbestehen kann.

– Auch wenn sie dauern würde, ginge alles ruhig weiter.

– Ich bezweifle es, sagte Harry Rhodes skeptisch, aber ich gestehe, es wäre mir lieber, wenn ich den Beweis für die Richtigkeit meiner Ansicht nicht erleben würde.«

Da der Kawdjer keine Antwort darauf gab, wurde schweigend weitergegangen.

Beim Wandern längs der Ostküste mußte man an der Scotchwell-Bai vorüber, deren entzückende Lage trotz der ungenügenden Abendbeleuchtung die Forscher bezauberte. Ihre Bewunderung war ebenso groß wie ihr Staunen. Ein Netz

kleiner Wasseradern durchzog die Landschaft, die sich dann in einen Fluß mit klarem Wasser ergossen, der sich von dem Hügel herab ins Tal schlängelte. Üppige Weideplätze zeugten von der Fruchtbarkeit des Bodens. Auch die Baumflora war auf der Höhe des übrigen luxuriösen Schmuckes. Auf weite Strecken breiteten sich die herrlichsten Waldungen aus, Riesenbäume gruben ihre mächtigen Wurzeln tief in den weichen aber widerstandsfähigen Boden, aus dem kräftiges Unterholz aufsproßte, das mit zweigtragenden, samtigen Moosarten gemeinsam gedieh. Unter dem Schutze dieses grünen Gewölbes ergötzte sich eine muntere Vogelwelt, mindestens sechs Kolibriarten – die einen nicht größer als Kieselsteine, die anderen wie Fasanen – Drosseln, Amseln, und zahlreiche Vertreter der Wasservögel: Gänse, Enten, Seeraben und Möven, während der Nandu, das Guanako und das Vikunja sich in den Prärien ihres Daseins freuten.

Die Südküste dieser Bucht – der Süden entspricht auf dieser Seite des Äquators der Nordküste der anderen Hemisphäre – war mindestens zwei Meilen von der Stelle entfernt, wo der »Jonathan« gestrandet war. Hier mündete ein zwischen schattigen Ufern dahintosender Wasserlauf, der sich durch zahlreiche Nebenflüsse verstärkt hatte und in einer kleinen Bai ins Meer ergoß. An seinen Ufern, die ungefähr hundert Fuß voneinander entfernt sein mochten, wäre es leicht gewesen, den Anfang zu einer ständigen Niederlassung zu gründen. Die kleine Bucht, die eine windgeschützte Lage einnahm, konnte einen passenden Ankerplatz abgeben.

Es herrschte schon vollständige Dunkelheit, als man den Lagerplatz erreichte. Der Kawdjer, Harry Rhodes, Halg und Hartlepool hatten sich eben von ihren Gefährten empfohlen, als durch das Schweigen der Nacht die Töne einer Geige an ihr Ohr drangen.

»Eine Geige, flüsterte der Kawdjer Harry Rhodes zu; vielleicht spielt dieser Fritz Groß, von dem Sie mir erzählt haben?

– Dann ist er betrunken, antwortete Harry Rhodes mit voller Bestimmtheit.«

Er täuschte sich nicht. Fritz Groß befand sich wirklich im Stadium vollständiger Trunkenheit.

Als man ihn wenige Minuten später bemerkte, da bestätigte sein starrer Blick, sein gerötetes Gesicht, sein geifernder Mund leicht seinen Zustand. Er war unfähig, sich aufrecht zu halten und lehnte an einem Felsen, um sein Gleichgewicht zu bewahren. Aber der Alkohol hatte seinen Genius entzündet. Der Bogen flog über die Saiten, von denen sich die herrlichsten Melodien loslösten. Hunderte der Auswanderer umdrängten ihn. In diesem Augenblicke

vergaßen diese Unglücklichen alles; die Ungerechtigkeit des Schicksals, ihr immerwährendes Elend, ihre augenblicklich so traurige Lage, die Zukunft, die allem Anschein nach sich kaum anders als die Vergangenheit gestalten dürfte, und ließen sich auf Schwingen der Musik dahintragen in eine Welt der Träume.

»Die Kunst ist so notwendig wie das Brot, sagte Harry Rhodes zum Kawdjer, indem er ihm Fritz Groß und seinen atemlos lauschenden Zuhörerkreis zeigte. Welchen Platz hätte dieser Mann im System Beauvals einzunehmen?

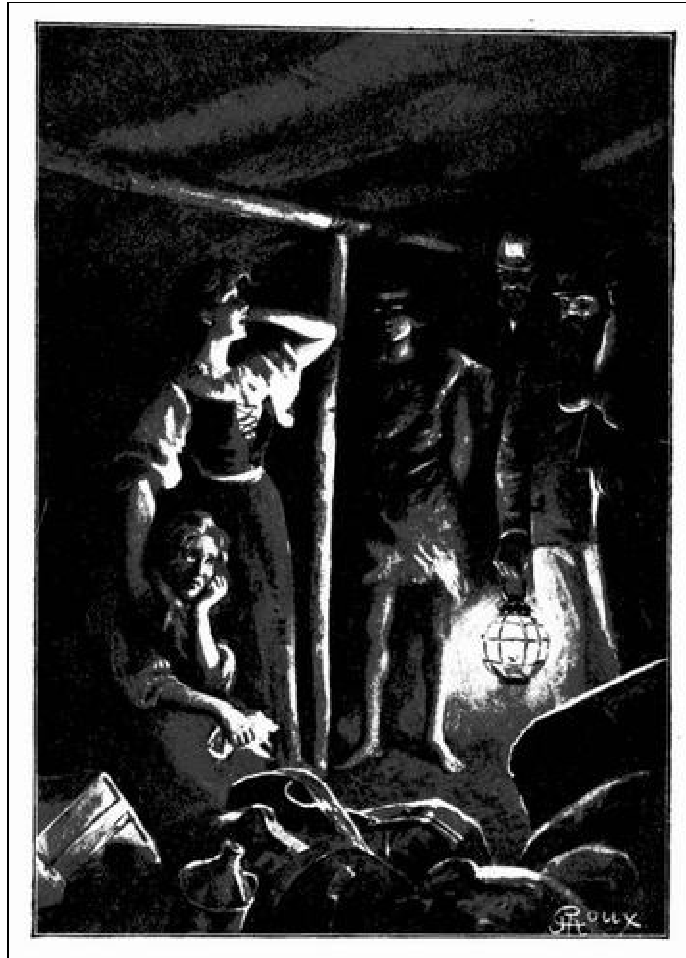
– Lassen wir Beauval in Frieden, antwortete der Kawdjer unmutig.

– So viele arme Wesen leben in Luftschlössern!« sagte Harry Rhodes.

Sie nahmen ihren Weg wieder auf.

»Ich bin sehr beunruhigt, meinte Harry Rhodes nach einigen in Stillschweigen zurückgelegten Schritten; wie war es Fritz Groß möglich, sich den Alkohol zu verschaffen?«

Auch andere außer Fritz Groß hatten sich den berauschenden Trank verschafft. Die Ausflügler mußten plötzlich vor einem ausgestreckt über dem Weg liegenden Körper haltmachen.


Tullia weinte leise vor sich hin… (S. 95.)

»Das ist Kennedy, sagte Hartlepool, indem er sich über den Schläfer beugte. Ein Tunichtgut, übrigens der einzige der Schiffsmannschaft, der nicht des Strickes wert ist, um gehängt zu werden.«

Kennedy war voll betrunken. Und viele andere der Emigranten fand man in demselben traurigen Zustand auf, bis zur Bewußtlosigkeit trunken auf der Erde hingestreckt.

»Beim Himmel! sagte Harry Rhodes, man hat die Abwesenheit des Gebieters benützt, um die Vorräte zu plündern!

– Wer ist hier Gebieter, fragte der Kawdjer in barschem Tone.

– Sie, natürlich!

– Ich habe nicht mehr zu befehlen als jeder andere, erwiderte der Kawdjer ungeduldig.

– Möglich, gab Harry Rhodes zu; das hindert aber nicht, daß jedermann Sie

dafür hält.«

Der Kawdjer wollte eben etwas erwidern, als aus einem der nächstgelegenen Zelte der halberstickte Hilferuf einer Frau an sein Ohr drang.

Fußnoten

1 San Francisco.

Zweites Kapitel.

Das erste Gebot.

Die Familie Ceroni, aus dem Vater Lazare, der Mutter Tullia, und einer Tochter Graziella, bestehend, stammte aus Piemont. Vor siebzehn Jahren hatten der damals fünfundzwanzigjährige Lazare und die um sechs Jahre jüngere Tullia beschlossen, sich das Elend des Daseins gegenseitig tragen zu helfen. Außer sich selbst, besaß keines der beiden auch nur das Geringste; aber sie hatten sich lieb und in ehrlicher, treuer Liebe liegt eine unschätzbare Kraft, die die Schwierigkeiten des Lebens ertragen, manchmal sogar besiegen hilft.

Unglücklicherweise traf dieser Fall bei dem Ehepaare Ceroni nicht ein. Der Mann war in schlechte Gesellschaft geraten und hatte sich dem Alkoholgenusse ergeben. Es ist ja nicht so leicht, der Versuchung zu widerstehen! Man bedenke, die Unzahl von Schenken, die unter dem Schutze der »Gewerbefreiheit« berechtigt sind, dieses gefährliche Gift anzupreisen und damit die unglücklichen »Enterbten des Schicksals« anzulocken. In kurzer Zeit war Ceroni der ständigen Trunkenheit verfallen, die sich nach und nach in ihren aufeinanderfolgenden Fortschrittsstadien als Schwermut, Zorn, Grausamkeit und in Wutanfällen äußerte.

Fast täglich gab es fürchterliche Szenen zwischen den Ehegatten, die die ganze Nachbarschaft in Aufregung versetzten. Und Tullia ging den schweren Leidensweg, den vor ihr schon viele Unglückliche ergebungsvoll gewandert waren, den nach ihr noch viele betreten werden; von ihrem Manne verhöhnt, beschimpft, geschlagen, leerte diese Märtyrin den Becher des Leidens bis zur Neige.

Gewiß hätte sie diesen Mann, der kaum noch etwas Menschliches an sich trug und sich selbst ganz zum vernunftlosen Tier erniedrigt hatte, verlassen können,

vielleicht sogar sollen. Aber sie tat es nicht! Denn Tullia gehörte zu jenen starken Frauen, die vor keiner Aufgabe zurückschrecken, den einmal betretenen Pfad der Pflicht nicht feige verlassen und das langsame Martyrium der Fahnenflucht vorziehen. Vom Standpunkt des materiellen Interesses, des greifbaren Vorteiles verdienen solche Naturen unbedingt das Epitheton »absonderlich«, aber sie erzwingen sich auch Bewunderung; sie sind die praktischen Beispiele, an welchen wir die Schönheit des Opfermutes erkennen und lernen können, bis zu welcher moralischen Höhe sich die menschliche Seele in Selbstverleugnung und wahrer Pflichterfassung aufschwingen kann.

In dieser Hölle wuchs Graziella auf. Schon im zartesten Kindesalter sah sie ihren Vater betrunken, ihre Mutter mißhandelt, wohnte den täglichen Streitszenen bei und mußte aus dem Munde Lazares die gemeinsten Schimpfworte anhören. In einem Alter, wo die kleinen Mädchen nur ans Spiel denken sollten, wurde sie in gewaltsamen Kontakt mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens gebracht und mitgerissen in das unausgesetzte, herbe Ringen eines jeden Augenblickes.

Mit sechzehn Jahren war Graziella ein sehr ernstes Mädchen, welches die bitteren Erfahrungen frühester Jugend und ein fester, in der Schule des Leidens geformter Wille gegen alle Bitterkeiten des an Enttäuschungen aller Art so reichen Erdenlebens gefeit hatten. Und ein Trost konnte ihr nicht geraubt werden: was immer die Zukunft des Unheilvollen und Grausamen für sie bereithalten möge, niemals würde es an die Schrecken der Vergangenheit heranreichen!

Graziella war von schlanker, schmächtiger Gestalt und hatte dunkle Haare. Das eigentlich Schöne an ihr, der Reiz ihrer Persönlichkeit, lag in ihren Augen und in dem lebhaften, verständigen Gesichtsausdruck.

Die Lebensweise Lazare Ceronis zog ihre natürlichen Konsequenzen nach sich; bald herrschte Mangel im Hause. War es denn anders möglich? Trinken kostet Geld und während man trinkt, verdient man nichts. Eigentlich hat man da von einem doppelten Verluste zu sprechen. Schrittweise kam man dem Unglücke näher; aus dem Mangel in die Armut, aus dieser ins Elend. Nun wanderte die Familie aus und hoffte unter einem fremden Himmel sorgenfreier, glücklicher leben zu können. So war Ceroni – immer mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen – mit Weib und Kind durch Frankreich gezogen, hatte den Ozean durchquert und war in Amerika gelandet, um schließlich in San Francisco zusammenzubrechen. Die Reise hatte – fünfzehn Jahre gedauert. In San Francisco packte ihn die Verzweiflung; das Elend hatte einen solchen Höhepunkt erreicht, daß ihm endlich die Augen aufgingen und er sich seines

Zerstörungswerkes bewußt wurde. Jetzt hörte er auf die Vorstellungen und Bitten seiner Frau – zum ersten Male in dieser Reihe von Jahren – und versprach, sich zu bessern, ein anderer Mensch zu werden.

Und er hielt Wort. Schon nach sechs Monaten war infolge seines rastlosen Fleißes und seiner streng beobachteten Enthaltsamkeit vom Alkohol ein gewisser Wohlstand in den Haushalt eingekehrt, außerdem hatte er die für ihn ansehnliche Summe von fünfhundert Franken erspart, welche die »Gesellschaft für Kolonisation« von jedem forderte, der sich als Passagier des »Jonathan« für die Delagoa-Bai einschiffen wollte. Tullia hing süßen Träumen nach über die Möglichkeit künftigen Glückes – als der Schiffbruch des »Jonathan« alle ihre schönen Luftschlösser umwarf.

Die notwendige Folge des Unglückes war ein allgemeiner Müßiggang und um die ihm endlos scheinenden Stunden der Untätigkeit schneller vergehen zu machen, hatte sich Lazare an andere Emigranten angeschlossen. Dabei hatten ihn natürlich seine Sympathien zu Gesinnungsgenossen geführt. Alle waren einesteils durch die Langeweile mehr oder weniger entnervt, anderseits hatten sie schon lange nicht mehr ihrem Lieblingslaster fröhnen können; nun nahmen sie die erste günstige Gelegenheit wahr, die sich ihnen durch die Entfernung des Kawdjer – den alle, ohne sich über das »Warum« Rechenschaft abzulegen, stillschweigend und einstimmig als Oberhaupt anerkannten – unverhofft darbot. Kaum hatte der Kawdjer mit seinen Gefährten das Lager verlassen, als sich diese wenig vertrauenerweckende Gesellschaft eines der geretteten Rumfässer aneignete und eine regelrechte Orgie in Szene setzte.

Auch Lazare hatte daran teilgenommen, weil er zu feige war, der Überredungskunst der anderen zu widerstehen und weil das wiedererwachte Laster die guten Vorsätze überstimmte. Erst spät in der Nacht kam er mit wanken den Schritten und zerstörtem Denkvermögen in sein Zelt, wo ihn Frau und Tochter weinend erwarteten.

Kaum war er eingetreten, so begann das unausbleibliche Gezänke. Unter dem Vorwand, daß das Essen nicht schon bereit auf dem Tische stehe, geriet er in heftigen Zorn; als ihm das Mahl gebracht wurde, ärgerten ihn die traurigen Mienen der Frauen, was einen Schwall gemeiner Fluchworte zur Folge hatte; dies regte ihn immer mehr auf, er schrie und brüllte sinnloses Zeug, seiner selbst nicht mehr mächtig.

Graziella stand bewegungslos, wie versteinert da und blickte voll Entsetzen dieses abscheuerregende Geschöpf an, welches sie Vater nennen mußte. Sie schämte sich seiner und das Gefühl der Schmach stritt in ihrer Seele mit der

Sorge um die Oberhand.

Tullia aber war ganz vom Schmerze übermannt und weinte herzzerbrechend. Wieder alle Hoffnungen vernichtet; sie sollte wieder die Hölle auf Erden haben!… Und schwere Tränen rollten ihr die vergrämten Wangen herab. Mehr brauchte es nicht, um bei Lazare den Sturm völlig zu entfesseln.

»Hör' mit der Heulerei auf!« brüllte er schäumend vor Wut, stürzte sich auf seine Frau und packte sie an der Kehle, während Graziella sich bemühte, die Unglückliche dem todbringenden Griffe zu entreißen.

Ein fürchterliches, schweigendes Ringen! Dann wurde wieder Lazares dröhnende Stimme laut, welcher mit den gemeinsten Schimpfworten um sich warf – und wieder Stille! Weder Graziella noch ihre Mutter riefen um Hilfe.

Wenn der Vater seiner Tochter das Dasein zum Martyrium macht, wenn der Gatte seiner Gattin ans Leben geht, so sind dies beschämende, naturwidrige Vorgänge, die das Licht scheuen müssen und die man um jeden Preis vor den Blicken der Welt verstecken muß.

Aber als der Wüterich einen Augenblick seinen Griff am Halse des armen Opfers lockerte, erpreßte der Schmerz Tullia jenen Klagelaut, den der Kawdjer vernommen hatte. Diese unwillkürliche Schmerzensäußerung trieb die Wut des Rasenden auf den Höhepunkt. Seine Finger krampften sich noch fester um die Kehle der armen Frau.

Da sauste ein heftiger Faustschlag auf seine Schulter nieder; er mußte seine Beute fahren lassen und rollte in eine Ecke des Zeltes.

»Was gibt's?… Wer ist da?… stammelte er.

– Ruhe!« rief eine befehlende Stimme.

Der Trunkene ließ sich das nicht zweimal sagen. Nachdem seine Erregung geschwunden war, verfiel er in einen bleiernen Schlaf.

Der Kawdjer hatte sich über die besinnungslose Frau gebeugt und trachtete, sie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken.

Halg, Rhodes und Hartlepool, welche nach ihm das Zelt betreten hatten, betrachteten die Szene voll Mitleid.

Endlich schlug Tullia die Augen auf. Als sie sich von fremden Gesichtern umgeben sah, begriff sie sogleich, was vorgefallen war. Jetzt hatte sie nur einen Gedanken, ihren Mann zu entschuldigen, dessen Brutalität sich auf so abscheuliche Weise vor fremden Blicken geoffenbart hatte.

»Ich danke Ihnen, meine Herren, sagte sie, indem sie aufzustehen versuchte

Es war nichts… Ich bin wieder ganz wohl… Wie töricht war ich, so zu erschrecken!

– Es war wohl genügende Ursache dazu vorhanden, rief der Kawdjer voll Entrüstung.

– O nein, erwiderte lebhaft Tullia. Lazare ist gewiß nicht böse… Es war nur ein Scherz.

– Beliebt es ihm öfter in dieser Weise zu scherzen? fragte der Kawdjer.

– Nie, mein Herr! Niemals! behauptete Tullia. Lazare ist ein guter, braver Mann; ich könnte mir keinen besseren denken!

– Das ist nicht wahr!« unterbrach sie eine klare, feste Stimme.

Der Kawdjer und seine Gefährten wandten sich um und erblickten jetzt erst Graziella, welche sie in dem in dem Zelte herrschenden Halbdunkel, das nur durch das fahle, gelbe Licht einer Laterne spärlich erhellt wurde, früher nicht bemerkt hatten.

»Wer sind Sie, mein Kind? fragte der Kawdjer.

– Seine Tochter, antwortete Graziella, indem sie auf den Trunkenen wies, welcher in seinem Winkel laut schnarchte, ohne sich durch den Lärm im Zelte im geringsten stören zu lassen. Ich schäme mich dessen, aber ich muß es sagen, damit man meiner armen Mutter zu Hilfe komme.

– Graziella! stöhnte Tullia und hob beschwörend die Hände auf.

– Alles werde ich sagen, sprach das junge Mädchen mit voller Bestimmtheit. Das erste Mal im Leben begegnen wir Beschützern; ich werde sie nicht fortgehen lassen, ohne ihr Mitleid angerufen zu haben!

– Sprechen Sie nur, mein Kind, sagte der Kawdjer bewegt, und zählen Sie auf unseren Schutz; wir werden Ihnen helfen und Sie verteidigen.«

Und Graziella, durch den gütigen Ton in seinen Worten ermutigt, erzählte alles. Mit vor Erregung zitternder Stimme schilderte sie das Leben ihrer Mutter, ohne das Geringste zu verbergen; sie sprach von der opferwilligen Zärtlichkeit und Pflichttreue Tullias und wie man ihre Aufopferung vergolten hatte; sie verschwieg auch nicht die häßlichen Auftritte, die sich leider so oft vor ihren Augen abgespielt hatten, wie ihr Vater seine Frau an den Haaren geschleift, sie geschlagen, ihr Fußtritte versetzt hatte. Sie berührte jene Tage des schrecklichsten Elendes, wo sie am Nötigsten darben mußten und den drückendsten Mangel litten, ohne Kleidung, ohne Feuer, ohne Brot, oft ohne ein schützendes Dach, und sie pries die Langmut ihrer gequälten Mutter, welche all diese furchtbaren Prüfungen mit heroischer Güte und Langmut ohne ein Wort

der Klage ertragen hatte.

Tullia weinte leise vor sich hin, während sie der schreckensvollen Erzählung lauschen mußte. Bei jedem Worte ihrer Tochter traten alle erduldeten Leiden aus dem Schatten der Vergangenheit, erwachten zu neuem Leben und marterten aufs neue das arme Dulderherz. Der Wucht dieses Anpralles fühlte sich Tullia nicht mehr gewachsen und es fehlte ihr die Kraft, den grausamen Gatten noch länger zu entschuldigen und zu beschützen.

»Sie haben wohl getan, uns alles zu erzählen, mein Kind, sagte der Kawdjer mit vor Rührung zitternder Stimme, als Graziella ihren traurigen Bericht beendet hatte. Seien Sie versichert, daß wir Sie nicht verlassen und Ihrer Mutter helfen werden. Für jetzt ist ihr wohl vollständige Ruhe das Notwendigste. Sie soll trachten, einen erquickenden Schlaf zu tun und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht aufgeben.«

Als der Kawdjer, Harry Rhodes und Hartlepool das Zelt verlassen hatten, blickten sie sich einen Augenblick schweigend an. War es denn möglich, daß ein Mensch einen solchen Grad von Bosheit und Schlechtigkeit erreichen konnte! Ein langer, erlösender Atemzug hob ihre sorgenbelastete Brust, dann schritten sie weiter. Jetzt erst fiel es dem Kawdjer auf, daß die kleine Truppe ein Glied weniger zählte. Halg war nicht mehr mit ihnen.

Nachdem die Vermutung nahe lag, daß der Jüngling im Zelte der Familie Ceroni zurückgeblieben war, kehrte der Kawdjer dahin zurück und trat nochmals hinein. Halg war wirklich noch anwesend, aber so in Gedanken vertieft, daß er weder das Weggehen seiner Gefährten noch die Rückkehr des Kawdjer bemerkt hatte. Er lehnte an der Zeltwand und war in Betrachtung Graziellas versunken; seine Züge drückten gar beredt gleichzeitig inniges Mitleid und unverhohlene Bewunderung aus. Graziella stand mit gesenkten Blicken wenige Schritte von ihm und schien diese stumme Huldigung nicht ungern zu sehen. Die jungen Leute sprachen nicht. Nach der eben überstandenen Aufregung ließen sie ihre Herzen sich leise sanfteren Regungen öffnen.

Der Kawdjer lächelte.

»Halg!« sagte er halblaut.

Der junge Mann schrak zusammen und ging aus dem Zelt, ohne ein Wort zu sprechen; schweigend setzten die vier Männer ihren Weg fort, jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Der Kawdjer überdachte mit gefurchter Stirne das eben Gehörte und Gesehene. Den besten Dienst konnte man den beiden Frauen damit leisten, indem man ihrem Peiniger den Alkohol entzog. War diese Idee ausführbar? Gewiß! und ohne große Schwierigkeit, denn der Alkohol

war unbekannt auf der Insel Hoste, außer demjenigen, den der »Jonathan« mitgeführt hatte und der mit der übrigen Ladung auf dem Strande aufgestapelt war. Es würde genügen, eine oder zwei Wachen dabei aufzustellen… Gut! Aber wer sollte diese Wachen hinbeordern? Wer durfte Befehle erteilen und Vorschriften aufstellen? Wer konnte sich das Recht anmaßen, die Freiheit von seinesgleichen in irgendeiner Weise zu beschränken und seinen Willen dem ihrigen vorzuschreiben? Das hieße, den Herrn spielen wollen, und es gab keinen Herrn auf der Fusel Hoste.

Aber das war ja Unsinn! Natürlich existierte ein Herr, ein Gebieter! Wer anders hatte das Recht, Befehle zu erteilen, als derjenige ganz allein, der die anderen vom sicheren Tode errettet hatte, der als einziger das Land genau kannte, der den anderen an Geist, Wissen und Willensfestigkeit überlegen war. Es wäre ja Feigheit gewesen, sich selbst anlügen zu wollen. Dem Kawdjer konnte es nicht entgangen sein, wie sich die Blicke dieser hilflosen Menge fragend auf ihn richteten, in seine Hände hatte sie die ausübende Gewalt niedergelegt, in ihm sah sie die Verkörperung der Gesetzgebung, von ihm erwartete sie vertrauensvoll Hilfe, Ratschläge und Entscheidungen. Ob er wollte oder nicht, er konnte sich dem Gefühle der Verantwortung nicht mehr entziehen, mit dem ihn dieses Vertrauen belastete. Ob er wollte oder nicht, er war durch den Stand der Dinge und das schweigende Übereinstimmen der überwiegenden Majorität zum Herrn, zum Gebieter erhoben worden.

Wie kam das? Er, der Freisinnige, der Mann, welcher keinen Zwang erdulden konnte, sollte nun in die Lage kommen, anderen Grenzen zu stecken? Er sollte Gesetze diktieren – obwohl er die Gesetze verwarf und deren Daseinsberechtigung leugnete? Welche Ironie! Den Apostel des Anarchismus, den begeisterten Verfechter der Freiheit, der die Devise: »Kein Gott, kein Herr!« auf seinem Banner trug – den erhob man zum Herrn! Ihn belastete man mit dieser Autorität, die er aus tiefster Seele haßte und verabscheute in ohnmächtigem Grimme. Sollte er sich zu dem verhaßten Amt hergeben? Wäre es nicht besser, vor diesen mit Sklavenseelen begabten Geschöpfen weit zu entfliehen?… Aber was würde aus ihnen werden, wenn sie sich selbst überlassen blieben? Er wäre dann nichts anderes als ein feiger Deserteur und sein Gewissen würde mit allen unausbleiblichen Leiden dieser Hilflosen belastet werden. Wenn auch ein jeder unstreitig das Recht hat, Träumen und Idealen nachzuhängen, so wäre doch derjenige unwürdig, den Namen Mensch zu führen, welcher nur den eigenen Ideen lebt und bewußt die Augen schließt vor der rauhen Wirklichkeit, dem ihn umgebenden Elend, womöglich dessen Existenz leugnet und sich nicht entschließen könnte, seinen Stolz zum Opfer zu bringen, wenn es sich darum

handelt, der leidenden, bedürftigen Menschheit zu Hilfe zu kommen. Wie unerschütterlich auch manche Grundsätze scheinen, sie müssen fallen gelassen werden, sobald es das Wohl des Nächsten erfordert. Keine Folgerung kann klarer und deutlicher sein. Hatte man nicht am Abend viele Fälle von Trunkenheit zu konstatieren gehabt – ohne der anderen zu gedenken, die im Stillen dem Laster gefröhnt hatten, die man nicht zählen konnte? Durste ein solcher Mißbrauch des Alkohols in dieser friedlichen Menge geduldet werden, auf die Gefahr hin, dadurch Zank und Streit, vielleicht Aufruhr und Mord großzuzüchten?

Hatten sich die Folgen des Giftgenusses nicht schon fühlbar gemacht? Welche Verheerungen konnte man in der Familie Ceroni beobachten!

Man näherte sich dem Zelte, das die Familie Rhodes bewohnte und wollte sich eben trennen, als der Kawdjer zögernd stehen blieb. Aber feige war er nicht. Gewillt, die ganze Last der Verantwortung auf seine Schultern zu nehmen, so schwer es ihm auch fallen mochte, war sein Entschluß gefaßt. Er wandte sich an Hartlepool.

»Sind Sie der Verläßlichkeit und Treue der Besatzung des »Jonathan« sicher? fragte er.

– Mit Ausnahme Kennedys und Sirdeys, des Kochs, sind alle verläßlich; ich bürge für sie, sagte Hartlepool.

– Über wieviel Mann verfügen Sie?

– Über fünfzehn, mich mitgerechnet.

– Die vierzehn anderen gehorchen Ihnen unbedingt?

– Unbedingt.

– Und Sie selbst?

– Ich?…

– Ist jemand auf der Insel, dessen Autorität Sie anerkennen? dem Sie sich fügen wollten?

– Aber… Ihnen doch, Herr… natürlich! antwortete Hartlepool, dem dies ganz selbstverständlich vorkam.

– Warum mir?

– Aber, Herr,… – Hartlepool wurde ganz betreten – schließlich brauchen doch die Leute, hier wie anderswo, ein Oberhaupt, einen Anführer. Das versteht sich doch von selbst!

– Und warum soll ich gerade dieser Anführer sein?

– Weil kein anderer hier zu befehlen hat,« sagte Hartlepool überzeugungsvoll, indem er seine Worte mit einer entsprechenden Handbewegung begleitete.

Die Antwort konnte nicht kategorischer gedacht werden. Jede Entgegnung schien überflüssig.

Noch eine kurze Weile stand der Kawdjer schweigend da, dann sagte er mit fester Stimme:

»Von heute Abend an werden Sie die ausgeschifften Vorräte des »Jonathan« scharf bewachen lassen. Je zwei Mann der Besatzung, welche in regelmäßigen Zwischenräumen abgelöst werden müssen, sollen die Wache übernehmen, niemanden herannahen lassen und die Fässer mit Alkohol besonders im Auge behalten.

– Gut, Herr, erwiderte einfach Hartlepool, in fünf Minuten wird der Befehl ausgeführt sein.

– Gute Nacht!« sagte der Kawdjer und entfernte sich mit hastigen Schritten, unzufrieden mit dem Lauf der Dinge und dem eigenen Ich.

Drittes Kapitel.

In der Scotchwell-Bai.

Die Wel-kiej kam erst am 15. April von Punta-Arenas zurück. Kaum hatten die Emigranten ihr Nahen bemerkt, als sie sich – begierig, ihr Schicksal kennen zu lernen – in dichten Gruppen um jene Stelle des Ufers scharten, wohin das Schiff seinen Kurs gerichtet hielt.

Die Verteilung der Gruppen am Strande war nach jenen unwandelbaren Gesetzen erfolgt, die alle größeren Menschenansammlungen auf unserem unvollkommenen Planeten leiten: die Stärkeren hatten sich vorgedrängt und die besten Plätze eingenommen. Die Frauen wurden in die hintersten Reihen zurückgestoßen, was sie jedoch nicht abhielt, obwohl sie weder sehen noch hören konnten, ihre Meinungen und Ansichten auszutauschen über die Nachrichten, welche die Schaluppe mitbringen mußte – ein ebenso unzeitgemäßes als lärmendes Vorgehen!

Im Vordergrund standen die Männer in geringer Entfernung vom Ufer, die im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Stärke und Brutalität stand. Die Kinder, welche überall und bei jeder Gelegenheit Zeit und Lust zum Spielen finden, waren über den ganzen Platz hin verstreut. Die kleinsten piepten wie die Sperlinge und umkreisten hüpfend die verschiedenen Gruppen. Andere verloren sich mitten in

der Menge und konnten weder vor-noch rückwärts kommen, andere endlich waren geschickt genug gewesen, sich bis in die vordersten Reihen durchzudrängen und steckten ihre frischen Gesichter neugierig zwischen den Beinen der Männer hervor.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Dick der letztgenannten Kategorie der Kühnen angehörte, und nicht nur zu seinem persönlichen Vorteil hatte er alle Hindernisse überwunden, er verhalf auch seinem unzertrennlichen Sand und einem anderen Knaben, mit welchem die beiden Schiffsjungen seit acht Tagen einen unauflöslichen Freundschaftsbund geschlossen hatten, zu guten Plätzen. Dieses Kind, Marcel Norely, hatte das größte Anrecht auf ihre Zuneigung und Unterstützung, denn es war ihres Schutzes bedürftig. Es war ein schwächliches Kind, welches den Ausdruck des Leidens im Gesicht trug, außerdem ein Krüppel: sein rechtes Bein war infolge einer Lähmung im Wachstum zurückgeblieben und um einige Zentimeter kürzer als das linke. Dieses Gebrechen trübte jedoch nicht im mindesten die gute Laune des kleinen Marcel, noch beeinträchtigte es seine Lust an kindlichen Spielen, an denen er sich mit demselben Eifer beteiligte wie die anderen, gefunden Knaben. Er bediente sich stets einer Krücke, die er mit großer Geschicklichkeit handhabte.

Während nun die Emigranten in großer Aufregung dem Ufer zustrebten, war Dick und sein Gefolge, Sand und Marcel, unter den Erstangekommenen, denen er kaum bis zum Gürtel reichte; trotzdem war es ihm gelungen, sich sogar vor die Männer hinauszuschieben. Unglücklicherweise konnte diese Heldentat nicht ohne verschiedene Püffe und Stöße ausgeführt werden, welche die Umstehenden übel vermerkten, und der Zufall wollte, daß einer derselben Fred Moore war, der ältere der beiden Brüder, welche – wie Harry Rhodes dem Kawdjer erzählt hatte – sich durch ihr heftiges, zänkisches Wesen auszeichneten.

Fred Moore, ein stark gebauter Mann von fast sechs Fuß Körperhöhe, stieß einen kräftigen Fluch aus, als er sich an den Beinen gestoßen fühlte. Das genügte, um die Spottlust Dicks wachzurufen. Er wandte sich an Sand und Marcel, welche seinem Beispiel folgten und auch wacker vordrängten.

»Achtung! sagte er, warum, zum Kuckuck, stoßt ihr denn diesen Herrn so? Zu welchem Zwecke denn? Wir stellen uns einfach hinter ihn und können prächtig über seinen Kopf hinwegschauen.«

Diese Anmaßung – in Anbetracht der winzigen Gestalt des Redners – war so übertrieben, daß die Umstehenden laut lachten, was Fred Moores Laune gerade nicht verbesserte. Das Blut stieg ihm zu Kopfe.

»Mücke! sagte er verachtungsvoll.

– Vielen Dank für dieses Kompliment, Euer Gnaden, obwohl Sie es englisch ziemlich schlecht aussprechen. Sie müssen »reizend« sagen, spottete Dick, welcher sich die Konsonantenähnlichkeit in den Wörtern *»gnat«* (Mücke) und *»natty«* (reizend) zunutze machte.«

Fred Moore wollte über ihn kommen, aber seine Nachbarn hielten ihn zurück und rieten ihm, die Kinder in Ruhe zu lassen. Dick benützte die Gelegenheit, sich mit seinen beiden Freunden rasch zu entfernen und stellte sich vor andere Auswanderer, welche friedlicherer Natur waren und die Kinder ruhig gewähren ließen.

»Warte nur, mein Junge, knurrte Fred Moore, welcher zur Unbeweglichkeit gezwungen war, das bleibt dir nicht geschenkt! Ich werde dich schon noch an den Ohren ziehen!«

Dick, welcher sich jetzt in Sicherheit fühlte, maß seinen Gegner mit nicht gerade achtungsvollen Blicken.

»Dazu brauche ich erst eine Leiter, Kamerad,« sagte er mit seiner großartigsten Miene und hatte wieder die Lacher auf seiner Seite.

Fred Moore begnügte sich, spöttisch die Achseln zu zucken, und Dick, welcher zufrieden war, im Streite das letzte Wort behalten zu haben, kümmerte sich nicht weiter um ihn und wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Schaluppe zu, deren Kiel sich eben knirschend in den Sand des Ufers bohrte.

Kaum hielt die Wel-kiej, als Karroly ins Wasser sprang, um sie fest zu verankern, dann half er seinem Gefährten ans Land und entfernte sich mit Halg und dem Kawdjer, ganz beglückt, sie nach der langen Abwesenheit wiederzusehen.

Wenn die Annahme wahr ist, daß die freundschaftlichen Gefühle bei den Feuerlands-Insulanern wenig entwickelt sind, dann bildete eben Karroly eine Ausnahme von der Regel, das bewiesen deutlich die liebevollen Blicke, die er über den Kawdjer und Halg gleiten ließ. Für den ersteren war er eben der treue, opferwillige Hund, an den sein Äußeres erinnerte.

Seine blinde Ergebenheit fand nur ihresgleichen in den Gefühlen Halgs für den Kawdjer, aber bei dem jungen Mann waren sie lebhafter und bewußter. Wenn Karroly der natürliche Vater Halgs war, so war der Kawdjer sein geistiger Urheber. Dem einen dankte er sein Leben, dem anderen seine Verstandes-und Gemütsbildung, die Lehren des geheimnisvollen Einsiedlers hatten ihn geformt und erzogen, in ihm Gefühle und Ideen wachgerufen, die den enterbten Eingebornen des Archipels gänzlich unbekannt waren.

Die Liebe, die er dem Kawdjer entgegenbrachte, wurde ihm von seiten des letzteren reichlich vergolten. Halg war das einzige Wesen, das imstande war, dem vom Leben enttäuschten Manne wirkliches Interesse einzuflößen; die Liebe, die ihn zu dem Knaben zog, war die einzige, deren er fähig war; sonst pflegte er nur einen allumfassenden, unpersönlichen Altruismus, zwar bewunderungswürdig in der Größe seiner Auffassung, aber eher für das unendliche Herz eines Gottes, als für die kleine Menschenseele gemacht. Es ist wohl diesem Grunde zuzuschreiben, daß man zwar dunkel, aber instinktiv dieses Mißverhältnis fühlt und daß eine derartige Empfindung trotz ihrer erhabenen Schönheit die Menschen eher erstaunt als begeistert und sie ihnen fast unnatürlich erscheinen läßt, weil sie zu hoch über ihrem Fassungsvermögen steht. Vielleicht urteilen sie nach der Armut ihres eigenen Herzens und finden, daß bei einer unter so viele sich teilenden Liebe der Anteil des einzelnen zu klein ausfällt, so daß sie vorziehen, sich rückhaltslos wenigen Auserwählten zu geben.

Während die drei durch langjährige innige Freundschaft so fest verbundenen Menschen die Einzelheiten der Reise besprachen und sich voll und ganz der Freude des Wiedersehens hingaben, umdrängten die Auswanderer den zurückgekehrten Germain Rivière, um den Erfolg seiner Mission zu erfahren. Die verschiedensten Fragen wurden gestellt, hastig und in wildem Durcheinander, alle ließen sich aber auf die eine zurückführen: warum war die Schaluppe allein zurückgekommen und warum bemerkte man nicht anstatt ihrer ein großes Schiff, das alle hätte an Bord nehmen und in die Heimat bringen können?

Germain Rivière gebot mit der Hand Stillschweigen. Nachdem sich der Tumult gelegt hatte, beantwortete er die klar und deutlich gestellten Fragen Harry Rhodes und berichtete über seinen Aufenthalt in Punta-Arenas. Er hatte den Gouverneur, Herrn Aguire, gesehen, welcher im Namen der chilenischen Regierung den Opfern der Katastrophe Beistand verheißen hatte. Aber nachdem kein Schiff von genügendem Tonnengehalt, um alle Reisenden aufzunehmen, in Punta-Arenas stationierte, mußten sich diese in Geduld fassen. Die gegenwärtige Situation war ja durchaus nicht beunruhigend. Nachdem alles Material in bestem Zustand und Lebensmittel auf achtzehn Monate vorhanden waren, konnte man ohne Besorgnis ruhig zuwarten.

Es war nicht zu verheimlichen, daß die Wartezeit eine lange sein würde. Der Herbst hatte kaum begonnen und es wäre unklug gewesen, ohne die zwingendste Notwendigkeit um diese Jahreszeit ein Schiff den Gefahren dieser Breiten auszusetzen. Man handelte im beiderseitigen Interesse, wenn die Reise aufs Frühjahr verschoben wurde. In den ersten Tagen des Oktober, also in sechs

Monaten, sollte ein Schiff nach der Insel Hoste entsendet werden. Die Kunde verbreitete sich rasch von Mund zu Mund von der ersten bis zur letzten Reihe der Umstehenden. Sie hatte bei den Schiffbrüchigen die Wirkung eines lähmenden Schreckens. Man war verurteilt, sechs lange Monate in vollkommener Untätigkeit in dieser Einöde zu verbringen! Man konnte hier ja nichts unternehmen, denn nachdem man die Schrecken des Winters überdauert, mußte die Insel mit dem Beginn des Frühjahres verlassen werden. Die früher so lärmende Menge war totenstill geworden. Man wechselte betrübte Blicke, dann wich das starre Staunen lauten Zornausbrüchen. Schmähworte wurden gegen den Gouverneur von Punta-Arenas geschleudert. Aber auch der Zorn legte sich wieder, nachdem er sich in heftigen Worten Luft gemacht hatte, und die Leute wollten eben traurig und niedergeschlagen ihre Zelte wieder aufsuchen, als sie unterwegs von einer sich eben bildenden Gruppe von Menschen aufgehalten wurden; ganz mechanisch blieben sie auch stehen, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, daß sie sich den von dem Großteil der Gesellschaft gemiedenen Elementen anschlossen und zu unfreiwilligen Zuhörern Ferdinand Beauvals erniedrigten.

Dieser hatte die Gelegenheit für günstig erachtet, eine längere Rede vom Stapel zu lassen und sprach von der Höhe eines zur Rednerbühne verwandelten Felsens auf seine Anhänger ein. Beauval verdammte aufs neue die Kapitalsherrschaft im allgemeinen und den Gouverneur von Punta-Arenas im besonderen, welcher, nach des Redners Ansicht – das natürliche Ergebnis der ersteren war. Er hob mit Aufbietung aller Beredsamkeit den Egoismus dieses Beamten hervor, welcher, aller humanen Gefühle bar, die große Zahl der vom Unglück so schwer Betroffenen hilflos im Stiche ließ, unbekannten Gefahren und dem sicheren Elende preisgab.

Die Emigranten lauschten nur mit geteilter Aufmerksamkeit den Redeblüten Beauvals. Es war doch nur zwecklose Wortspielerei. Wenn auch noch so schöne Worte fielen, so wurde ihre Lage dadurch nicht verbessert, ihre Angelegenheit in keiner Weise verändert. Werktätige Hilfe war hier am Platze, nicht leere Worte. Aber wie geholfen werden konnte – das wußte niemand zu sagen. Angestrengt grübelten sie über die Lösung des schwierigen Problems nach, mit sorgenvoll gesenkten Blicken und bekümmerten Mienen, ohne alle Zukunftsfreudigkeit und Lebenslust.

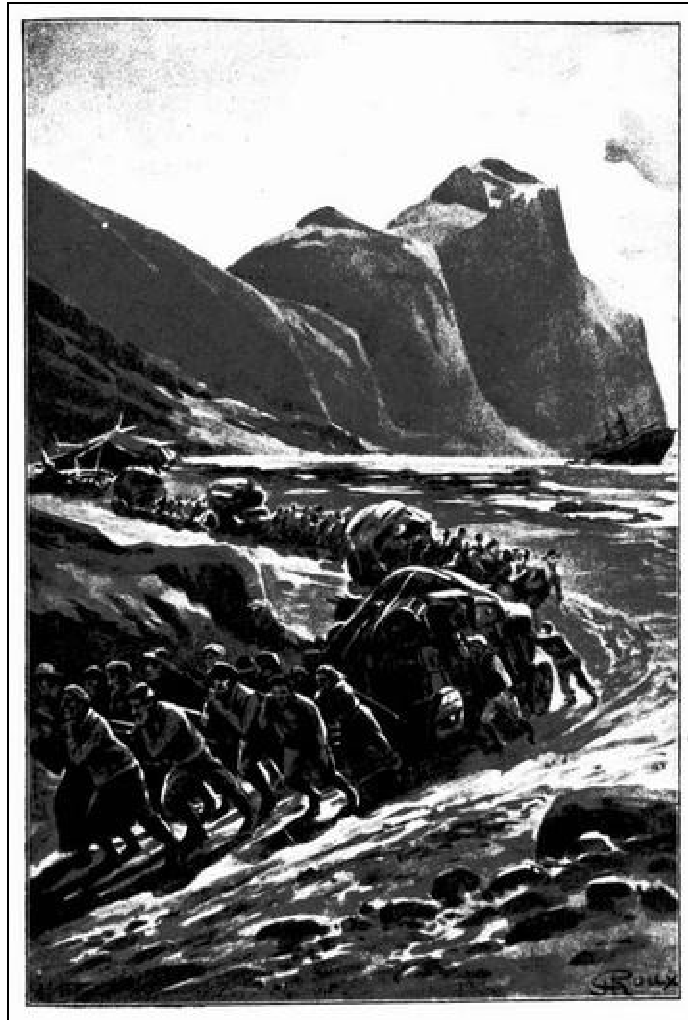
Da brach sich plötzlich ein Gedanke in diesen verwirrten Köpfen Licht. Derjenige, welcher ihnen schon aus so mancher bösen Lage geholfen hatte, würde sicher auch hier einen Ausweg vorzuschlagen wissen, sobald ihm die Sachlage bekanntgemacht worden wäre. Schüchtern fragende Blicke richteten

sich nach dem Kawdjer, auf welchen gerade Harry Rhodes und Germain Rivière zutraten. Nachdem nicht jeder einzelne einer Menge von eintausendzweihundert Seelen für sich allein einen Entschluß fassen konnte, so war es am besten, alles dem Kawdjer zu überlassen, seiner Erfahrung, seiner Uneigennützigkeit zu vertrauen; ein solches Vorgehen hatte überdies den unleugbaren Vorteil, die anderen aller Sorge, alles Nachdenkens und aller Verantwortung zu entheben.

Mit diesen Gedanken beruhigten sich die Emigranten über ihre Zukunft und Ferdinand Beauval sah sich in kurzer Zeit von seinen Zuhörern verlassen, mit Ausnahme der wenige Köpfe zählenden kleinen Gruppe seiner erklärten Anhänger.

Harry Rhodes, von Germain Rivière begleitet, gesellte sich zu den zwei Feuerländern und dem Kawdjer, erzählte ihm den Verlauf der Reise, die Antwort des Gouverneurs von Punta-Arenas, und sprach mit ihm von den Befürchtungen der Emigranten, welche angsterfüllt dem kommenden Winter und seinen ungekannten Schrecken in dieser antarktischen Zone entgegensahen.

Über den letzten Punkt konnte der Kawdjer den Sprecher gleich beruhigen. Der Winter ist auf dem ganzen Magalhães-Archipel weniger kalt und von kürzerer Dauer als zum Beispiel in Island, Kanada und den nördlichen Staaten der amerikanischen Union und das Klima ist mindestens ebenso günstig als in Südafrika, wohin der »Jonathan« die Leute hätte bringen sollen.



Das Schauspiel war interessant und entbehrte nicht des malerischen Effektes. (S. 108.)

»Ich höre Ihren Ausspruch mit Vergnügen, sagte Harry Rhodes, bin aber nun einmal etwas skeptisch veranlagt. Wäre es nicht auf jeden Fall vorzuziehen, den Winter auf dem Feuerland zuzubringen, vielleicht sind dort doch ein wenig günstigere Verhältnisse und Lebensbedingungen anzutreffen als auf der Insel Hoste, wo wir bis jetzt auch nicht eine lebende Seele begegnet haben.

– Nein, sagte der Kawdjer. Es hätte gar keinen Zweck, auf die Feuerlandinsel überzusiedeln und würde im Gegenteil zu den größten Unannehmlichkeiten führen, weil man ja alles Material zurücklassen müßte. Die Leute müssen auf der Insel Hoste bleiben, aber sofort den jetzigen Lagerplatz verlassen.

– Wohin sollen sie ziehen?

– An die Scotchwell-Bai, die wir auf unserer Entdeckungsreise umkreist haben. Dort finden wir mühelos eine passende, wohlgeborgene Stelle, an der wir

die aus dem »Jonathan« geretteten zerlegbaren Häuser aufrichten können. Hier findet sich ja auch nicht das kleinste Stück flaches Land.

– Wie, rief Harry Rhodes, Sie raten uns, all diese schweren Geräte zwei Meilen weit zu transportieren und dort eine richtige Niederlassung zu gründen?

– Es ist absolut notwendig, bestätigte der Kawdjer. Außerdem daß die Lage der Scotchwell-Bai ausgezeichnet ist, nicht besser gedacht werden könnte, sowohl vor den West-als auch den Südstürmen vollkommen geschützt ist, bietet der Fluß, der dort ins Meer mündet, das herrlichste Trinkwasser in Fülle. Und die Fertigstellung einer sicheren, geschützten Unterkunft ist nicht nur notwendig, sondern dringend. Die größte Gefahr dieser Gegend ist die Feuchtigkeit. Gegen sie müssen wir uns vor allen Dingen schützen. Ich füge nur noch hinzu, daß wir durchaus keine Zeit mehr zu verlieren haben, denn der Winter kann heute oder morgen seinen Einzug halten.

– Sie müssen dies alles unseren Reisegefährten selbst sagen, schlug Harry Rhodes vor. Die Leute werden alles besser verstehen und einsehen, wenn Sie zu ihnen sprechen.

– Ich ziehe vor, Sie würden es den Leuten nahelegen, erwiderte der Kawdjer. Aber selbstverständlich bleibe ich hier, stets bereit, zu raten und zu helfen; im Bedarfsfalle bitte ich über mich zu verfügen.«

Harry Rhodes teilte dieses Gespräch den Emigranten umgehend mit. Zu seinem Staunen nahmen dieselben die Nachricht nicht unfreundlich entgegen. Die Enttäuschung, die ihnen aus Punta-Arenas geworden war, hatte sie tief entmutigt und so waren sie jetzt ganz beglückt, eine bestimmte Beschäftigung zu finden, die nutzbringend für ihre Zukunft werden sollte, wie man ihnen von glaubwürdiger Seite versichert hatte. Der unbesiegbare Hoffnungsschimmer, der bis zum Tode in jedem Menschenherzen schlummert, waltete auch in diesem Falle seines Amtes. Auch eine andere Veränderung würde von den Emigranten in gleicher Weise freudig begrüßt worden sein. Man freute sich schon auf die Übersiedlung an die Scotchwell-Bai; jeder hoffte dort sein Glück zu begründen.

Aber wie und wo anfangen?! Wie diese schweren Lasten zwei Meilen weit fortschaffen auf einer felsigen Strecke, auf der auch nicht die Spur eines Weges existierte. Harry Rhodes leistete dem allgemeinen Ansuchen Folge und begab sich neuerdings zum Kawdjer mit der Bitte, den Transport, dessen Notwendigkeit er dargelegt hatte, auch organisieren zu helfen.

Wie vorauszusehen, machte er nicht die geringste Schwierigkeit, sondern fügte sich bereitwilligst den Wünschen der Emigranten und nach seiner Angabe ging man unverzüglich ans Werk.

Zunächst waren einige Vorbereitungsarbeiten unbedingt geboten; man begann an jenen Stellen, die vom höchsten Wasserstand nicht mehr erreicht werden konnten, eine Art Weg zu schaffen, indem man allzugroße Unebenheiten des Bodens nach Möglichkeit mit Steinen ausfüllte und an anderen Stellen wieder die leichter zu bewältigenden Felsstücke fortschaffte. Am 20. April konnten diese notwendigen Vorarbeiten als beendet angesehen werden und nun wurde der eigentliche Transport in Angriff genommen. Man bediente sich dazu jener improvisierten Bretterböden, die schon bei der Ausschiffung der Ladung des »Jonathan« so gute Dienste geleistet hatten. Sie wurden verkleinert und mit Rädern einfachster Konstruktion versehen, die aus Baumstämmen sorgsam zurechtgehauen worden waren Bald war man im Besitze einer nicht unbeträchtlichen Anzahl solcher primitiver Fahrgelegenheiten, vor die sich die Emigranten, Männer, Frauen und Kinder, spannten, und nun entwickelte sich ein langer Zug von schwerbeladenen Wagen, der sich schlangengleich längs der Küste zwischen den Felsen und dem Meere dahinzog. Das Schauspiel war interessant und entbehrte nicht des malerischen Effektes. Wie viele schwere Seufzer mochten die Mühen dieses Weges den mehr als zwölfhundert schwer arbeitenden menschlichen Lungen erpreßt haben!

Die Schaluppe erwies sich als ein Hilfsmittel von unschätzbarem Werte. Sie wurde mit den schwersten und gebrechlichsten Gegenständen beladen und war unter der Führung Karrolys und seines Sohnes unausgesetzt unter Segel zwischen der Unglücksstelle und der Scotchwell-Bai. Dank ihrer tatkräftigen Unterstützung wurden die Mühen des Transportes erleichtert und deren Dauer gekürzt.

Und dieser Punkt fiel ganz bedeutend in die Wagschale, denn man hatte allen Grund, sich zu beeilen. Der Winter nahte mit Riesenschritten und sandte einstweilen seine Vorboten, vor denen man sich in die bis zur letzten Stunde am Strande zurückgelassenen Zelte flüchten mußte, was einen Stillstand der Arbeit bedingte.

Der Kawdjer begnügte sich aber nicht damit, den Leuten Mut zuzusprechen und ihnen gute Ratschläge zu erteilen, er legte selbst überall tüchtig Hand an und lehrte durch sein Beispiel. Er war niemals untätig. Unaufhörlich ging er den Weg auf und ab, auf dem sich der Zug bewegte, und war immer im richtigen Augenblicke anwesend, um zu raten und zu helfen, wenn sich irgendwelche Schwierigkeiten ergaben. Die Emigranten aber blickten mit unverhohlener Bewunderung zu diesem unermüdlichen Manne empor, welcher freiwillig ihre Mühen und schweren Arbeiten teilte, obwohl ihn nichts abgehalten hätte, dahin zurückzusegeln, woher er gekommen war.

Aber daran hatte der Kawdjer nicht einen Augenblick lang gedacht Jetzt widmete er sich voll und ganz der Aufgabe, die ein Zufallsspiel ihm zugewiesen hatte und die all sein Denken erfüllte. Er war innerlich zufrieden, daß er dieser ratlosen Menge von Unglücklichen von Nutzen sein konnte; ihr Elend war ja für sie der beste Empfehlungsbrief beim Kawdjer, dessen Herz für alle Bedürftigen warm schlug.

Aber nicht alle standen auf gleicher moralischer Höhe wie der Kawdjer; andere hegten Fluchtpläne und trugen sich mit dem Gedanken, bei passender Gelegenheit zu entweichen. Es mochte ja nicht allzu schwer sein, sich der Schaluppe zu bemächtigen, die Segel zu hissen und einen günstigeren Landstrich aufzusuchen. Eine Verfolgung war nicht zu befürchten, nachdem die Emigranten über kein zweites Fahrzeug verfügten. Alles schien so einfach, daß man sich nur wundern konnte, daß niemand bisher diese Gedanken in die Tat umgesetzt hatte.

Wahrscheinlich lag der Grund darin, daß die Wel-kiej niemals unbeaufsichtigt blieb; tagsüber war sie Transportschiff unter Karrolys und Halgs Führung und des Nachts diente sie den beiden Indianern und dem Kawdjer zur Schlafstätte. Diejenigen, welche an ein Entweichen dachten, mußten eine günstige Gelegenheit abwarten.

Diese langersehnte Gelegenheit ergab sich endlich am 10. Mai.

Als der Kawdjer an diesem Tage eben von der Scotchwell-Bai zurückgekommen war, bemerkte er, wie die beiden Feuerländer am Strande unter heftigen Gebärden erregt miteinander sprachen, während die Wel-kiej in einer Entfernung von mehr als dreihundert Metern mit vollen Segeln ins offene Meer hinaussteuerte. An Bord unterschied man vier Männer, jedoch war die Entfernung zu groß, als daß man ihre Gesichtszüge hätte erkennen können. Wenige rasch gewechselte Worte klärten den Kawdjer über den Sachverhalt auf. Man hatte eine kurze Abwesenheit Karrolys und seines Sohnes benützt, um sich der Schaluppe zu bemächtigen. Als die beiden den Raub bemerkt hatten, war es zu spät, um einzuschreiten.

Die Emigranten, welche nach und nach von ihrem neuen Lagerplatz zurückkamen, versammelten sich in stets wachsender Anzahl um den Kawdjer und seine zwei Genossen. Ihrer Ohnmacht und Wehrlosigkeit bewußt, blickten sie schweigend der Schaluppe nach, die von einer leichten Brise anmutig geschaukelt wurde. Das war ein neuerliches, ernstes Mißgeschick für die Schiffbrüchigen, welche eine kostbare Arbeitskraft für ihren gegenwärtigen Transport verloren und gleichzeitig der einzigen Möglichkeit beraubt wurden, sich mit der übrigen Welt in Verbindung zu setzen. Aber für die Eigentümer der

Wel-kiej war das kein bloßes Mißgeschick, sondern ein ausgesprochenes Unglück!

Trotzdem verriet kein Zug im Gesichte des Kawdjer, wie sehr der Zorn über diese gemeine Handlungsweise in seinem Inneren kochte. Mit undurchdringlicher, kalter, gleichmütiger Miene verfolgte er das sich entfernende Schiff, bis es hinter einem Felsenvorsprung der Küste verschwunden war. Dann wandte er sich zu den Umstehenden:

»Zur Arbeit!« sagte er ruhig.

Jeder nahm seine Beschäftigung mit neuem Eifer auf. Der Verlust der Schaluppe gebot eine vermehrte Eile, wenn man fertig werden wollte, ehe der Winter sein strenges Regiment antreten würde. Man mußte sich noch glücklich schätzen, daß der freche Diebstahl nicht in den ersten Tagen des Umzuges erfolgt war. Dann hätte man unmöglich rechtzeitig fertig werden können. Glücklicherweise war alles jetzt, am 10. Mai, fast beendet und mit ein wenig Mut und Ausdauer war wohl auch das letzte noch zu bewältigen.

Die Emigranten staunten den Kawdjer ob seiner gleichmäßigen Heiterkeit an. Nichts hatte sich an seinem Wesen geändert, stets trug er die gewohnte Güte zur Schau, wie immer war er in seiner aufopferungsvollen Weise tätig. Sein Ansehen wuchs zusehends.

Ein Vorfall, der sich gleichfalls an diesem denkwürdigen 10. Mai ereignete, gewann ihm vollends alle Herzen.

Er half gerade einen mit Samensäcken schwer bepackten Wagen ziehen, als laute Schmerzensrufe an sein Ohr drangen. Rasch eilte er der Stelle zu, von der diese Laute kamen und fand dort einen etwa zehnjährigen Knaben, welcher auf der Erde lag und kläglich stöhnte. Auf seine Fragen erzählte das Kind, es sei von einem Felsen herabgefallen, könne nicht mehr aufstehen und empfinde heftige Schmerzen im rechten Bein.

Natürlich hatten sich sofort eine Anzahl Auswanderer um den Kawdjer versammelt und tauschte ihre unmaßgeblichen Meinungen aus; die Eltern des gestürzten Kindes fanden sich auch ein und ihre törichten Klagen vermehrten die allgemeine Verwirrung. Mit lauter Stimme gebot der Kawdjer Ruhe und untersuchte den kleinen Verwundeten. Die Emigranten sahen ihm aufmerksam und schweigend zu und bewunderten seine ruhige Sicherheit und die Geschicklichkeit seiner Bewegungen. Die Diagnose war nicht schwer zu stellen; sie lautete auf einen leichten Schenkelbruch, den er rasch und geschickt einrichtete. Das gebrochene Glied wurde nun mit Leinwandstreifen umwickelt und dann zwischen aus Holzstäben verfertigte Schienen gelegt, die es zur

Unbeweglichkeit verurteilten. Darauf wurde das Kind auf einer rasch hergestellten Tragbahre zur Scotchwell-Bai gebracht.

Während der Kawdjer alles überwachte, beruhigte er die untröstlichen Eltern. Der Bruch sei ganz ungefährlich; der Vorfall würde keine bösen Folgen haben und in zwei Monaten würde das Kind heil und gesund sein, ohne jede Spur des Geschehenen. Nach und nach faßten der Vater und die Mutter neue Hoffnung und waren ganz getröstet, als ihr Sohn, nachdem der Verband fertiggestellt war, erklärte, daß er keine Schmerzen mehr empfinde.

Die Kunde dieses Ereignisses fand rasche Verbreitung und die Folge war, daß dem Kawdjer mit noch größerer Ehrfurcht begegnet wurde als bisher. Er war zweifellos der gute Genius der Schiffbrüchigen. Seine Wohltaten waren nicht mehr zu zählen. Immer mehr nahm man die Gewohnheit an, alles auf seine Schultern zu wälzen, alles ihm zu überlassen und immer mehr fühlten diese ungehobelten und kindlich einfältig angelegten Wesen die beruhigende Wirkung seiner bloßen Gegenwart.

Am Abend des 10. Mai wurde ein kurzes Verhör angestellt, wodurch man die Räuber der Wel-kiej zu entdecken hoffte; natürlich war der Erfolg des Verhöres bei einer so großen, unruhigen und undisziplinierten Menge ein ungewisser Trotzdem ließen sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vier Personen verdächtigen, welche im Laufe des Tages nicht gesehen worden waren. Zwei von ihnen gehörten der Schiffsmannschaft an, der Koch Sirdey und der Matrose Kennedy. Die beiden anderen waren sehr übel beleumundete Emigranten, welche sich durchaus keiner allgemeinen Wertschätzung erfreuten zwei sogenannte Arbeiter namens Furster und Jackson.

Über die Schuld der beiden ersteren war es unmöglich, sich absolute Gewißheit zu verschaffen, aber für die zwei anderen war bald der evidente Schuldbeweis gefunden. Am nächsten Morgen waren Kennedy und Sirdey wieder da und nahmen wie täglich an der Arbeit teil. Aber sie schienen todmüde und Sirdey machte den Eindruck, verwundet zu sein. Er ging schwerfällig und mühsam und sein Gesicht war zerkratzt und vielfach aufgerissen.

Hartlepool kannte seine Leute, auch diesen traurigen Helden, dessen gemeine Natur ihn mit Verachtung erfüllte.

»Wo warst du gestern? fragte er barsch.

– Wo soll ich gewesen sein! sagte Sirdey mit geheuchelter Unschuld; dort, wo ich alle Tage bin, natürlich!

– Merkwürdigerweise hat dich niemand gesehen, du Schurke. Mir kommt vor, als hättest du dich in die Nähe der Schaluppe verirrt!

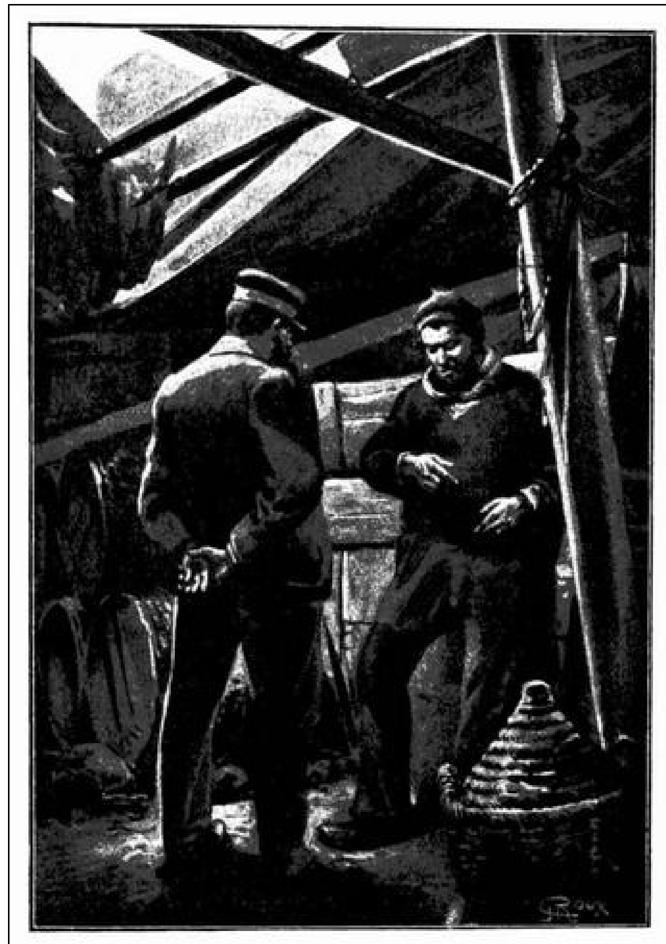
– Der Schaluppe? fragte Sirdey mit der unschuldigsten Miene eines Menschen, welcher nicht versteht, wovon die Rede ist.

– Hm!… brummte Hartlepool und fuhr fort:

– Warum ist denn dein Gesicht so zerkratzt?

– Ich bin gefallen, erklärte Sirdey; ich werde heute bei der Arbeit nicht viel helfen können, ich kann mich kaum aufrechthalten.

– Hm…« brummte Hartlepool bedeutungs-und verständnisvoll, als er sich entfernte; dieser Mann war gewitzigt und von ihm war nichts zu erfahren. Bei Kennedy fand sich nicht einmal ein Grund zu einem Verhöre. Abwohl er totenbleich war und in sehr schlechter Verfassung zu sein schien, ging er wortlos seiner Beschäftigung nach.



»Warum ist denn dein Gesicht so zerkratzt?« (S. 112.)

Man hatte also am 11. Mai die Arbeit aufgenommen, ohne daß das Rätsel

gelöst worden wäre Aber eine Überraschung erwartete in der Scotchwell-Bai diejenigen, welche zuerst hinkamen Auf dem Strande lagen in geringer Entfernung von der, Flußmündung zwei Leichname; es waren die Körper Jacksons und Fursters. Nicht weit von ihnen lag die Schaluppe, die mehr als ein großes Leck aufzuweisen hatte und fast ganz mit Wasser und Sand angefüllt war.

Jetzt ließ sich das Abenteuer leicht erklären. Von den vier Männern, welche sich auf ihr befanden, hatten zwei, Kennedy und Sirdey, schwimmend das Land erreichen können, während die anderen in den Wellen den Tod gefunden hatten. Die Flut hatte die Leichname an die Küste geschwemmt, desgleichen die halbzertrümmerte Wel-kiej.

Nach einer sorgsamen Untersuchung ersah der Kawdjer, daß die Schaluppe wieder seetüchtig gemacht werden konnte; denn wenn auch die Außenwände arg beschädigt waren, so hatte doch das Gerippe nur wenig gelitten und der Kiel war unversehrt. Die Wel-kiej wurde nun von kräftigen Armen ganz ans Land gezogen, bis sie außer dem Bereich der Wogen lag; dort mußte sie warten, bis man Zeit haben würde, ihre Schäden auszubessern.

Am 13. Mai war die Übersiedlung bewerkstelligt. Augenblicklich begann man die zerlegbaren Häuser zusammenzustellen und bald konnte man dieselben (sie waren nach einem ausgezeichneten System gebaut) mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit aus dem Boden wachsen sehen. Kaum beendet, wurde auch von ihnen Besitz ergriffen, was jedesmal Anlaß zu heftigen Auseinandersetzungen bot. Es wäre eine sehr bedeutende Anzahl nötig gewesen, um alle zwölfhundert Emigranten in ihnen beherbergen zu können. Höchstens zwei Drittel derselben konnten vernünftigerweise hoffen, darinnen Unterkunft zu finden. Da hieß es nun eine Wahl treffen!

Diese Wahl ging unter Faustschlägen vor sich. Die Stärksten unter den Emigranten hatten sich der verschiedenen Teile der zerlegbaren Häuser bemächtigt und verweigerten, als sie dann fertiggestellt waren, den Zutritt zu denselben. Aber ihre Kraft hielt der Menge der Anstürmer nicht immer stand und sie mußten den Besitz mit einer Anzahl anderer teilen, welche sie an der Besitzergreifung hatten verhindern wollen. So war eine zweite Serie von Auserwählten entstanden, welche, wie die erste, ihrer Stärke den Erfolg verdankte. Als dann die Besatzung der Häuser zahlreich genug war, um ohne Gefahr einer Niederlage den Ansturm der übrigen Emigranten aushalten zu können, wurde den letzteren der Eintritt tatsächlich verwehrt.

Über fünfhundert Personen, der Mehrzahl nach Frauen und Kinder, wurden auf diese Art gezwungen, sich mit dem Schutze, den die Zelte boten, zu

begnügen. In geringerer Anzahl vertreten war das männliche Geschlecht, meist Familienväter und verheiratete Männer, die das Los ihrer Frauen und Kinder teilten. Zu letzteren gehörte auch der Kawdjer und seine beiden Freunde, die Feuerlands-Insulaner, welche auch ein Übernachten in freier Luft nicht scheuten, und die Überlebenden der Bemannung des »Jonathan«, denen Mister Hartlepool das Beispiel der Selbstverleugnung gab. Diese braven Leute hatten sich ohne Murren in alles gefügt, selbst Kennedy und Sirdey, welche seit dem Abenteuer mit der Schaluppe ungekannten Eifer und Fügsamkeit zeigten.

Zur Zahl der wenig Begünstigten gehörten auch. John Rame und Fritz Groß, welche die körperliche Schwäche von der Teilnahme am Kampfe ausgeschlossen hatte, und die Familie Rhodes, deren Oberhaupt sanftmütigen Charakters war und alles gewaltsame Vorgehen scheute.

Diese fünfhundert Personen nahmen mit den Zelten vorlieb. Nachdem sich die Zahl der Zeltbewohner verringert hatte, konnte man zwei Zelte übereinanderstellen, die durch eine Luftschicht getrennt waren, was den Innenraum ganz wohnlich machte. Auch die Häuser wurden inzwischen in wohnlichen Stand gesetzt: man verstopfte die Fugen und Spalten, denn nach den Weisungen des Kawdjer mußte so viel als möglich die Feuchtigkeit am Eindringen abgehalten werden; andere schafften aus dem nahen Walde Holzvorräte herbei oder verteilten Lebensmittel in solcher Menge, daß ein jedes während vier Monaten sein genügendes Auskommen finden konnte, während die Maurer, deren sich zwanzig unter den Emigranten befanden, in aller Eile einfache Öfen fertigstellten.

Diese Arbeiten waren am 20. Mai noch nicht ganz beendet, als der Winter, der sich dieses Jahr glücklicherweise verspätet hatte, in Gestalt eines eisigen Schneesturmes von furchtbarer Heftigkeit über die Insel Hoste hereinbrach. In wenigen Minuten war die Erde mit einem weißen Leichentuch bedeckt, aus dem die frosterstarrten Bäume hervorragten. Am nächsten Morgen war der Verkehr zwischen den einzelnen Teilen des Lagers sehr schwierig geworden.

Aber jetzt war man ja geschützt gegen die Unbilden der Witterung. Wohlverwahrt in ihren Häusern oder unter ihren doppelten Zeltwänden, durchwärmt von freundlichen Holzfeuern, waren die Schiffbrüchigen des »Jonathan« bereit, die Schrecken eines antarktischen Winters über sich ergehen zu lassen.

Viertes Kapitel.

Das Überwintern.

Volle vierzehn Tage lang heulte der Sturm ohne Unterbrechung und der Schnee fiel in dichten Flocken. Während dieser zwei Wochen konnten sich die Emigranten kaum ins Freie wagen und blieben zwischen ihren schützenden Wänden vergraben.

Diese aufgezwungene Absperrung war sehr traurig für alle, besonders aber für diejenigen, welche sich in den Häusern einen Platz erobert hatten und ihn genießen wollten. Diese Häuser waren aber nur ein ineinandergreifendes Gefüge von Holzplatten und entbehrten aller Bequemlichkeit. Trotzdem hatten sich die Emigranten um ihren Besitz gestritten – sie waren durch den oberflächlichen Augenschein, vielleicht auch nur durch den Namen »Haus« irregeführt worden – und jetzt hatte sich ihrer eine große Enttäuschung bemächtigt, denn die Häuser waren eigentlich nur Schlafräume, in denen ein Strohsack neben dem anderen auf den Boden gelegt wurde; Schlafräume, die während der kurzen Tagesstunden sich in gemeinsame Wohnzimmer und Küchen verwandelten. Bei dieser Überhäufung, diesem Zusammenleben mehrerer Familien war eine stete Reibung unausbleiblich und sehr zu beklagen, vom Standpunkte der Hygiene sowohl als auch im Interesse des guten Einverständnisses. Mangel an Beschäftigung und Langeweile bedingen Zank und Streit – und man langweilte sich gründlich in diesen schneeumwehten Wohnungen.

Die Männer fanden noch Beschäftigung für ihre Mußestunden. Sie versorgten die aller Einrichtung baren Räume mit den einfachsten Möbelstücken. Mittels ihrer Beile hieben sie Tische und Stühle zurecht, die des Nachts hinausgestellt wurden, denn dann mußte Raum für die Strohsäcke geschaffen werden. Aber für die Frauen gab es fast nichts zu tun. Sobald sie ihre Kinder betreut hatten und den Küchenbesorgungen nachgegangen waren, die der Gebrauch der Konserven sehr vereinfachte, wußten sie nichts mehr anzufangen und mußten die langen Tagesstunden mit Gesprächen ausfüllen. Und das taten sie nach Herzenslust. An Stelle der Beine machten die Zungen Bewegung und es ist – wie man aus Erfahrung weiß – oft auch der unmäßige Gebrauch der Zunge Ursache von bösen Mißverständnissen geworden. Es war nur zu verwundern, daß es nicht gleich am ersten Tage dazu kam.

Wenn die Zeltbewohner auch weniger gut gegen Wind und Wetter verwahrt waren, so genossen sie in anderer Hinsicht manche Vorteile. Es stand ihnen mehr Raum zur Verfügung und einige Familien (dazu gehörten die Familien Rhodes

und Ceroni) hatten ein ganzes Zelt zum alleinigen Gebrauch. Die fünf Japaner, welche fest zusammenhielten, bewohnten auch ein Zelt, wo sie abseits von den anderen ein abgeschlossenes Leben führten.

Zelte und Häuser waren je nach dem Geschmacke der einzelnen da und dort erstanden. Nachdem beim Aufbau ihrer Wohnungen die Leute von niemandem geleitet worden waren, zeigte das ganze Bild des Lagers keinen bestimmten, vorherbedachten Plan. Es bot nicht den Anblick eines Marktfleckens, sondern war eine zufällige Anhäufung von Häusern, und es wäre sehr schwer gefallen, zwischen ihnen eine Straße zu bauen.

Das war übrigens ein ganz unwichtiger Umstand, denn es handelte sich ja nicht um eine bleibende Niederlassung. Im Frühling sollten Zelte und Hütten abgebrochen werden und jeder würde dann sein Vaterland – und sein Elend anderswo finden.

Der Lagerplatz zog sich längs des rechten Ufers des Flusses hin, der, von Westen herkommend, ihn in einem Punkte berührte, einen kurzen Bogen beschrieb, dann sich nach Nordwest drehte und in einer Entfernung von drei Kilometern ins Meer ergoß. Die westlichste aller Behausungen war am Flußufer selbst erbaut. Es war eine der zerlegbaren Hütten, von so geringer Größe, daß nur drei Personen darin Platz gefunden hatten. In aller Ruhe, ohne Auseinandersetzungen, ohne Aufregung und Geschrei, hatte sich einer der Auswanderer, Patterson, aller dazugehörigen Teile bemächtigt und – damit sein Eigentumsrecht ihm nicht streitig gemacht werden konnte – gleich zwei Gefährten die Nutznießung angeboten und damit das Maximum der Einwohnerzahl fixiert. Die Wahl dieser Mitbewohner war nicht bloßes Zufallsspiel. Patterson, welcher von schwächlicher Gestalt war, hatte sich Genossen ausgesucht, welche mit Riesenkräften begabt waren, wahre Herkulesgestalten, die das gemeinsame Heim im Bedarfsfalle gut verteidigen konnten.

Beide waren Amerikaner; der eine hieß Blaker, der andere Long. Der erstere war ein junger Bauer von siebenundzwanzig Jahren, heiteren Charakters, aber er litt an stetem Heißhunger, was sein ganzes Dasein verbitterte. Das elende Leben, das er zu führen gezwungen war, gestattete ihm nicht, den unstillbaren Appetit zufriedenzustellen; er litt seit seiner Geburt fortwährend Hunger, so daß er sich schließlich unter die Auswanderer mengte in der Hoffnung, in der neuen Heimat endlich seinen Hunger stillen zu können. Der zweite war ein Arbeiter, Schmied seines Zeichens, mit kleinem Denkvermögen und dafür um so größeren Muskeln, ein ganz unvernünftiger Mensch, aber stark und nachgiebig wie das Eisen, das er bearbeitete.

Was Patterson anbelangte, so war er nicht unter die Auswanderer gegangen, weil er vom Unglück verfolgt war, sondern weil er Reichtümer zu erwerben hoffte. Das Geschick hatte sich ihm günstig und feindselig in einem Atem gezeigt. Es hatte ihn allerdings arm, einsam und mittellos auf einer irländischen Straße geboren werden lassen, aber als Entschädigung war er mit einem an das Unglaubliche streifenden Sparsinn, besser gesagt, Geiz, begabt; das heißt mit anderen Worten: es hatte ihm die Mittel in die Hand gegeben, alles erwerben zu können, was ihm seit seinem Erscheinen auf dieser Welt begehrenswert schien. Dank dieser Eigenschaften hatte er sich bereits im Alter von fünfundzwanzig Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben. Nichts hatte ihn von der Erreichung dieses Zieles abgeschreckt, weder die angestrengteste Arbeit, noch die Entbehrungen eines Einsiedlers, noch – wenn es die Notwendigkeit erforderte – die rücksichtslose Ausbeutung des lieben Nächsten.

Aber wenn der Bauer nur Spekulationsgeist und kein Kapital als Basis seiner Operationen zur Verfügung hat, so wird er nur langsam, Schritt für Schritt, auf der Bahn des Gelingens weiterschreiten können. Sein Wirkungskreis ist zu beschränkt, um ihm ein rasches Emporsteigen zu ermöglichen.

So brachte es Patterson nur langsam vorwärts trotz seiner unerschütterlichen Ausdauer, trotz der unzähligen Entbehrungen, trotz aller aufgebotenen List und Verschlagenheit – als plötzlich Wundermären an sein Ohr drangen, wie leicht es einem Manne von skrupellosem Gewissen in Amerika werde, sein Glück zu machen. Ganz berauscht von diesen blendenden Berichten, träumte er nur mehr von der Neuen Welt und beschloß, dahin auszuwandern nach dem Beispiel so vieler anderer, um sich dort das Glück zu zwingen, und zwar nicht mit der Absicht, es jenen Milliardären gleich zu tun, welche, wie er, aus den ärmsten Schichten des Volkes stammten, sondern in der Hoffnung, die ja nicht allzu unwahrscheinlich war, dort eher auf einen grünen Zweig zu kommen als im alten Vaterlande. Kaum hatte er amerikanischen Boden betreten, als die glückverheißende Reklame der »Gesellschaft für Kolonisation« ihn für die Teilnahme an der Ansiedlung in der Delagoa-Bai begeisterte. Er vertraute den verführerischen Versprechungen der »Gesellschaft« und sagte sich, daß dort, auf dem noch unberührten, kraftstrotzenden Boden sein kleines Kapital reiche Früchte tragen werde, und bald war er mit den tausend anderen auf dem »Jonathan« eingeschifft.

Die unvorhergesehenen Ereignisse trübten zwar seine Hoffnungen um ein Bedeutendes, aber Patterson gehörte nicht zu denjenigen, die gleich die Flinte ins Korn werfen. Trotzdem die Tatsache des Schiffbruches ihn innerlich tief erschüttert haben mußte, ließ er sich die Enttäuschung nicht anmerken und hielt

mit geduldiger Hartnäckigkeit an der Zuversicht auf sein Glück fest. Wenn aus dem gemeinsamen Unglück ein einziger Nutzen ziehen konnte, so war es unstreitig Patterson.

Von Blaker und Long unterstützt, hatte er sein Häuschen in geringer Entfernung von der Küste dicht am Flußufer errichtet, an der einzigen Stelle, wo dieses zugänglich war. Stromaufwärts von hier aus stieg das Ufer plötzlich steil empor und wuchs zu einer fast fünfzehn Meter hohen Felswand an, stromabwärts bildete es eine kleine Ebene vor dem Hause, dicht daneben stürzte der Fluß in einem Wasserfall auf eine tiefer gelegene Terrasse. Zwischen dem Wasserfall und dem Meere breitete sich ein unwegsamer Sumpf aus. Wollten die Emigranten nicht einen Umweg von mehr als einer Stunde nach dem Oberlaufe des Flusses machen, so waren sie gezwungen, an Pattersons Wohnung vorbeizugehen, um ihre Wasserkrüge und -fässer zu füllen.

Die anderen Häuser und Zelte lagen in malerischer Unordnung zerstreut da, vom Meere durch den erwähnten Sumpf getrennt. Der Kawdjer bewohnte mit Halg und Karroly eine Ajoupa nach feuerländischem Muster, die von den beiden Indianern errichtet worden war. Man konnte sich nichts Einfacheres denken, als diese aus Gras und Zweigen erbaute Hütte und man mußte sehr abgehärteter Natur sein, um darin den Winter zu überdauern. Die Ajoupa war am linken Flußufer gelegen, in nächster Nähe der gescheiterten Schaluppe, so daß alle lichten Momente des Tages zu den notwendigen Reparaturen gut ausgenützt werden konnten.

Während der ersten zwei Wochen der gefürchteten Jahreszeit, als die Schneestürme in voller Heftigkeit wüteten, konnte allerdings nichts an der Wel-kiej gearbeitet werden. Aber der Kawdjer führte deshalb kein abgeschlossenes Einsiedlerleben wie die weniger widerstandsfähigen Auswanderer. Täglich ging er mit Halg über den Fluß ins Lager, auf einer leichten Brücke, die Karroly in achtundvierzig Arbeitsstunden konstruiert hatte.

Dort gab es immer viel zu tun. Mit dem Eintritt der Kälte waren Krankheiten bei den Emigranten aufgetreten, schmerzhafte Entzündungen, meist der Bronchien, die aber alle einen günstigen Verlauf nahmen; man hatte gleich den Kawdjer zu Hilfe gerufen, welcher sich seit der chirurgischen Behandlung des gestürzten Knaben als Arzt eines sehr guten Rufes erfreute.

Das Kind fühlte sich täglich wohler und alle Anzeichen sprachen dafür, daß die günstige Prophezeiung des Kawdjer sich buchstäblich erfüllen würde.

Nachdem dieser seine täglichen Krankenbesuche gemacht hatte, trat er in das Zelt der Familie Rhodes und besprach mit Harry eine oder zwei Stunden lang

alles, was für die Schiffbrüchigen von Interesse sein konnte. Der Kawdjer schloß sich immer mehr an diese Familie an. Die einfache Freundlichkeit und Güte der Frau Rhodes und ihrer Tochter Clary taten ihm wohl; beide übten voll Aufopferung das Amt von Krankenpflegerinnen aus, das er ihnen zugewiesen hatte. In Harry Rhodes schätzte er den geraden Sinn und die wohlwollende Gemütsart und bald verbanden die beiden Männer Gefühle wahrer Freundschaft.

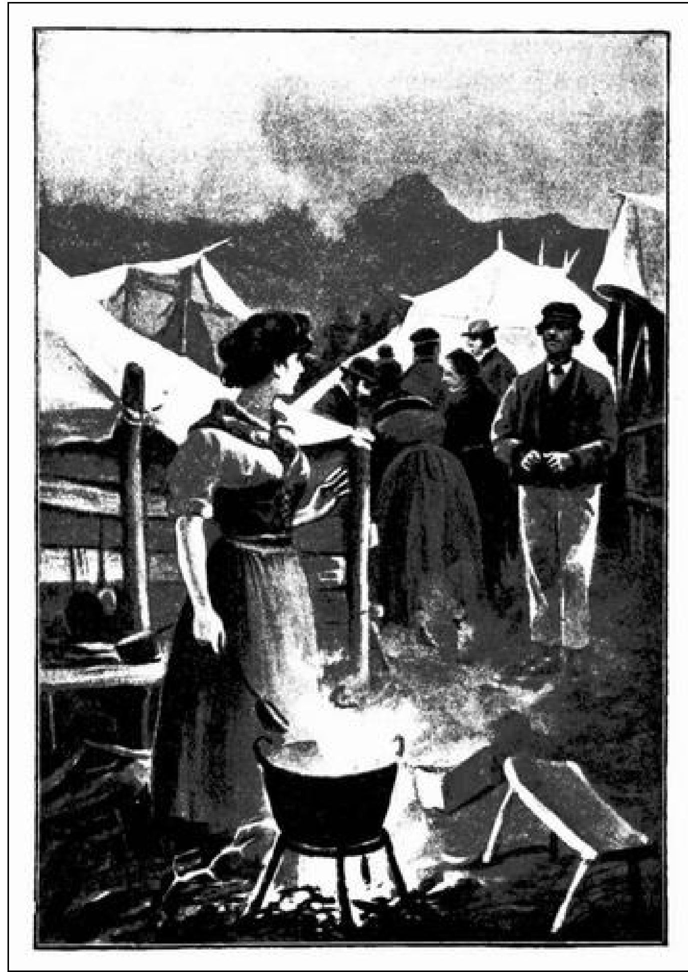
»Eigentlich freut es mich herzlich, sagte Harry Rhodes eines Tages zum Kawdjer, daß diese Schurken versuchten, sich Ihrer Schaluppe zu bemächtigen. Wer weiß? Wenn sie in gutem Stand geblieben wäre, hätten Sie uns jetzt, da wir eingerichtet sind, vielleicht verlassen. Aber nun ist das unmöglich, Sie sind unser Gefangener!

– Und dennoch werde ich fort müssen, sagte der Kawdjer.

– Nicht vor Eintritt des Frühjahres, erwiderte Harry Rhodes. Sie müssen doch einsehen, daß Sie unentbehrlich sind; wieviele Frauen und Kinder sind hier, welche nur durch Ihre Kunst gesund gemacht werden können! Was würde aus all den Kranken ohne Sie?

– Gut, nicht vor dem Frühjahre, gab der Kawdjer nach, dann aber – wenn alles abreisen wird – wird sich kein Hindernis mehr in den Weg stellen, daß auch ich das Weite suche.

– Werden Sie auf die Neue Insel zurückkehren?«



Bald darauf zeigte sich Halg in europäischer Kleidung… (S. 125.)

Der Kawdjer antwortete nur durch eine ausweichende Geste. Ja, die Neue Insel war seine Heimat. Lange Jahre hatte er dort gelebt. Aber wieder dahin zurückkehren? Die Gründe, die ihn fortgetrieben hatten, bestanden noch; die Neue Insel, früher ein unabhängiges Land, hatte jetzt der Autorität Chiles zu gehorchen.

»Wollte ich auch früher abreisen, sagte der Kawdjer, bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, so wären meine zwei Gefährten damit nicht sehr einverstanden. Halg wenigstens würde von der Insel mit Bedauern scheiden – vielleicht sogar sich energisch weigern, fortzugehen.

– Warum das? fragte Frau Rhodes.

– Aus dem einfachen Grunde, daß Halg – so fürchte ich wenigstens – hier sein Herz verloren hat.

– Nun, das ist kein großes Unglück, meinte Harry Rhodes lächelnd; in seinem

Alter ist das natürlich!

– Ich leugne es nicht, pflichtete ihm der Kawdjer bei, aber der arme Junge wird, wenn es dann zur Trennung kommt, viel Herzeleid durchzumachen haben.

– Warum soll er sich denn von derjenigen, die er liebt, trennen? Die beiden können doch heiraten! sagte Clary, welche, wie alle jungen Mädchen, ein lebhaftes Interesse für anderer Herzensangelegenheiten bekundete.

– Weil es sich um die Tochter eines Emigranten handelt, welche niemals einwilligen würde, ihr Leben auf dem Magalhães-Archipel zu verbringen; anderseits kann ich mir nicht denken, was Halg beginnen würde, wenn man ihn in eure sogenannte zivilisierte Welt verpflanzen wollte. Außerdem, denke ich, würde er uns, seinen Vater und mich, auch nicht leichten Herzens verlassen können!

– Die Tochter eines Emigranten, fragte Harry Rhodes, handelt es sich vielleicht um Graziella Ceroni?

– Ich habe sie einige Male begegnet, mischte sich auch Edward in das Gespräch; sie ist ganz hübsch.

– Halg findet sie wunderschön, sagte der Kawdjer lächelnd. Und ich finde das ganz begreiflich. Er hat bisher nur Frauen und Mädchen aus dem Feuerland gesehen, und ich muß gestehen, daß diese in bezug auf Schönheit leicht von anderen übertroffen werden können.

– Es handelt sich also wirklich um Graziella Ceroni? fragte Harry Rhodes.

– Ja. Schon an jenem Tage, als wir traurigen Einblick in diese Familienverhältnisse nehmen und die Frau vor dem eigenen Gatten schützen mußten, bemerkte ich den lebhaften Eindruck, den sie auf Halg machte. Sie erschien ihm wie eine Offenbarung. Ihr wißt, welch unglückliches Dasein Mutter und Tochter führen; nun, vom Mitleid zur Liebe ist nur ein kurzer Schritt.

– Ich halte es sogar für den schönsten Anfang einer glücklichen Liebe, bemerkte Frau Rhodes.

– Wie dem auch sei, Sie können mir Glauben schenken, wenn ich heute behaupte, daß seit dem Tage Halg ganz unter dem Einflusse dieser ihm neuen Empfindung steht. Sie ahnen gar nicht, welche Veränderung mit dem jungen Manne vor sich gegangen ist. Ich werde es Ihnen an einem Beispiel zeigen… Wie Sie sich denken können, sind die Eingebornen des Magalhães-Archipels nicht gerade zur Eitelkeit geneigt. Trotz des strengen Klimas geht ihre Gleichgültigkeit in diesem Punkte so weit, daß sie stets unbekleidet einhergehen. Halg war schon ein wenig beeinflußt durch die Ideen über Zivilisation, die ich –

mit Unrecht vielleicht – mit hergebracht habe, er konnte unter seinen Stammesgenossen schon als Stutzer gelten, nachdem er sich seit dem Schiffbruche des »Jonathan« herbeigelassen hat, sich mit Seehunds-oder Guanakofellen zu bekleiden. Aber jetzt hat seine Putzsucht einen noch höheren Grad erreicht. Er hat unter den Emigranten einen Haarkünstler ausfindig gemacht und seine langen Haare schneiden lassen. Wahrscheinlich ist er der erste Feuerländer, welcher der Mode solche Zugeständnisse macht. Aber das ist noch nicht alles! Er hat sich – auf welche Weise, ist mir unbekannt – einen vollständigen Anzug verschafft und verläßt seine Hütte nur in europäischer Kleidung; zum ersten Male in seinem Leben trägt er Schuhe, die ihm gewiß sehr unbequem sind. Karroly weiß nicht, was er davon halten soll. Ich weiß nur zu gut, was es zu bedeuten hat.

– Und Graziella, erkundigte sich Frau Rhodes, bemerkt sie diese Bemühungen, die darauf hinzielen, ihr zu gefallen?

– Ich habe sie natürlich nicht darum gefragt, versetzte der Kawdjer. Aber wenn ich Halgs glückstrahlendes Gesicht sehe, denke ich, daß seine Angelegenheit unmöglich schlecht stehen kann.

– Das wundert mich nicht, sagte Harry Rhodes, Ihr junger Gefährte ist ein hübscher Mann.

– Er ist körperlich ganz gut geraten, das gebe ich zu, bestätigte der Kawd-djer mit augenscheinlicher Genugtuung, aber moralisch ist er noch mehr wert. Er nennt ein gutes, edles Herz sein eigen, ist treu, aufopfernd, ergeben und klug, was auch nicht zu unterschätzen ist.

– Er ist wohl Ihr Schüler? fragte Frau Rhodes.

– Sie können sagen: mein Sohn! berichtigte sie der Kawdjer, denn ich liebe ihn wie ein Vater. Deshalb bekümmert es mich, daß er diesen Ideen nachhängt, die ihm schließlich nur herbe Enttäuschungen bringen werden.«

Die Vermutungen des Kawdjer waren ganz richtig. Eine lebhafte, gegenseitige Sympathie näherte täglich die Herzen des jungen Indianers und Graziellas. Von dem Augenblicke an, da er sie zum ersten Male gesehen, hatte er nur mehr für sie Gedanken und Blicke gehabt und kein Tag war seither verstrichen, an dem er sie nicht gesehen hatte. Nachdem er Zeuge der Szene gewesen, welche die Einmischung des Kawdjer bedingt hatte, kannte er den wunden Punkt ihres Lebens und mit der den Liebenden eigenen Geschicklichkeit wußte er ohne alle Gewissensbisse daraus Nutzen zu ziehen.

Unter dem Vorwande, über die Sicherheit der beiden Frauen wachen zu müssen, nach ihren Wünschen und Bedürfnissen zu fragen, verweilte er lange

Stunden in ihrem Zelte; alle waren der englischen Sprache vollkommen mächtig, wodurch ein Gedankenaustausch ermöglicht wurde.

Haig war auch in diesem wie in so manchem anderen Falle seinen Landsleuten, die sich gegen die Erlernung fremder Sprachen sehr ablehnend verhalten, ganz unähnlich.

Er hatte im Gegenteile mit großer Leichtigkeit englisch und französisch sprechen gelernt und jetzt war er im Begriffe, unter der Leitung Graziellas staunenswerte Fortschritte im Studium der italienischen Sprache zu machen, deren Erlernung ihm wieder einen ausgezeichneten Vorwand bot, die Familie Ceroni regelmäßig zu besuchen.

Für Graziella blieb natürlich die wahre Ursache des großen Eifers nicht lange ein Geheimnis. Zuerst hatte sie die Wirkung ihres persönlichen Einflusses auf Halg mehr belustigt als erfreut. Halg mit seinen langen, straffen Haaren, den schmalen Schläfen, der leicht eingedrückten Nase, der gebräunten Gesichtsfarbe machte ihr den Eindruck eines einer ganz anderen Menschenklasse angehörigen Wesens. Ihrer phantastischen Einteilung nach teilten sich die Bewohner unseres Planeten in zwei Klassen, zwei gänzlich getrennte Rassen: in Menschen und – Wilde.

Haig, welcher ein Eingeborner, Wilder war, konnte infolgedessen nicht zu den eigentlichen Menschen gezählt werden. Der Gedanke kam ihr nie, daß jemals zwischen diesem erotischen Geschöpf, welches notdürftig mit Tierfellen bekleidet war, und ihr, der Italienerin, welche sich höherer Abkunft dünkte, ein gemeinsames Band bestehen könne.

Aber nach und nach gewöhnte sie sich an das Aussehen und die Tracht ihres schüchternen Verehrers und es kam so weit, daß sie ihn mit denselben Augen betrachtete wie die jungen Leute ihrer Rasse. Halg tat seinerseits sein Möglichstes, um diese Ideenwandlung in ihr zu bewerkstelligen.

Eines schönen Tages sah sie ihn mit nach allen Regeln der Kunst geschnittenen Haaren erscheinen, die sich durch eine von geschickter Hand gezogene Mittellinie in zwei Scheitel teilten. Bald darauf zeigte sich Halg zu ihrem noch größeren Staunen in europäischer Kleidung, in Beinkleidern, Rock und Schuhen, nichts fehlte an der Toilette. Natürlich war alles einfach und aus grobem Stoffe, aber nach Halgs Überzeugung war er nach höchster Eleganz gekleidet und er bewunderte sich oft und gerne in einem kleinen Spiegelsplitter, der vom »Jonathan« stammte.

Welchen Scharfsinn hatte er ins Werk setzen müssen, um einen gutwilligen Menschen unter den Emigranten zu entdecken, welcher sich herbeiließ, sein

Haupt zu verschönern, und wie schwer war es ihm gefallen, den herrlichen Anzug zusammenzustellen, in dem er sich ganz unwiderstehlich vorkam! Schon lange hatte er nach diesen Kleidungsstücken gefahndet und trotzdem wären alle seine Bemühungen umsonst gewesen, wenn er sich nicht zufällig mit Patterson hätte ins Einvernehmen setzen können. Patterson verkaufte alles Mögliche und der Geizhals hätte niemals die Gelegenheit zu einem wenn auch noch so kleinen Gewinn an sich vorübergehen lassen. Wenn er den verlangten Gegenstand nicht besaß, wußte er ihn sich immer zu verschaffen, eroberte ihn irgendwo, wobei er sich natürlich einen kleinen Gewinn sicherte. Patterson hatte die verlangten Kleidungsstücke beschafft. Aber der Ankauf hatte alle Ersparnisse des jungen Mannes verschlungen.

Er bedauerte dies aber nicht, denn er hatte schon den Lohn seines Opfers empfangen. Das Benehmen Graziellas war ihm gegenüber plötzlich ein ganz anderes geworden. Nach ihrer Einteilung hörte Halg von nun an auf, ein »Wilder« zu sein und war in die Klasse der »Menschen« zu rechnen.

Jetzt ging seine Angelegenheit mit Riesenschritten vorwärts und die gegenseitige Zuneigung erstarkte mit jedem neuen Tag in den beiden jungen Herzen. Harry Rhodes hatte recht. Halg war, wenn man dem eigentümlichen Typus seiner Rasse Rechnung trug, wirklich ein hübscher Junge. Er war groß und kräftig, an das freie Leben in freier Luft gewöhnt und besaß jene natürliche Anmut der Haltung und des Auftretens, die durch die Geschmeidigkeit der durch Übung gestählten Glieder und die harmonische Ruhe der Bewegungen bedingt ist. Außerdem waren seine Geisteskräfte durch die Lehren und Beispiele des Kawdjer sehr entwickelte und in seinen Augen stand Herzensgüte und ein offener Charakter geschrieben. Das war mehr als genug, um auf das Herz eines jungen, im Unglück groß gewordenen Mädchens tiefen Eindruck zu machen.

Von dem Tage an, seit welchem sich Halg und Graziella, ohne ein Wort über ihre Liebe gesprochen zu haben, als Verbündete erkannten, verliefen die Stunden gar rasch. Was machten ihnen die Winterstürme! Was kümmerte sie die herrschende Kälte! Die Unbilden des Wetters verurteilten sie zu einer willkommenen Abgeschlossenheit und sie fürchteten das Nahen der günstigen Jahreszeit, anstatt sie herbeizuwünschen.

Und doch trat schönes Wetter ein. Die übrigen Auswanderer, welche nicht gleiche Ursache hatten, es zu fürchten, freuten sich des Wechsels und begrüßten die warmen Tage freudig. Wie von einem Zauberstab berührt, belebte sich das Lager. Häuser und Zelte leerten sich. Während die Männer ihren durch die lange Absperrung steifgewordenen Gliedern Bewegung gönnten, eilten die Frauen, ganz glücklich, Freundinnen und Bekannte wieder aufsuchen und begrüßen zu

können, von Tür zu Tür, machten Besuche und knüpften neue Freundschaften.

Karroly nahm die schönen Tage wahr, um mit den Ausbesserungsarbeiten an der Wel-kiej zu beginnen, mit Zuhilfenahme der Zimmerleute, welche ihm schon das erste Mal beigestanden waren. Die Bauleute mußten auch alle Vorarbeiten selbst vornehmen: das Fällen der Bäume, das Schneiden der Stämme, das Biegen der Hölzer.

Man berechnete, daß die Reparaturen einen Monat Zeit erfordern würden; mit anderen Worten, daß man – das schlechte Wetter mit eingerechnet, erst in drei Monaten fertig werden konnte. Während Karroly und seine Genossen mit Hobel und Säge fleißig tätig waren, ging der Kawdjer, welcher für seine Kranken und sich selbst frisches Fleisch schaffen wollte, mit dem Hunde Zol auf die Jagd.

Wenn auch die ganze Inselwelt im Zeichen des Winters stand, wenn auch der Schnee die ebenen Flächen bedeckte und die Gipfel sich mit Eis überzogen hatten, so war deshalb das tierische Leben nicht ausgestorben. Die Wälder beherbergten immer Wiederkäuer in großer Anzahl, Guanakos und Vikunjas, außerdem den Nandu und Füchse. Über die Prärien flatterten immer Berggänse, kleine Rebhühner, Schnepfen und Wasserhühner. An der Küste wimmelte es von eßbaren Mövenarten. Walfische tauchten in nächster Nähe der Insel auf und Seewölfe lagen oft herdenweise auf dem Strande.

Aber vom Fischfang war um diese Zeit nichts zu hoffen. Die Fische, größtenteils Stockfische und Lampreten, besuchen diese Gewässer nur im Sommer. Im Winter ziehen sie sich mehr nach Norden zurück, in den Beagle-Kanal und in die Magalhães-Straße.

Von seinem Jagdausflug brachte der Kawdjer außer ansehnlicher Beute Nachrichten von vier Familien mit, welche sich weiter vom Lagerplatz entfernt und ihre Zelte einige Meilen von den anderen im Inneren der Insel aufgeschlagen hatten. Diese Abtrünnigen waren die Familien Rivière, Gimelli, Gordon und Ivanoff; die Oberhäupter der drei letzteren hatten seinerzeit den Kawdjer und Harry Rhodes auf der kurzen Forschungsreise in das Innere der Insel begleitet, und Rivière war als Abgesandter der Emigranten nach Punta-Arenas gefahren. Bei seiner Rückkehr hatten die vier beschlossen, sich abzusondern; alle gehörten derselben Menschenklasse an; sie waren biedere Ackerbauer, einfache, gesunde, gleichmäßige Leute. Die Arbeit war für sie Lebensbedürfnis, sie übernahmen sie immer gern und freudig, desgleichen ihre Frauen und Kinder, die ebenso wie sie unmöglich ihre Zeit im Nichtstun verbringen konnten und stets nützliche Beschäftigung suchten und fanden.

Gleiche Gründe hatten sie zu der Absonderung veranlaßt. Rivière, welcher

beim Fällen der Bäume, die die Ausschiffung der Ladung des »Jonathan« notwendig machte, sich beteiligt hatte, war von dem Reichtum dieser Wälder entzückt, die noch keine Axt berührt hatte.

Die Erinnerung daran verfolgte ihn, als er von Punta-Arenas mit der Gewißheit zurückkam, sechs weitere Monate auf der Insel Hoste verbringen zu müssen und er wollte gleich die Gelegenheit ergreifen, aus den Verhältnissen Nutzen zu ziehen und die Wälder auszubeuten versuchen.

Zu diesem Zwecke verschaffte er sich das zur Errichtung einer einfachen Säge nötige Material und verlud es auf die Schaluppe. Fällen konnte er ja nach Belieben. Die Wälder waren niemandes Eigentum, daher kostete das Holz nichts. Nur der Transport des gefällten Holzes konnte zu Kopfzerbrechen Anlaß geben.

Aber Rivière hoffte, daß sich die diesbezüglichen Schwierigkeiten im entscheidenden Momente auch lösen würden und daß es ihm möglich sein werde, das einmal gefällte Holz auf die eine oder andere Weise in Geld umzusetzen.

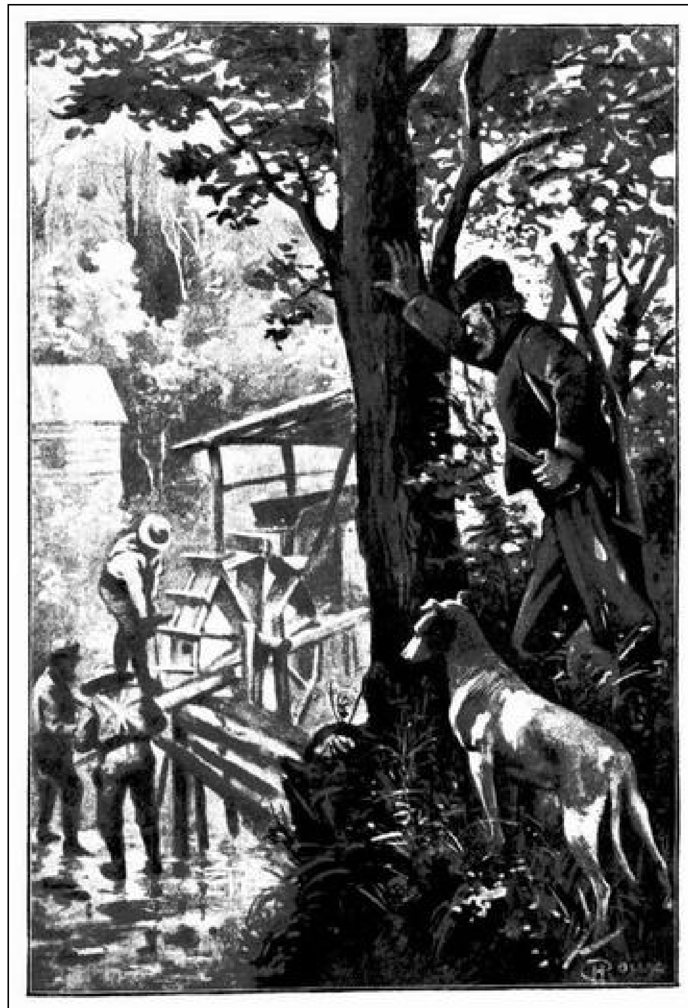
Im Begriff zur Ausführung seines Planes zu schreiten, hatte er Gimelli, Gordon und Ivanoff ins Vertrauen gezogen, denen er auf dem »Jonathan« nähergetreten war. Diese hatten dem Franko-Kanadier lebhaft Beifall gezollt und nur bedauert, nicht selbst auf diesen glücklichen Gedanken gekommen zu sein. Nachdem aber eine Idee meist eine ähnliche wachruft, nahmen sie bald ein gleiches Projekt in Aussicht. Während ihrer kurzen Forschungsreise auf der Insel mit dem Kawdjer hatten sie Gelegenheit gehabt, die Fruchtbarkeit des Bodens anzustaunen. Warum sollten sie nicht auch ihr Glück versuchen? Die einen mit Getreidekulturen, der andere in der Viehzucht? Erwies sich der Versuch im Laufe dieser sechs Monate als ertragbringend, so brauchten sie die Insel gar nicht zu verlassen. Der Magalhães-Archipel oder Afrika! Beide Namen klangen ihnen gleich gut und schlecht! Sobald man außerhalb seines Vaterlandes lebt, ist der Name des Landes von geringer Bedeutung. Erwies sich das Resultat als ein negatives, so war nur die gehabte Mühe und Arbeit verloren, sonst nichts. Aber die Arbeit ist ein unerschöpfliches Lebensmittel, wenn man kräftige Arme und Mut besitzt, und besser war es, sechs Monate umsonst zu arbeiten, als dieselbe Zeit müßig zuzubringen. Von dem unfruchtbarsten Boden würde man zum mindesten die Gesundheit ernten.

Diese vier Familien, welche aus klugen, fleißigen Männern, ernsten Frauen und gefunden, lebenskräftigen Söhnen und Töchtern bestanden, hatten die Möglichkeit für sich, da Erfolg zu erringen, wo andere ihre Kräfte unnütz vertan

haben würden.

Ihr Entschluß war gefaßt und sie brachten ihn zur Ausführung; der Zustimmung und des Beistandes des Kawdjer und Hartlepools waren sie sicher.

Während die übrigen Emigranten ihre Habe nach der Scotchwell-Bai brachten, bereiteten die vier Abtrünnigen alles zu ihrer Abreise vor. Aus den gefällten Bäumen hatten sie einen auf Holzachsen und vollen Rädern ruhenden Karren verfertigt, der allereinfachster Konstruktion, aber geräumig und fest gebaut war. Darauf wurden die Mundvorräte, Samen, Getreide, Acker-und Küchengeräte, Waffen und Munition verladen, mit einem Worte alles; was zur Inangriffnahme ihres Unternehmens nötig schien.



Schon war Rivière damit beschäftigt, ein Schaufelrad aufzustellen… (S. 132.)

Sie verabsäumten auch nicht, vier oder fünf Paar Hühner mitzunehmen, und

die Familie Gordon, welche sich besonders mit der Aufzucht von Haustieren abgeben wollte, fügte eine Anzahl Kaninchen hinzu und mehrere männliche und weibliche Vertreter des Rindergeschlechtes, sowie Schafe und Schweine. Mit diesen Elementen ihres zukünftigen Reichtumes ausgerüstet, gingen sie nach Norden auf die Suche nach einer passenden Stelle für ihre Zweigniederlassung.

Sie fanden bald, was sie brauchten; zwölf Kilometer von der Scotchwell-Bai entfernt entdeckten sie ein großes Hochplateau, das im Westen an dichte Wälder grenzte; im Osten lag ein breites Tal, in dessen Sohle sich ein Fluß schlängelte. Dieses Tal war mit einem herrlichen, dichten Grasteppich belegt und bot eine prächtige Weide für das Vieh, mit trefflicher Nahrung im Überfluß, auch für vielköpfige Herden. Das Plateau selbst schien mit einer dichten Schicht fetter Erde bedeckt zu sein, nur mußte die Spitzhacke erst tüchtig arbeiten und den Boden urbar machen, denn er war von einem ganzen Netz verschlungener Wurzeln durchzogen.

Die Kolonisten nahmen alsogleich ihre Arbeit in Angriff. Die erste Sorge galt der Errichtung von vier Blockhäusern, deren Wände sie aus Baumstämmen zimmerten. Es war vorzuziehen, daß jeder sein eigenes Heim besaß; wenn dies auch einen größeren Arbeitsaufwand und Zeitverlust bedingte, so würde man später durch das ungetrübte, gute Einvernehmen belohnt werden.

Das schlechte Wetter, der Schnee und die Kälte hielten das rasch fortschreitende Wachstum der Häuser nicht auf. Als der Kawdjer sie gelegentlich seiner Jagdexpedition aufsuchte, standen sie schon fertig da.

Er kam zurück, von aufrichtiger Bewunderung für diese fleißigen Menschen erfüllt, welche wieder einmal den Beweis geliefert hatten, wieviel ein fester, zielbewußter Wille zu leisten fähig sei. Schon war Rivière damit beschäftigt, ein Schaufelrad aufzustellen, um damit die Wasserkraft einer natürlichen Kaskade des Flusses auszunützen. Dieses Rad sollte die Kraft auf die Säge überleiten und die eigene Schwere würde das gefällte Holz ganz automatisch auf das Plateau liefern.

Die Familien Gimelli und Ivanoff hatten mit der Bearbeitung des Bodens begonnen, lockerten die Erde und bereiteten für den Pflug vor, der seinerzeit von jenen Wiederkäuern gezogen werden sollte, für die die Familie Gordon geräumige Umzäunungen herstellte.

Und selbst wenn alle diese Anstrengungen fruchtlos verlaufen würden, so achtete der Kawdjer diesen Betätigungsdrang, der der Apathie der anderen Emigranten vorzuziehen war. Diese benahmen sich wie große Kinder; freuten sich, so lange die Sonne am heiteren Himmel strahlte und verkrochen sich,

sobald das Wetter wieder unfreundlich wurde, tatenlos in ihre Behausungen, wo sie verborgen blieben wie während der ersten Wintertage, bis sich der Himmel lichtete, worauf sie wieder zum Vorschein kamen. So verlief ein Monat, der wenige gute und viele schlechte Tage brachte, und es kam der 21. Juni heran, der Tag der Wintersonnenwende für die südliche Hemisphäre.

Während dieses an der Scotchwell-Bai verbrachten Monates waren schon manche Veränderungen in den Beziehungen der Emigranten vor sich gegangen. Zerwürfnisse und neue Freundschaften waren der Grund zu manchem Wechsel zwischen den Bewohnern der verschiedenen Häuser. Anderseits bildeten sich abgeschlossene kleine Gruppen von solchen, die fest zusammenhielten, eine in der Masse gesonderte Stellung einnahmen, so wie kleine Inseln aus der glatten Wasseroberfläche emporragen.

Eine der Gruppen war vom Kawdjer, den zwei Feuerlands-Insulanern, Hartlepool und der Familie Rhodes gebildet. Um sie herum scharte sich die Besatzung des »Jonathan« samt Dick und Sand, die wie Satelliten von einem zentralen Anziehungspunkt festgehalten schienen.

Eine zweite Gruppe, die sich gleichfalls aus ruhigen, gesetzten Leuten zusammensetzte, bestand aus den vier von der »Gesellschaft für Kolonisation« angeworbenen Arbeitern Smith, Wright, Lawson und Fock und fünfzehn anderen Handwerkern, welche sich auf eigene Kosten und Gefahr eingeschifft hatten.

Die dritte Gruppe zählte nur fünf Mitglieder: die fünf Japaner, welche ein geheimnisvolles, zurückgezogenes Dasein führten und deren gelbe Gesichter und geschlitzte Augen stets unsichtbar blieben.

Gruppe vier hatte zum Oberhaupte Ferdinand Beauval. In dem magnetischen Bannkreis des Redners bewegten sich ungefähr fünfzig Emigranten, fünfzehn bis zwanzig von ihnen waren Arbeiter, der Rest gehörte der Klasse der Ackerbauer an.

Die fünfte, sehr wenige Köpfe zählende Gruppe bekannte sich zur Farbe Lewis Doricks. Hier hatte der Matrose Kennedy und der Schiffskoch Sirdey gesinnungsverwandte Seelen gefunden und fünf oder sechs fragwürdige Individuen, welche sich für Arbeiter ausgaben; mindestens die Hälfte davon gehörte aber sicher der Zunft berufsmäßiger Verbrecher an. Mehr passive als aktive Mitglieder waren Lazare Ceroni, John Rame und ein Dutzend Alkoholiker, welche die Rolle willenloser Marionetten spielten und von dem anderen, kämpfenden Teil mitgerissen wurden.

Die sechste und letzte Gruppe umfaßte die übrigen Emigranten. Auch diese große Menschenmenge zerfiel wieder in kleinere Abteilungen, wie sie die

persönlichen Sympathien und Antipathien mit sich brachten, aber in ihrer Gesamtheit hatten alle diese Teilgruppen einen gemeinsamen Charakter: sie bestanden aus leichtsinnigen, untätigen, willensschwachen Menschen ohne persönliche Meinung, ohne Überzeugungen, welche sich gleichsam im Stadium des indifferenten Gleichgewichtes befanden, bereit, jeden neuen Einfluß auf sich einwirken zu lassen und ihm nachzugeben. Dann blieben noch einige einsame Menschen, die Unabhängigen, wie Fritz Groß, welcher im letzten Stadium der Verblödung angelangt war; die Brüder Moore, welche dank ihres unverträglichen, heftigen Wesens nie länger als höchstens drei aufeinanderfolgende Tage mit denselben Personen verkehren konnten, und Patterson, der ein verstecktes Dasein führte, mit seinen Nebenmenschen nur verkehrte, wenn ihm ein Vorteil daraus erwuchs, und mit seinen Anhängern Blaker und Long einsam blieb.

Aus den gegebenen Verhältnissen wußte den größten Gewinn unanfechtbar die Gruppe Lewis Doricks zu ziehen und der glücklichste der Gruppe war Lewis Dorick selbst.

Er setzte seine gepredigten Grundsätze in die Tat um. Wenn das Wetter es gestattete, liebte er es, von Zelt zu Zelt, von Haus zu Haus zu wandern und nahm überall einen Aufenthalt von kürzerer oder längerer Dauer. Unter dem ihm sehr bequemen Vorwand, daß jeder persönliche Besitz seinem Wesen nach unmoralisch sei, daß alles allen gehöre und der einzelne nichts als sein Eigentum beanspruchen dürfe, nahm er von den besten Plätzen Besitz und war in unerschütterlicher Ruhe darauf bedacht, sich stets alles zu seinem Wohlbehagen Erforderliche rücksichtslos anzueignen. Ein seines Ahnungsvermögen ließ ihn diejenigen erkennen, von denen er einen ernsten Widerstand befürchten konnte. Die ließ er in Ruhe, dafür übervorteilte er die Schwachen, die Wankelmütigen, Unentschiedenen, die Schüchternen und die Dummen gründlich. Diese Unglücklichen ertrugen furchtbebend die unglaubliche Frechheit, fügten sich zitternd seinen Befehlen und ließen sich von diesem unverschämten Menschen nach allen Regeln der Kunst ausbeuten. Wenn Dorick sie mit seinen stahlharten Blicken durchbohrte, erstickte er jeden Versuch einer Widerrede im Keime. Noch niemals im Leben war es dem Ex-Professor so gut ergangen. Diese Insel Hoste war für ihn das »Gelobte Land«.

Aber auch ihm soll Gerechtigkeit widerfahren; darum muß erwähnt werden, daß er, wenn er sich auch am Besitz anderer vergriff, erklärte, seine Theorien auch dann in die Praxis umsetzen zu wollen, wenn man von s e i n e m Eigentum Besitz ergreifen wollte; er fände das natürlich. Welche staunenswerte Großmut, wenn man bedenkt, daß er gar nichts sein eigen nannte. Es war leicht

vorherzusagen, daß es so nicht länger fortgehen konnte.

Seine Anhänger ahmten natürlich sein Beispiel nach und wenn sie auch nicht Doricks Meisterschaft erlangten, so handelten sie doch nach bestem Wissen und Willen. Es fehlte nicht mehr viel und die gemeinsamen Reichtümer wären am Ende des Winters gänzlich in den Alleinbesitz dieser heftigen Gegner alles Privatbesitzes übergegangen.

Dem Kawdjer blieb dieser Mißbrauch der Kraft des Stärkeren nicht lange verborgen und er wunderte sich über diese Nutzanwendung der freiheitlichen Ideen, die denjenigen so nahe verwandt waren, welche er selbst mit so großer Überzeugung und Begeisterung verfocht. Sollte er dieser Tyrannei einen Riegel vorschieben? Wer autorisierte ihn zu dieser Mission?

Mit welchem Rechte durfte er einen Konflikt heraufbeschwören, indem er aus eigenem Antrieb sich zum Beschützer von Leuten aufwarf, welche seinen Beistand gar nicht angerufen hatten, wodurch andere Menschen – ihresgleichen – angegriffen wurden.

Überdies beschäftigten ihn zuletzt persönliche Angelegenheiten so gänzlich, daß er füglich die Sorgen der anderen vergessen konnte. Je weiter der Winter vorrückte, desto zahlreicher waren die Erkrankungen. Er genügte nicht mehr als alleiniger Arzt. Am 18. Juni war ein Todesfall auf der Insel zu verzeichnen; ein fünfjähriges Kind war von einer Lungenentzündung dahingerafft worden, die kein Mittel zu bekämpfen imstande war. Es war die dritte Leiche, die die Erde der Insel Hoste seit der Landung der Auswanderer bedeckte.

Die Gemütsverfassung Halgs machte dem Kawdjer große Sorge. Er las in der offenen Seele des jungen Feuerländers wie in einem Buche und sah die Fortschritte seines Herzenskummers. Wie sollte das enden, wenn einmal die Emigranten die Insel verlassen haben würden? Würde Halg nicht Graziella folgen wollen und in der Fremde in Kummer und Elend ein trauriges Ende finden?

An demselben 18. Juni kam Halg wieder mit ganz umwölkter Stirne von seinem täglichen Besuch bei der Familie Ceroni zurück. Der Kawdjer brauchte keine Frage zu stellen, um das Motiv kennen zu lernen. Halg vertraute ihm freiwillig an, daß sich Lazare Ceroni am Vorabende, nach des jungen Mannes Fortgehen, abermals betrunken hatte. Wie gewöhnlich hatte das eine schreckliche Szene zur Folge gehabt, jedoch war Ceroni zum Glück weniger gewalttätig geworden als das letzte Mal.

Das gab dem Kawdjer zu denken. Wenn Ceroni sich betrinken konnte, mußte er Alkohol zur Verfügung gehabt haben. Wurden die Vorräte des »Jonathan«

nicht mehr von Leuten der Besatzung bewacht?

Hartlepool, welcher befragt wurde, erklärte, er könne es nicht begreifen und gab die Versicherung, daß die Bewachung genau so strenge durchgeführt werde wie früher. Aber das Faktum war nicht zu leugnen und er versprach, doppelt wachsam zu sein, daß sich der Fall nicht wiederhole.

Am 24. Juni, drei Tage nach dem Wintersolstitium, ereignete sich der erste Zwischenfall von einiger Wichtigkeit, wegen der indirekten Folgen, die er für die Zukunft mit sich brachte. Es war ein herrlicher Tag. Eine leichte Brise aus Süden hatte den Himmel geklärt und die Erde war dank einer trockenen Kälte von fünf bis sechs Grad steifgefroren. Durch die bleichen Sonnenstrahlen verlockt, hatten sich die Emigranten ins Freie gewagt. Dick und Sand, welche auch das schlechteste Wetter nicht ans Haus zu fesseln vermochte, waren natürlich unter den Liebhabern der frischen Luft zu finden. In Gesellschaft Marcel Norelys und zweier anderer Knaben ihres Alters hatten sie ein Steinchenspiel organisiert, das ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Ganz in ihre Belustigung vertieft, bemerkten die Kinder gar nicht eine zweite Gruppe von Spielern, Erwachsenen, welche sich in nächster Nähe belustigten. Spielen ist ja nicht ein Privilegium der Kinder, auch das reife Alter verschmäht diese Art des Zeitvertreibes nicht. Diese Leute hatten eine Kegelpartie begonnen. Es waren sechs Männer, darunter Fred Moore, welcher schon einmal mit Dick eine kleine Auseinandersetzung gehabt hatte.

Nun trug es sich zu, daß eine der Kugeln in das Feld der Kinder rollte. Im Eifer des Spieles bemerkte Sand die fremde Kugel nicht und schob sie mit dem Fuße fort; sogleich fühlte er sich am Ohre gerissen.

»Willst du wohl achtgeben, du Tagedieb,« sagte gleichzeitig eine barsche Stimme.

Die Finger, die das Ohr des Knaben festhielten, waren nicht zart und der empfindliche Sand begann zu weinen.

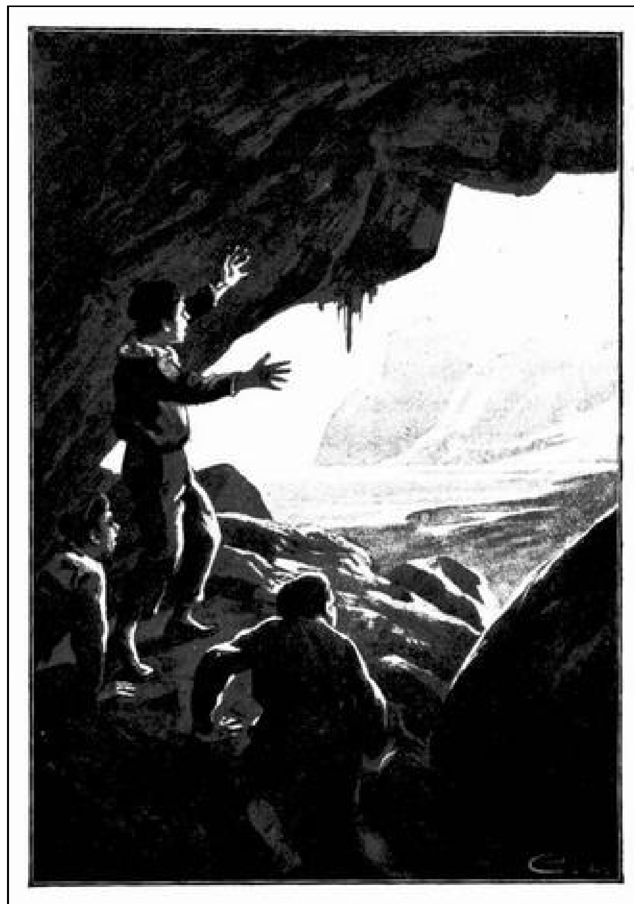
Wahrscheinlich wäre die Sache damit abgetan gewesen, wenn sich der kriegerische Dick nicht hätte von seinem Temperament hinreißen lassen und seine Einmischung für nötig erachtet hätte.

Plötzlich mußte Fred Moore – das war der furchtbare Feind, welchen Sand beleidigt hatte – das Ohr seines Gefangenen loslassen, um sich gegen einen Angriff von hinten zu verteidigen. Ein unbekannter Verbündeter des Kindes – jeder kämpft mit den Waffen, die ihm gerade zur Verfügung stehen – hatte den rohen Menschen mit aller Kraft gezwickt. Rasch drehte sich dieser um und sah sich demselben kecken Jungen gegenüber, gegen den er schon einmal den

Kürzeren gezogen hatte.

»Wieder du, verdammter Range!« schrie er und hob den Arm, um den winzigen Gegner zu züchtigen.

Aber Dick und Sand waren zwei verschieden veranlagte Persönlichkeiten. Das Ergreifen des einen bot keine Schwierigkeiten, aber Dick ließ sich nicht fangen. Er machte einen gewaltigen Seitensprung und lief davon, Fred Moore verfolgte ihn schimpfend und fluchend.



Von hier aus war das Lager zu übersehen… (S. 142.)

Die Verfolgung zog sich in die Länge. Jedesmal, wenn Fred Moore seinen kleinen Feind erreicht zu haben glaubte, entkam ihm dieser wieder durch eine geschickte Wendung und der immer mehr erregte Moore griff ins Leere. Aber das Spiel war zu ungleich, als daß es ewig dauern konnte. Die Länge der Beine Fred Moores und der des kleinen Dick ließ keinen Vergleich zu. Trotz der tapferen Haltung des Flüchtlings mußte der Augenblick kommen, wo er zur Ergebung gezwungen war.

Jetzt schien der Augenblick gekommen. Fred Moore, im vollen Lauf begriffen, brauchte bloß die Hand auszustrecken, um sein Opfer zu fassen, da stellte sich seinem Fuße ein Hindernis entgegen, er verlor das Gleichgewicht und stürzte schwer zu Boden, nicht ohne seine Hände und Kniee arg zu beschädigen. Dick und Sand benutzten diese Ablenkung, um sich schleunigst aus dem Staube zu machen.

Das Hindernis, das Fred Moore zu Fall gebracht hatte, war ein Stock, und dieser Stock war nichts anderes als Marcel Norelys Krücke. Um seinem Freunde in der Not zu helfen, hatte das Kind getan, was in seiner Macht lag, indem es die Krücke dem dahinrasenden Fred Moore zwischen die Beine warf. Jetzt war der Knabe glücklich über den errungenen Erfolg und lachte froh vor sich hin, ahnungslos, daß er eine heroische Tat vollbracht hatte. Ja, heroisch war die Tat! Denn als der arme Krüppel die ihm unerläßliche Stütze von sich warf, hatte er sich zur Unbeweglichkeit verdammt und mußte die Aufmerksamkeit Fred Moores auf sich lenken, der seine Wut nun an ihm auslassen würde.

Wutschnaubend erhob er sich. Mit einem Sprung stürzte er auf Marcel zu und hob ihn hoch in die Luft. Jetzt begriff das Kind die nackte Wirklichkeit und lachte nicht mehr, dafür stieß es unaufhörlich durchdringende Schreie aus. Aber der andere achtete nicht darauf. Seine schwere Hand hob sich – wieviel furchtbare Schläge wird sie austeilen –.

Aber sie kam nicht zum Niederfallen. Jemand hatte sie von rückwärts ergriffen und hielt sie mit eisernem Griff fest, während eine Stimme vorwurfsvoll sagte:

»Aber, Herr Moore… Ein Kind!«

Fred Moore drehte sich um. Wer erlaubte sich, ihn zu belehren? Er erkannte den Kawdjer, welcher, immer noch in tadelndem Tone, hinzufügte:

»Außerdem ein Krüppel!

– Sie haben sich nicht hineinzumischen, schrie Fred Moore; lassen Sie mich augenblicklich los, sonst…«

Der Kawdjer machte keine Anstalt, dem Befehl Folge zu leisten. Fred Moore versuchte sich mit Gewalt zu befreien, aber der Griff war wie von Eisen.

Da hob der Wütende die andere Hand, um das Kind zu schlagen. Ohne eine Bewegung zu machen, ohne eine Miene zu verziehen, preßte der Kawdjer stärker die Hand zwischen seinen Fingern. Der Schmerz mußte unerträglich sein, denn Fred Moore vollführte seine letzte Absicht nicht, seine Kniee wankten.

Da löste der Kawdjer seine Finger von dem gefesselten Handgelenk und gab

ihn frei.

Der vor Wut sinnlose Fred Moore fuhr in seinen Gürtel und zog ein breites Bauernmesser. Er sah Blut, wie die Redensart lautet. In seinen Augen war Wahnsinn und Mord zu lesen.

Glücklicherweise warfen sich die anderen Spieler, welche von der ernsten Wendung, die die Sache nahm, erschreckt waren, dazwischen und versuchten den Rasenden zu bändigen, während der Kawdjer ihn staunend und traurig betrachtete.

Wie war es nur möglich, daß ein durch den Zorn blind gemachter Mensch alle Herrschaft über seine Nerven verlor und ihr Sklave wurde? Und dieses Geschöpf, das wie ein Besessener um sich schlug, vor Wut schäumte und halberstickte Schreie ausstieß – war ein Mensch! Mußte der Kawdjer vor solch einem traurigen Schauspiel nicht in mancher Ansicht erschüttert werden? Mußte er nicht zugeben, daß ein weiser Zwang der Menschheit helfen soll, in dem ununterbrochenen Kampf gegen die tierischen Leidenschaften, die sie so leicht hinreißen, Sieger zu bleiben?

»Ich werde dich zu finden wissen, Kamerad,« gelang es Fred Moore endlich mühsam zu artikulieren, während vier kräftige Burschen ihn festhielten.

Der Kawdjer zuckte gleichmütig die Achseln und ging fort, ohne sich einmal umzuwenden. Nach wenigen Schritten hatte er die Erinnerung an die stattgehabte lächerliche und häßliche Szene aus seinem Gedächtnis verbannt War es klug, dem Vorfall so wenig Bedeutung beizumessen? Die ferne Zukunft sollte ihm den Beweis liefern, daß Feed Moore nicht so leicht vergaß.

Fünftes Kapitel.

Ein Schiff in Sicht.

Die ersten Julitage brachten für Halg große Sorgen. Es war ihm ein Nebenbuhler erstanden. Jener Emigrant, namens Patterson, welcher ihm um teueres Geld die Kleidungsstücke verkauft hatte, auf die er so stolz war, hatte Beziehungen mit der Familie Ceroni angeknüpft und erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten für Graziella.

Haig war ganz verzweifelt über dieses unvorhergesehene Hindernis. Wie konnte er, ein Jüngling von achtzehn Jahren, ein Halbwilder, im Wettbewerbe mit einem Manne bestehen, welcher nach der Auffassung des armen Indianers über fabelhafte Reichtümer verfügte? Konnte Graziella in ihrer Wahl zögern,

trotz der Zuneigung, die sie für ihn hegte?

In der Tat zögerte Graziella nicht in ihrer Wahl, aber es war nicht der andere, den sie vorzog, wie Halg befürchtete. Seine Jugend, seine Unschuld, die treuherzige Zärtlichkeit des Indianers überwogen leicht alle Vorteile seines Mitbewerbers.

Wenn der Irländer fortfuhr, seine Gegenwart aufzudrängen, so geschah es aus dem Grunde, daß er nicht feinfühlig genug war, die Kälte und Zurückhaltung zu verstehen, die Graziella und ihre Mutter ihm gegenüber deutlich zur Schau trugen. Sie antworteten kaum, wenn er das Wort an sie richtete und übersahen oft seine Gegenwart vollständig.

Patterson beunruhigte sich deshalb nicht. Er verfolgte seinen Feldzugsplan mit derselben zähen Ausdauer, die ihm bisher den Erfolg all seiner Unternehmungen gesichert hatte. Außerdem hatte er einen Verbündeten im feindlichen Lager in der Person Lazare Ceronis.

Wenn ihn die beiden Frauen schlecht aufnahmen, so wurde er dafür von dem Vater mit offenen Armen empfangen, welcher mit seinen Absichten, um die einzige Tochter zu werben, ganz einverstanden schien. Er und Patterson verstanden sich vollkommen. Manchmal suchten sie die Einsamkeit auf, um allerlei geheimnisvolle Beratungen zu pflegen, von denen niemand Kunde erhielt. Welche gemeinsame Interessen konnten wohl dieser unverbesserliche Trunkenbold und der listige Bauer zu besprechen haben? Der Verschwender und der Geizhals?

Diese Konferenzen bildeten für den armen Halg eine Quelle bittersten Kummers, den die Aufführung Lazares noch vergrößerte. Der Elende fuhr fort zu trinken, die fürchterlichen Familienszenen wiederholten sich in immer kürzeren Zwischenpausen. Halg unterließ es niemals, den Kawdjer stets davon zu benachrichtigen und dieser teilte die Tatsache Hartlepool mit; aber weder der Kawdjer noch Hartlepool konnten entdecken, wie Lazare Ceroni sich den Alkohol verschaffte, den es auf der Insel Hoste nicht gab – ausgenommen in den Vorräten des »Jonathan«.

Das Zelt aber, das die Mundvorräte enthielt, wurde Tag und Nacht von je zwei Mann der sechzehn Überlebenden der Besatzung des »Jonathan«, welche sich alle drei Stunden ablösten, beaufsichtigt. Diese ertrugen übrigens geduldig – selbst Kennedy und Sirdey – und ohne zu klagen die Langeweile der täglichen drei Wachtstunden. Keiner hatte je den leisesten Ausdruck der Unzufriedenheit hören lassen; sie gehorchten Hartlepool mit derselben Pünktlichkeit wie seinerzeit auf hoher See an Bord des »Jonathan«. Der Geist der Disziplin lebte in

ihnen weiter; so bildeten sie der Zahl nach eine verschwindend kleine Gruppe, die aber stark genannt werden konnte durch die Einigkeit, die sie beseelte; auch der Beistand und die Gesinnung Dicks und Sands waren durchaus nicht zu unterschätzen.

Vorläufig dachte man nicht daran, den guten Willen der beiden Knaben auf die Probe zu stellen. Ihr jugendliches Alter schloß sie vom Wachtdienste aus, sie erfreuten sich unbeschränkter Freiheit, die sie benützten, sich nach Herzenslust zu belustigen. Die auf der Insel Hoste verbrachte Zeit bildete einen abgeschlossenen Lebensabschnitt in ihrem jugendlichen Dasein und blieb für sie wohl eine Zeit schönster Erinnerungen und steter Vergnügungen aller Art. Sie wechselten je nach den Umständen mit ihren Belustigungen ab. Wenn der Schnee in dichten Flocken zu Boden fiel, dann gruben sie darin Verstecke aus, in denen es sich herrlich spielen ließ; fiel die Temperatur unter den Gefrierpunkt herab, dann war die Zeit des Schleifens auf den gefrorenen Flächen gekommen oder sie setzten sich rittlings auf ein Brett, das als Schlitten diente, sausten damit die Abhänge hinunter und jubelten laut, wenn sie auf dieser windesschnellen Fahrt zu Fall kamen Wenn wieder die Sonne am Himmel erstrahlte, dann verbanden sie sich mit anderen Altersgenossen, tummelten sich in der Umgebung des Lagers und erfanden stets neue Spiele, die ihnen um so mehr Unterhaltung und Befriedigung boten, je wilder sie waren.

Eines Tages, als sie mit drei oder vier Kindern am Meerufer tollten, ließ sie der Zufall eine natürliche Grotte entdecken, welche in den Klippen eingesprengt war, im Rücken des Vorgebirges, das im Osten die Scotchwell-Bai begrenzte. Diese Grotte, deren Eingang gegen Süden gerichtet war, und die infolgedessen gegenüber der Stelle lag, an der der »Jonathan« gescheitert war, lenkte sofort das Augenmerk der Knaben durch eine Eigentümlichkeit auf sich, welche sie besonders interessant machte. Eine Spalte öffnete sich in der einen Höhlenwand, die sich zwei bis drei Meter weit fortzog und dann zu einer zweiten, ganz unterirdischen Höhle erweiterte, von der eine gekrümmte Galerie längs der Felswand zu einer anderen, höhergelegenen Grotte führte, die nach dem Nordabhang der Klippe eine Öffnung zeigt. Von hier aus war das Lager zu übersehen und man konnte dahin gelangen, wenn man sich den felsigen Abhang hinabgleiten ließ.

Diese Entdeckung erfüllte die Herzen der kleinen Forscher mit Jubel. Sie hüteten sich, davon etwas verlauten zu lassen. Dieser Kranz von Grotten war ihr Reich, ihr alleiniges Eigentum, dessen Besitz sie in schweigendem Entzücken genossen. In größter Heimlichkeit begaben sie sich dahin, um dort ihre Spiele abzuhalten. Bald waren sie wilde Indianer, dann stellten sie Robinson vor, ein

anderes Mal spielten sie wieder Räuber – alles mit der gleichen Begeisterung. Die unterirdischen Gewölbe widerhallten von ihren fröhlichen Rufen und die Galerie, welche die beiden Stockwerke verband, erdröhnte unter den Schritten der spielenden Kinder.

Das Passieren dieser Galerie war durchaus nicht gefahrlos. An einer Stelle war sie dem Einsturz nahe, hier war die höchstens einen Meter hohe Decke nur durch einen einzigen Stein festgehalten, dessen Basis auf einem anderen, geneigten Felsblock ruhte. Die geringste Kraftäußerung hätte ihn aus seiner Lage zu bringen vermocht. Daraus folgerte die Notwendigkeit, sich mit äußerster Vorsicht und nur auf den Knien rutschend in dem schmalen Raum zwischen dem Stützblock und der Mauer der Galerie fortzubewegen. Aber so groß die Gefahr auch in Wirklichkeit war, sie erschreckte die Kinder nicht, vielmehr erhöhte sie den Reiz ihrer Spiele.

So brachten Dick und Sand fröhlich ihre Zeit hin. Sie kümmerten sich um nichts, auch nicht um ihren Feind, Fred Moore, welchen sie manchmal von ferne erblickten und vor dem sie ohne alle falsche Scham die Flucht ergriffen. Übrigens verfolgte sie der Emigrant nicht mehr. Sein Zorn hatte sich gelegt und seine Rachegedanken sparte er für jemand anderen auf.

Jedenfalls kümmerten sich die Kinder nicht um Fred Moore und seine Rachegefühle; sie lebten nur für ihre Spiele und sie bedauerten lebhaft die kurze Dauer der Tage.

Wenn man eine diesbezügliche Anfrage an die Emigranten gestellt haben würde, wären Dick und Sand wohl die einzigen Verfechter dieses Standpunktes gewesen. Wenn ihnen die Zeit zu kurz däuchte, wurde sie den anderen zu lang in ihren engen Behausungen.

Natürlich sind Lewis Dorick samt Konsorten auszunehmen. Diese Gruppe Menschen fanden die Art des Überwinterns äußerst angenehm. Die Schlauköpfe waren der Lösung der sozialen Frage sehr nahe gekommen. Sie lebten wie in einem eroberten Lande, ließen es sich wohlergehen und sammelten Vorräte für kommende schlechtere Zeiten. Es konnte nur die Langmut und Geduld ihrer Opfer Anlaß zur Verwunderung geben. Diese armen Ausgebeuteten waren den gewissenlosen Räubern an Zahl bei weitem überlegen, aber darüber gaben sie sich keine Rechenschaft und der Gedanke, ihre zerstreuten Kräfte zu vereinigen, war ihnen nie gekommen. Dorick und sein Anhang hielten im Gegenteil fest zusammen und hatten eine wahre Schreckensherrschaft organisiert.

Niemand wagte den Forderungen der Tyrannen zu widerstehen.

Durch weniger tadelnswerte Mittel hatten etwa fünfzig andere Emigranten

Rettung vor der tötenden Langeweile dieses tatenlosen Lebens gefunden. Unter der Leitung Karrolys erheiterten sie ihre Mußestunden durch die Jagd auf Seewölfe.

Der Wolfsjäger hat ein schwieriges Amt. Erst muß er geduldig warten, bis sich diese äußerst vorsichtigen Wassertiere ans Ufer wagen, dann heißt es die Ahnungslosen leise zu umzingeln und ihnen den Weg zur Flucht abzuschneiden. Auch nicht gefahrlos ist das Unternehmen, denn die Tiere wählen stets die steilsten, unzugänglichsten Stellen zu ihrem Tummelplatz.

Dank der guten Unterweisung und Führung Karrolys waren die Jäger von glänzendem Erfolg begünstigt. Sie machten eine bedeutende Beute von Seewölfen, deren Fett zu Beleuchtungs-und Heizzwecken nützliche Verwendung finden konnte und deren Felle von großem Wert für die Zukunft waren.

Diese wenigen energischen, tatenlustigen Männer waren Ausnahmen; die meisten Emigranten zogen vor, frierend und jammernd in ihren Häusern zu sitzen. Die Temperatur war nicht übermäßig gesunken. Während der kältesten Periode, vom 15. Juli bis zum 15. August, war der tiefste Thermometerstand zwölf Grade und die mittlere Temperatur fünf Grade unter Null. Die Behauptung des Kawdjer erwies sich demnach als wahr; das Klima war in diesen Breiten kein besonders rauhes zu nennen, wäre nur nicht das lang anhaltende, schlechte Wetter und die durchdringende Feuchtigkeit gewesen.

Diese fortgesetzte Feuchtigkeit hatte beklagenswerte Folgen in hygienischer Hinsicht. Die Krankheitsfälle wurden immer häufiger. Gewöhnlich gelang es dem Kawdjer, sie zu bekämpfen, aber wenn besonders geschwächte Organismen ergriffen wurden, die ganz widerstandsunfähig waren, scheiterte seine Kunst. Aus diesem Grunde brachte der Winter acht Todesfälle, die Lewis Dorick sehr betrüben mußten, denn die Opfer der Krankheit waren meist solche Leute, die am bereitwilligsten seinen Forderungen entgegengekommen waren.

Auch der arme Marcel Norely starb plötzlich. Dick und Sand waren untröstlich; der kleine Krüppel ertrug das rauhe Klima nicht. Ohne Klagen, ohne Leiden, ohne Todeskampf war er eines Abends lächelnd ins Jenseits hinübergeschlummert.

Die Überlebenden nahmen sich die Todesfälle nicht sehr zu Herzen. Auch blieben sie ziemlich unbemerkt in der Menge, und dann ist jeder froh, dem Unglück, das den Nächsten betrifft, entronnen zu sein. Die Anzeige eines neuen Todesfalles rüttelte sie nur kurze Zeit aus ihrer Lethargie auf. Sie schienen aller Lebenskraft beraubt zu sein, nur in ihren ebenso lächerlichen als heftigen und häufigen Streitereien äußerte sie sich noch. Die fortgesetzte Wiederholung dieser

Szenen gab dem Kawdjer zu bitteren Betrachtungen Anlaß. Er war zu hellsehend, um nicht alles zu verstehen, und zu aufrichtig, um nicht an die logischen Folgen seiner Beobachtungen zu denken. Diese zufällige Vereinigung von Menschen, welche sich aus allen Teilen der Welt zusammengefunden hatten, beherrschte als Hauptleidenschaft – der Haß. Nicht jener immer tadelnswerte, aber doch logische Haß, welcher im Herzen derjenigen ersteht, die schweres Unrecht erlitten haben, böswillig geschädigt worden sind; hier handelte es sich um einen versteckten, gegenseitigen, erbarmungslosen Haß, der in dieser ganz außergewöhnlichen Lebenslage, wo alle zu den gleichen Entbehrungen verdammt waren, alle ein so freudenarmes Dasein führten, in elementarer Gewalt aufloderte, meist nur um geringfügiger Kleinigkeiten willen; es scheint, daß die Natur beim Schaffen der Lebenskeime einen jeden mit einem dunklen, gebieterischen Trieb der Zerstörung begabt, der dann alles Geschaffene der Vernichtung anheimfallen läßt.

Auch konnte der Kawdjer den Mangel eines jeglichen Interesses bei vielen seiner Gefährten nicht begreifen. Wie wenige hatten den Mut gehabt, gegen den Müßiggang zu reagieren: die vier Familien, welche abgesondert von den übrigen im Inneren der Insel lebten, und die geringe Anzahl derjenigen, welche der Jagd auf Seewölfe nachgingen. Alle anderen ließen sich tatenlos dahintreiben, wie da die Tage kamen und gingen. Sie hatten eine Behausung und genügenden Lebensunterhalt – nach mehr fragten sie nicht. Sie kannten nicht das Bedürfnis, in ehrlicher Arbeit die Materie unter ihren Willen zu zwingen, wodurch dieser gestählt wird im Kampfe mit dem Schicksal; sie äußerten niemals den Wunsch, um den Preis einer Willensbetätigung ihre Lage zu verbessern, zu verschönern; sie hatten keinen Gedanken für die Zukunft. Es waren fügsame Sklavenseelen, bereit, an sie persönlich gerichtete Befehle auszuführen, aber zu einer eigenen Initiative schwangen sie sich nie auf und überließen die Sorge, in wichtigen Dingen für sie zu entscheiden, immer anderen.

Der Kawdjer verstand sehr gut, daß diese allgemeine Schlaffheit, Feigheit die Ursache war, warum andere, energische Naturen eine fast unbeschränkte Gewalt an sich zu reißen gewußt hatten und diese überwiegende Majorität beherrschen konnten; warum einige skrupellose Individuen diese gedankenlose, willensschwache Menschenherde in so unverantwortlicher Weise ausbeuten konnten.

So also war die menschliche Natur! Waren da nicht doch Gesetze notwendig, diese unvollkommenen Gesetze, die den Menschen zum Denken, zur Anspannung, Betätigung seiner Verstandeskräfte zum Zwecke der Überwindung der rohen Gewalten zwingen, welche dem Despotismus der einen wie dem

Sklaventum der anderen vernünftige Grenzen ziehen und die bösen Instinkte nach Tunlichkeit im Zaum halten? Sobald aber die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Gesetze gegeben ist, muß dann nicht folgerichtig die Autorität anerkannt werden, welche berechtigt ist, Gesetze vorzuschreiben, in Kraft zu erhalten und über ihre Durchführung zu wachen, Übertretungen zu bestrafen?

Der Kawdjer war noch nicht so weit gekommen, diese Fragen bedingungslos zu bejahen, aber daß er sich damit beschäftigte, sie in ernstliche Erwägung zog, beweist, welche Wandlung in ihm, seinem Gedankenleben vorgegangen war.

Er mußte eingestehen, daß der lebende, handelnde Mensch von Fleisch und Blut und das Idealbild, das er sich von dieser Krone der Schöpfung gemacht hatte, zwei grundverschiedene Wesen waren.

Folglich konnte man ruhig zugeben, daß – um den einzelnen gegen sich selbst, seine Schwachheit, seine Gier und seine anderen Laster zu beschützen – Gesetze aufgestellt wurden, die ja eigentlich nichts anderes waren als der Ausfluß des Volkswillens; jeder verlangte Schutz in seinem eigensten Interesse; wie in der Mechanik die Resultierende die verschiedenen Einzelkräfte ersetzt, so waren die Gesetze eigentlich nichts anderes als die Zusammenfassung und Präzisierung der einzelnen Willensäußerungen.

So lange der Kawdjer vor seinem Exil in dem Magalhães-Archipel die Alte Welt bewohnt hatte und sich von allen Seiten in die Maschen eines unentwirrbaren Netzes von Vorschriften verwickelt sah, aus denen es kein Entrinnen gab, hatte er diese Unmasse von Gesetzen, Vorschriften, Paragraphen, Dekreten nur als unleidlichen Zwang empfunden; die Zusammenhangslosigkeit, häufiger Widerspruch und der oft auf bloße Quälerei abzielende Charakter hatten ihn die höheren Motive übersehen lassen. Jetzt, wo er mit einem dem primitiven Urzustande nahe liegenden Volke zusammengetroffen war, konnte er an lebenden Beispielen studieren. Wie der Chemiker, über seinen Ofen gebeugt, die Ergebnisse wahrnimmt, so hatte der Kawdjer Gelegenheit, die unaufhörliche Reaktion zu beobachten, die im Schmelztiegel des Lebens vor sich geht. Durch die gemachten Erfahrungen erleuchtet, dämmerte in ihm eine Ahnung dieser Notwendigkeit auf, aber nicht, ohne sein tiefinnerstes Wesen ganz zu erschüttern. Der frühere Mensch mit seinen ihm liebgewordenen Ideen verlangte sein Recht. Seine nach Freiheit dürstende Natur bäumte sich gegen seinen Verstand auf. Das Problem stand unausgesetzt vor seinem geistigen Auge und in seinem Inneren tobte ein ununterbrochener, grausamer Kampf von Beweisgründen dafür und dagegen, der ihn müde und elend machte und unbefriedigt ließ.

Einen noch größeren Grund des Staunens als die Unvollkommenheit der menschlichen Natur bildete für den Kawdjer die gänzliche Unfähigkeit der meisten, mit ihren Gewohnheiten zu brechen.

Auf dieser einsamen Küste an den Grenzen der Welt hatten die Schiffbrüchigen ihren früheren Ideen nicht entsagt. Diejenigen Grundsätze, Konventionen und Vorurteile, die ihr Leben früher beeinflußt hatten, traten auch hier noch in Geltung. Ihre Anschauungen über das Eigentumsrecht waren ihnen beispielsweise ein Glaubensartikel geblieben. Es gab auch nicht einen unter ihnen, welcher es nicht ganz natürlich gefunden hätte, zu behaupten: »Das gehört mir!« – und niemand hatte Verständnis für das Lächerliche einer solchen Redensart, wie dies einem freiheitlich gesinnten Philosophen sogleich in die Augen sprang. Welche Anmaßung lag darin, wenn so ein gebrechliches, vergängliches Wesen irgendeinen Bruchteil des Weltganzen als seinen ausschließlichen Besitz zu erklären wagte! Aber wenn diese Anmaßung dem Kawdjer absurd und unglaublich vorkam, so wurzelte sie nichtdestoweniger tief und fest in diesen Köpfen, sie ließen sich davon nicht abbringen! Niemand war dazu zu bewegen, sich des wertlosesten Gegenstandes »aus seinem Besitze« zugunsten eines anderen zu entäußern, ausgenommen den Fall, daß er auf dem Tauschwege ein gleich wertvolles, gleich nützliches Objekt dafür erhielt. Es handelte sich dann immer um einen Verkauf. Das Wort »geben« schien aus ihrem Wörterbuche gestrichen und der Begriff aus ihrem Herzen. Der Kawdjer dachte daran, was seine Freunde, die Feuerlands-Insulaner, die in Horden unstet die magellanischen Ländereien durchschweiften und nie etwas anderes als das nackte Leben besessen hatten, von solchen Theorien halten würden.

Bei diesen Wechselgeschäften, besser gesagt Verkäufen, die zu jeder Stunde abgehalten wurden, kam es vor, daß derjenige Teil, welcher den verlangten Gegenstand hergab, nicht durch eine Dienstleistung oder ein gleiches Wertobjekt bezahlt wurde. Dann wurde der Handel in klingender Münze abgeschlossen.

Der Kawdjer bewunderte aufrichtig die anhaltende Herrschaft des Geldes. Dieses Metall hat doch nur einen angenommenen Wert, man kann es nicht essen, es schützt nicht gegen Frost und Nässe und trotzdem wird es ebenso geschätzt, wenn nicht mehr, als die greifbaren Güter, die diese Vorteile besitzen. Welch ein sonderbares und wundervolles Phänomen! Die ganze Menschheit neigt sich, in ungetrübter Übereinstimmung, vor einer an und für sich ganz nutzlosen Materie, der nur das allgemeine Übereinkommen bestimmten Wert verleiht! Sind in diesem Falle die Menschen nicht wie unvernünftige Kinder, die in ihren Spielen mit der ernstesten Miene kleine Kieselsteine verkaufen, welchen ihre Einbildungskraft fabelhaften Wert verliehen hat? Und das Spiel würde ein

rasches Ende nehmen, wenn eines der Kinder daran denken und erklären würde, daß die gedachten Kostbarkeiten doch nur wertlose Kieselsteine seien!

Der Kawdjer leugnete nicht geradezu – die Berechtigung des persönlichen Eigentumes angenommen – die Bequemlichkeit, die aus der Annahme eines willkürlich bestimmbaren, repräsentativen Wertes erwuchs. Aber diese Annehmlichkeit brachte seiner Ansicht nach einen bedeutenden Nachteil mit sich, der durch alle Vorteile nicht aufgehoben werden konnte: Das Geld gestattet – bei Anerkennung eines individuellen Eigentumes – die fortwährende Formierung und Anhäufung von Einzelvermögen! Ohne den Besitz des Geldes wären die Menschen zwar in kleinlichen Verhältnissen, aber es würde nicht solch ungerechte Ungleichheit herrschen. Das gelbe Metall ist die Ursache, daß eine und dieselbe Persönlichkeit über Reichtum, Macht, Ansehen und Vergnügungen verfügt, während ungezählte andere, denen nur wenige Goldparzellen zugefallen sind, sich dem Szepter der Glücklicheren beugen müssen und für deren Vergnügungen zu sorgen haben, ohne daran teilnehmen zu können.

Aber darin irrte sich der Kawdjer wohl. Das Geld ist nur Mittel zum Zweck, um das Streben nach Besitzvergrößerung, das in der Natur des Menschen liegt, zu unterstützen.

Mangels dieses Mittels hätte er ein anderes ausfindig gemacht, welches Vor- und Nachteile in eben demselben Verhältnis aufweisen würde. Jedenfalls wäre er auch dann gewesen, was er noch jetzt ist: ein wenig logisch veranlagtes, veränderliches Geschöpf, in dem sich zu ziemlich gleichen Teilen gute und böse Eigenschaften paaren.

Das waren einige der vielen hundert Ideen für und wider, denen der Kawdjer nachgrübelte und die in seinem Kopfe herumstritten wie Soldaten auf einem Schlachtfeld. Die Zeiten waren vorüber, wo der Glaube auf das Recht der Menschen an unbeschränkte Freiheit ihm wie ein Dogma vorschwebte. Jetzt war er schwankend geworden in bezug auf seine freiheitlichen Grundsätze, den Nimbus unantastbarer Selbstverständlichkeit hatten sie ein für allemal eingebüßt. So weit war es mit ihm gekommen, daß er in seinem Inneren die Notwendigkeit der Autorität und einer gesellschaftlichen Hierarchie erwog!

Die kommenden Ereignisse waren ganz darnach angetan, ihm neuerliche Beweise zugunsten der Notwendigkeit einer Autorität zu bringen, als sie ihm zeigten, daß es unter den Menschen, wie unter Tieren, wahre Bestien gibt, deren gefährlichen Anlagen kein Spielraum gelassen werden darf. Solche Menschen würden – um ihren ungezügelten Leidenschaften fröhnen zu können – Schrecken und Tod um sich verbreiten, wenn das Gesetz ihnen nicht gebieterisch »Halt«

entgegenriefe! Ein Drama dieser Art, um so schrecklicher, weil der Hunger, diese elementare Forderung eines jeden lebenden Organismus, die Triebfeder war, spielte sich gerade zu der Zeit in dem Häuschen ab, das Patterson in Gesellschaft Longs und Blakers bewohnte; dieser letztere hatte von der Natur jenen unstillbaren Appetit als trauriges Erbteil bekommen, der in der Pathologie mit dem Namen Bulismus bezeichnet ist.

Wie alle anderen hatte Blaker bei der Verteilung der Lebensmittel seinen vollen Anteil bekommen; aber dank seiner krankhaften Eßlust war er in weniger als zwei Monaten mit dem Quantum fertig, das auf das Auskommen während vier Monaten berechnet war. Der arme Teufel lernte wie früher – und mehr als früher – die Torturen des Hungers kennen. Wäre er weniger schüchterner Natur gewesen, so hätte er leicht ein Heilmittel für sein Leiden gefunden. Ein Wort der Bitte an den Kawdjer oder Hartlepool hätte genügt, um ihm einen neuen Zuschuß der Nahrung zu erwirken. Aber der geistig nicht sehr begabte Blaker kam nicht auf diese einfache Lösung, die ihm als ein verwegenes Vorgehen erschien. Von Kindesbeinen an hatte er sich nur in den allerärmsten Kreisen bewegt, so daß ihn sein Elend nicht mehr in Erstaunen setzte; er kannte die mehr denn passive Resignation, welche die letzte Zuflucht aller Unglücklichen ist. Nach und nach hatte er die Gewohnheit angenommen, wie ein gefühlloser Strohmann allen höheren Gewalten zu gehorchen; er gab sich gar nicht mehr die Mühe, über deren Wesen nachzudenken und niemals wäre ihm die tollkühne Hoffnung gekommen, in irgendeiner Weise in der Art der Verteilung der Lebensmittel eine Veränderung herbeiführen zu wollen, denn auch diese Verteilung war das Endergebnis des Waltens höherer Mächte.

Lieber infolge der Entkräftung langsam sterben, als ein Wort der Klage laut werden lassen. Und dazu wäre es gekommen, hätte sich nicht Patterson seiner angenommen.

Dem Irländer war es nicht entgangen, mit welcher Schnelligkeit die dem Gefährten zur Verfügung gestellten Nahrungsmittel verschwanden und mit dieser Wahrnehmung sah er gleichzeitig die Möglichkeit eines vorteilhaften Handelsgeschäftes aufdämmern. Während Blaker mit Gier alles verschlang, sparte sich Patterson die Bissen vom Munde ab. Sein Geiz brachte ihn so weit, daß er kaum das Nötigste genoß und sich nicht schämte, die von den anderen weggeworfenen Reste zu sammeln.

Es kam der Tag, wo Blaker nichts mehr zu verzehren hatte. Auf diesen Augenblick hatte Patterson gewartet. Unter dem Deckmantel der Freundschaft bot er dem Gefährten einen Teil seiner Vorräte zum Verkaufe an; der Preis sollte nach gegenseitigem Übereinkommen bestimmt werden. Der Vorschlag wurde

begeistert angenommen und der Handel ebenso schnell ausgeglichen als vorgeschlagen; er wiederholte sich des öfteren, so lange Blaker über Geld verfügte, wobei der Verkäufer unter dem Vorwand der sich immer mehr verringernden Lebensmittel mit dem Preise in die Höhe ging. Als Blakers Börse geleert war, änderte Patterson sein Benehmen. Er lieferte keinen Bissen mehr aus und blieb bei den flehentlichsten Blicken des Unglücklichen, den er zum Hungertode verurteilte, ganz ungerührt und erbarmungslos.

Blaker beklagte sich ebensowenig wie früher, für ihn gab es eben kein Entrinnen vor den feindlichen Gewalten. In einem Winkel zusammengekauert brachte er viele Stunden unbeweglich zu, die Hände auf den in Hungersqualen schmerzenden Magen gepreßt, in stummer Resignation; seine fürchterlichen Leiden standen in seinem schmerzverzogenen Gesichte zu lesen. Patterson betrachtete ihn mitleidslos. Was lag daran, wenn Blaker elend zugrunde ging; er besaß ohnehin nichts auf der Welt. Aber schließlich war der Schmerz mächtiger als die Resignation; nach achtundvierzig Stunden stummer Qual ging er wankend aus der Hütte, irrte im Lager umher und verschwand endlich…

Als eines Abends der Kawdjer in seine Ajoupa zurückkehrte, stieß sein Fuß im Dunkeln an ein Hindernis – es war ein ausgestreckter menschlicher Körper. Er beugte sich zu dem vermeintlichen Schläfer nieder und rüttelte ihn – die einzige Antwort war ein schmerzliches Stöhnen. Nachdem der Kawdjer ihm eine stärkende Flüssigkeit eingeflößt hatte, erkundigte er sich:

»Was fehlt Ihnen?

– Ich habe Hunger« antwortete Blaker mit schwacher Stimme.

Der Kawdjer war starr.

»Hunger, wiederholte er, hat man Ihnen denn nicht wie allen anderen den Ihnen gebührenden Anteil an Mundvorrat gegeben?«

Da erzählte ihm Blaker mit stockender Stimme und in kurzen, abgebrochenen Sätzen seine traurige Geschichte. Er sprach von seiner Krankheit, die sich in unstillbarem Hunger äußerte; wie seine Vorräte vorzeitig zu Ende gewesen seien, auf welche Weise dann Patterson ihm zuerst ausgeholfen und warum er ihn seit drei Tagen habe verhungern lassen.

Der Kawdjer hörte diesen unglaublichen Bericht in starrem Staunen an. Dieser Mensch hatte solch abscheuliche Handelsgeschäfte betrieben, trotz aller miterlebten Schreckenstage und Katastrophen solch einen empörenden Geiz zur Schau getragen? Ein Wucherer, welcher ihm geschenktes Gut um teueres Geld verkaufte, aller Scham bar, welcher sich erkühnte, erfrechte, mit dem Leben seiner Nächsten schnöden Handel zu treiben.

Der Kawdjer behielt seine Empfindungen und sein Urteil für sich. Es war besser, die gemeine Gesinnung der Schuldigen totzuschweigen und unbestraft zu lassen, als durch Veröffentlichung des Vorgefallenen Unfrieden zu säen.

Er begnügte sich damit, Blaker einen neuen Vorrat verabfolgen zu lassen und ihm zu versichern, daß er in Zukunft so viel bekommen sollte, als er brauchen werde.

Aber der Name »Patterson« blieb seinem Gedächtnis eingeprägt und der Mensch, welcher diesen Namen trug, blieb für ihn das Prototyp der Verabscheuungswürdigkeit und seelischen Schlechtigkeit. Er verwunderte sich auch nicht mehr, als Halg drei Tage später denselben Namen in Verbindung mit einer ähnlichen, ebenso abscheuerregenden Geschichte nannte.

Der junge Mann kehrte von seinem täglichen Besuch bei Graziella zurück. Als er den Kawdjer bemerkte, eilte er auf ihn zu.

»Ich weiß jetzt, sagte er ganz atemlos, wer Ceroni mit Alkohol versorgt.

– Endlich! sagte der Kawdjer sehr befriedigt. Nun, und wer ist es?

– Patterson.

– Patterson!…

– Ja, er ist es bestimmt. Ich habe vor wenigen Augenblicken selbst gesehen, wie er ihm Rum brachte. Jetzt verstehe ich, warum die beiden so gute Freunde sind.

– Irrst du dich gewiß nicht? fragte der Kawdjer.

– Nein, ich bin meiner Sache sicher. Sehr merkwürdig finde ich, daß Patterson den Alkohol nicht herschenkt, sondern ihn um teueres Geld verkauft. Ich hörte den Streit mit an. Ceroni beklagte sich, daß alle seine Ersparnisse in Pattersons Taschen gewandert wären und er gar nichts mehr besäße. Der andere blieb die Antwort schuldig, schien aber nicht geneigt, die Lieferungen, da sie jetzt gratis geschehen müßten, fortzusetzen.«

Halg schwieg eine Weile, dann rief er zornig:

»Wenn Ceroni kein Geld mehr hat, ist er zu allem fähig. Was soll aus seiner Frau und Tochter werden?

– Es wird schon Rat geschafft werden, suchte ihn der Kawdjer zu beruhigen, und nach kurzer Pause sagte er im Tone freundlichen Vorwurfes: Da wir nun einmal bei diesem Thema angelangt sind, bleiben wir dabei. Wenn ich auch nie darüber mit dir gesprochen habe, so sind mir deine Zukunftsträume nicht unbekannt. Wohin sollen sie dich führen, mein Junge?«

Halg schlug die Augen zu Boden und schwieg.

Der Kawdjer fuhr fort:

»In kurzer Zeit, vielleicht schon in einem Monat, werden all diese fremden Menschen für immer aus unserem Leben verschwinden, Graziella so gut wie die anderen.

– Warum kann sie nicht bei uns bleiben? warf der junge Indianer ein und sah zum Kawdjer empor.

– Und ihre Mutter?

– Ihre Mutter wird natürlich auch hier bleiben.

– Glaubst du, daß sie einwilligen wird, ihren Mann zu verlassen,« sagte der Kawdjer.

Halg machte eine ungeduldige Bewegung.

»Sie muß einwilligen,« sagte er dumpf vor sich hin.

Der Kawdjer schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Graziella wird mir helfen, sie dazu zu bewegen. Sie hat schon ihren Entschluß gefaßt und sich für das Hierbleiben entschieden, wenn du es erlaubst. Sie ist des Zusammenlebens mit ihrem Vater müde und hat außerdem Furcht vor einigen der Emigranten.

– Furcht? wiederholte der Kawdjer erstaunt.

– Ja. Vor allem fürchtet sie Patterson. Seit einem Monat verfolgt er sie auf Schritt und Tritt und den Rum hat er Ceroni hauptsächlich darum verkauft, um ihn für sich zu gewinnen. Seit ein paar Tagen kommt noch ein zweiter sie quälen, ein gewisser Sirk, einer von Doricks Anhängern. Dieser ist noch mehr zu scheuen!

– Was tut er denn?

– Graziella kann das Zelt nicht verlassen, ohne ihm zu begegnen. Er hat sie angesprochen und ist unhöflich gegen sie gewesen Graziella hat ihm dies verwiesen, worauf er sie bedroht hat. Er ist ein gefährlicher Mensch. Graziella zittert vor ihm. Zum Glück bin ich da, um sie zu schützen.«

Der Kawdjer lächelte innerlich über diesen Ausbruch jugendlicher Eitelkeit; er trachtete seinen Zögling zu besänftigen:

»Beruhige dich, Halg, beruhige dich! Warten wir den Tag der Abreise ab, dann werden wir wissen, wie die Sachen stehen und wie wir uns zu verhalten haben. Aber bis dahin bewahre deine gewohnte Kaltblütigkeit. Der Zorn ist nicht

nur nutzlos, sondern direkt von Nachteil. Erinnere dich daran, daß Gewalt nie gute Folgen zeitigt und daß sie nur dann am Platze ist, wenn man angegriffen wird und sich verteidigen muß; aber auch nur dann ist sie zu entschuldigen.«

Dieses Gespräch vermehrte die Sorgenlast des Kawdjer. Es paßte ihm nicht recht, daß Halg sich in das Abenteuer eingelassen hatte und das Auftauchen von Rivalen machte die Angelegenheit noch verwickelter, da sie die Eifersucht des ersteren wachrufen und zu unliebsamen Szenen führen konnte.

Was die Alkoholfrage anbelangte, so hatte die Entdeckung Halgs die Schwierigkeit nur auf ein anderes Feld gelenkt, ohne sie zu beheben. Man war Ceronis Lieferanten auf die Spur gekommen. Aber wie verschafft sich Patterson den Alkohol, mit dem er Handel trieb? Er kannte ja Pattersons gemeine Natur, vielleicht hatte er sich irgendwo einen geheimen Vorrat reserviert? Diese Vermutung hatte wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Angenommen, es wäre ihm trotz der Strenge der gehandhabten Schiffsordnung und der Wachsamkeit Kapitän Leccars möglich gewesen, eine verbotene Fracht bei der Abreise einzuschmuggeln, wie hätte er sie bei dem Schiffbruch und nachher verborgen halten können? Nein, er stahl den Rum aus den Vorräten des »Jonathan«. Aber auf welchem Wege, da die Wachen Tag und Nacht an ihren Posten waren? Ob Ceroni oder Patterson der Dieb war, die Schwierigkeit blieb ungelöst.

Auch die folgenden Tage brachten keine Aufklärung in dieses Problem. Es ließ sich nur konstatieren, daß Lazare Ceroni genau wie früher tagtäglich ohne Ausnahme betrunken war.

Die Zeit verstrich und es kam der 15. September heran. An diesem Tage waren die Reparaturen der Wel-kiej beendet. Jetzt, wo das Meer sich wieder von der günstigen Seite zeigte, war sie wieder segeltüchtig.

Die Tage wurden länger und deuteten auf das Frühlingsäquinoktium hin. In einer Woche mußte der Winter seine Herrschaft abtreten. Aber ehe er den Platz räumte, zeigte er sich noch von der allerschlimmsten Seite; während einer Woche suchte ein so heftiger Orkan die Insel Hoste heim, daß alle seine Vorgänger dadurch in den Schatten gestellt und die Emigranten noch einmal genötigt wurden, den Schutz ihrer Behausungen, zum letzten Mal, aufzusuchen. Diesem Unwetter folgten die schönsten Tage und die schlummernde Natur begann allerorts zu erwachen.

Anfangs Oktober wurde das Lager von einigen Feuerländern besucht. Diese Eingebornen waren sehr erstaunt, auf der Insel Hoste eine so zahlreiche Bevölkerung anzutreffen. Der Schiffbruch des »Jonathan«, der sich zu Beginn der Wintermonate ereignet hatte, war tatsächlich den Indianern des Archipels

nicht bekannt geworden. Zweifellos wurde die Nachricht jetzt um so schneller verbreitet.

Die Emigranten standen mit den Familien der Yacanas bald im allerbesten Einvernehmen und waren ihres Lobes voll. Ob diese dasselbe von den Auswanderern sagen konnten, bleibe dahingestellt. Einige der »Zivilisierten«, eine geringe Anzahl glücklicherweise, und dazu gehörten die Brüder Moore, glaubten ihre Superiorität über diese nichtssagenden »Wilden« in einem rohen, brutalen Benehmen zeigen zu müssen. Einer von ihnen ging sogar noch weiter und schämte sich nicht, sich von der Habsucht hinreißen zu lassen, daß er die armselige Habe dieses Wandervölkleins begehrte. Der Kawdjer mußte sogar eines Tages einschreiten, als der Angstschrei einer jungen Feuerländerin ihn herbeirief, welche von Sirk – denselben, welchen Halg als »gefährlich« bezeichnet hatte – bedroht wurde. Der elende Feigling wollte ihr gewaltsam die Kupferringe entreißen, die sie am Handgelenk trug, in der Meinung, sie seien aus Gold. Barsch zurechtgewiesen, zog er sich fluchend zurück. Das war also ausgerechnet schon der zweite Emigrant, der sich offen als Feind des Kawdjer bekannte.

Dieser hatte mit großer Freude dem Besuch seiner indianischen Freunde entgegengesehen. Es waren seine treuen Anhänger und aus ihrem ganzen Benehmen, ihrer Dienstfertigkeit, dem Ausdruck ihrer Dankbarkeit konnte man sehen, welch große Liebe – fast konnte man sagen »Anbetung« – sie dem Kawdjer entgegenbrachten. Eines Tages – es war am 15. Oktober – sagte ihm Harry Rhodes, wie tief ihn das Gebaren dieser armen Leute bewegte.

»Ich begreife vollkommen, meinte er, daß Sie dieses Land, wo Sie so viel Gutes wirken, auch liebgewonnen haben, und daß Sie den Zeitpunkt herbeisehnen, wo Sie wieder zu diesen Stämmen zurückkehren können. Sie sind ja ein Gott für die Indianer!

– Ein Gott? unterbrach ihn der Kawdjer, warum ein Gott? Auch ein Mensch kann viel Gutes tun?«

Harry Rhodes, ohne weiter darauf einzugehen, fügte nur noch hinzu:

»Gut, wenn Ihnen das zu viel gesagt ist, will ich meine Gedanken in anderer Form zum Ausdruck bringen: es hätte nur von Ihrem Gutdünken abgehängt, der König des Magalhães-Archipels zu werden, damals, als er noch unabhängig war.

– Die Menschen, auch wenn es nur Wilde sind, erwiderte der Kawdjer, brauchen keinen Gebieter. Jetzt allerdings – haben die Feuerländer auch einen Gebieter«…

Der Kawdjer hatte die letzten Worte nur im Flüsterton ausgesprochen Er

schien heute noch mehr seinen Gedanken nachzuhängen als sonst. Die wenigen mit Harry Rhodes gewechselten Worte brachten ihm die Ungewißheit seiner Zukunft vor Augen, nach der Trennung von dieser so ehrlichen, lieben Familie, die den dem Menschen so natürlichen Trieb für Geselligkeit in ihm erst geweckt hatte. Welch großer Kummer mußte es für ihn werden, diese Frau scheiden zu sehen, deren aufopferndes Wesen und werktätige Nächstenliebe er zu bewundern Gelegenheit gefunden hatte, diesen offenen, ehrlichen Mann, welcher sein Freund geworden war, die beiden Kinder, Edward und Clary, die er liebgewonnen hatte. Auch die Familie Rhodes würde die Trennung sehr beklagen und schmerzlich empfinden. Ihr einstimmiger Wunsch war der, der Kawdjer möchte ihnen in die neue afrikanische Heimat folgen, wo man ihn ebenso schätzen, lieben und verehren würde wie auf der Insel Hoste. Aber Harry Rhodes hatte wenig Hoffnung, ihn umstimmen zu können. Er erriet, daß nur wichtige Gründe einen Mann wie den Kawdjer bestimmt haben konnten, mit der menschlichen Gesellschaft zu brechen; bisher war es ihm noch nicht gelungen, den Schlüssel zu dieser eigenartigen, geheimnisvollen Existenz zu finden.

»Jetzt haben wir den Winter auch überstanden, sagte Frau Rhodes, bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, und er war wirklich nicht allzu strenge.

– Und wir bestätigen, fügte Harry Rhodes, sich an den Kawdjer wendend, hinzu, daß die klimatischen Verhältnisse dieser Region ganz mit der Beschreibung übereinstimmen, die uns unser Freund seinerzeit gegeben hat. Viele von uns werden mit aufrichtigem Bedauern von der Insel Hoste scheiden.

– Warum sollen wir überhaupt fortgehen? rief der junge Edward. Wir können ja auch auf magellanischem Boden eine Kolonie gründen.

– So, sagte Harry Rhodes lächelnd, und was fangen wir mit unserer Konzession am Oranje-Fluß an. Und wie lösen wir unsere Verpflichtungen gegen die »Gesellschaft für Kolonisation«? Und was wird aus dem Kontrakt mit der portugiesischen Regierung?

– Richtig, pflichtete ihm der Kawdjer etwas ironisch bei, es gibt ja auch die portugiesische Regierung zu berücksichtigen!… Hier käme übrigens die chilenische Regierung in Betracht. Die eine ist der anderen würdig.

– Vor neun Monaten aber… begann Harry Rhodes…

– Vor neun Monaten, unterbrach ihn der Kawdjer, wären Sie auf freier Erde gestrandet; jetzt hat ihr ein verdammungswürdiger Vertrag die Unabhängigkeit gestohlen.«

Der Kawdjer stand mit hocherhobenem Haupte und auf der Brust gekreuzten

Armen da und ließ seine Blicke nach Osten schweifen, als hätte er das Schiff zu sehen erwartet, das, aus dem stillen Ozean kommend, die Spitze der Halbinsel Hardy umfahren mußte, das Schiff, das der Gouverneur von Punta Arenas zu senden versprochen hatte.

Der vorherbestimmte Zeitpunkt war herangekommen. Schon hatte die zweite Hälfte des Monates Oktober begonnen und noch immer war kein Fahrzeug auf dem Meere zu erblicken.

Die Schiffbrüchigen gaben – und mit Recht – Zeichen der Unruhe ob dieser Verspätung. Zwar mangelte es ihnen an nichts. Für viele Monate hinaus reichten die Konservenschätze der Ladung des »Jonathan« noch aus. Aber die Emigranten waren eben noch nicht an ihrem Bestimmungsort angelangt, einen zweiten Winter wollten sie nicht mehr auf der Insel verbringen und schon wurden Stimmen laut, die davon sprachen, die Schaluppe nochmals nach Punta-Arenas zu schicken.

Während der Kawdjer in Gedanken vertieft dastand, kamen Lewis Dorick und etwa zehn seiner gewöhnlichen Genossen, lärmend und herausfordernd vorüber, sie waren eben von einem Ausflug in das Innere der Insel zurückgekehrt. Sie hatten nie die feindliche Gesinnung verheimlicht, die sie für die sonst allgemein geachtete Familie Rhodes und den Kawdjer hegten, trotzdem sie den großen Einfluß des letzteren nicht leugnen konnten. Harry Rhodes wußte es, auch dem Kawdjer war diese Gesinnung kein Geheimnis.

»Diese Leute, sagte der erstere, würde ich ohne Bedauern hier zurücklassen. Von ihnen haben wir nichts Gutes zu erwarten. Sie werden in unserer neuen Niederlassung nur Unfrieden stiften. Sie wollen keine Autorität anerkennen und streben die Aufhebung aller sozialen Ordnung an. Als ob Ordnung und Autorität nicht ein naturgemäßes Erfordernis einer jeden Vereinigung von Menschen wäre!«

Der Kawdjer antwortete nicht, vielleicht war er so in seine Gedanken vertieft, daß er die Worte gar nicht vernommen hatte, vielleicht wollte er auch nicht antworten.

So kehrte das Gespräch trotz aller Anstrengungen stets wieder zum selben Punkt zurück, immer kam die soziale Frage zur Verhandlung, über die man sich nie einigte.

Harry Rhodes, welchem das schweigsame Verhalten des Kawdjer auffiel, bedauerte, so ungeschickterweise den wunden Punkt wieder berührt zu haben, als Hartlepool ins Zelt trat und die Gedanken in eine andere Richtung lenkte.

»Ich möchte mit Ihnen sprechen, Herr, sagte er zum Kawdjer.

– Wir wollen nicht stören… meinte Harry Rhodes.

– Sie stören durchaus nicht, sagte der Kawdjer, und fragte den Hochbootsmann:

– Was haben Sie mir mitzuteilen, Hartlepool?

– Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich wegen des Alkohols genau orientiert bin, antwortete er.

– Also ist es doch Rum aus den Vorräten des »Jonathan« gewesen, der Ceroni verkauft worden ist?

– Ja.

– Natürlich gibt es da Mitschuldige!

– Zwei, Kennedy und Sirdey.

– Täuschen Sie sich nicht?

– Jeder Irrtum ist ausgeschlossen.

– Welchen Beweis haben Sie?

– Diesen: Als Sie mir kürzlich von Patterson sprachen, bin ich mißtrauisch geworden. Ceroni ist nicht imstande, aus eigenen Mitteln einen Plan auszuhecken, aber Patterson ist ein durchtriebener Bursche. Ich habe ihn daher überwachen lassen…

– Durch wen? unterbrach ihn der Kawdjer mit gerunzelter Stirne, der Gedanke des Ausspioniertwerdens empörte ihn.

– Durch die beiden Schiffsjungen, erwiderte Hartlepool; die beiden sind nicht auf den Kopf gefallen und haben die Schuldigen herausgefunden. Sie haben gestern Kennedy und diesen Morgen Sirdey auf frischer Tat ertappt, als sie einen Augenblick der Unachtsamkeit des Kameraden, der mit ihnen die Wache teilte, rasch dazu benutzten, um ein Quantum Rum in die Feldflasche Pattersons zu gießen.«

Die Erinnerung an das Martyrium Tullias und Graziellas und auch der Gedanke an Halg ließen den Kawdjer auf seine Freiheitsideen vergessen.

»Das sind Verräter, sagte er, gegen die mit größter Strenge vorgegangen werden muß.

– Das ist auch meine Ansicht, pflichtete Hartlepool bei, und deshalb bin ich gekommen, Sie zu holen.

– Mich?… Warum machen Sie nicht selbst das Nötige ab?«

Hartlepool schüttelte den Kopf als Mann, welcher seine Leute kannte.

»Seitdem es keinen »Jonathan« mehr gibt, habe ich nur die Autorität, die man mir gutwillig zuerkennt, erklärte er. Die beiden würden mich gar nicht anhören!

– Warum werden sie mich eher anhören?

– Weil sie Sie fürchten.«

Der Kawdjer war sehr bestürzt über diese Antwort. Es gab Menschen, welche ihn fürchteten? Der Grund konnte nur in seiner Überlegenheit liegen. Immer dasselbe: Die Gewalt, die Überlegenheit als Basis der ersten gesellschaftlichen Beziehungen!

»Ich gehe hin,« sagte er mit düsterer Miene.

Er richtete seine Schritte nach dem Zelt, das die Ladung des »Jonathan« barg. Kennedy hatte gerade seine Wache angetreten.

»Sie haben das Vertrauen getäuscht, das man in Sie gesetzt hat… sagte der Kawdjer streng.

– Aber Herr… stammelte Kennedy.

– Sie haben betrogen, fügte der Kawdjer in kaltem Ton hinzu; von diesem Augenblick an gehören Sie und Sirdey nicht mehr zur Besatzung des »Jonathan«.

– Aber… wollte Kennedy sich entschuldigen.

– Ich hoffe, Sie werden mich nicht zwingen, meine Worte zu wiederholen.

– Es ist schon gut, Herr… es ist gut…« stotterte Kennedy, indem er respektvoll seine Mütze zog.

In demselben Augenblicke wurde hinter dem Kawdjer eine Stimme laut:

»Mit welchem Recht erteilen Sie diesem Mann Befehle?«

Der Kawdjer wandte sich um und erblickte Lewis Dorick, welcher in Gesellschaft Fred Moores Zeuge der Bestrafung Kennedys gewesen war.

»Und welches Recht haben Sie denn, mich ob meiner Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen?« fragte er von oben herab.

Als Kennedy diese unerwartete Unterstützung kam, änderte er sein Benehmen, setzte seine Mütze auf und lachte frech vor sich hin.

»Wenn ich das Recht nicht habe, nehme ich es mir einfach, entgegnete Lewis Dorick. Wir dulden nicht, daß sich auf der Insel Hoste jemand zum Befehlshaber aufwirft.«

War es möglich?… Dieser Mensch beschuldigte den Kawdjer, den Befehlshaber spielen zu wollen!

»Nun ja, das ist ja so die Art und Weise des hohen Herrn, fiel Fred Moore ein, indem er besonderen Nachdruck auf das letzte Wort legte Der Herr nimmt ja eine ganz andere Stellung ein als wir anderen Sterblichen; ist ja viel mehr als wir, er befiehlt, er trifft Entscheidungen… Der Herr glaubt vielleicht, hier Kaiser zu sein?«

Der Kreis verdichtete sich um den Kawdjer.

»Dieser Mann, sagte Dorick mit schneidender Stimme, braucht niemandem Gehorsam zu leisten. Wenn er will, kann er sich auch weiterhin zur Besatzung des »Jonathan« rechnen.«

Der Kawdjer schwieg, aber er ballte die Faust, als seine Gegner einen Schritt näher an ihn herantraten.

Würde es zu einem Angriff kommen, würde er sich durch Zuhilfenahme roher Kraft verteidigen müssen. Er fürchtete die Feinde nicht. Es waren ihrer drei – auch zehn hätten ihn nicht erschreckt. Aber welche Schande, sich als denkendes Wesen derselben Verteidigungsmittel bedienen zu müssen wie das auf tiefer Entwicklungsstufe stehende Tier!

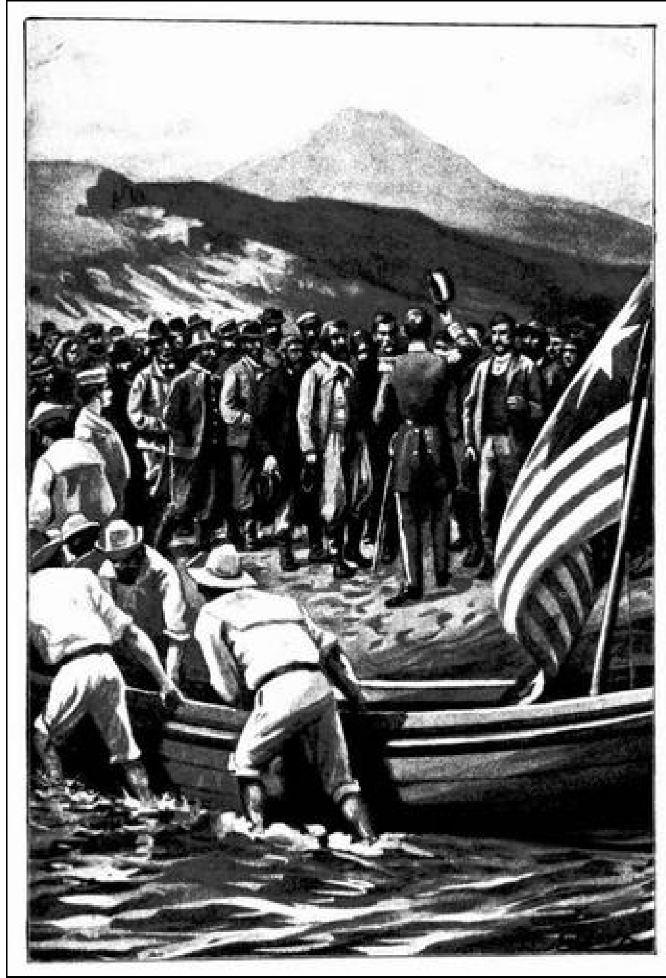
Aber diese Schmach blieb dem Kawdjer erspart. Harry Rhodes und Hartlepool waren ihm gefolgt, bereit, im Notfalle helfend einzugreifen. Als sie sich von ferne näherten, verschwanden Dorick, Moore und Kennedy vom Schauplatz.

Traurig blickte ihnen der Kawdjer nach – da tönten laute Rufe und Schimpfworte vom Flußufer herüber. Die drei Männer eilten nach dieser Richtung und trafen auf einen dichten Menschenknäuel, aus dessen Mitte fortgesetzt Schreie drangen. Fast alle Emigranten schienen an dieser Stelle versammelt zu sein und über den Köpfen der aufgeregten Menge sah man drohende Fäuste sich erheben.

Was war denn die Ursache dieser Aufregung, die fast wie Aufruhr aussah?

Es war keine Ursache vorhanden oder, besser gesagt, der Grund war ein so geringfügiger, weit hergeholter, daß keiner der Erregten ihn hätte anzugeben vermocht.

Vor sechs Wochen hatten die Zwistigkeiten mit einem Streit um ein Küchengerät begonnen. Eine der Frauen behauptete, es einer anderen geliehen, und diese beschwor hoch und teuer, es zurückgegeben zu haben. Wer von beiden recht hatte, vermochte niemand zu sagen.



Der Kommandant kam gar nicht zum Sprechen… (S. 166.)

Über diese hochwichtige Angelegenheit brach ein heftiger Streit zwischen den zwei Frauen los, sie schmähten so lange, bis ihnen buchstäblich der Atem ausging. Drei Tage später wurde er von neuem aufgenommen, in ernsterer Form diesmal, da die Männer der beiden Kriegführenden sich nun auch der Sache annahmen. Damals schon hatte man die eigentliche Ursache des Rechtsstreites vergessen gehabt, den Ursprung der Wortgefechte; aber die Feindseligkeit bestand nun einmal. Unter ihrem Einfluß, aus bloßem Bedürfnis, zu schaden, zu verletzen, hatten sich die vier Gegner gegenseitig alle auf der Welt existierenden Schlechtigkeiten zum Vorwurf gemacht, sich der gemeinsten Handlungen beschuldigt, indem sie die längst begrabene Vergangenheit aufwühlten und auch eine gelegentliche Erfindung nicht verschmähten.

Je grausamer eine derartige Entdeckung war, mit desto größerer Genugtuung erfüllte sie den Entdecker und jeder war stolz auf seine Geschicklichkeit, dem anderen wehe tun zu können. »Nun, und ich?… Ihr habt ja gehört, wie ich ihm

gesagt habe…« Diese Form der Rede sollte in späteren Gesprächen gar oft Wiederholung finden.

Damit war das Scharmützel vorläufig auch beendet, aber die ruhelosen Zungen arbeiteten weiter. Die beiden Parteien klagten ihre Leiden ihren jeweiligen Freunden und gingen ganz regelrecht auf das progressive Vorgehen ein, so daß sie von spöttischen Bemerkungen zu böswilligen Einflüsterungen, Lästerungen und Verleumdungen kamen. Diese Gespräche wurden wieder den Interessenten zugetragen und das hatte den Sturm entfesselt. Die Männer waren handgemein und einer war zu Boden geworfen worden. Am folgenden Tage erachtete es der Sohn des Besiegten für seine Pflicht, den Vater zu rächen, es war zu einer zweiten, ernsteren Schlägerei gekommen als am Vortage. Die Mitbewohner der beiden Häuser, die die kriegführenden Parteien beherbergten, konnten der Versuchung, sich am Kampfe zu beteiligen, nicht widerstehen.

Der Krieg war letzt offen erklärt und jede Gruppe machte lebhaft Propaganda, um Teilnehmer zu werben.

Jetzt gehörte die Mehrzahl der Emigranten zu dem einen oder dem anderen der beiden Feindeslager. Je mehr die Armeen anwuchsen, desto ernster wurde die Situation. Kein Mensch dachte mehr an die lächerliche Entstehungsursache der feindlichen Stimmung. Man stritt jetzt um die Entscheidung, wohin das kommende Schiff segeln sollte.

Sollte man wirklich nach dem unbekannten Afrika segeln? War es nicht vernünftiger, nach Amerika zurückzukehren. Die verschiedenen Meinungen und Auseinandersetzungen über diesen Punkt bildeten jetzt das Material des Streites. Welch einen gewundenen Pfad war man gewandelt, um von einem einfachen Küchengerät zu dieser wichtigen Debatte zu gelangen! Unergründliches Geheimnis! Außerdem war man überzeugt, daß die Meinungsverschiedenheiten sich stets um denselben Punkt gedreht hatten; jede der beiden Thesen wurde jetzt leidenschaftlich verfochten. Bei jeder Begegnung, beim Gruße, beim Scheiden fand sich immer Gelegenheit, dem Gegner, gleich spitzer Projektile, in aller Eile einige Gründe für und wider an den Kopf zu werfen, während die fünf Japaner, in einer friedlichen Gruppe einige Meter von der heftig agierenden Menge entfernt, in stummem Staunen nach ihren fieberhaft erregten Gefährten blickten.

Ferdinand Beauval war in gehobener Stimmung, er fühlte sich wieder so recht in seinem Fahrwasser – aber der Versuch, zu Worte zu kommen, war vergeblich. Er ging von einem zum anderen, er vervielfältigte sich – alles umsonst. Man hörte ihn nicht an. Kein Mensch gab sich die Mühe, auf den anderen zu hören. Es wurden viele Monologe gehalten, aber jede einzelne Gedankenäußerung

verschmolz mit den anderen zu einem harmonischen Ganzen, dessen Tonstärke von Minute zu Minute anschwoll. Das Gewitter war nicht mehr weit, der Blitz mußte einschlagen. Der erste Faustschlag würde *ipso facto* alle Fäuste in Tätigkeit setzen und die Szene drohte in einen allgemeinen Faustkampf auszuarten…

Ein kleiner Regen schlägt oft den stärksten Wind nieder – lautet ein Sprichwort, das hier Anwendung finden könnte. Ein einziger Mensch genügte, um diese überhitzten Köpfe zu beruhigen. Dieser Mensch, einer der Emigranten, welcher Seewölfe gejagt hatte, kam mit der äußersten Schnelligkeit, die seine Beine leisten konnte, herbeigelaufen zu der aufgeregten Menge.

Und noch während des Laufens schrie er ihnen unter heftigen Gestikulationen, so laut er konnte, die Worte zu:

»Ein Schiff!… Ein Schiff in Sicht!«

Sechstes Kapitel.

Frei.

Ein Schiff in Sicht!… Mit welcher Freude erfüllte dieser Anblick die Herzen der Verbannten! Der Aufruhr hatte sich augenblicklich, wie auf ein Zauberwort hin, gelegt und alles stürzte, einem reißenden Strom gleich, der Küste zu. Niemand dachte mehr an Zank und Streit. Man drückte und stieß sich schweigend. In wenigen Sekunden waren alle Emigranten an der Ostspitze der Insel versammelt, von wo aus man ein weites Stück offenes Meer überblicken konnte.

Harry Rhodes und Hartlepool hatten sich der allgemeinen Bewegung angeschlossen und blickten nicht ohne Erregung neugierig nach Süden; in der Tat zeichnete sich dort eine Rauchsäule vom Himmel ab und zeigte das Nahen eines Dampfers an. Der Körper des Schiffes war noch nicht zu erkennen, aber er mußte von Minute zu Minute mehr aus der Horizontlinie heraustreten. Nun war es schon möglich, seine ungefähre Größe auf vierhundert Tonnen abzuschätzen; die Farben der Flagge an der Mastspitze waren der großen Entfernung halber noch nicht zu erkennen.

Die Emigranten wechselten enttäuschte Blicke. Niemals konnte ein Fahrzeug mit so geringem Tonnengehalte alle auf einmal fortschaffen. Vielleicht war es nur ein gewöhnliches Frachtschiff und nicht das vom Gouverneur von Punta-Arenas versprochene Rettungsschiff.

Die Zweifel sollten bald aufgeklärt werden. Das Fahrzeug näherte sich zusehends. Bei Einbruch der Dunkelheit hatte es sich bis auf drei Meilen dem Lande genähert.

»Die chilenische Flagge, sagte der Kawdjer, als der Luftzug einen Augenblick lang das Fahnentuch ausbreitete, so daß sich die Farben erkennen ließen.

Und dreiviertel Stunden später hörte man in der Finsternis der inzwischen hereingebrochenen Nacht das Kreischen der Ketten in den Klüsen, das anzeigte, daß das Schiff Anker geworfen habe. Nun zerstreute sich die Menge, jeder kehrte in seine Behausung zurück, um das Ereignis zu besprechen.

Die Nacht verlief ohne Zwischenfall. In der Morgendämmerung erblickte man das Schiff in einer Entfernung von drei Kabellängen verankert. Der um seine Meinung befragte Hartlepool erklärte es für einen Avisodampfer der chilenischen Kriegsmarine.

Hartlepool irrte sich nicht. Es war ein Avisoschiff aus Chile, dessen Kommandant sich um acht Uhr morgens ans Land rudern ließ.

Angsterfüllte Gesichter umringten und eine Flut von Fragen überschüttete ihn. Warum hatte man ein so kleines Schiff geschickt? Wann würde man sie endlich erlösen kommen? Oder hatte man vielleicht die Absicht, sie auf dieser Insel sterben zu lassen. Der Kommandant kam gar nicht zum Sprechen.

Zunächst ließ er den Fragenansturm ruhig über sich ergehen, bis ein momentaner Stillstand eintrat, und als endlich die Menge mit großer Mühe zum Schweigen gebracht war, nahm er das Wort mit lauter, überall vernehmbarer Stimme.

Zunächst sprach er beruhigend auf seine Zuhörer ein. Sie könnten der Fürsorge Chiles ruhig vertrauen. Die Gegenwart des Avisodampfers war doch der Beweis, daß man nicht daran dachte, sie zu vergessen.

Er erklärte darauf, daß die Regierung ihre besonderen Gründe gehabt habe, anstatt des versprochenen großen Transportschiffes einen kleinen Kriegsdampfer zu senden; sie wolle den Emigranten zunächst einen Vorschlag unterbreiten, der gewiß ihren Beifall finden werde, einen eigentümlichen, unerwarteten Vorschlag, den er ihnen ohne weitere Umschweife vorlegen wolle.

Für den Leser aber dürfte eine kleine Abschweifung nicht ganz überflüssig sein, damit er den Ideengang des Gouverneurs von Chile richtig beurteilen könne. Bei der Verwaltung des westlichen und südlichen Teiles des Magalhães-Archipels, den ihm der Vertrag vom 17. Januar 1881 zugesprochen hatte, wollte Chile ein Meisterstück liefern, indem es aus dem Schiffbruch des »Jonathan«

und der Anwesenheit einiger hundert Menschen auf der Insel Hoste Nutzen zog.

Dieser Vertrag hatte ja nur theoretische Rechtsansprüche geteilt. Argentina hatte gewiß nichts mehr zu fordern außer der Staateninsel, dem Abschnitt Patagoniens und den ihm zugesprochenen Teilen des Feuerlandes. Auf seinem Gebiete konnte sich Chile in voller Freiheit bewegen und über seine Interessen nach Gutdünken wachen. Aber es genügt nicht, von einem Lande Besitz zu ergreifen und andere mächtige Nationen abzuhalten, sich darauf festzusetzen.

Notwendig ist vielmehr, aus dem Lande Nutzen zu ziehen durch Ausbeutung der verborgenen mineralischen und vegetabilischen Schätze. Notwendig ist, das Land durch Handel und Industrie zu bereichern, Ansiedler herbeizuziehen, falls es unbevölkert ist. Mit einem Worte – es muß kolonisiert werden. Das Beispiel, das das stetig anwachsende, aufblühende Punta-Arenas an der Küste der Magalhães-Straße bot, ermutigte die Republik Chile zu einem ähnlichen Versuche. Es galt, die Aufmerksamkeit der Auswanderer auf den Magalhães-Archipel zu lenken.

Diese fruchtbare Region mußte belebt werden, nachdem sie bis jetzt nur von wenigen indolenten Indianerstämmen bevölkert war.

Der glückliche Zufall hatte nun auf der Küste der inmitten eines Labyrinthes von Wasserstraßen gelegenen Insel Hoste ein großes Schiff scheitern lassen; mehr als tausend allen möglichen Nationalitäten angehörige Emigranten, meist ehemalige Großstadtbewohner, welche in der Heimat unmöglich geworden waren, hatten sich darauf flüchten müssen.

Die chilenische Regierung sagte sich mit vollem Rechte, daß sich ihr hier eine unerwartet günstige Gelegenheit bot, aus den Schiffbrüchigen des »Jonathan« Kolonisten der Insel Hoste zu machen. Aus diesem Grunde hatte sie jetzt kein großes Transportschiff gesandt, sondern nur den kleinen Avisodampfer, dessen Kommandant bevollmächtigt war, alle diesbezüglichen Vorschläge den Interessenten zu unterbreiten und alle Verhandlungen mit ihnen zum Abschluß zu bringen. Diese Vorschläge kamen ganz unerwartet und waren sehr günstiger, verlockender Natur: die Republik Chile gedachte sich der Insel Hoste ganz und gar zu entäußern, zugunsten der Schiffbrüchigen des »Jonathan«, welche nach Belieben und Gutdünken darüber verfügen sollten, und zwar nicht auf absehbare Zeit hin, sondern als unbestreitbares, unentreißbares Eigentum für alle Zeiten, ohne allen Vorbehalt, ohne jede Bedingung.

Nichts konnte klarer und deutlicher sein, als dieser Vorschlag, und man kann ruhig hinzufügen – nichts konnte geschickter ausgedacht sein Indem Chile auf die Insel Hoste verzichtete, um sie einer raschen Bewertung zuzuführen, zog es

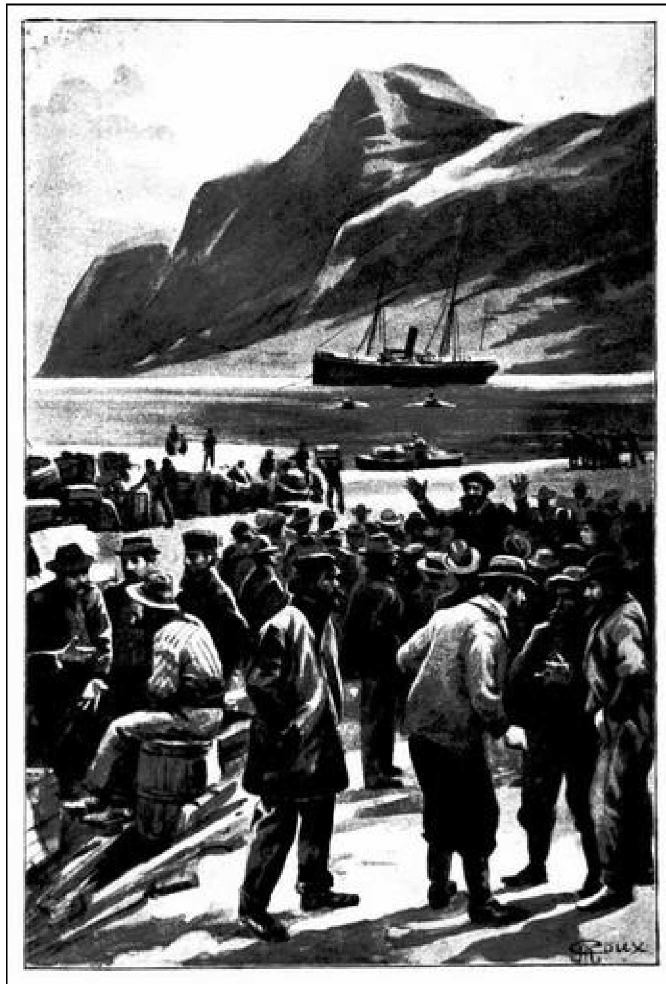
das Augenmerk der anderen Auswanderer auf die übrigen Inseln, Clarence, Dawson, Navarin, Hermite, die unter seiner Herrschaft verblieben. Wenn die neue Kolonie gedieh, was man mit aller Bestimmtheit erwarten konnte, würden die Leute das Klima des Magalhães-Archipels nicht mehr fürchten, die reichen Produkte der Landwirtschaft, die mineralischen Reichtümer würden bekannt werden: Es konnte nicht länger verborgen bleiben, daß die üppigen Weideplätze des Archipels, der Reichtum des Meeres an Fischen der Schöpfung großartiger Unternehmungen äußerst günstig waren und die Küstenfahrt würde dadurch einen ungeahnten Aufschwung erleben!

Welch herrlicher Zukunft ging nicht Punta-Arenas entgegen! Es war Freihafen, kannte kein langweiliges Zollverfahren und nahm alle Schiffe beider Kontinente gastfreundlich auf. Durch die Gründung dieser Kolonie hatte man sich eigentlich der Herrschaft über die Magalhães-Straße versichert.

Es mußte für die Regierung von größter Wichtigkeit sein, in dem südlichen Teil des Archipels einen ähnlichen Erfolg zu erringen. Um dieses Ziel leichter und sicherer erreichen zu können, war die Regierung in Santiago, durch spitzfindig seine, politische Berechnungen geleitet, zu dem Entschlusse gelangt, die Insel Hoste ihren größeren und versteckten Zielen zu opfern: das Opfer war übrigens mehr scheinbar als wirklich, denn die Insel war ja ganz unkultiviert. Nicht nur daß sie keine Entschädigung verlangte, sie gab die Insel vollkommen auf, überließ dieselbe als unantastbares Eigentum den Emigranten, sicherte ihnen vollkommene Autonomie zu und strich sie aus der Liste ihrer Besitzungen. Es sollte der einzige Teil des Magalhães-Archipels sein, der sich vollständiger Unabhängigkeit erfreuen würde. Jetzt handelte es sich darum, ob die Passagiere des »Jonathan« sich mit dem Angebot einverstanden erklärten, ob sie einwilligen würden, ihre Konzession an der afrikanischen Küste gegen die Insel Hoste umzutauschen.

Die Regierung wollte die Angelegenheit so bald als möglich erledigt sehen. Das Avisoschiff hatte den Vorschlag hin-und die Antwort zurückzubringen. Der Kommandant war mit unumschränkter Vollmacht des Handelns ausgestattet und hatte mit den Vertretern der Emigranten den Vertrag abzuschließen. Seine Weisungen lauteten dahin, keinesfalls länger als höchstens vierzehn Tage vor der Insel vor Anker zu bleiben. Nach Ablauf dieser Frist hatte er heimzukehren, ob der Vertrag unterzeichnet war oder nicht.

Wenn die Antwort bejahend ausfallen sollte, so wurde der neuen Republik sofort der Besitz der Insel zugesichert und sie konnte jederzeit diejenige Flagge hissen, die sie wählen würde.



Nach langen Beratungen war es klar geworden… (S. 175.)

Im entgegengesetzten Falle, sollten die Auswanderer sich gegen das Projekt erklären, dann würde die Regierung über kurz oder lang Mittel und Wege finden, sie ihrer Heimat zuführen zu lassen. Selbstverständlich konnte das kleine Avisoschiff von so geringem Tonnengehalt sie nicht fortbringen, nicht einmal bis Punta-Arenas. Man wollte die »Gesellschaft für Kolonisation« ersuchen, ein Hilfsschiff zur Verfügung zu stellen, dessen Ankunft eben abgewartet werden mußte. Einige Wochen würden noch vergehen, ehe die Emigranten die Insel verlassen konnten.

Wie leicht zu erraten ist, hatte der Vorschlag der Regierung von Santiago eine ungeheuere Aufregung zur Folge.

Das hatte man nicht erwartet! Die Emigranten waren unfähig, in einer so wichtigen Sache sofort eine endgültige Entscheidung zu treffen: erst blickten sie

sich gegenseitig in ungläubigem Staunen an, dann flogen alle Gedanken demjenigen zu, den man für den einzig geeigneten Mann hielt, im Sinne des gemeinsamen Interesses die rechte Entscheidung zu fällen. Mit einer fast gleichzeitigen Bewegung – die ihre dankbaren Gefühle, ihren Scharfsinn und – ihre Schwäche deutlich verriet – blickten sie nach Westen, das heißt dorthin, wo an der Flußmündung sich die Wel-kiej in ihrer Bucht schaukeln mußte.

Aber die Wel-kiej war verschwunden; so weit die Blicke trugen – der Horizont war leer, auf dem Wasser war sie nicht zu erblicken.

Zuerst waren die Leute wie erstarrt. Dann kam mit einem Male Bewegung in die Menge. Man sprach durcheinander, beugte sich vor, ragte sich auf, fragte und suchte, alles in der Hoffnung, denjenigen zu entdecken, zu dem alle ihre Zuflucht zu nehmen gewohnt waren. Aber bald wurde es allen klar: der Kawdjer war verschwunden und Karroly und Halg mit ihm.

Alles war fassungslos. Es war diesen unselbständigen Leuten so zur Gewohnheit geworden, den Kawdjer für sich denken und entscheiden zu lassen; sie waren seiner Uneigennützigkeit und scharfen Urteilskraft ja vollständig sicher. Und jetzt gerade hatte er sie verlassen, in diesem Augenblick, wo es sich um die Entscheidung ihres ganzen ferneren Lebens handelte! Sein Verschwinden hatte die gleiche Wirkung zur Folge als das Erscheinen des Schiffes in den Gewässern der Insel Hoste.

Auch Harry Rhodes war sehr traurig, obwohl aus anderen Gründen Er hätte es ganz selbstverständlich gefunden, wenn der Kawdjer die Insel Hoste an dem Tage des Scheidens der Emigranten verlassen haben würde – aber warum hatte er den Tag nicht abgewartet. Man zerreißt doch nicht so plötzlich die Bande einer aufrichtigen Freundschaft, man scheidet doch nicht ohne Abschied, ohne sich Lebewohl gesagt zu haben!

Diese unvorhergesehene Abreise sah einer Flucht zum Verwechseln ähnlich. Sollte die Ankunft des chilenischen Schiffes der Grund der Handlungsweise des Kawdjer sein?…

Alle Vermutungen hatten ein Anrecht auf Wahrscheinlichkeit, um so mehr, wenn man die von einem geheimnisvollen Nimbus umgebene Lebensführung des Kawdjer in Betracht zog, dessen Abstammung sogar ein Rätsel geblieben war.

Die Abwesenheit ihres gewöhnlichen Ratgebers zu einer Zeit, wo seine Meinung besonders maßgebend gewesen wäre, verwirrte die Emigranten aufs höchste. Die Menge verteilte sich langsam und der Kommandant des Avisoschiffes blieb fast ganz allein zurück. Eine kleine Gruppe nach der anderen

zog sich bescheiden zurück, um ja nicht in die Lage zu kommen, zu irgendeiner Entscheidung gezwungen zu werden. Nur verstohlen besprach man seine Eindrücke und tauschte leise seine Meinung über des Kommandanten erstaunliches Anerbieten aus. –

Während acht Tagen blieb die Angelegenheit ausschließliches Gesprächsthema. Die Leute konnten sich noch immer nicht von ihrem Staunen erholen. Der Vorschlag schien ja so unmöglich, unfaßbar, daß viele Emigranten sich nicht entschließen konnten, ihn ernst zu nehmen. Harry Rhodes wurde von seinen Gefährten gebeten, mit dem Kommandanten nochmals Rücksprache zu nehmen, ihn um einige Erklärungen zu ersuchen; selbst die Vollmacht, in deren Besitze er war, wurde genau auf ihre Echtheit geprüft und immer wieder mußte er wiederholen, daß die Unabhängigkeit der Insel Hoste von der Republik Chile anerkannt werden würde.

Der Kommandant tat sein Möglichstes, um die Emigranten zu überzeugen. Er setzte ihnen selbst die Gründe auseinander, welche die Republik zu einer derartigen Handlungsweise bewogen hatten, und wie vorteilhaft es anderseits für die Emigranten wäre, sich in einem Lande niederzulassen, dessen Besitz ihnen für alle Zeit zugesichert sei. Er verwies auf das stete Emporblühen von Punta-Arenas und fügte schließlich noch hinzu, daß es im Interesse Chiles liegen würde, die neue Kolonie anderweitig zu unterstützen.

»Die Schenkungsurkunde liegt bereit, sagte der Kommandant, es fehlen nur noch die Unterschriften.

– Wessen Unterschriften? fragte Harry Rhodes.

– Jene der von den Emigranten nach einer allgemeinen Beratung freiwillig gewählten Abgeordneten.«

Das war in der Tat die beste Möglichkeit, zu einem Entschlusse zu gelangen. Später, wenn es sich um die Organisation der neuen Kolonie handeln würde, konnte man oder auch nicht – wie man dann eben wollte, einen einzelnen Mann mit der Leitung des jungen Staates betrauen. In aller Ruhe und Freiheit konnte sie dann eine Regierungsform wählen, welche ihr die beste erschien, und Chile hatte sich in keiner Form einzumengen. Damit man später nicht über die Folgen dieses Vorschlages erstaunt sei, wäre es gut, sich von der aktuellen Lage ein genaues Bild zu schaffen.

Welcher Art waren denn die Passagiere, welche der »Jonathan« in San Francisco an Bord genommen hatte und nach der Delagoa-Bai bringen wollte? – Unglückliche Menschen, welche durch Existenzsorgen zur Auswanderung gezwungen worden waren. Welchen Unterschied bildete es für sie, sich da oder

dort anzusiedeln, wenn nur ihre Zukunft gesichert war und die Lebensbedingungen einigermaßen günstige waren.

Seitdem sie die Insel Hoste bewohnten, war ein Winter bereits verstrichen. Sie hatten Gelegenheit gehabt, aus eigener Erfahrung zu konstatieren, daß die Kälte sehr gut zu ertragen war und sahen jetzt, daß sich die schöne Jahreszeit mit einer Frühreife und Üppigkeit der Vegetation einstellte, die man selbst in Gegenden, die dem Äquator näherlagen, nicht immer antraf.

Was die sichere Lage anbelangte, so fiel der Vergleich entschieden zum Nachteil der Delagoa-Bai aus, in deren Nachbarschaft die Engländer und der Oranje-Freistaat lagen und die von umherschweifenden wilden Kaffernstämmen beunruhigt wurde.

Wahrhaftig, die Emigranten hätten ob all dieser Umstände vor ihrer Einschiffung Erkundigungen einziehen sollen; jetzt erst sahen sie die Wichtigkeit dieser Nebenumstände ein, wo sich ihnen eine Gelegenheit bot, in einer vereinsamt daliegenden Gegend ihre bleibende Wohnstätte zu gründen, ganz außer dem Bereiche jeder feindlichen Nachbarschaft.

Anderseits hatte die »Gesellschaft für Kolonisation« die Konzession in Südafrika nur für eine bestimmte Zeit erhalten und die portugiesische Regierung trat keines ihrer Rechte zugunsten der Kolonisten ab.

Hier im Magalhães-Archipel genossen sie die unbeschränkteste Freiheit, ja, mehr noch, die Insel Hoste, ihr Eigentum, würde den Rang eines jeden anderen souveränen Staates einnehmen.

Ferner waren noch zwei Punkte in Betracht zu ziehen: Durch das Verweilen auf der Insel Hoste ersparte man sich eine neuerliche Reise und setzte sich ihren Eventualitäten nicht aus, und dann hatte die chilenische Regierung versprochen, sich um das Ergehen der Kolonie zu bekümmern. Man konnte auf ihren Beistand zählen. Mit Punta-Arenas würden regelmäßige Verbindungen angeknüpft werden. Handelsstationen würden längs der Küste der Magalhães-Straße und an anderen Punkten des Archipels gegründet werden. Man konnte vielleicht mit den Falklands-Inseln Beziehungen anknüpfen und die Republik Argentina würde wohl auch ihren Länderbesitz auf dem Feuerlande nicht sich selbst überlassen, in absehbarer Zeit würden auch dort Niederlassungen entstehen, Rivalen von Punta-Arenas, und das Feuerland würde seine argentinische Hauptstadt bekommen, wie die Halbinsel Brunswick ihre chilenische Hauptstadt besitzt.[1]

Alle diese Gründe sprachen für das Bleiben auf der Insel und überwogen alle gegnerischen Meinungen.

Nach langen Beratungen war es klar geworden, daß die Mehrzahl der

Emigranten für die Annahme des Vorschlages der chilenischen Regierung stimmte. Wie bedauerten sie aufs neue die Abwesenheit des Kawdjer, jetzt, wo sein Urteil so gewichtig in die Wagschale gefallen, sein Rat so geschätzt worden wäre. Niemand war mehr geeignet als er, die beste Lösung zu finden. Wahrscheinlich hätte auch er die Annahme eines Projektes befürwortet, das einer der elf großen Inseln des Magalhães-Archipels die Unabhängigkeit sicherte. Harry Rhodes bezweifelte nicht, daß der Kawdjer in diesem Sinne mit allem Nachdruck und jener Autorität, zu der ihn die vielen erwiesenen Dienste berechtigt hatten, für den Vorschlag der Regierung eingetreten wäre.

Er mußte ja für diese Lösung stimmen und war in diesem Falle – das Phänomen wiederholte sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald wieder – derselben Meinung wie Ferdinand Beauval. Der Sozialistenführer machte lebhaft Propaganda für das Bleiben auf der Insel. Was erhoffte er davon? Träumte er von einer praktischen Durchführung seiner Lehrsätze? Vor sich hatte er ein auf niederer Bildungsstufe stehendes Volk, das – wie in den ersten Zeitaltern der Erde – unzerteilbare Ländereien sein eigen nannte, auf die niemand ein persönliches Besitzrecht geltend machen konnte, auch auf die kleinste Parzelle nicht; welch wundersames Vorkommnis war dies! Welch herrliches Operationsfeld, um den Versuch einer Aufstellung der Herrschaft des Kollektivismus, vielleicht sogar des streng durchgeführten Kommunismus zu machen.

Ferdinand Beauval war nun in seinem Element! Von dem einen wanderte er zum anderen und suchte ihn unermüdlich zu seiner Auffassung zu bekehren. Und welchen Überfluß an Beredsamkeit er dabei entwickelte!

Endlich wurde zur Abstimmung geschritten. Die von der chilenischen Regierung bewilligte Entscheidungsfrist nahte ihrem Ende und der Kommandant des Avisoschiffes drängte zum Abschluß. Wenn er am bestimmten Tage, dem 30. Oktober, unverrichteter Dinge abreiste, würde Chile für immer seine Eigentumsrechte über die Insel Hoste bewahren.

Am 26. Oktober wurde eine Generalversammlung einberufen. Alle großjährigen Emigranten nahmen an der endgültigen Beratung teil, achthundertvierundzwanzig an der Zahl – der Rest der Auswanderer, Frauen, Kinder und junge Leute unter einundzwanzig Jahren, waren davon ausgeschlossen, desgleichen die Abwesenden, die Repräsentanten der Familien Gordon, Rivière, Ivanoff und Gimelli. Das Resultat der Beratung ergab siebenhundertzweiundneunzig Stimmen zugunsten des Vorschlages, also eine überwiegende, alles überwindende Majorität. Nur zweiunddreißig sprachen dagegen, welche dem ersten Projekt treu bleiben und an die Delagoa-Bai gehen

wollten. Aber schließlich ließen auch sie sich von den übrigen zu ihrer Meinung umstimmen.

Nun wurde zur Wahl dreier Abgeordneter geschritten. Bei dieser Gelegenheit hatte Ferdinand Beauval einen glänzenden Sieg zu verzeichnen. Endlich einmal waren seine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt, jetzt wartete seiner ein Ehrenamt! Er wurde von den Emigranten gewählt, aber diese waren instinktiv so klug und vorsichtig gewesen, ihm Harry Rhodes und Hartlepool zur Seite zu stellen.

Der Vertrag wurde noch am gleichen Tage von den Delegierten einerseits und dem Kommandanten, welcher in Vertretung seiner Regierung handelte, anderseits unterzeichnet. Er war in einfachen, klaren Sätzen abgefaßt, bestand nur aus wenigen Zeilen und schloß jede Zweideutigkeit aus.

Sofort wurde die hostelische Flagge – weißrot – am Strande gehißt, die das Avisoschiff mit einundzwanzig Kanonenschüssen begrüßte. Die zum ersten Mal gehißte Flagge entfaltete sich langsam und feierlich, flatterte froh durch die Lüfte und verkündete der Welt das frohe, freudige Ereignis der Geburt eines freien Landes.

Fußnoten

1 Diese Vermutung ist tatsächlich eingetroffen, am Beagle-Kanal findet sich jetzt die argentinische Stadt Usheia.

Siebentes Kapitel.

Die erste Kindheit eines Volkes.

In den ersten Morgenstunden des nächsten Tages verließ der Avisodampfer seinen Ankerplatz vor der Insel Hoste und war schon nach wenigen Augenblicken hinter der Felsspitze des Vorgebirges verschwunden. Er führte zehn der fünfzehn am Leben gebliebenen Matrosen der Besatzung des »Jonathan« mit sich fort. Die fünf anderen – unter ihnen Kennedy – hatten mit dem Hochbootsmann Hartlepool und dem Koch Sirdey vorgezogen, auf der Insel als Kolonisten zu verbleiben.

Gleiche Beweggründe hatten Kennedy und Sirdey bestimmt, diesen Entschluß zu fassen. Alle beide waren bei den Schiffskapitänen sehr schlecht angeschrieben, daher wäre es ihnen nicht leicht gewesen, einen neuen Dienst zu finden; auch hofften sie hier ein angenehmeres und wenigstens im Anfang unabhängigeres Leben führen zu können in diesen sich erst langsam entwickelnden Verhältnissen, ohne Gesetze für längere Zeit und dann ohne strikte Durchführung derselben. Ihre zurückgebliebenen Kameraden waren brave, energische und ernste Leute, deren jeder, wie Hartlepool selbst, in dem neuen Staate eine selbständige Stellung einzunehmen hoffte, jeder sein eigener Herr sein wollte, indem er vom wetterfesten Seemann ein einfacher Fischer wurde.

Die Verwirklichung oder das Scheitern ihres Planes mußte größtenteils von der Art der Verwaltung der Insel abhängen. Wenn ein Staat gut regiert ist, können die Bürger durch ihrer Hände Arbeit reich werden. Im Gegenteil wird aller Fleiß unfruchtbar bleiben, wenn man an leitender Stelle nicht die richtigen Maßnahmen zu entdecken und anzuwenden weiß, um der Arbeit des einzelnen den nötigen Halt und die rechte Unterstützung angedeihen zu lassen. Die Organisation der Kolonie war demnach von größter Wichtigkeit.

Aber vorläufig beunruhigte diese hochwichtige Lebensfrage die Hostelianer (diesen Namen hatten sie in einstimmigem Einverständnis angenommen) noch nicht Sie dachten nur daran, sich ihres Lebens zu freuen. Das Zauberwort »Freiheit« hatte sie berauscht. Sie schwelgten in ihrem Entzücken darin wie große Kinder, ohne den Versuch zu machen, in den tieferen Sinn des Wortes einzudringen, ohne zu bedenken, daß das Wort eine Wissenschaft bedeutet, welche studiert sein will und daß derjenige, welcher in Freiheit leben will, vorher gelernt haben muß zu leben.

Das Avisoschiff war noch nicht aus dem Gesichtskreis verschwunden, als die früher von den feindseligsten Gefühlen erregte Menge sich gegenseitig freudigst beglückwünschte. Es schien, als wäre man mit einer besonders schwierigen, wichtigen Aufgabe glücklich zu Ende gekommen. Und doch war das Werk erst im Entstehen begriffen!

Jedes freudige Ereignis wird durch besondere Festlichkeiten gefeiert. Auch hier wurde einstimmig beschlossen, für diesen Tag ein Festmahl zu richten, und während die Frauen sich an den Herd zu ihren Kochtöpfen begaben, richteten die Männer ihre Schritte nach dem Aufbewahrungsort der Vorräte des »Jonathan«. Selbstredend wurde die einstige Schiffsladung seit der Unabhängigkeitserklärung der Insel nicht mehr bewacht. Die Umstände hatten die rechtlosen Schiffbrüchigen zum Rang einer Nation erhoben, außer ihr selbst war niemand berechtigt, in die Ausübung ihrer Herrschergewalt einzugreifen. Wer hätte auch den Wachtdienst antreten sollen, da die große Hälfte der Matrosen sich an Bord des Avisodampfers befand? Ein Faß wurde in fröhlichster Laune angestochen, doch als man zur Verteilung des Getränkes schreiten wollte, kam einigen besonders schlauen Köpfen eine bessere Idee. Eigentlich war alles gemeinsames Eigentum – warum sollte nicht gleich der ganze Vorrat bis auf den letzten Tropfen verteilt werden? Der schüchterne Widerspruch einiger klüger Denkender wurde überstimmt und der Antrag begeistert angenommen. Nachdem die existierende Alkoholmenge oberflächlich geschätzt worden war, kam man überein, daß jeder erwachsene Mann einen vollen, die Frauen und Kinder je einen halben Teil erhalten sollten. Der Beschluß wurde sogleich ins Werk gesetzt, die Familienväter erhielten den ihnen gebührenden Anteil unter fröhlichen Spässen und Scherzworten.

Am Abend erreichte das Fest seinen Höhepunkt. Alle Feindseligkeiten waren vergessen, begraben. Die verschiedenen Nationalitäten schienen in eine zu verschmelzen, man fühlte sich als Brüder; später wurde selbst ein Ball in Szene gesetzt; beim Klange einer gutwilligen Ziehharmonika drehten sich die Paare im Kreise der Zecher.

Unter diesen war natürlich Lazare Ceroni zu finden. Schon um sechs Uhr abends trugen ihn seine Füße nicht mehr sicher und um zehn Uhr trank er noch immer. Da war ein trauriger Abschluß des Festtages für Tullia und Graziella vorherzusehen.

Gleichzeitig vertilgte ein anderer, abseits von den anderen, in einem finsteren Winkel, den Rum in ganz unvernünftigen Quantitäten. Aber dieser fand in dem abscheulichen Gift momentan seine Seele wieder, die dasselbe Gift vernichtet hatte. Plötzlich ertönte die herrlichste Musik, so daß die Tanzenden in ihrer

Bewegung innehielten. Fritz Groß, der mit Alkohol gesättigt war, hatte seinen Genius wieder entdeckt.

Zwei Stunden lang spielte er ohne Unterbrechung, und indem er sich ganz von seiner Inspiration leiten ließ, improvisierte er die wundervollsten Weisen, während hunderte staunende Gesichter ihn umgaben, ihn ungläubig anstarrten, oft mit offenem Munde – als ob sie auf diese Weise die herrlichen Tonwellen besser in sich aufnehmen könnten, deren Quelle die Wundergeige des Künstlers war.

Von allen seinen Zuhörern lauschte mit der größten Aufmerksamkeit und Begeisterung ein Kind. Diese Töne von bisher nie geahnter Schönheit waren für Sand wie eine Offenbarung. Er hatte erst jetzt die Musik entdeckt und trat zitternd in das unbekannte Reich ein. Im Mittelpunkt des Kreises stand er dem Spieler gerade gegenüber, sah und hörte nur ihn, seine ganze Lebenskraft konzentrierte sich auf Augen und Ohren, die Seele war wie berauscht und zitterte vor tiefer innerlicher Erregung.

Welche Worte können das Malerische dieses Schauspieles wiedergeben? Am Boden kauert ein Mann, unförmlich durch seine kolossalen Körperdimensionen, zusammengebrochen, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit geschlossenen Augen, die nur in sein Inneres blicken – und er spielt; spielt, ohne abzusetzen, unermüdlich, hingebungsvoll bei der unsicheren Beleuchtung einer qualmenden Fackel, die seine Umrisse aus dem nächtlichen Schatten hervortreten läßt.

Vor dem Manne steht ein Kind im Paroxysmus höchsten Entzückens und um diese sonderbare Gruppe herum lauscht eine schweigsame, unsichtbare Menschenmenge, deren Gegenwart nur manchmal auf kurze Augenblicke bemerkbar wird, wenn die launige Brise die Fackeln heller auflodern läßt. Dann lassen die tanzenden Lichtstrahlen blitzschnell ein Auge, ein Ohr, eine Nase aus der Finsternis auftauchen, die eben so schnell von den Schatten verschlungen werden.

Und in weichen und doch mächtigen Wellen fließen die lieblichsten Weisen dahin und verlieren sich leise klagend im weiten Weltraum.

Gegen Mitternacht ließ der todmatte Fritz Groß den Bogen sinken und war sofort friedlich eingeschlafen, die Emigranten gingen langsam und andächtig in ihre Behausungen zurück.

Freilich hielt der flüchtige Eindruck nicht bis zum nächsten Morgen an; jetzt fühlten die Kolonisten wieder für derbere Vergnügungen Interesse. Das Schmausen und Trinken begann von neuem. Es war vorauszusehen, daß der Jubel so lange anhalten mußte, bis der letzte Tropfen Alkohol vertilgt war.

Während dieses lärmenden Treibens kam die Wel-kiej auf die Insel Hoste zurück, achtundvierzig Stunden nach der Abfahrt des Avisoschiffes. Niemand schien sich zu erinnern, daß sie seit zwei Wochen abwesend gewesen, und diejenigen, die sie an Bord trug, wurden so empfangen, als hätten sie niemals die Insel verlassen. Der Kawdjer konnte nicht begreifen, was vorging. Was bedeutete die unbekannte Flagge, die am Strande wehte, und der allgemeine Jubel, der die Emigranten beherrschte?

Harry Rhodes und Hartlepool setzten ihn mit wenigen Worten von den Ereignissen der letzten Tage in Kenntnis. Der Kawdjer hörte den Bericht sehr bewegt an. Seine Brust hob sich, als ob eine schwere Last von seinem Herzen gefallen sei, er atmete tief auf, die Luft schien ihm jetzt reiner, kräftiger und sein Angesicht strahlte wie verklärt. Es gab also doch noch freies Land im Magalhães-Archipel!

Aber er belohnte die ihm gemachten Mitteilungen nicht mit gleichem Vertrauen und sprach sich über die Gründe, die ihn bewogen hatten, während vierzehn Tagen die Insel zu meiden, nicht aus. Wozu auch? Hätte er es Harry Rhodes begreiflich machen können, warum er – treu seinem Entschluß, jede Beziehung zur zivilisierten Welt abzubrechen – fortgesegelt war, als er das Nahen des Avisoschiffes bemerkt hatte, das nach seiner Meinung Ordre hatte, die Autorität der chilenischen Regierung zu proklamieren, und warum er – in einer kleinen Bucht der Halbinsel Hardy verborgen – die Abfahrt des Dampfers abgewartet hatte, ehe er zum Lager zurückkehrte.

Seine Freunde waren überglücklich, ihn wieder zu sehen und quälten ihn nicht mit Fragen. Für Harry Rhodes und Hartlepool war seine bloße Gegenwart eine große Stütze. Das Bewußtsein, diesen Mann eiserner Energie zur Seite zu haben, mit seiner überlegenen Intelligenz und seinem freundlichen Wesen, gab ihnen das Vertrauen auf die Zukunft wieder zurück, das die Kinderei, die die anderen Gefährten an den Tag legten, bereits arg erschüttert hatte.

– Die Unglücklichen haben ihre Unabhängigkeit nur so aufgefaßt, sagte Harry Rhodes, als er mit seinem Bericht zu Ende war, daß sie das unbestreitbare Recht zu haben glauben, sich zu betrinken. Sie scheinen gar nicht daran zu denken, daß jetzt eine Organisation, eine Regierung notwendig wird.

– Bah! erwiderte der Kawdjer nachsichtig. Sie sollen auch ein paar gute Tage haben. Ihr Leben war ohnedies so freudenarm. Diese Überschwenglichkeit wird nicht lange andauern, sie werden von selbst den Ernst des Lebens wieder erfassen. Was die Einsetzung einer Regierung betrifft, so gestehe ich, daß ich die Notwendigkeit einer solchen nicht einsehe.

– Aber es muß sich doch jemand darum bekümmern, warf Harry Rhodes ein, daß hier Ordnung geschafft wird.

– Lassen Sie nur den Dingen ihren Lauf, antwortete der Kawdjer; die Ordnung wird sich von selbst wieder einstellen.

– Wenn ich aber an die jüngste Vergangenheit zurückdenke…

– Die Vergangenheit ist nicht die Gegenwart, unterbrach ihn der Kawdjer. Gestern fühlten sich unsere Gefährten noch als Bürger Amerikas oder Europas. Jetzt sind sie freie Hostelianer. Das ist ein gewaltiger Unterschied!

– Ihre Ansicht wäre also…?

– Sie auf der Insel Hoste, die ihnen gehört, ruhig leben zu lassen. Gesetze gibt es hier nicht, das ist ein großes Glück. Sie sollen sich nur hüten, sie zu erschaffen. Was sollten Gesetze auch bezwecken? Ich bin überzeugt, daß es im Wesen der menschlichen Natur liegt, Konflikte mit seinesgleichen zu vermeiden. Ohne die vielen Vorurteile, die durch jahrhundertelange Sklaverei gezeitigten Ideen würde man sich viel besser einrichten. Die Welt steht den Menschen offen. Sie sollen mit vollen Händen aus ihr schöpfen, sich in brüderlicher Eintracht an den reichen Schätzen erfreuen. Warum das Leben in Regeln zwängen wollen?«

Harry Rhodes schien nicht sehr überzeugt von dieser optimistischen Ansicht. Aber er schwieg dazu.

Hartlepool ergriff das Wort:

»Bis die Schwelger andere Beweise ihrer brüderlichen Gesinnung gegeben haben als beim Essen, behalten wir aber die Waffen und die Munition in Verwahrung.«

Dank der Fürsorge der »Gesellschaft für Kolonisation« enthielt die Ladung des »Jonathan« auch einen Waffenvorrat; sechzig Gewehre, einige Pulverfässer, Kugeln, Blei und Patronen, damit die Emigranten die wilden Tiere jagen und sich nötigenfalls gegen die Angriffe ihrer Nachbarn in der Delagoa-Bai verteidigen könnten. Niemand erinnerte sich an dieses Kriegsmaterial; niemand – außer Hartlepool. Er hatte sich die allgemeine Unordnung und Verwirrung zunutze gemacht und es vorsichtigerweise in Sicherheit gebracht.

Vielleicht wäre er um ein passendes Versteck in Verlegenheit gewesen, hätte ihm nicht Dick die Existenz der unterirdischen Grotten verraten, die die Ostspitze der Insel unterminierten. Von Harry Rhodes und den beiden Schiffsjungen unterstützt, hatte er, während der ersten von den Emigranten durchtollten Nacht Waffen und Munition in die hochgelegene Grotte geschafft, wo sie tief eingegraben wurden. Erst jetzt fühlte sich Hartlepool beruhigt. Der

Kawdjer war mit seiner Klugheit und Vorsicht einverstanden.

»Sie haben recht getan, Hartlepool, belobte er den gewesenen Hochbootsmann. Im Laufe der Zeit werden wir ja sehen; aber in dieser Gegend brauchen unsere Gefährten wirklich keine Feuerwaffen.

– Sie haben auch keine, behauptete Hartlepool, an Bord des »Jonathan« wurden die Vorschriften genau eingehalten. Die Emigranten sowohl als auch deren Gepäck wurden bei der Einschiffung genau durchsucht und alle Schußwaffen sind mit Beschlag belegt worden. Es gibt keine Feuerwaffe auf der Insel, außer denen, die wir versteckt haben, und die wird niemand finden. Folglich…«

Hartlepool brach plötzlich seine Rede ab. Er schien bestürzt zu sein.

»Tausend Teufel!… rief er aus. Es gibt doch noch andere Gewehre. Wir haben ja nur achtundvierzig anstatt der eingeschifften sechzig gefunden. – Aber da fällt mir ein: die zwölf fehlenden sind von Rivière, Gordon, Gimelli und Ivanoff mitgenommen worden. Zum Glück sind dies gesetzte, vernünftige Leute, von denen nichts zu fürchten ist.

– Es gibt noch andere Gefahren, außer den Schußwaffen, bemerkte Harry Rhodes. Zum Beispiel den Alkohol! Jetzt ist man ja gut Freund, aber das wird nicht immer so bleiben. Lazare Ceroni hat sich wieder schön aufgeführt. Ich habe in Ihrer Abwesenheit Ordnung schaffen müssen. Ich glaube, ohne meine und Hartlepools Dazwischenkunft hätte er diesmal seine Frau umgebracht.

– Dieser Mensch ist ein wahres Ungeheuer, sagte der Kawdjer.

– Nicht mehr und nicht weniger als alle Trunkenbolde… Jedenfalls ist es ein Glück für die beiden Frauen, daß Halg wieder da ist… Wie geht es eigentlich unserem jungen Wilden?

– So gut, wie es einem jungen Mann in seiner Geistesverfassung gehen kann. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß er mich und seinen Vater nicht sehr freudigen Herzens begleitet hat. Ich mußte meine ganze Autorität einsetzen und ihm mein Wort geben, daß wir hierher zurückkehren würden. Da die Familie Ceroni auf der Insel Hoste bleibt, erleichtert dies die Sache sehr. Ein Hindernis bilden nur die bösen Gewohnheiten Lazares. Es ist zu hoffen, daß er sich bessert, sobald sein Alkoholvorrat erschöpft sein wird.«

Halg hatte indessen – ahnungslos, daß das Gespräch sich um seine Person drehte – seinen Vater als Wache bei der Wel-kiej zurückgelassen und sich beeilt, Graziella zu begrüßen. Wie groß war die beiderseitige Freude, sich nach der langen Trennung wiederzusehen. Aber bald wich die Freude großer Traurigkeit.

Graziella erzählte dem jungen Indianer die neuerlichen Verirrungen ihres Vaters und die bösen Zeiten, die ihre Mutter und sie durchgemacht hatten. Zu allem Elend kamen noch die hinterlistigen Annäherungsversuche Pattersons und die brutale Verfolgung von seiten Sirks. Sie konnte auch nicht einen Schritt außer Haus gehen, ohne sich den Frechheiten dieses rohen Menschen auszusetzen. Halg hörte sie an, bebend vor innerlicher Entrüstung.

In einem Winkel der Hütte verschlief Lazare Ceroni seinen letzten Rausch unter lautem Schnarchen. Es war umsonst, sich Illusionen hingeben zu wollen. Kaum erwacht, wurde er abermals eine Beute seines Lasters, mischte sich neuerdings unter die Zechenden, welche in einem nicht enden wollenden Festjubel schwelgten.

Aber schon änderte diese Feststimmung ihren Charakter. Die Aufregung zeigte nicht mehr den unschuldigen, kindlichen Charakter des ersten Tages. Der Alkohol waltete seines Amtes; viele Gesichter trugen bereits einen bösartigen Ausdruck zur Schau. Die Depression, die jeder Rausch nach sich zurückließ, ließ sich nur durch stets größere Dosen bannen und den anfänglichen leichten berauschenden Wirkungen folgte bald ein schwerer betäubender Rausch; wurde dann die Ration noch vergrößert, dann war das Stadium der Raserei erreicht.

Einige fühlten die Gefahr und zogen sich zurück. Alsogleich trat der gesunde Menschenverstand in seine Rechte und sie dachten über ihre Existenz auf der Insel Hoste ernstlich nach.

Es war ein schwieriges, aber nicht unlösliches Problem. Dank ihrer Flächenausdehnung von zweihundert Quadratkilometern, ihres größtenteils anbaufähigen Bodens, ihrer Wälder und Weideplätze, hätte die Insel leicht eine bedeutend größere Menschenanzahl ernähren können; aber dann durfte man nicht für ewige Zeiten festgebannt an der Scotchwell-Bai sitzen bleiben, sondern mußte sich über das Binnenland zerstreuen. Die notwendigen Ackergeräte waren in genügender Anzahl mitgenommen, auch Samen gab es übergenug und alles zur Gründung einer Landwirtschaft notwendige Material war vorhanden. Auch war die Mehrzahl der Emigranten mit der Feldarbeit wohlvertraut. Was wäre für sie natürlicher gewesen, als sich in dem neuen Vaterland in dieser Richtung zu beschäftigen, so wie sie es in der alten Heimat getan.

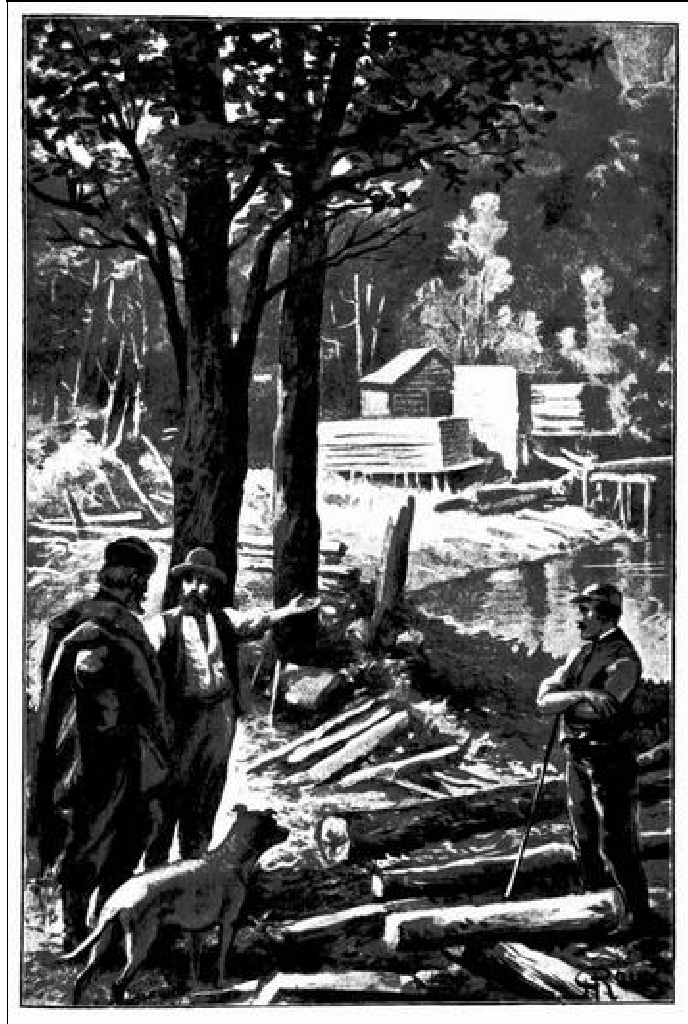
Freilich waren die Haustiere in ungenügender Anzahl vertreten, aber durch die Bemühung der chilenischen Regierung sollten dieselben aus Patagonien, den argentinischen Pampas, der ausgedehnten Ebene des Feuerlands und auch von den Falklands Inseln eintreffen; die letzteren waren durch ihre auf hoher Stufe stehende Schafzucht berühmt. Im Prinzip war alles einem guten Erfolg dieses

ersten Kolonisationsversuches günstig, aber die Ansiedler mußten sich eben tapfer rühren, um etwas zu erreichen.

Eine kleine Anzahl der Emigranten hatte eingesehen, wie nötig die augenblickliche Inangriffnahme der Arbeit seit der Unabhängigkeitserklärung war. Diese wenigen – unter ihnen Patterson – waren nach der Verteilung des Alkohols zu den Vorräten zurückgekehrt, wo jeder unter den zur allgemeinen Verfügung stehenden Dingen eine wohlüberlegte Wahl traf, jeder mit Rücksicht auf das Projekt, das er auszuführen gedachte, für das er sich entschieden hatte: der eine für Anbau, der andere für Viehzucht, ein dritter für den Waldbetrieb usw. Dann hatten sie sich vor rasch improvisierten Karren gespannt und mit den eroberten Schätzen ein ihren Plänen günstiges Terrain gesucht.

Patterson blieb am Ufer des Flusses. Durch Long und Blaker unterstützt (welcher trotz der traurigen Erfahrung, die er gemacht hatte, darauf bestand, bei ihm zu bleiben), begann er damit, sein kleines Reich, von dem er gleich anfangs so energisch Besitz ergriffen hatte, abzuschließen. Bald umgab ein aus festen Pfählen gebildeter Zaun das Häuschen von drei Seiten; die vierte war vom Flusse begrenzt. Gleichzeitig wurde die Erde innerhalb dieser Umzäunung umgegraben und für einen Gemüsegarten bestimmt; denn Patterson wollte Gemüsebauer werden.

Nach zwei Tagen des Festtaumels fanden einige andere Emigranten, der Freude sei nun genug geschehen und dachten wieder an ernstere Dinge. Sie wurden gewahr, daß mehrere ihrer Gefährten ihre wirklichen Interessen nicht vernachlässigt hatten und statteten nun ihrerseits dem Vorratszelt einen Besuch ab. Alles war noch in Hülle und Fälle vorhanden, so daß es ihnen leicht wurde, sich alles Nötige, selbst Überflüssiges anzueignen. Nachdem ihre Wahl getroffen und ein Fortbewegungsmittel geschaffen war, entfernten sie sich auf den Spuren ihrer Vorgänger.



Dann zeigte er diesem die mächtigen Stöße der geschnittenen Bretter… (S. 190)

In den folgenden Tagen fand das Beispiel immer mehr Nachahmung, so daß die dem Nichtstun und nur den Vergnügungen lebende Gruppe täglich zusammenschrumpfte, während immer neue Karawanen ins Innere der Insel zogen. Einer nach dem anderen verließen fast alle Kolonisten die Ufer der Scotchwell-Bai; einer war wie ein Maulesel schwer bepackt, ein anderer wieder hatte sich als Zugtier vor seinen Karren gespannt, wenige sah man ohne Bürde, viele zogen die Frau und eine Kinderherde hinter sich her.

Natürlich wurden die Vorräte des »Jonathan«, je mehr daraus weggenommen wurde, immer kleiner und die letzten Nachzügler waren vor eine sehr beschränkte Wahl gestellt. Zwar gab es noch genug zu nehmen, aber die Transportschwierigkeiten gestatteten nicht, allzuviel mitzuschleppen und zogen der Habgier enge Grenzen. Bei den landwirtschaftlichen Geräten und dem lebenden Material war das nicht der Fall. Mehr als dreihundert Kolonisten

mußten auf Haustiere und Geflügel verzichten und viele erhielten an Ackergeräten nur die schlechten Reste, die die anderen verschmäht hatten. Und doch mußten sie sich damit zufrieden geben, weil eben nichts anderes da war, und wenn auch die schlechter Beteilten mit Neid auf die bessere Habe der anderen blickten, die schneller gewesen waren als sie, so fügten sie sich schließlich ins Unvermeidliche und wanderten auch ihrerseits ins Ungewisse hinein.

Jene Emigranten, die mit den schlechtesten Werkzeugen versehen waren, hatten auch sonst einen bösen Stand; der Auszug wurde ihnen schwer gemacht. Ob sie sich nach Norden oder Westen wandten – nach allen Seiten hin war das Land schon in Besitz genommen von ihren klügeren Vorgängern.

Einige besonders vom Mißgeschick Verfolgte mußten, um ein passendes Fleckchen Erde zu finden, bis zur Halbinsel Dumas vordringen und den tiefen Meereseinschnitt, der unter dem Namen Ponsonby-Sund bekannt ist, umgehen. Sie waren mehr als hundert Kilometer von der Scotchwell-Bai entfernt, die ja immer noch als Hauptlagerplatz, als Hauptstadt könnte man sagen, betrachtet werden mußte.

Sechs Wochen, nachdem das Avisoschiff die Insel verlassen, war diese Hauptstadt fast entvölkert. Nachdem die meisten Kolonisten, welche mit Schaufel und Hacke umzugehen verstanden, fortgezogen waren, zählte sie nur mehr einundachtzig Einwohner, deren frühere Beschäftigungen sie für den Ackerbau untauglich machten.

Mit Ausnahme von zwölf Landleuten, welche aus Gesundheitsrücksichten vorläufig zurückgeblieben waren – ein einziger von ihnen war verheiratet und von seiner Frau und drei Kindern begleitet – war die Bevölkerung des einzigen Zufluchtsortes der jetzt überall hin zerstreuten Menge von früheren Städtebewohnern gebildet. Dazu zählten John Rame, die Familie Rhodes, Beauval, Dorick und Fritz Groß, die fünf Matrosen, Kennedy, der Koch, die zwei Schiffsjungen und der Hochbootsmann des »Jonathan«, Patterson, Long und Blaker, sämtliche dreiundvierzig wirklichen und sogenannten Arbeiter, welche sich unter allen der Feldarbeit am meisten abgeneigt zeigten, ferner Lazare Ceroni samt Familie und endlich der Kawdjer mit seinen indianischen Gefährten Halg und Karroly.

Diese letzteren hatten das linke Ufer des Flusses nicht verlassen, an dessen Mündungsstelle die Wel-kiej verankert lag, in einer stillen Bucht, die vor den großen Stürmen wohlgeschützt war. Nichts hatte sich in ihrem Leben geändert. Der einzige Unterschied bestand darin, daß sie die einfache Ajoupa, die ihnen

doch nur ungenügenden Schutz verliehen hatte, durch eine festere Behausung ersetzten.

Nachdem jetzt von einem Verlassen der Insel Hoste nicht mehr die Rede war, mußte man sich doch etwas besser einzurichten trachten als im Vorjahre.

Der Kawdjer hatte Karroly schon seinen Willen kundgetan, die Neue Insel nicht mehr zu betreten.

Nachdem noch ein freies Land existierte, wollte er bis zum letzten Lebenstag darauf verweilen. Halg war entzückt von diesem Entschluß, der mit seinen eigenen Wünschen so gut übereinstimmte. Was Karroly betrifft, so fügte er sich wie immer dem Willen desjenigen, den er als seinen Herrn betrachtete, ohne Widerrede, obwohl er von seinem neuen Wohnort nicht mehr viel zu Lotsendiensten zugezogen werden würde. Dieser Nachteil war dem Kawdjer nicht entgangen, aber er wollte die Folgen tragen. Auf der Insel Hoste mußte man einfach nur von dem Ergebnis der Jagd und des Fischfanges leben; wenn das nicht genügte, mußte man sich eben mit der Zeit einen anderen Ausweg ausdenken. Entschlossen, alles sich selbst allein zu verdanken, weigerte er sich, seinen Anteil von den Vorräten annehmen zu wollen.

Aber er trieb seine Entsagung nicht so weit, auch die zerlegbaren Läufer zu verschmähen, deren viele durch das Fortziehen ihrer einstigen Bewohner leer geworden waren. Eines dieser Häuser wurde stückweise an das linke Flußufer transportiert, dort aufgerichtet und durch Doppelwände verstärkt, die in wenig Tagen fertiggestellt waren. Einige der Arbeiter hatten aus eigenem Antrieb dem Kawdjer ihre Dienste angeboten, was dieser ohne Umstände annahm. Nach beendeter Arbeit dachten die Leute gar nicht daran, einen Lohn zu verlangen, und nachdem diese Ansicht ganz mit den Grundsätzen des Kawdjer übereinstimmte, dachte er gar nicht daran, ihnen eine Entschädigung anzubieten.

Nachdem das Haus fertig dastand, fuhren Halg und Karroly auf der Wel-kiej nach der Neuen Insel, von wo sie drei Wochen später die Möbel ihrer früheren Wohnung brachten. Ein Lotsendienst hatte Karroly unterwegs aufgehalten und die Abwesenheit der Indianer verlängert, dafür aber dem Feuerländer die Mittel gebracht, sich mit Lebensmitteln und Munition in genügender Menge zu versehen, um im nächsten Winter damit versorgt zu sein.

Nach seiner Rückkehr ging das Leben seinen gewöhnlichen Gang weiter. Karroly und sein Sohn waren mit Fischfang beschäftigt und schafften Salz herbei, um den Überfluß ihrer täglichen Beute gleich einsalzen zu können. Während dieser Zeit durchstreifte der Kawdjer die Insel auf der Suche nach Wild.

Durch diese ununterbrochenen Streifzüge blieb er in steter Verbindung mit den Kolonisten, die er fast alle der Reihe nach besuchte. Er konnte gleich anfangs bemerken, daß bedeutende Unterschiede sich bei ihnen fühlbar machten. Ob nun diese Unterschiede in einer ungleichen Verteilung der Fähigkeiten der einzelnen bestanden, ob der eine mehr Glück, größere Ausdauer als der andere hatte, der Erfolg wie der Mißerfolg ließen sich schon jetzt bei dem einen wie bei dem anderen deutlich erkennen.

Die Unternehmungen der vier Familien, welche sich als erste abgesondert und die Arbeit gleich in Angriff genommen hatten, gediehen prächtig und mußten zu den glänzendsten gerechnet werden. Das war nicht zu verwundern, denn sie arbeiteten schon am längsten. Die Säge Rivières war schon lange in Betrieb, die bereits geschnittenen Bretter hätten zwei bis drei große Schiffe zum Transport gebraucht.

Germain Rivière empfing den Kawdjer mit aufrichtiger Freude und erkundigte sich nach dem Ergehen der Bewohner des Lagers; er bedauerte nur, nicht bei der Wahl der Regierungsform anwesend gewesen zu sein. Welche Art der Organisation hatte die Majorität für den jungen Staat ins Auge gefaßt? Wen hatte sie zum Oberhaupt gewählt?

Groß war seine Enttäuschung, als er hörte, daß nichts derartiges vorgefallen war, daß die Emigranten, einer nach dem anderen, fortgezogen waren, ohne irgendeine Regierungsform zu besprechen. Noch größer wurde sein Staunen, als er zu bemerken glaubte, daß der Kawdjer, für den er so warme Gefühle aufrichtiger Dankbarkeit und unbegrenzter Achtung hegte, ein so unvernünftiges Beginnen ganz in der Ordnung zu finden schien. Dann zeigte er diesem die mächtigen Stöße der geschnittenen Bretter, die er am Flußufer in langen Reihen aufgestapelt hatte.

»Und mein Holz? fragte er vorwurfsvoll, wie soll ich denn mein Holz verkaufen?

– Warum, sagte der Kawdjer, sollen es Leute an Ihrer Stelle verkaufen, welche doch keinen Gewinn dabei haben. Ich bin übrigens gar nicht beunruhigt, sondern überzeugt, daß Sie sich sehr gut aus der Klemme ziehen werden.

– Das ist schon möglich, meinte Germain Rivière, aber meine Mühe wäre dadurch bedeutend vereinfacht, wenn, gegen eine kleine Entschädigung, sich jemand um die Interessen der einzelnen und die allgemeinen Bedürfnisse der Kolonie bekümmern würde. Wenn man die Arbeit nicht ein wenig einteilt, wenn jeder nur an sich denken und darauf ausgehen muß, alles Nötige durch eigene Kraft zu verschaffen, wird das Auskommen nicht leicht sein! Ein wechselweiser

Austausch von Dienstleistungen, Dienste und Gegendienste, würde meiner Meinung nach das Leben sehr erleichtern.

– Haben Sie denn so viele Bedürfnisse?« fragte lächelnd der Kawdjer.

Aber Germain Rivière lächelte nicht; er schien verstimmt und sehr beschäftigt.

»Es ist doch natürlich, daß man sich von seiner Arbeit auch Erfolg erhofft, sagte er. Wenn die Insel Hoste mir diese berechtigte Hoffnung nicht erfüllt, wenn der Fleiß von außen gar nicht unterstützt wird, werde ich nicht hier bleiben – und viele andere denken wie ich! – sondern in einem freundlicher gesinnten Lande meine Lebenstage beschließen, sobald ich die dazu nötigen Ersparnisse gemacht haben werde. Bis dahin werde ich mir allerdings – wie Sie vorhin sagten – zu helfen wissen, mich aus der Klemme ziehen, und andere werden es mir gleichtun. Diejenigen, die dessen nicht fähig sind, werden dann an der Scholle kleben bleiben.

– Sie sind ehrgeizig, Herr Rivière, rief der Kawdjer.

– Wenn ich es nicht wäre, würde ich mir nicht so viel Mühe geben, entgegnete Germain Rivière.

– Ist es denn nützlich und notwendig, sich so anzustrengen?

– Sehr notwendig. Wo bliebe dann der Fortschritt, ohne unsere vereinten Mühen und Plagen? Die Welt würde ja in den Urzustand zurückfallen!

– Der Fortschritt, sagte der Kawdjer bitter, der immer nur einigen wenigen Auserwählten zugute kommt…

– Ja, denen, die am meisten Ausdauer und Geschicklichkeit zeigen!

– Ersteht nur zum Nachteile der großen Menge des Volkes.

– Der Feiglinge und Müßiggänger! Solche Menschen sind überhaupt nicht viel wert. In einem gut verwalteten Lande werden sie vielleicht ein elendes Dasein führen; sich selbst überlassen, werden sie an ihrem Elend zugrunde gehen.

– Aber man braucht ja so wenig zu seinem Auskommen.

– Immer zu viel, wenn man krank, dumm oder ein Schwächling ist. Diejenigen, welche sich in dieser Lage befinden, müssen von einem höheren Willen geführt werden. Existieren keine Gesetze, deren wohltätiger Einfluß doch anerkannt werden muß, so unterliegen sie eben der Tyrannei, der rohen Gewalt.«

Der Kawdjer schüttelte den Kopf, er war nicht überzeugt. Er kannte ja diese Redensarten und hatte dasselbe Lied schon so oft singen hören. Die menschliche Unvollkommenheit, die Ungleichheit der Geburt – das sind die Gründe, die

immer vorgebracht werden, um den Zwang und die Unterdrückung zu rechtfertigen; aber gerade dadurch werden neue Übel geschaffen und die bestehenden nicht aufgehoben, ein Zustand, der im Gang der Welt unzulässig ist.

Und doch war er etwas erschüttert in seinem innersten Inneren. Wenn er sich des Benehmens Lewis Doricks und seiner Bande während des letzten Winters erinnerte, an ihre schamlose Ausbeutung der Schwachen dachte, so sprach das sehr für die eben vernommene Meinung eines Mannes, dessen ehrenwerten Charakter er hochschätzte.

Bei den Nachbarn Germain Rivières empfing er die gleichen Eindrücke. Gimelli und Ivanoff hatten auf mehreren Hektaren Landes Weizen und Korn gesäet. Die junge Saat sproßte schon aus dem Boden in prangendem Grün hervor und versprach für den Monat Februar eine reiche Ernte. Bei Gordon dagegen war kein großer Fortschritt zu verzeichnen. Seine durch starke Umzäunungen abgegrenzten, großen Weideplätze waren noch nicht sehr bevölkert, aber sie wußten, daß der Viehstand sich in nächster Zeit stark vermehren würde. Dann würden sie Milch und Butter im Überfluß haben, so wie sie jetzt schon mit Eiern reichlichst versehen waren.

In den Zwischenpausen seiner Jagdausflüge beschäftigte sich der Kawdjer mit Arbeiten in einem kleinen Garten, der an dem Häuschen lag, und Halg und Karroly widmeten dieser Beschäftigung jene Stunden, die nicht durch den Fischfang ausgefüllt waren. Er sollte ihnen alles zum Leben nötige Gemüse tragen, so daß sie ganz unabhängig waren.

Sie führten ein tatenreiches, wohl ausgefülltes Leben. Allerdings mußten sie auf die Annehmlichkeiten verzichten, die der Aufenthalt in einem mehr fortgeschrittenen, zivilisierten Lande bietet; aber der Kawdjer vermißte gerne diese Bequemlichkeiten und Vorteile, wenn er den Preis bedachte den man dafür bezahlen muß. Er wünschte nicht mehr zu besitzen, als er augenblicklich sein eigen nannte, war vollkommen zufrieden mit seinem Dasein und fühlte sich vollkommen glücklich.

Ebenso stand es mit seinen beiden Gefährten, welche niemals andere Verhältnisse kennen gelernt hatten, niemals aus dem Horizont des Magalhães Archipels hinausgetreten waren. Karroly hatte nie eine andere Existenz erträumt und fühlte sich in seinem Wirkungskreis sehr befriedigt, und für Halg bestand das Glück in den kurzen Augenblicken, die er bei Graziella verbringen durfte, wenn die Pflicht ihn nicht zur Arbeit rief.

Die Familie Ceroni, welche gleichfalls eines der von den fortgezogenen Emigranten verlassenen Häuser bezogen hatte, begann sich jetzt langsam von

den Schreckenstagen zu erholen, die früher so häufig gewesen waren und jetzt endlich ein Ende erreicht zu haben schienen. Lazare Ceroni hatte in der Tat aufgehört zu trinken, durch zwingende Gründe dazu veranlaßt: es war auf der ganzen Insel Hoste kein Tropfen Alkohol mehr aufzutreiben. So war er denn zu einem mäßigen Leben verurteilt, aber seine Gesundheit hatte durch die letzten häufigen Ausschreitungen sehr gelitten. Man sah ihn fast immer vor der Türe seines Hauses sitzen, wo er sich in der Sonne wärmte, mit zitternden Händen, die Blicke finster zu Boden gerichtet.

Tullia hatte mit unermüdlicher Geduld und Sanftmut diese Stumpfheit zu bekämpfen gesucht, die sie mit großer Unruhe erfüllte; es war aber umsonst. Alle freundlichen Versuche blieben erfolglos; jetzt war ihre einzige Hoffnung der Umstand, daß Lazare gezwungen war, ein der Gesundheit zuträglicheres Leben zu führen und daß die heilende Zeit günstig auf ihren Mann einwirken werde.

Haig, welcher anders urteilte als die bekümmerte Frau, fand seit Eintritt der Friedensperiode das Dasein viel leichter zu ertragen. Auch in anderer Hinsicht schienen die Ereignisse für ihn – der alles auf Graziella bezog – eine günstigere Wendung zu nehmen. Lazare Ceroni, dessen feindselige Stimmung er früher gefürchtet hatte, zählte nicht mehr, und der eine seiner gefährlichen Rivalen, der Irländer Patterson, hatte den Wettbewerb endgültig aufgegeben.

Er ließ sich nicht mehr blicken und belästigte Graziella und deren Mutter nicht mehr durch seine Gegenwart. Wahrscheinlich hatte er eingesehen, daß er bei dem Geisteszustand seines Verbündeten nicht auf dessen Hilfe rechnen durfte.

Ein anderer ließ sich dafür nicht abschrecken. Von Tag zu Tag wurde er zudringlicher. Er suchte Graziella auf alle mögliche Weise einzuschüchtern, bedrohte sie und griff schließlich – obwohl in viel vorsichtigerer Weise – Halg selbst an. Gegen Ende Dezember, als der Indianer den unverschämten Menschen begegnete, hörte er diesen beleidigende Worte murmeln, die unzweifelhaft dem jungen Manne galten. Als er wenige Tage darauf zum linken Flußufer ging, flog ein mit Wucht geschleuderter Stein in ganz geringer Entfernung von seinem Gesichte vorbei.

Haig erriet natürlich den Urheber dieser Angriffe, hatte aber zu viel von den Ideen des Kawdjer angenommen, um den Gedanken an Rache in sich aufkommen zu lassen. Er schien auch während der folgenden Tage die Herausforderungen seines Feindes nicht zu bemerken und strafte dieselben mit stillschweigender Verachtung. Aber Sirk, durch die ruhige Haltung Halgs in Sicherheit gewiegt, trieb seine Frechheit bald zum äußersten, so daß Halg

gezwungen wurde, sich zu verteidigen.

Lazare Ceroni fühlte dank seiner langsamen Verblödung nicht die Schrecken der Untätigkeit; anders stand es mit den anderen Arbeitern, seinen Kameraden. Diese wußten nichts mit ihrer Zeit anzufangen und die Denkenden unter ihnen konnten sich ernstlicher Sorgen ob der Zukunft nicht entziehen. Es war ja ganz recht, auf der Insel Hoste geblieben zu sein – aber es mußte doch für ihr künftiges Leben vorgesorgt werden. Wer A sagt, muß auch B sagen. Freilich ging ihnen vorläufig nichts ab, aber was machen, bis die Vorräte erschöpft waren?

Sowohl um dieser drohenden Gefahr der Zukunft zu begegnen, als um die Langeweile der Gegenwart zu bekämpfen, wurden fast alle erfinderisch. Die Not soll ja Erfinder erschaffen. Einen lange gehegten Wunsch zur Ausführung bringend, hatte jeder etwas unternommen, nach seinem Geschmack und seinen Neigungen. Oberhalb vieler Türen prangten Schilder, deren Inschriften besagten, daß hier ein Schlosser, Maurer, Tischler, Schuhmacher oder Schneider sein Handwerk ausübe. Unglücklicherweise wollten sich keine Kunden einstellen. Und selbst wenn ihre Erzeugnisse verkauft worden wären, was hätten sie mit dem erworbenen Gelde anfangen sollen? Es war ihnen ganz unmöglich, es in irgendwelcher Weise zu verwerten; insbesondere konnten sie keine Lebensmittel dafür kaufen, deren Anschaffung, in den gegebenen Verhältnissen, von größter Wichtigkeit war.

Vielleicht waren aus diesem Grunde diejenigen klüger zu nennen, welche ihre Talente nicht verwerteten, sondern einzig und allein auf die Beschaffung von Lebensmitteln bedacht waren. Nachdem sie keine Feuerwaffen besaßen, konnten sie nicht auf die Jagd gehen, auch den Ackerbau konnten sie infolge ihrer totalen Unkenntnis nicht pflegen, so erhofften sie denn alles vom Ertrage des Fischfanges und hatten sich – dem Beispiel vieler Genossen folgend – auf die Fischerei geworfen.

Außer dem Kawdjer hatten sich auch Hartlepool und seine Matrosen des »Jonathan« gleich in den ersten Tagen auf den Fischfang verlegt. Die fünf Seeleute hatten nach dem Muster der Wel-kiej eine Schaluppe derselben Größe erbaut und ehe sie ganz fertiggestellt war, bedienten sie sich leichter Pirogen, die sie nach Art der Feuerländer rasch hergestellt hatten.

Der Kawdjer, Hartlepool und seine Matrosen bewahrten die Fische, deren sie zum täglichen Gebrauch nicht bedurften, in Salz auf. Auf diese Weise beugten sie der Gefahr des späteren Hungerleidens vor.

Von ihren Erfolgen angelockt, war es einigen Arbeitern gelungen, zwei kleine

Fahrzeuge herzustellen und nun warfen auch sie Angeln und Netze aus.

Aber das Fischen ist eine Kunst wie jede andere; wer dabei vorwärts kommen will, muß sie durch lange Übung erlernt haben. Die Dilettanten machten trübe Erfahrungen. Während die ausgeworfenen Netze Karrolys und seines Sohnes, Hartlepools und seiner Matrosen unter der Last der gefangenen Fische zu zerreißen drohten, waren die ihren meistens leer. Sie sahen bald ein, daß sie sich auf diese Weise keine Nahrungsvorräte schaffen konnten, höchstens brachten sie in ihre tägliche Speisekarte ein wenig Abwechslung. Aber selbst dieses bescheidene Resultat konnten sie höchst selten aufweisen und kamen oft mit ganz leeren Händen zurück.

Eines Tages, als sie wieder nach längerem Verweilen auf dem Wasser einen Mißerfolg zu verzeichnen hatten, begegneten sie die Wel-kiej, welche Halg und Karroly von ihrem gewöhnlichen Ankerplatz brachten; auf dem Deck der Schaluppe lagen, schön in Reihen geordnet, etwa zwanzig Fische, einige unter ihnen von außergewöhnlicher Größe. Dieser Anblick erweckte den Neid der weniger begünstigten Fischer.

»He, ihr Indianer!« rief sie einer der Arbeiter an, die das Fischerboot bemannten.

Karroly ließ sie herankommen.

»Was wollt ihr? fragte er, als sie sich der Wel-kiej genähert hatten.

– Schämt ihr euch nicht, eine derartige reiche Ladung für euch selbst zu behalten, während so viele arme Teufel fast am Hungertuch nagen müssen?« fragte scherzend derselbe Arbeiter.

Karroly lachte. Er war zu lange Zeit mit den altruistischen Ideen des Kawdjer bekannt, um um die richtige Antwort verlegen zu sein. Was ihm gehörte, darauf hatten auch andere ein Recht. Wenn man im Überflusse lebte, war es ganz natürlich, den Ärmeren, Mangel Leidenden abzutreten, das schien ihm selbstverständlich.

»Fang’ auf! sagte er.

– Wirf nur herüber!«

Die Hälfte der erbeuteten Fische flog aus der Wel-kiej durch die Luft in das kleine Boot.

»Danke, Kamerad!« riefen die erfreuten Arbeiter einstimmig und legten sich wieder in die Ruder.

Obwohl Halg seinen Feind Sirk in dem Boote erkannt hatte, widersetzte er sich nicht diesem Akte der Großmut seines Vaters. Sirk war ja nicht allein und

dann soll man niemandem eine berechtigte Bitte verweigern, auch dem Feinde nicht. Der Schüler des Kawdjer machte den Lehren seines Meisters alle Ehre, wie man sieht.

Während ein Teil der Kolonisten auf diese Weise die Zeit zunutze machte, lebten andere in völligem Nichtstun. Bei einigen schien dieses Sichgehenlassen ganz normal. Was hätten Fritz Groß und John Rame machen sollen; der erstere war durch seinen übermäßigen Alkoholgenuß physisch ganz heruntergekommen, zum bloßen Tier erniedrigt und der andere verstand vom wirklichen Leben so viel und so wenig als ein kleines Kind.

Für Kennedy und Sirdey hatten diese Entschuldigungen keine Geltung – und dennoch gehörten auch sie zu den unverbesserlichen Müßiggängern.

Auf ihre Erfahrungen vom letzten Winter bauend, waren sie auf der Insel Hoste geblieben in der Voraussetzung, auf Kosten anderer ein untätiges Leben zu führen, und sie wollten jetzt nicht enttäuscht sein. Bisher hatten sie auch alle Wünsche erfüllt gesehen. Mehr verlangten sie für den Augenblick nicht und ließen die Tage sorglos verstreichen, ohne sich um die Zukunft zu sorgen.

Auch Dorick und Beauval hatten sich vollständiger Trägheit ergeben. Ihre früheren Beschäftigungen waren keine gute Vorbereitung gewesen für diese besonderen Verhältnisse und sie wußten nicht recht, wie ein und aus. Auf einer im Urzustand der Kultur stehenden Insel, inmitten einer rauhen, wilden Natur, waren die Kenntnisse des ehemaligen Advokaten und des Ex-Professors für Literatur und Geschichte ganz wertlos zu nennen.

Weder der eine noch der andere hatte die Ereignisse vorhersehen können, aber die Auswanderung des größten Teiles ihrer Gefährten hatte sie wie ein unerwarteter Schlag getroffen; diese hatte für sie die Wirkung einer Katastrophe und verwirrte ihre – übrigens ziemlich unklaren – Projekte. Durch diese Auswanderung ging Dorick seine nachgiebigste Kundschaft, Beauval das aufmerksamste Auditorium verloren, das heißt die Gesamtheit von Menschen, welche Politiker von Profession – wahrscheinlich ohne sich von dem Zynismus des Wortes Rechenschaft abzulegen – mit dem Namen »Wahlmaterie« bezeichnen.

Nach zwei Monaten der Entmutigung raffte sich Beauval auf. Wenn er es auch im richtigen Momente an Energie hatte fehlen lassen, wenn sich alles selbst gestaltet hatte, seiner Leitung entschlüpfte, sein Einfluß wankend geworden war, deshalb gab er seine Sache noch lange nicht verloren. Was nicht war, konnte die Zukunft bringen. Die Hostelianer hatten in ihrer Nachlässigkeit noch kein Oberhaupt gewählt, dieses Amt konnte er immer noch anstreben. Das wäre

etwas für ihn gewesen!

Die geringe Anzahl der Wähler war kein Hindernis für den Erfolg. Im Gegenteil, in der dünngesäten Bevölkerung konnte man leichter zum Ziele gelangen. Um die Meinung der übrigen Kolonisten kümmerte man sich einfach nicht. Ohne allen Zusammenhang lebten sie auf der ganzen Insel verstreut; es war ganz ausgeschlossen, daß sie zu einem gemeinsamen Entschlusse kommen könnten. Sollten sie einmal später ins Lager zurückkehren, so würde das nur in kleinen Gruppen geschehen, und wenn diese dann eine Regierung in voller Tätigkeit antrafen, würden sie sich eben vor den Tatsachen beugen.

Diesen neuen Plan hatte Ferdinand Beauval ständig im Auge und drängte zu seiner Ausführung. Wenige Tage der genaueren Beobachtung hatten ihm genügt, um sich klar darüber zu werden, daß die Zurückgebliebenen drei verschiedenen Strömungen folgten – abgerechnet die Neutralen, ganz Gleichgültigen. Mit Recht konnte er sich als Führer der einen Gruppe betrachten; die zweite gehorchte dem Einflusse Lewis Doricks und die dritten waren Parteigänger des Kawdjer. Nach reiflichem Überlegen hatte er die drei Gruppen auf ungefähr gleiche Stärke abgeschätzt.

Auf dieser Grundlage baute Beauval seinen Feldzugsplan auf, seine Beredsamkeit hatte ihm bald ein halbes Dutzend neuer Anhänger geworben. Nun schritt er zu einer Scheinwahl. Zwei Wahlgänge waren notwendig – weil viele Wähler sich ihres Stimmrechtes enthalten hatten. Die große Anzahl dieser letzteren erklärte sich aus ihrer Unwissenheit und Unkenntnis der Wichtigkeit des Ereignisses, zu dem sie mithelfen sollten. Endlich hatte Beauval mehr als dreißig Stimmen für sich.

Nachdem er mit Hilfe dieses Taschenspielerstückchens gewählt war, nahm er seine Rolle ernst und sorgte sich nicht mehr um die Zukunft. Welchen Reiz hätte es dann, Staatsoberhaupt zu sein, wenn dieses nicht auf Kosten der Wähler leben könnte.

Aber andere Sorgen drückten ihn nieder. Der klare Menschenverstand sagte ihm, daß die Pflicht eines jeden Regenten im Regieren besteht. Damit hatte es aber seine Schwierigkeiten und es war jedenfalls nicht so leicht, als er bisher gemeint hatte.

Gewiß wäre Lewis Dorick an seiner Stelle weniger verlegen gewesen. Die kommunistische Schule, der er angehörte, ist einfach und verständlich in ihren Lehren. Es ist klar, daß ihr Motto: »Alles gemeinsam!« – welchen Gedanken man sich auch über die materiellen und moralischen Folgen machen möge – leicht anzuwenden wäre, wenn es durch die Aufstellung strenger Gesetze, die

ohne große Mühe erdacht werden konnten, die richtige Unterstützung fände und die Beteiligten sich geduldig darein fügen würden. Vielleicht hätten die Hostelianer nicht einmal so schlecht daran getan, damit einen Versuch zu wagen. Sie waren von beschränkter Anzahl, von der übrigen Welt abgeschnitten, also war die Möglichkeit gegeben, unter diesen günstigen Bedingungen das Unternehmen zu einem erfreulichen Abschluß zu bringen, und vielleicht wäre es ihnen dank ihrer außergewöhnlichen Lage gelungen, durch die praktische Anwendung der kommunistischen Zauberformel, sich das zum Leben Notwendige zu schaffen und in vollkommener Besitzgleichheit zu leben, das Problem der Nivellierung zur Durchführung zu bringen, und zwar nicht auf dem Wege des Emporhebens der Armen, sondern durch Herabdrücken des wirtschaftlich Stärkeren.

Zu seinem Unglück war Ferdinand Beauval kein Verfechter des Kommunismus, sondern des Kollektivismus, dessen Durchführung – wenn man dieselbe überhaupt ins Bereich der Möglichkeit stellt, da sie Übermenschliches fordert – einen noch feineren und verwickelteren Mechanismus verlangt.

Können diese Ideen jemals durchdringen? Niemand kann es sagen Wenn die sozialistische Bewegung, deren Strömungen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu beobachten waren, nicht ohne Einfluß geblieben ist, wenn sie nur das günstige Resultat aufzuweisen hat, das allgemeine Mitleid erregt und die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die armen Schichten der Bevölkerung gelenkt, die Geister angeregt, Mittel und Wege ersonnen zu haben, der Not zu steuern, großmütige Entschlüsse zu zeitigen und den Beschluß von Gesetzen zu veranlassen, die nicht immer unbedingt zu verwerfen sind, so konnte dieses Resultat nur durch die strenge Aufrechterhaltung der Ordnung erlangt werden, die sie ja untergraben zu wollen vorgibt.

Wenn der Sozialismus auch auf dem Gebiete der leider so leichten Kritik der bestehenden Zustände Großes geleistet hat, so war er in der Ausarbeitung eines Reorganisationsplanes immer kraftlos gewesen. Alle jene, die sich darin versucht haben, haben Projekte ans Tageslicht gefördert, die von einer erstaunlichen Kindlichkeit der Auffassung sprechen.

Die unangenehme Seite der Stellung Ferdinand Beauvals lag gerade darin, daß er nichts zu kritisieren, nichts zu zerstören fand, nachdem auf der Insel Hoste nichts existierte und er sich der Notwendigkeit gegenüber sah, etwas zu schaffen!

Und dabei fehlten ihm alle Vorbilder.

Der Sozialismus ist keine Wissenschaft, die man aus Büchern lernt. Er bildet

nicht ein abgeschlossenes Wissensmaterial. Seine Wirkungen sind zerstörender, nicht schöpferischer Natur. Beauval war nur auf seine Erfidingskraft angewiesen und kam bald zu der Überzeugung, daß es ungeheuer schwer ist, eine soziale Ordnung ins Leben zu rufen, und verstand mit einem Male, daß die Menschen – wenn sie sich in ihrem unsicheren Vorwärtstappen während des ewigen Werdeganges zu gegenseitigen Verträgen herbeilassen, um das Leben angenehmer zu gestalten – eben nicht anders handeln können.

Dennoch schwebte ihm ein Leitfaden vor Augen. Es gibt keine sozialistische Schule, die nicht die Unterdrückung der Konkurrenz fordert, indem sie die Sozialisation aller Produkte verlangt. Das ist die gemeinsame Forderung aller sozialistischen Sekten und ganz besonders das Kredo der Kollektivisten. Beauval brauchte sich nur darnach zu richten. Aber wenn ein solcher Grundsatz auch seine Existenzberechtigung in einer seit alters her bestehenden Gesellschaft hat, wo der Erfolg von Jahrhunderten ungeheuere Mengen von Arbeitsprodukten angehäuft hat, so konnte er auf der Insel Hoste nicht in Betracht kommen. Die wirklichen Werkzeuge der Produktion waren die Arme und die Schaffenskraft der Kolonisten, wenn man nicht – indem man den Kollektivismus durch den reinen Kommunismus verdrängte – die Ackergeräte, die Wälder, Felder und Wiesen dazurechnen wollte.

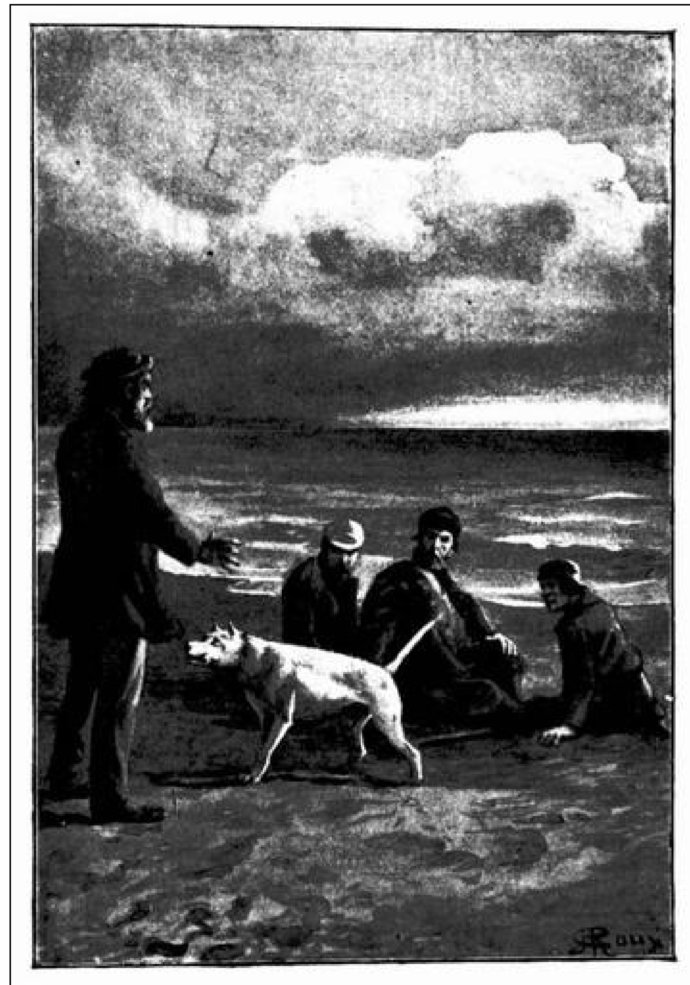
Während er in seinem Inneren diese schweren Fragen erwog, hatte seine Wahl ernste Konsequenzen. Das schon halb verlassene Lager leerte sich zusehends, man floh es.

Harry Rhodes gab als erster das Zeichen zum Aufbruch. Die Lage der Verhältnisse schien ihm nicht sehr beruhigender Natur; am selben Tage, der für Beauval die Erfüllung der heißesten Wünsche brachte, zog er über den Fluß hinüber. Sein Haus wurde niedergerissen, die einzelnen Teile auf das linke Flußufer geschafft, wo es einige Maurer wieder zusammenfügten, wie sie es seinerzeit auch mit dem festeren, behaglicheren Heim des Kawdjer gemacht hatten.

Harry Rhodes unterschied sich von seinem Freunde darin, daß er die Arbeiter gebührend bezahlte und diese waren gleichzeitig über den unerwarteten Lohn erfreut und bestürzt, denn sie wußten nicht, was sie mit dem Gelde beginnen sollten.

Das Beispiel der Familie Rhodes fand Nachahmer. Nach und nach verließen Smith, Wright, Lawson, Fock, ferner die Zimmerleute Hobard und Charley ihre Wohnungen, um sich am anderen Flußufer ein neues Heim zu gründen. So bildete sich um das Haus des Kawdjer ein neuer Ort, an dem Ufer, wo sich auch

schon Hartlepool und die Matrosen niedergelassen hatten, ein Dorf, das drei Wochen nach der Unabhängigkeitserklärung der Insel einundzwanzig Einwohner zählte, darunter zwei Kinder, Dick und Sand, und zwei Frauen, Clary Rhodes und deren Mutter.



Ter Kawdjer blickte hin… (S. 203.)

Das Leben in diesem werdenden Dorfe war ein sehr friedliches, nichts störte das allgemeine, gute Einvernehmen. Beauval mußte einmal herüberkommen, um die ersten Schatten in das stille Gluck zu werfen.

An diesem Tage hatte Halg ein ernstes Gespräch mit dem Kawdjer. In Harry Rhodes' Gegenwart bat er um Rat, wie er sich gegen einige Kolonisten des anderen Flußufers zu verhalten habe. Es handelte sich um die ungeschickten Fischer, welche einmal an das gute Herz der beiden Feuerländer appelliert hatten. Das Ergebnis ihrer versteckten Bettelei schien sie so befriedigt zu haben,

daß sie seither, in immer kleiner werdenden Zwischenräumen, ihr damaliges Vorgehen wiederholten, und jetzt ging kaum ein Tag vorüber, an dem Halg nicht einen Teil seiner Beute an Fischen in ihren Besitz übergehen sah. Sie glaubten wohl, daß sie sich jetzt überhaupt nicht mehr anzustrengen brauchten, da man die Güte hatte, für sie zu arbeiten. Sie blieben daher ruhig auf dem Lande und erwarteten die Rückkehr der Schaluppe ab, um ihr dann, als ob sie ein Recht darauf hätten, einen Teil des Tagesergebnisses abzuverlangen.

Halg fing an, sich über diese Unverfrorenheit, diesen Mangel an Ehrgefühl zu ärgern, um so mehr, als sein Feind Sirk auch zu dieser Bande von Müßiggängern gehörte. Doch er wollte erst den Kawdjer um seine Meinung befragen, ehe er ihnen eine abschlägige Antwort gab. Als gehorsamer Jünger gedachte er sich der höheren Weisheit und Erfahrung seines Meisters zu fügen.

Er saß mit seinen beiden Freunden am Strande, das unendliche Meer vor Augen, und erzählte alle Vorkommnisse der letzten Zeit bis ins einzelne. Die Antwort des Kawdjer war kurz und bündig.

»Betrachte den weiten Weltraum vor dir, Halg,« sagte er mit ungewohnter Weichheit in der Stimme; »er lehrt dich eine weitere Lebensauffassung! Welche Torheit! Du bist ein winziges Staubkorn, das sich im unendlichen Weltganzen verliert – und du willst dich wegen einiger armseliger Fische aufregen!… Die Menschen haben nur e i n e Pflicht, mein Sohn, die zur Notwendigkeit wird, wenn sie ausharren wollen und Sieger bleiben in ihrem Erdenwallen; und diese Pflicht ist: sich gegenseitig zu lieben und zu unterstützen, wie und wo sie nur können.

Diejenigen, deren Namen du erwähnt hast, waren pflichtvergessen; aber ist das ein Grund, es ihnen gleich zu tun? Es ist eine so unendlich einfache Regel: zuerst für das eigene Auskommen sorgen; dann aber, nachdem dieser Pflicht gegen sich selbst Genüge getan ist, hat man an die Nächsten zu denken; je mehr man beglücken kann, desto besser! Was kümmert es dich, wenn sie auf Abwege geraten? Es ist ihre Schuld und Schande, nicht die deine!«

Haig hatte ehrerbietig dieser Auseinandersetzung gelauscht. Vielleicht hatte er die Absicht, etwas darauf zu erwidern, als der Hund Zol, der zu Füßen der drei Männer ausgestreckt lag, ein dumpfes Knurren hören ließ.

Fast gleichzeitig rief eine Stimme aus nächster Nähe:

»Kawdjer!«…

Der Kawdjer blickte hin.

»Herr Beauval, sagte er.

– Jawohl, ich selbst… Ich muß mit Ihnen sprechen, Kawdjer.

– Ich bin bereit, Sie anzuhören.«

Aber Beauval sprach nicht gleich Er fühlte sich plötzlich sehr eingeschüchtert, obwohl er seine Rede sorgfältig einstudiert hatte. Aber als er nun vor dem Kawdjer stand, in dieses ernste, unbewegliche Antlitz blickte, hatte er seine hochtrabenden Phrasen vergessen und war sich mit einem Male der Ungeheuerlichkeit, der unverzeihlichen Dummheit seines Vorgehens bewußt.

Während des Nachgrübelns über die Grundprinzipien der sozialistischen Lehre hatte Beauval plötzlich die Entdeckung gemacht, daß auf der Insel Hoste »Erwerbsmittel« existierten, auf die diese Lehre praktisch angewandt werden konnte. Die verschiedenen Fahrzeuge und vor allen anderen die Wel-kiej, waren dies nicht solche Erwerbsmittel? Das Gewehr des Kawdjer, das vor ihm im Sande lag, war das kein »Erwerbsmittel«? Dieses einzig existierende Gewehr hatte das Begehren Beauvals wachgerufen. Welche Überlegenheit es seinem Besitzer verschaffte! Nichts war aber natürlicher, nichts gerechter, als dem Gouverneur der Insel zu dieser Überlegenheit zu verhelfen; demjenigen, welcher die gemeinsamen Interessen personifizierte – ihm selbst!

»Kawdjer, sagte Beauval endlich, vielleicht wissen Sie – oder wissen Sie es auch nicht – daß ich vor einigen Tagen zum Gouverneur der Insel Hoste erwählt worden bin!«

Der Kawdjer lächelte etwas spöttisch und antwortete nur durch eine nichtssagende Gebärde.

»Es erscheint mir nun als erste Pflicht, unter den gegenwärtigen Umständen darauf zu achten, diejenigen Vorteile, deren sich einzelne Glieder der Gesamtheit erfreuen, in den Dienst dieser Gesamtheit zu stellen.«

Beauval machte eine Kunstpause, er rechnete auf Beifallsäußerungen. Aber der Kawdjer beharrte in seinem Schweigen, und so fuhr er fort:

»Was Sie betrifft, Kawdjer, so weiß ich Sie im Besitze – und nur Sie allein – eines Gewehres und einer Schaluppe. Dieses Gewehr ist die einzige Feuerwaffe, die die Kolonie ihr eigen nennt, die Schaluppe ist das einzige wirklich taugliche Fahrzeug auf der Insel, auf der man eine Reise von längerer Dauer gefahrlos unternehmen könnte.

– Und deshalb wollen Sie sich dieselbe aneignen, folgerte der Kawdjer aus den gehörten Worten.

– Ich verwahre mich gegen dieses Wort, rief Beauval pathetisch mit einer großartigen rhetorischen Geste. Als Bekenner des kollektivistischen Programmes

beschränke ich mich darauf, es durchzuführen. Mein Vorgehen hat durchaus nichts mit einer Beraubung gemein! Es handelt sich um keine Konfiskation, sondern – und das ist ein großer Unterschied – es handelt sich nur um die Sozialisation von Erwerbsmitteln.

– Nun gut, holen Sie sich dieselben,« sagte ruhig der Kawdjer.

Beauval trat ein paar Schritte zurück. Zol ließ ein unheilverkündendes Knurren hören.

»Soll ich diese Antwort so verstehen, daß Sie sich den Entscheidungen der gesetzmäßigen Autorität der Kolonie nicht fügen wollen?«

Dem Kawdjer stieg die Röte des Zornes ins Gesicht und seine Augen schossen Blitze. Er nahm sein Gewehr auf und erhob sich. Und während er den Kolben hart auf den Boden setzte, sagte er finster:

»Jetzt habe ich genug von dieser Komödie. Meine Antwort kennen Sie: Holen Sie sich die Sachen!«

Durch die Haltung seines Herrn aufgeregt, zeigte Zol die scharfen Zähne. Beauval, ganz eingeschüchtert durch diese feindlichen Kundgebungen sowohl als durch den entschlossenen Ton und die herkulische Gestalt des Sprechenden, hielt es für besser, nicht weiter auf seinen Forderungen zu bestehen. Er trat vorsichtig den Rückzug an, murmelte verwirrtes Zeug vor sich hin, dessen kurzgefaßter Sinn war: er wolle diese Angelegenheit dem Rat unterbreiten, der dann über die zu treffenden Maßnahmen entscheiden werde.

Der Kawdjer hatte ihm den Rücken gedreht, ohne ihm weiter Gehör zu schenken und seine Blicke schweiften über das weite Meer. Aber der Zwischenfall barg eine Lehre in sich und diese Lehre wollte Harry Rhodes hervorheben.

»Wie denken Sie über das Vorgehen Beauvals? fragte er.

– Warum soll ich darüber nachdenken? antwortete der Kawdjer. Was kümmern mich die Reden und Handlungen dieses Großsprechers?

– Dieser Großsprecher, bemerkte Harry Rhodes, ist aber gleichzeitig Gouverneur!

– Der sich selbst dazu gemacht hat! Es sind ja nicht einmal sechzig Kolonisten im Lager!

– Es genügt auch eine Stimme, wenn niemand anderer mehr hat!«

Der Kawdjer zuckte die Schultern.

»Ich bitte Sie, mir die folgenden Worte zu verzeihen, sagte Harry Rhodes,

aber empfinden Sie kein Bedauern, ich möchte fast sagen, keine Gewissensbisse?

– Ich…?

– Ja, Sie! Sie sind der einzige unter den Kolonisten, der eine vollkommene Landeskenntnis besitzt, die Sie sich in den langen Jahren Ihres Aufenthaltes auf dieser Insel erworben haben. Sie kennen alle Hilfsquellen und alle Gefahren. Sie allein besitzen Verstand, Energie und die nötige Autorität, die dieser gleichgültigen, halt-und willenlosen Bevölkerung imponieren könnte. Anstatt die wenigen zerstreuten Gutwilligen zu sammeln, haben Sie diese Unglücklichen sich ohne Plan und Bindeglied zerstreuen lassen. Ob Sie wollen oder nicht, Sie sind ein wenig verantwortlich für das Mißgeschick, das ihnen eventuell widerfährt.

– Verantwortlich!… wehrte sich der Kawdjer. Welche mir zufallende Pflicht hätte ich unerfüllt gelassen?

– Den Schutz, den der Starke dem Schwachen schuldet.

– Den habe ich Ihnen nicht verweigert… Habe ich nicht den »Jonathan« gerettet?… Kann auch nur ein einziger sich gegen mich erheben und mich beschuldigen, ihm Rat und Hilfe verweigert zu haben?

– Sie mußten noch mehr tun, sagte Harry Rhodes mit Festigkeit. Ob er will oder nicht, jeder geistig höher stehende Mann nimmt die Verantwortung für andere Schwachbeseelte auf sich. Sie hätten die Ereignisse selbst in die Hand nehmen müssen und sich nicht damit begnügen sollen, sie geschehen zu lassen. Sie mußten dieses Volk gegen sich selbst beschützen, es leiten!…

– Dann hätte ich ihm die Freiheit gestohlen! sagte bitter der Kawdjer.

– Warum nicht? erwiderte Harry Rhodes. Wenn sich auch die Guten durch Vernunftgründe überzeugen lassen, wird es immer Menschen geben, welche nur dem Zwange gehorchen werden, den Gesetzen, die ihre Handlungsweise regeln, oder der rohen Kraft.

– Niemals würde ich dazu meine Einwilligung geben, rief der Kawdjer heftig, und nach einer Pause fügte er in ruhigerem Tone hinzu:

Wir wollen ein Ende machen. Lassen Sie es sich gesagt sein, mein Freund, daß ich der unversöhnliche Feind einer jeden Regierungsform bin, wie immer dieselbe beschaffen sein möge. Ich habe mein ganzes Leben dazu verwendet, dieses Problem zu ergründen und bin zu der Überzeugung gelangt, daß niemals der Fall eintreten kann, wo man berechtigt wäre, den freien Willen des Nächsten zu unterjochen. Alle Gesetze, Vorschriften wie Verbote, die im sogenannten

Interesse der Gesamtheit erlassen werden und dabei das Individuum knechten, sind reiner Betrug! Das Einzelwesen soll sich im Gegenteil in voller Freiheit entwickeln, dann wird die Gesamtheit sich eines allgemeinen Glückes erfreuen, das sich aus dem Glücke so vieler einzelner zusammensetzt. Dieser Überzeugung, welche mein Leben ausmacht und der ich – obwohl ich einst große Macht in Händen hatte – in der verderbten Gesellschaft der Alten Welt nicht Geltung verschaffen konnte, habe ich viel, sehr viel geopfert, mehr – und nicht unbegründet! – als die Mehrzahl der Menschheit hätte opfern können; und ich habe bis hierher auf den Magalhães-Archipel flüchten müssen, wollte ich ein freies Leben in freiem Lande führen! Meine Überzeugung hat sich seither nicht geändert. Ich weiß, daß auch die uneingeschränkte Freiheit ihre Nachteile hat, aber diese schwächen sich mit der Zeit ab und jedenfalls sind sie geringer, als die durch die Gesetze wachgerufenen Schäden der Gesellschaft, die die lächerliche Prätention haben, das Böse in der Welt unterdrücken zu wollen. Die Ereignisse dieser letzten Monate haben mich sehr traurig gestimmt – aber meine Anschauungen sind dieselben geblieben. Ich war, ich bin, ich werde immer zu denjenigen zu rechnen sein, welche man mit dem entehrenden Namen »Anarchisten« bezeichnet. Wie sie, führe ich das Motto: »Kein Gott! Kein Gebieter!« – Das Thema soll unter uns nicht mehr berührt werden, aber erwähnen mußte ich es!«

Wenn also auch die niederschmetternden Erfahrungen seinen Glauben erschüttert hatten, wollte der Kawdjer es nicht eingestehen. Anstatt seine Überzeugung aufzugeben, klammerte er sich an sie, so wie der Ertrinkende im Augenblicke höchster Not sich an einen Grashalm klammert, wenn jede andere Stütze fehlt, obwohl ihm die Gebrechlichkeit und Unzuverlässigkeit dieser einen bekannt ist.

Harry Rhodes hatte aufmerksam dieses Glaubensbekenntnis angehört, das in überzeugungsvollem Tone vorgebracht wurde, der allen Widerspruch ausschloß. Seine Erwiderung bestand nur in einem schweren Seufzer.

Achtes Kapitel.

Halg und Sirk.

Der Kawdjer stellte die Freiheit höher als alle Güter der Welt und war ebenso aufmerksam besorgt, sie bei seinem Nebenmenschen zu respektieren, als er auf die Anerkennung seiner eigenen Freiheit eifersüchtig bedacht war; und dennoch ging von seiner Person, seinem Auftreten ein so hoheitsvolles Etwas aus, daß

man seinen Befehlen wie denjenigen des gefürchtetsten Despoten gehorchte. Vergebens bemühte er sich, nie etwas zu sagen, das die Form eines Befehles hatte – man nahm den unbedeutendsten Rat als einen solchen an, dem sich dann fast alle bereitwilligst fügten.

Man hatte die Häuser auf dem linken Flußufer errichtet, weil sein Heim dort stand. Durch die gesetzlosen Zustände im alten Lager und durch die Schattenregierung, die später eingerichtet worden war, beunruhigt, hatte man sich zu dem Manne geflüchtet, dessen physische Stärke, geistige Überlegenheit und moralische Größe sie mit Verehrung und Vertrauen erfüllte.

Je mehr man in der Nähe des Kawdjer lebte, desto größer wurde die Macht seines Einflusses. Hartlepoool und die vier Matrosen sahen unbedingt in ihm ihr Oberhaupt und bei Harry Rhodes, welcher besser imstande war, die geheimen Triebfedern seines Handelns zu beurteilen, kam zur Achtung innige Freundschaft hinzu.

Bei Halg und Karroly steigerte sich die Verehrung zum wirklichen Fetischismus. Der Kawdjer hatte in ihnen eine Verneinung seiner Überzeugung, daß der Mensch keinen Gott brauche, vor sich; denn den beiden Indianern erschien er als ein Gott; dem Vater, dessen materielles Leben er gänzlich und zum Besseren umgestaltet hatte; dem Sohne, dessen Seelenleben er überhaupt erst geschaffen, aus dem Zustand halben Verliertseins herausgerissen hatte, den diese feuerländischen Volksstämme »Leben« nennen. Jedes seiner Worte war unumstößliches Gesetz für sie und nahm in ihren Augen den Charakter einer geoffenbarten Wahrheit an.

Darum darf man sich nicht verwundern, wenn Halg trotz seines lebhaften Widerwillens, sich von seinem Feinde ausbeuten zu lassen, seine Handlungsweise auch in diesem Punkte nach dem Wunsche desjenigen regelte, welchen er als seinen unumschränkten Gebieter ansah. Sirk und Genossen durften ihren Zynismus ungestraft täglich weiter treiben. Wie groß auch seine innerliche Empörung war, Halg wagte nicht, ihnen ihren Anteil an seinen Fischen zu verweigern, solange die Umstände die gleichen blieben und sie die Bedingungen einhielten, die der Kawdjer festgesetzt hatte.

Aber es kam der Tag, an welchem die vom Kawdjer aufgestellten Grundsätze zu unvorhergesehenen, ganz unlogischen Resultaten führten Auch der geschickteste Fischer, welcher von Kindesbeinen an mit dem nassen Element vertraut ist, kann einmal vom Unglück betroffen werden. Halg machte eines Tages diese Erfahrung. Wie gewöhnlich warf er Netze und Angeln aus, versuchte sein Glück an verschiedenen Stellen, er mußte die Arbeit einstellen

und sich mit einem einzigen kleinen Fisch zufriedengeben.

In Gesellschaft von vier Kolonisten erwartete Sirk, wie tagtäglich, die Rückkehr der Schaluppe, faul am Strande hingestreckt. Die fünf Männer erhoben sich, als die Wel-kiej Anker warf, und näherten sich Halg.

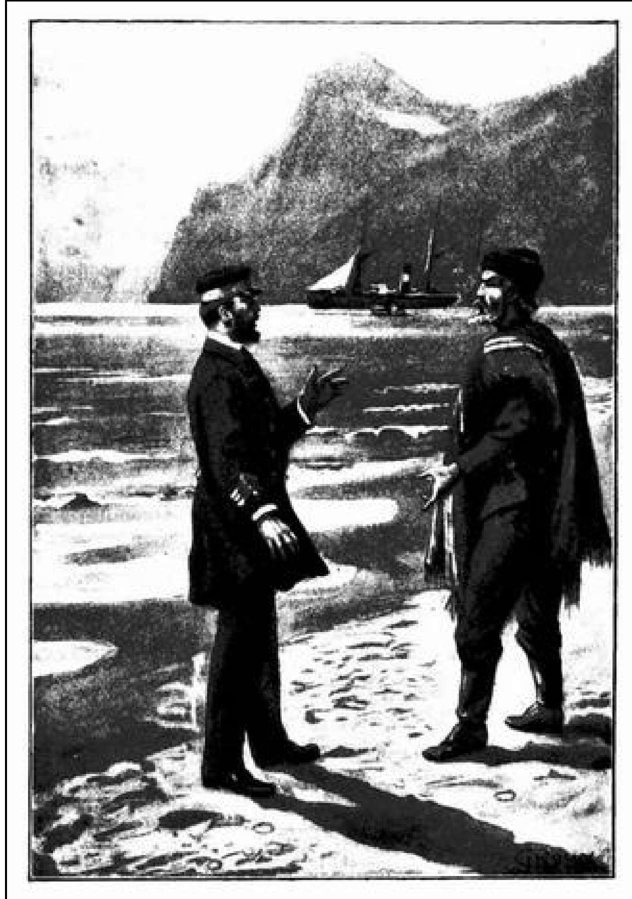
»Wir haben heute wieder ordentliches Pech gehabt, Kamerad, sagte der eine der Emigranten. Wie gut, daß du jetzt kommst! Wir hätten sonst nichts zu essen und unsere Magen knurren.«

Die Bettler strengten sich nicht an, jeden Tag eine neue Formel für ihr Anliegen zu finden; gewöhnlich verlangten sie mit den gleichen Worten die gleiche Sache und Halgs kurze Antwort war immer: »Hier, nehmt!« Aber dieses Mal lautete seine Antwort anders: »Heute ist es unmöglich.«

»Unmöglich? fragte einer ungläubig.

– Seht selbst, erwiderte Halg. Ich bringe einen einzigen Fisch heim und der ist nicht groß.

– Wir müssen uns eben damit zufriedengeben, meinte einer der Emigranten, welcher großmütig gute Miene zum bösen Spiele machen wollte.



»Ich bin bereit,« sagte er im reinsten Portugiesisch. (S. 214.)

– Und ich? fragte Halg.

– Du, riefen gleichzeitig fünf Stimmen mit dem Ausdruck des höchsten Staunens.«

Der junge Indianer war aber auch zu anmaßend! Was nahm er sich denn – ein Wilder – gegen die fünf »Zivilisierten« heraus, welche ihm die Ehre angedeihen ließen, seine Dienste anzunehmen!

»Na, höre einmal, Rothaut, rief einer der Kolonisten, du verstehst auch die Brüderlichkeit auf deine eigene Art!… Du wirst doch nicht die Frechheit so weit treiben und deinen elenden Fisch nicht ausliefern?«

Haig schwieg. Nach den Worten des Kawdjer war er in seinem guten Recht, wenn er den Fisch behielt. – »Erst muß man für die eigenen Bedürfnisse Sorge tragen, dann erst…«

So und nicht anders, hatte der Kawdjer gesagt.

Ein einziger Fisch war übrigens – wie der Augenschein ergab – ungenügend

für eine Abendmahlzeit, zu klein zur Teilung – Halg war entschlossen, den Fisch zu behalten.

Der eine Arbeiter nahm Halgs Zögern für den Beweis eines krassen Egoismus.

»Schöne Handlungsweise, rief er empört!

– Keine weiteren Redensarten, mischte sich Sirk in herausforderndem Tone ein; wenn der Kerl den Fisch nicht gutwillig hergibt, nehmen wir ihm denselben einfach weg, und sich zu Halg wendend, zählte er: Eins… zwei… und… drei!« –

Schweigend stellte sich Halg in Verteidigungszustand.

»Vorwärts, Jungen!« kommandierte Sirk. Die fünf Männer warfen sich auf ihn, er wurde zu Boden geworfen und der Fisch seinen Händen entrissen.

»Kawdjer!« schrie er im Fallen.

Auf den Hilferuf traten der Kawdjer und Karroly sofort aus ihrem Hause. Sie sahen Halg im ungleichen Kampfe begriffen und eilten ihm zur Hilfe.

Die Angreifer warteten die Ankunft der beiden nicht ab. Sie flohen, so schnell sie ihre Beine trugen, über den Fluß zurück, den durch brutale Gewalt eroberten Fisch hatten sie mitgenommen.

»Was ist denn geschehen?« fragte der Kawdjer.

Haig erzählte, was vorgefallen war und der Kawdjer hörte mit finster gerunzelter Stirne zu. Wieder ein neuer Beweis für die menschliche Bosheit, der seine optimistischen Theorien untergrub. Wieviele andere mußten sich noch diesem an die Seite stellen, bevor er dazu zu bringen war, den Menschen so zu sehen, wie er tatsächlich ist!

Wenn er dem Altruismus auch die weitgehendsten Zugeständnisse machte, seinem Schüler konnte er heute unmöglich unrecht geben, er hatte nicht anders handeln können. Höchstens ließ er die Bemerkung fallen, daß die kleinliche Ursache des Streites nicht einer solchen Verteidigung wert gewesen sei. Aber diesmal war Halg nicht zu überzeugen.

»Es handelt sich nicht um den Fisch, rief er erregt und noch ganz heiß vom Ringen; ich will aber doch nicht der Sklave dieser Menschen sein!

– Nein, nein, das sollst du auch nicht,« sagte der Kawdjer, einlenkend.

Ja, auch die Eigenliebe, die Eitelkeit säet Unfrieden unter die Menschen. Nicht nur die Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse ist die Ursache zu Zank und Streit. Sie haben aber auch moralische Bedürfnisse und unter ihnen nimmt der Stolz die erste Stelle ein, der viel dazu beigetragen hat, die Erde im Laufe der Zeiten mit Blut zu tränken. Hatte der Kawdjer das Recht, das Aufbäumen dieses

Stolzes zu tadeln, er, dessen unzähmbare Seele nie den Schatten eines Zwanges ertragen konnte?

Inzwischen hatte sich Halgs Zorn noch nicht gelegt.

»Ich! rief er, ich soll diesem Sirk nachgeben!« –

Das auch noch! Die Leidenschaften wollten auch eine aktive Rolle spielen und hetzten diejenigen gegeneinander auf, welche der Kawdjer immer noch eigensinnig als Brüder bezeichnete!

Er sagte nichts zu diesem empörten Ausruf des jungen Mannes, nur versuchte er, Halg durch eine Geste zu beruhigen und entfernte sich schweigend.

Aber er gab es nicht auf, seine Traumgebilde gegen die Angriffe der Tatsachen zu verteidigen. Während seiner kurzen Wanderung suchte und fand er Entschuldigungen für die Angreifer:

Sie waren ja schuldig, das stand bombenfest, aber es war in Erwägung zu ziehen, daß diese armen Menschen die traurigen Ergebnisse der vielgepriesenen Zivilisation der Alten Welt waren, welche kein anderes Überzeugungsmittel kannten, außer der rohen Kraft – besonders in diesem Falle, wo es sich um ihre Lebenserhaltung handelte.

Und darum handelte es sich in diesem Falle wirklich! Ihr Leichtsinn, ihre Sorglosigkeit dieser brennenden Frage gegenüber war groß, strafbar! – aber wie furchtbar niederschmetternd mußte für sie der Anblick der sich stetig verringernden Vorräte sein – das meiste davon war im Inneren der Insel. Kein neuer Zufluß war zu erwarten, der sie vermehrt hätte, schon konnte man den Tag bestimmen, an dem sie aufgezehrt sein würden. War es zu verwundern, wenn die Unglücklichen jegliches Mittel ergriffen, um die unabwendbare Katastrophe zu verzögern? Gehorchten Sie nicht nur einem mächtigen Naturtrieb, welcher – *per fas et nefas* – die unausbleibliche Zerstörung nach Tunlichkeit hinauszuschieben versucht?

Waren sich Sirk und Genossen der schlimmen Aussichten der Kolonie voll bewußt oder hatten sie nur ihrer brutalen Natur die Zügel schießen lassen? Wie dem auch sei, die Befürchtungen des Kawdjer hatten ihre Berechtigung. Man mußte mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu bemerken, wie der schrecklichste Feind, der Hunger, die entstehende Kolonie bedrohte. Was ging im Inneren der Insel vor? Man wußte es nicht; nach der allergünstigsten Annahme konnte erst im folgenden Sommer die Ernte so viel abwerfen, daß ein Teil davon den Küstenbewohnern zugute kommen konnte. Da hieß es noch ein volles Jahr warten – und man hatte nur noch Lebensmittel für zwei Monate!

Am linken Flußufer standen die Sachen weniger ungünstig. Man hatte sich hier von allem Anfang an nach dem Beispiel des Kawdjer alles besser eingeteilt, man sparte mit den Nahrungsmitteln und trachtete durch Gemüsebau und Fischfang Vorräte zu schaffen. Im Gegensatz zu diesen wenigen waren die sechzig Bewohner des rechten Ufers von einer strafbaren Gleichgültigkeit. Was war das mutmaßliche Schicksal dieser Unglücklichen? Würde es – dreihundert Jahre später – zu einer abermaligen Tragödie von Port-Famine kommen?

Man mußte es mit allem Rechte befürchten und alle Anzeichen wiesen auf solch ein entsetzliches Ende hin, als ein unvorhergesehener Glücksfall die leichtsinnigen Kolonisten dieser Sorgen enthob.

Chile hatte sein Versprechen, der jungen Republik zu Hilfe zu kommen, nicht vergessen. Gegen die Mitte des Monates Februar legte sich ein Schiff, das die chilenische Flagge trug, vor der Insel Hoste vor Anker. Dieses Schiff, »Ribardo«, ein Segellastschiff, stand unter dem Kommando des Kapitäns José Fuentes und versorgte die Emigranten mit frischen Lebensmitteln, Samen, Haustieren und Ackergeräten; es war eine sehr wertvolle Ladung und mußte den Kolonisten zum Erfolg verhelfen, wenn weise damit verfahren wurde.

Kaum hatte der Anker Grund gefaßt, so ließ sich Kommandant Fuentes ans Land rudern, um mit dem Gouverneur der Insel zu verhandeln. Ferdinand Beauval hatte sich ihm in dieser Eigenschaft vorgestellt – und eigentlich mit Recht, denn er allein erhob Anspruch auf diesen Titel – und die Ausschiffung der Ladung wurde sogleich in Angriff genommen.

Während dieser Arbeit brachte Kapitän Fuentes eine andere Angelegenheit zur Sprache, mit der er betraut war.

»Herr Gouverneur, sagte er zu Beauval, meine Regierung hat in Erfahrung gebracht, daß ein unter dem Namen »Kawdjer« bekannter Mann auf der Insel Hoste lebt. Verhält es sich so?«

Beauval bejahte die Frage und der Kommandant fuhr fort:

»Also beruhen unsere Erkundigungen auf Wahrheit. Durste ich Sie um nähere Aufklärung über diesen Mann bitten?

– Er ist ein Revolutionär, sagte Beauval mit ihm selbst unbewußter Offenherzigkeit.

– Ein Revolutionär! Wie verstehen Sie das, Herr Gouverneur?

– Für mich wie für jedermann, erwiderte Beauval, ist ein Revolutionär jeder Mensch, welcher sich gegen die Gesetze auflehnt und der rechtmäßig eingesetzten Autorität den Gehorsam verweigert.

– Hat Ihnen der Kawdjer Schwierigkeiten bereitet?

– Er macht mir sehr viel zu schaffen, sagte Beauval mit wichtiger Miene; er ist, was man einen Starrkopf nennt… Aber ich werde ihn schon zähmen!« beteuerte er energisch.

Der Kapitän des chilenischen Schiffes schien sehr interessiert. Nach einer kurzen Pause schweigenden Überlegens fragte er:

»Könnte ich vielleicht diesen Kawdjer sehen, welcher die Aufmerksamkeit meiner Regierung schon so oft auf sich gelenkt hat?

– Nichts ist leichter, entgegnete Beauval… Übrigens, sehen Sie dorthin… er kommt gerade auf uns zu!«

Mit diesen Worten bezeichnete Beauval mit der Hand den Kawdjer, welcher soeben die über den Fluß führende Brücke betreten hatte. Der Kommandant ging ihm entgegen.

»Auf ein Wort, mein Herr, bitte,« sagte er höflich und legte die Hand an die mit Goldschnüren verzierte Mütze.

Der Kawdjer blieb stehen.

»Ich bin bereit,« sagte er im reinsten Portugiesisch.

Aber der Kapitän sprach nicht gleich. Mit starren Blicken sah er den Kawdjer offenen Mundes in maßlosem Staunen, das er gar nicht zu verbergen suchte, an.

»Nun? sagte dieser ungeduldig.

– Entschuldigen Sie, mein Herr, nahm endlich Fuentes das Wort. Als ich Sie vorhin zum ersten Mal erblickte, glaubte ich einen alten Bekannten wiederzusehen. Sind wir uns nicht schon einmal irgendwo begegnet?

– Ich glaube kaum, sagte der Kawdjer, um dessen Lippen sich ein ironischer Zug vertiefte.

– Und dennoch scheint mir…«

Der Kommandant unterbrach sich mitten in der Rede und schlug sich auf die Stirne:

»Ich habe es! rief er. Sie haben recht. Begegnet habe ich Sie in der Tat niemals. Aber Sie sehen einem Porträt so ähnlich, das in Millionen von Exemplaren über die ganze Welt verbreitet worden ist, daß es ganz ausgeschlossen erscheint, daß dieses Porträt nicht Sie selbst darstellen sollte!«

Während seiner Rede wurde seine Haltung unwillkürlich respektvoller und seine Stimme zitterte wie in tiefer Erregung. Als er schwieg, hatte er die Mütze

abgenommen.

»Sie irren sich bestimmt, mein Herr, sagte der Kawdjer in kaltem Tone.

– Trotzdem würde ich schwören, daß…

– Wann haben Sie das fragliche Porträt gesehen? fragte der Kawdjer.

– Vor zehn Jahren ungefähr.«

Der Kawdjer hielt es nicht unter seiner Würde, die Wahrheit ein wenig zu entstellen.

»Es ist länger als zwanzig Jahre her, erwiderte er, daß ich Ihre sogenannte zivilisierte Welt verließ. Folglich kann dies unmöglich mein Bild gewesen sein. Wie wollten Sie mich auch wiedererkennen? Vor zwanzig Jahren war ich noch jung, und jetzt!…

– Wie alt sind Sie?« fragte der Kapitän unvorsichtigerweise.

Die unpassende Frage war fast ohne sein Wissen von seinen Lippen gefallen. Seine Neugierde war aufs höchste aufgestachelt, er glaubte, einem Geheimnis auf der Spur zu sein, das er vielleicht lösen konnte. Kaum war die Frage ausgesprochen, als er seinen Taktfehler einsah und sie bereute.

»Habe ich Sie um Ihr Alter gefragt?« sagte der Kawdjer kalt.

Der Kommandant biß sich auf die Lippen.

»Ich vermute, nahm der Kawdjer das Gespräch wieder auf, daß Sie mich nicht angesprochen haben, um mit mir über alte Photographien zu plaudern. Bitte, lassen Sie uns zur Sache kommen!

– Gut!« erwiderte der Kapitän.

Etwas ärgerlich setzte er seine Mütze wieder auf.

»Meine Regierung, sagte er, indem er einen rein geschäftlichen Ton anschlug, hat mich beauftragt, Sie um Ihre Absichten zu befragen.

– Um meine Absichten? wiederholte der Kawdjer erstaunt. Um welche Absichten denn?

– In bezug auf Ihren Aufenthaltsort.

– Das geht sie doch nichts an!

– Das geht sie sehr viel an!

– Ah!…

– Gewiß! Es ist meiner Regierung nicht unbekannt, welche Macht Sie über die Eingebornen des Archipels haben, und sie hat nie aufgehört, diesen Einfluß

ernstlich zu beobachten und mit Interesse zu verfolgen!

– Zu liebenswürdig, sagte spöttisch der Kawdjer.

– Solange der Magalhães-Archipel unabhängig war, fuhr der Kommandant fort, hat man nur zugewartet. Aber mit der Teilung hat sich die Lage geändert; nach der Annexion…

– Dem Raube, berichtigte der Kawdjer.

– Sie meinen?

– Nichts. Bitte, fahren Sie fort!

– Nach der Annexion mußte sich meine Regierung – – die besorgt sein muß, ihre Autorität im neuen Besitz zur Geltung zu bringen – fragen, welche Haltung Ihnen gegenüber anzunehmen ist. Natürlich wird dies ganz von Ihrem Verhalten abhängen. Meine Mission ist, Sie um Ihre Zukunftspläne zu befragen. Ich bin im Besitze eines Freundschaftsvertrages…

– Oder einer Kriegserklärung?

– Sie erraten es. Ihr Einfluß, den Sie nicht leugnen können, ist er uns feindlich gesinnt oder gedenken Sie ihn in den Dienst unserer Zivilisationsbestrebungen zu stellen? Wollen Sie unser Verbündeter – oder unser Gegner sein? Die Entscheidung liegt bei Ihnen!

– Ich bin weder das eine noch das andere, sagte der Kawdjer; ich gedenke neutral zu bleiben.«

Der Kommandant schüttelte zweifelnd das Haupt.

»Die Neutralität scheint mir eine schwer durchzuführende Sache, sagte er, wenn man Ihre Machtstellung hierzulande in Betracht zieht.

– Sie ist im Gegenteil sehr leicht zu bewahren, erwiderte der Kawdjer, aus dem überzeugenden Grunde, daß ich Magellanien auf Nimmerwiedersehen verlassen habe.

– Sie haben es verlassen?… Aber Sie sind doch hier…

– Hier bin ich auf der Insel Hoste, einem freien Lande, und ich bin fest entschlossen, nie mehr den Magalhães-Archipel zu betreten, der nicht mehr frei ist.

– Somit beabsichtigen Sie, auf der Insel Hoste Ihre bleibende Wohnstätte aufzuschlagen?«

Der Kawdjer nickte.

»Das vereinfacht alles, meinte der Kapitän sehr befriedigt. Ich kann also die

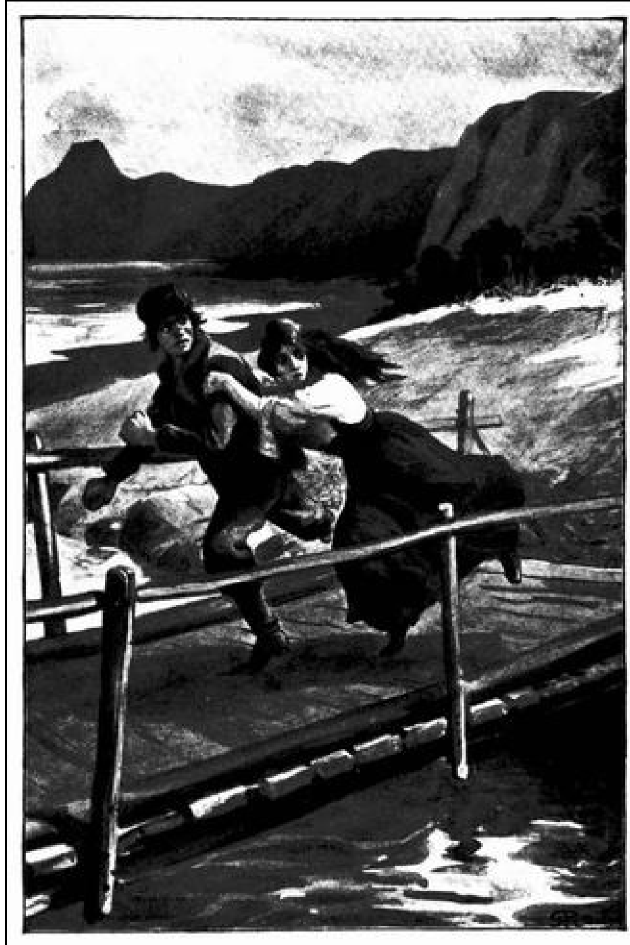
Versicherung mit mir nehmen, daß meine Regierung nichts Feindliches von Ihnen zu befürchten hat.

– Sagen Sie Ihrer Regierung, daß ich sie nicht kenne,« sagte der Kawdjer, lüftete seine Mütze und ging fort.

Einen Augenblick folgte ihm der Kommandant mit seinen Blicken. Trotz der Beteuerungen des Kawdjer war Fuentes gar nicht überzeugt, daß die entdeckte Ähnlichkeit nur auf Einbildung beruhen sollte; und diese Ähnlichkeit mußte etwas Außergewöhnliches bedeuten, um ihn so zu erregen.

»Wie merkwürdig!« murmelte er halblaut, während sich der Kawdjer entfernte, ohne sich umzublicken.

Der Kommandant kam nicht in die Lage, seine Vermutungen nochmals auf ihre Richtigkeit zu prüfen, denn der Kawdjer gewährte ihm keine zweite Unterredung. Als ob er Ursache gehabt hätte, eine abermalige Zusammenkunft mit dem Kapitän, die sein früheres Leben zur Sprache bringen konnte, zu scheuen, war er noch am selben Abend vom Schauplatz verschwunden: er war auf einer seiner Streifereien durch die Insel begriffen.



Die jungen Leute zogen sich auf das andere Ufer zurück… (S. 224.)

Der Kommandant mußte sich darauf beschränken, die Ausschiffung seiner Ladung zu bewerkstelligen, eine Arbeit, die eine Woche in Anspruch nahm.

Außer den durch Chile zum allgemeinen Besten großmütig gesandten Vorräten brachte der »Ribardo« auch noch eine besondere Fracht für einen einzelnen, und zwar für Harry Rhodes.

An den Feldarbeiten konnte er sich nicht beteiligen, dazu hatte ihn die genossene Erziehung nicht vorbereitet. So war ihm der Gedanke gekommen, einen Importhandel zu begründen. Deshalb hatte er nach der Unabhängigkeitserklärung, als man eine glückliche Zukunft erhoffen konnte, den Kommandanten des Avisoschiffes beauftragt, bei Gelegenheit ihm die Waren zukommen zu lassen.

Dieser hatte den Wunsch nicht vergessen und nun brachte der »Ribardo« über Auftrag und auf Rechnung Harry Rhodes’ eine Unmenge der verschiedensten Dinge mit, die, einzeln genommen, fast wertlos und doch wieder von größtem

Werte sind: Zwirn, alle Arten von Nadeln, Zündhölzchen, Schuhe, Kleider, Federn, Bleistifte, Papier, Tabak und tausend andere Kleinigkeiten, eine ganze Ausrüstung für einen Bazar.

Das Projekt Harry Rhodes’ war sehr vernünftig, seine Wahl gut getroffen. Aber wie die Dinge standen, war zu befürchten, daß ihm sein Warenlager zum Selbstgebrauch verbliebe! Nichts deutete darauf hin, daß es jemals zum geregelten Zwischenhandel unter den Hostelianern kommen könnte, welche eigentlich aus Einsiedlern bestanden, die zufällig zusammengeweht worden waren.

Harry Rhodes war seines Mißerfolges schon jetzt so sicher, daß er um ein Haar seine Waren auf dem »Ribardo« gelassen und sich selbst eingeschifft hätte, um dieses Land zu fliehen, von dem er nichts mehr erhoffte.

Aber wohin sich wenden mit diesen verschiedenartigen Gegenständen, die hier auf dieser weltabgeschlossenen Insel so kostbar waren und in belebten Gegenden fast wertlos wurden. Nach reiflicher Überlegung beschloß er, sich in Geduld zu fassen und zu bleiben. Das Schiff war nicht das letzte, das diese Küste besuchte! Die Gelegenheit, die Insel Hoste zu verlassen, kam wieder und er konnte immer von ihr Gebrauch machen, wenn die Lage sich nicht besserte.

Sobald die Ladung ausgeschifft war, lichtete der »Ribardo« die Anker und fuhr ab, und einige Stunden später erschien der Kawdjer wieder an der Küste; es war, als ob er nur die Abfahrt des chilenischen Schiffes abgewartet hätte.

Die frühere Lebensweise wurde wieder aufgenommen, die einen bebauten ihre Gärten, die anderen gingen dem Fischfang nach, der Kawdjer jagte im Inneren der Insel, die Mehrzahl tat gar nichts und lebte heiter und fröhlich in den Tag hinein, was jetzt nicht mehr so unvernünftig zu nennen war, da ja ein neuer Schatz von Vorräten angelangt war. Die Bevölkerung belief sich auf hundert Seelen, wobei die Bewohner Neudorfs mitgerechnet waren. (Diesen Namen hatte man mit allgemeiner Zustimmung der zweiten kleinen Niederlassung gegeben, die sich um das Haus des Kawdjer gebildet hatte.) Lebensmittel gab es nun für achtzehn Monate. Folglich war kein Grund zur Beunruhigung vorhanden.

Beauval »regierte« einstweilen. In Wirklichkeit führte er ein richtiges Faulenzerdasein und seiner Meinung nach gedieh der Staat prächtig. In den ersten Tagen seiner Ernennung hatte er das Lager auf den Namen »Liberia« getauft, die neue Hauptstadt der Insel Hoste. Seit dieser anstrengenden Regierungsarbeit ruhte er.

Das großmütige Geschenk der chilenischen Regierung bot ihm Gelegenheit,

ein zweites Mal seine Autorität zu betätigen, indem er für die Unterhaltung seiner Untertanen Sorge trug – eine wichtige Sache. Auf seinen Befehl hin war die eine Hälfte der Alkoholvorräte, die der »Ribardo« gebracht hatte, für kommende Zeiten reserviert, die andere Hälfte unter die Kolonisten verteilt worden. Die Folgen dieser Freigebigkeit waren leicht vorherzusehen. Viele verloren gleich ihren klaren Verstand und Lazare Ceroni noch mehr als alle anderen. Tullia und ihre Tochter mußten wieder die häßlichen Szenen über sich ergehen lassen, die der Außenwelt unbekannt blieben, weil sie vom allgemeinen Festtaumel übertönt wurden. Man trank, man spielte, man tanzte auch zu den Klängen, die der wiedererwachte Fritz Groß seiner Geige entlockte. Die Müßigen blieben bei dem musikalischen Genie stehen. Selbst der Kawdjer kam nach Liberia herüber, von den herrlichen Weisen angezogen, die um so wunderbarer klangen, weil sie einzig waren auf dieser weltfernen Insel. Einige der Bewohner Neudorfs begleiteten den Kawdjer, unter ihnen Harry Rhodes samt Familie, welche den musikalischen Genuß sehr zu würdigen wußten. Für Halg und Karroly waren die zauberhaften Klänge wie eine Offenbarung und Dick und Sand fehlten bei keiner Produktion und liefen aufs andere Ufer hinüber, sobald die Violine sich hören ließ.

Dick allerdings suchte nur nach einer neuen Gelegenheit zur Unterhaltung. Er hüpfte und tanzte, bis ihm der Atem ausging, indem er wenig und keine Rücksicht auf den Takt nahm. Anders Sand. Wie bei den früheren Vorstellungen war er in der vordersten Reihe zu erblicken, mit großen Augen und offenem Munde, zitternd vor Bewegung; er lauschte voll Aufmerksamkeit, verlor keinen Ton vom ersten bis zum letzten, der leise verhallend erstarb.

Seine andächtige Haltung fiel schließlich dem Kawdjer auf.

»Du hörst wohl gerne Musik, mein Junge, fragte er ihn einmal.

– O… Herr!« seufzte Sand.

Und ganz begeistert fügte er hinzu:

»Wenn ich auch so spielen… spielen könnte… wie Herr Groß!…

– Wirklich, sagte der Kawdjer, dem die Begeisterung des Knaben gefiel, würde dir das Freude bereiten? Das ließe sich ja vielleicht machen!«

Sand schaute ihn ungläubig an.

»Warum nicht? sagte der Kawdjer; bei nächster Gelegenheit lasse ich dir eine Geige kommen!

– Wahrhaftig, Herr?… fragte Sand mit glückstrahlenden Augen.

– Ich verspreche es dir, mein Kind, sagte der Kawdjer, bis dahin mußt du aber

Geduld haben.«

Ohne in der Vorliebe für Musik so weit zu gehen wie der kleine Schiffsjunge, hatten doch die anderen Emigranten Gefallen an diesen zufälligen Konzerten. Es war eine Zerstreuung, die die Monotonie ihres Lebens angenehm unterbrach.

Der unleugbare Erfolg Fritz Groß’ inspirierte Ferdinand Beauval mit einer neuen Idee. Regelmäßig zweimal in der Woche sollte dem Musiker eine Ration Alkohol verabfolgt werden – was in der Folge geschah – und somit hatte Liberia zweimal in der Woche ihr Konzert – wie andere zivilisierte Städte.

Die Taufe der Hauptstadt und die Organisation der Vergnügungen erschöpften Ferdinand Beauvals Kräfte. Außerdem neigte er zur Selbstbewunderung, jetzt besonders, da alle zufrieden schienen. Klassische Erinnerungen wurden in ihm wach. *»Panem et circenses«* forderten die Römer. Hatte er, Beauval, nicht nach antikem Vorbild gehandelt? Das Brot hatte der »Ribardo« gebracht und die zukünftigen Ernten würden das weitere schaffen. Die Unterhaltungen waren die Produktionen Fritz Groß’, wenn man nicht dieses fortgesetzte *»Far niente«* zu den Unterhaltungen rechnen wollte, in dem die Mitglieder der Kolonie lebten, welche das Glück hatten, unter der unmittelbaren Autorität des Gouverneurs zu stehen.

Februar und März gingen vorüber, ohne daß seine optimistischen Anschauungen getrübt wurden. Der Friede Liberias wurde zwar manchmal durch Wortwechsel und Streitereien getrübt, aber das waren Vorfälle ohne Bedeutung, zu denen Beauval die Augen schloß – was ihm ein geschicktes politisches Vorgehen dünkte.

Leider machten die letzten Märztage der glücklichen Zeit ein Ende. Der erste Vorfall, der seine Ruhe störte, war bedeutungslos und nur das Vorspiel zu den dramatischen Peripetien, die noch folgen sollten. Es handelte sich zunächst nur um einen leichten Wortwechsel, der aber, nach seinem Charakter und seinen Folgen zu urteilen, nicht angetan schien, eine friedliche Lösung zu finden; er erachtete es sogar für nötig, aus seiner bescheidenen Verborgenheit herauszutreten. Er tat nicht wohl daran und sein Dazwischentreten hatte Folgen, die er nicht voraussah.

Haig war der Held dieses Ereignisses.

Nach dem ungleichen Kampf, den er mit Sirk und seinen vier Genossen zu bestehen hatte, waren mehrere Wochen verstrichen, ohne daß er seinen Gegner gesehen hätte.

Seine ehemaligen Angreifer hatten – wahrscheinlich aus Furcht vor dem Einmengen des Kawdjer – seither den Indianern keine Fische mehr abgebettelt.

Übrigens war durch die Ankunft des »Ribardo« die Lebensmittelfrage gelöst worden. Jetzt kam es auf einige Fische mehr oder weniger nicht an. Jetzt hatte man Vorräte in Hülle und Fülle, die vorläufig unerschöpflich erschienen.

Aber die Ladung des »Ribardo« bestand nicht ausschließlich aus Eßwaren, das Schiff brachte auch Alkohol, und Beauval war unvorsichtig genug gewesen, das gefährliche Getränk zu verteilen und damit hatte er Verwirrung im Lager gestiftet.

Besonders bei Ceroni sah es schlimm aus. Die abscheulichen Auftritte, welche die stete Trunkenheit Lazares zur Folge hatte, verstärkten die Gefühle des Hasses, die Halg und Sirk beseelten. Während sich der eine zum Beschützer Tullias und ihrer Tochter aufwarf, schmeichelte Sirk dem Laster des elenden Gatten und verachtungswürdigen Vaters. Das Benehmen Sirks erfüllte den jungen Indianer mit stillem Ingrimm, er konnte seinem Rivalen die Tränen nicht verzeihen, die er Graziella vergießen sah.

Der verteilte Alkohol war vertilgt, aber die Ruhe kehrte nicht wieder.

Dank seiner Intimität mit Ferdinand Beauval gelang es Sirk, die Methode Pattersons nachzuahmen. Er versorgte Lazare mit neuen Vorräten und hoffte, sich so seine Zuneigung zu erwerben.

Das Vorgehen, das ein erstes Mal Erfolg gehabt, mißglückte auch ein zweites Mal nicht. Der Trunkenbold nahm offen Partei für seinen Freund, welcher seiner entwürdigenden Leidenschaft schmeichelte, und erklärte sich zu seinem Verbündeten. Bald nannte er Sirk nur »Schwiegersohn« und schwur hoch und teuer, er werde Graziella schon zu zwingen wissen.

Das junge Mädchen verschwieg Halg die Kämpfe, die es zu erdulden hatte, aber dieser erriet viel, verstand Sirks Absichten und haßte ihn mit jedem Tage gründlicher.

So standen die Sachen, als am Morgen des 29. März Halg, welcher gerade über die Brücke zum rechten Ufer schritt, auf zweihundert Schritte Entfernung Graziella erblickte, welche mit gelösten Haaren aus Leibeskräften lief, als gälte es, einer drohenden Gefahr zu entfliehen.

Sie war wirklich auf der Flucht begriffen und die Gefahr war – Sirk, der, nur fünfzig Schritte von ihr entfernt, sie mit der Schnelligkeit seiner langen Beine verfolgte.

»Halg… Halg… hilf mir!« schrie Graziella, als sie den jungen Indianer erblickte. Dieser stürzte vor und versperrte ihrem Verfolger den Weg.

Aber Sirk verachtete den schmächtigen Gegner. Nach einem kurzen Halt

nahm er die Verfolgung wieder auf und eilte, laut lachend, mit gesenktem Kopfe vorwärts.

Das Folgende sollte ihm eine Lehre für seinen Eigendünkel sein! Wenn Halg jung war, so verdankte er dem freien Leben in der Wildnis stählerne Muskeln und eine affenartige Geschwindigkeit. Als ihm der Feind auf Griffweite nahe gekommen war, schlug er ihm beide Fäuste ins Gesicht und auf die Brust, daß dieser, wie erschlagen, zu Boden stürzte.

Die jungen Leute zogen sich, von den Verwünschungen des Besiegten verfolgt, aufs andere Ufer zurück. Sirk, welcher nur schwerfällig atmete, stieß fürchterliche Drohungen aus.

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen gingen Halg und Graziella geradewegs zum Kawdjer, welchen das junge Mädchen um Schutz anflehte. Das Weiterleben am anderen Ufer war ihr unmöglich. Sie hatte lange das Elend totgeschwiegen, aber jetzt hatten ihre Leiden den Höhepunkt erreicht und es war besser, sie sagte alles. Diesen Morgen war Sirk in seiner Roheit so weit gegangen, daß er sie mißhandelt, geschlagen hatte. Tullias Dazwischentreten war ganz erfolglos geblieben, während Lazare Ceroni – das Scheusal – den Übeltäter noch ermuntert und ihm Beifall gezollt hatte. Endlich war es Graziella gelungen, aus dem Zelte zu springen, aber wer weiß, wie das Ende vom Liede gewesen wäre, hätte nicht Halg sie errettet.

Der Kawdjer hatte den Bericht mit seiner gewöhnlichen ruhigen Miene angehört.

»Und was wollen Sie jetzt tun, mein Kind, fragte er.

– Bei Ihnen bleiben… rief Graziella; ich beschwöre Sie, verweigern Sie mir Ihren Schutz nicht.

– Der ist Ihnen sicher, sagte der Kawdjer. Was das Hierbleiben anbelangt, so ist das Ihre Sache, Sie müssen entscheiden, jeder ist frei, mit sich zu machen, was er will. Ich werde mir höchstens erlauben, Ihnen einen Rat bezüglich der Wahl Ihrer künftigen Wohnung zu geben. Bitten Sie die Familie Rhodes um Gastfreundschaft, sie wird Ihnen auf meine Bitte hin sicher freudigst gewährt.

Dieser weise Entschluß traf nirgends auf Widerstand. Die Flüchtende wurde mit offenen Armen von der Familie Rhodes empfangen und besonders freudig von Clary begrüßt, welche glücklich war, eine Altersgenossin zu bekommen.

Nur eine Sorge quälte Graziella. Was wurde aus ihrer Mutter, welche sie in dieser Hölle zurückgelassen hatte. Der Kawdjer beruhigte sie. Er wollte selbst hinübergehen und Tullia bewegen, zu ihrer Tochter zu ziehen.

Es sei gleich hier bemerkt, daß diese Mission nicht nach seinem Wunsche ausfiel. Tullia bestand eigensinnig darauf, bei ihrem Gatten zu bleiben, billigte aber die Flucht Graziellas und war glücklich, sie bei einer ehrenwerten Familie so gut aufgehoben zu wissen. Ihrer Lebensaufgabe aber wollte sie bis zum letzten Augenblicke treu bleiben. Und diese Aufgabe bestand darin, ihren Mann, der jetzt als formlose Masse nach dem ersten Rausch des Tages, seiner Sinne beraubt, auf der Erde lag, auf seinem Lebensweg zu begleiten, nicht zu verlassen, wenn sie auch darunter leiden, selbst sterben sollte!

Als der Kawdjer diese Antwort, die er vorausgesehen hatte, Graziella überbrachte, traf er Ferdinand Beauval an, welcher mit Harry Rhodes einen Wortwechsel hatte, der ernst zu werden schien.

»Was gibt es denn, fragte der Kawdjer.

– Nichts anderes, sagte Harry Rhodes erregt, als daß der Herr hier sich erlaubt hat, Graziella zurückzuverlangen; er will sie ihrem liebenswürdigen Vater wieder zuführen.

– Seit wann nimmt Herr Beauval so regen Anteil an den Familienverhältnissen der Familie Ceroni, fragte der Kawdjer mit einer Stimme, in der der verhaltene Unmut zitterte.

– Alle Vorgänge auf der Kolonie erregen das Interesse des Gouverneurs, erklärte Beauval, indem er sich Mühe gab, durch Würde in Haltung und Rede seiner hohen Stellung gerecht zu werden.

– Nun, und der Gouverneur?…

– Bin ich!…

– Ach so! machte der Kawdjer.

– Es ist mir eine Klage zugegangen, begann Beauval, welcher die ironische Bemerkung des Kawdjer nicht zu verstehen schien.

– Durch Sirk natürlich, sagte Halg, welcher die freundschaftlichen Beziehungen der beiden kannte.

– Nein, berichtigte Beauval. Durch den Vater, durch Lazare Ceroni selbst.

– So, sagte der Kawdjer; spricht denn Lazare Ceroni im Schlafe? Denn ich weiß bestimmt, daß er jetzt schläft und schnarcht.

– Ihr Spott macht das Verbrechen nicht ungeschehen, das auf dem Boden der Kolonie verübt worden ist, sagte Beauval in barschem Tone.

– Ein Verbrechen?… Wo sehen Sie denn eines?

– Ich wiederhole, ein Verbrechen! Ein junges, noch unmündiges Mädchen ist

seiner Familie entrissen worden. Dieses Vorgehen wird in den Gesetzen aller zivilisierten Länder als Verbrechen bezeichnet.

– Seit wann gibt es denn Gesetze auf der Insel Hoste? fragte der Kawdjer, dessen Augen bei dem Worte »Gesetz« unheilverkündende Blitze schossen; von wem gehen denn diese Gesetze aus?

– Von mir, antwortete Beauval mit hoheitsvoller Miene; von mir, der ich im Namen sämtlicher Kolonisten hier stehe und als deren Repräsentant ich ein Anrecht auf den Gehorsam aller habe.

– Was sagten Sie? rief der Kawdjer; sprachen Sie nicht von Gehorsam?… Wohlan, denn, so hören Sie auch meine Antwort. Die Insel Hoste ist ein freies Land, wo niemand dem anderen zu gehorchen hat. Graziella ist freiwillig hierher gekommen und wird hier bleiben, wenn sie will…

– Aber, versuchte Beauval einzuwerfen.

– Da gibt es kein »Aber«; wer sich untersteht, vor mir von Gehorsam zu sprechen, hat mich zum Gegner.

– Nun, wir werden ja sehen, sagte Beauval; dem Gesetze muß Achtung verschafft werden – und sollte ich zur Gewalt greifen müssen.

– Zur Gewalt? rief der Kawdjer. Versuchen Sie es doch! Vorläufig rate ich Ihnen, meine Geduld nicht länger auf die Probe zu stellen, sondern sich in Ihre Hauptstadt zurückzuziehen, wenn Sie nicht dahin zurückgeführt werden wollen.«

Der Anblick des Kawdjer war nicht sehr beruhigend, so daß es Beauval für klüger hielt, nicht weiter auf seiner Forderung zu bestehen. Er zog sich zurück, auf zwanzig Schritte Entfernung von dem Kawdjer, Harry Rhodes, Hartlepool und Karroly gefolgt.

Als er sich am anderen Flußufer sicher fühlte, drehte er sich um und drohte:

»Wir werden uns schon wiedersehen!«

So wenig furchterregend der Zorn Beauvals war, mußte man ihm doch einigermaßen Rechnung tragen. Gekränkte Eigenliebe kann den feigsten Menschen mutig machen, und es war nicht unmöglich, daß er mit Hilfe seiner sauberen Genossen einen Handstreich plane, die finstere Nacht als Bundesgenossin benützend.

Glücklicherweise war dem leicht vorzubeugen. Als sich Beauval nach weiteren hundert Schritten abermals umdrehte, sah er, wie Hartlepool die Brücke abbrach, welche die beiden Ufer verband. Die gesamte kleine Flottille war in einer Bucht bei Neudorf verankert und somit war alle Verbindung mit Liberia

abgebrochen und eine nächtliche Überraschung vereitelt.

Als er die Absicht seiner Widersacher verstand, ballte Beauval grimmig die Fäuste.

Der Kawdjer zuckte gleichmütig die Achseln; langsam fiel eines der Bretter der Brücke nach dem anderen, bald standen nur mehr die Bohlen, die als Pfeiler gedient hatten, an denen sich die Wellen brachen, die jetzt die Scheidewand zwischen den beiden feindlichen Lagern bildeten.

So hatte sich wieder einmal gezeigt, wie sehr zum Kampfe geneigt die menschliche Natur ist. Diese Bewohner zweier am Ende der Welt versteckten Dörfer hatten bewiesen, daß sie ebensolche Menschen waren wie die Bürger großer Reiche: auch sie hatten die Möglichkeit eines Krieges angenommen, ja als einzigen Ausweg angesehen, hatten – ganz wie es in zivilisierten Staaten gebräuchlich ist – alle diplomatischen Beziehungen abgebrochen – sie verdienten den Namen »Menschen«.

Neuntes Kapitel.

Der zweite Winter.

Als der Monat April in Gesellschaft des Winters seinen Einzug hielt, hatte kein Vorkommen irgendwelcher Bedeutung das einförmige Leben der Bewohner Liberias unterbrochen So lange die Temperatur verhältnismäßig milde blieb, ließen sie sich vom Leben forttragen, ohne Zukunftssorgen nachzuhängen, und erst die atmosphärischen Störungen, mit welchen das Äquinoktium stets begleitet ist, schreckten sie aus ihrem Traumleben auf. Schon nach den ersten heftigen Orkanstößen schien sich Liberia zu entvölkern. Wie im Vorjahre schlossen sich alle Bewohner in ihre Wohnungen hermetisch ein.

Auch in Neudorf führte man ein ziemlich tatenloses Dasein; die Arbeiten im Freien, besonders der Fischfang, waren unausführbar geworden. Mit dem Eintritt des kalten Wetters zogen sich die Fische nach Norden in die wärmeren Gewässer der Magalhães-Straße zurück. So ließen denn die Fischer ihre nutzlos gewordenen Boote, fest verankert, ruhig liegen. Was hätten sie auf dem vom Sturme aufgewühlten Meere auch suchen sollen?

Dem Orkan folgte der Schnee auf dem Fuße. Darauf brachten einige warme Sonnenstrahlen Tauwetter mit sich und der Boden war in einen Morast verwandelt. Nun folgte abermals ein heftiger Schneefall.

Auch wenn die Brücke noch bestanden hätte, würde der Verkehr zwischen der

Hauptstadt und ihrem Vorort mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben und Beauval wäre gleichfalls verhindert gewesen, seine Drohungen wahr zu machen.

Hatte er sie nicht schon vergessen? Seitdem man ihn so deutlich vom linken Flußufer gewiesen hatte, hatten ihn schwerere und dringendere Sorgen beschäftigt, unter deren Druck die Erinnerung an die erhaltene Beleidigung viel von ihrer Wichtigkeit eingebüßt hatte.

Nachdem die Bevölkerung Liberias nach der Unabhängigkeitserklärung auf ein Minimum herabgesunken war, stand ihr jetzt wieder eine Vermehrung in Aussicht. Manche der Emigranten, welche ins Innere der Insel gezogen waren und dort aus irgendeinem Grunde mit ihren Kolonisationsversuchen Schiffbruch litten, kamen wieder an die Küste zurück beim Eintritt der schlechten Jahreszeit, sie brachten den Keim zu vielen Verwicklungen mit sich, was Ferdinand Beauval nicht ahnen konnte.

Nicht daß er persönlich bedroht worden wäre; wie er vorausgesehen hatte, hatten sich die Kolonisten vor der Tatsache gebeugt, ohne Schwierigkeiten zu machen. Niemand gab durch das leiseste Zeichen des Staunens zu erkennen, daß er sich wundere, ihn zu dieser hohen Würde erhoben zu sehen. Diese armen Menschen waren von klein auf gewöhnt, eine untergeordnete Rolle zu spielen, und sie fanden es ganz in der Ordnung, daß sich einer aus ihrer Mitte das Recht genommen habe, sie zu regieren.

Es gibt unabwendbare Übel, gegen die es Torheit wäre, sich auflehnen zu wollen. Daß sie niedriger Herkunft waren und daß es hochgestellte Würdenträger gab, daß man ihnen Befehle erteilte und sie gehorchen mußten, das war der notwendige Lauf der Dinge, die natürliche Weltordnung.

Der Macht des Gebieters wird durch seine vielen verantwortungsvollen Verpflichtungen das Gleichgewicht gehalten. Demjenigen, welcher sich so hoch über die anderen erhebt, fällt die Pflicht zu, für deren Leben zu sorgen. Wenn ihn einerseits der Glanz seiner Machtstellung umgibt, so harrt seiner anderseits die schwere Verantwortung, er hat stets und überall die Initiative zu ergreifen und muß es der Menge recht zu machen versuchen, die sich nur so lange fügt, als sie befriedigt ist, und eine schwere Anklage erheben wird, wenn sie Hunger leiden muß.

Die unerwartete Vermehrung der Bevölkerung, welche ernährt sein wollte, ließ das Gespenst »Hunger« wieder in grauer Form auftauchen.

Am 15. April kam der erste Emigrant zurück, welcher im Kampfe mit der Natur den Kürzeren gezogen hatte. Er erschien gegen Abend und schleppte seine

Frau und vier Kinder mühsam mit sich fort. Ein trauriger Zug! Die abgemagerte, hohlwangige Frau im zerfetzten Rock, die Kinder – zwei Mädchen und zwei Knaben, der letztere kaum fünf Jahre alt – die sich fast nackt an die Kleider der Mutter klammerten. Voran ging der Vater allein, mit abgespannten Zügen und mutlosem Ausdruck im Gesicht.

Man umringte sie und überstürzte sie mit Fragen.

Der Mann, auf den der Anblick anderer Menschen belebend wirkte, erzählte kurz von seinem Leiden. Nachdem er als einer der letzten fortgezogen war, hatte er sehr lange wandern müssen, um ein Gebiet zu finden, das noch keinen Herrn hatte. Erst in der zweiten Hälfte des Dezember hatte er etwas Passendes gefunden und war sogleich fleißig gewesen. Erst hatte er eine Hütte gebaut, aber da er mit schlechten Werkzeugen versehen gewesen, war er fast ganz auf seiner Hände Geschicklichkeit angewiesen und brachte das Werk nur schwer zum Abschluß, um so mehr, als seine Unkenntnis im Bauen ihn große Fehler begehen ließ, deren Ausbesserung wieder viel Zeit in Anspruch nahm.

Nach sechs Wochen ununterbrochener Anstrengung hatte er endlich die plumpe Hütte fertig und ging nun an die Urbarmachung des Bodens. Sein Unstern hatte ihn aber an eine Stelle geführt, die so mit Wurzeln durchsetzt war, daß Hacke und Spaten kaum einzudringen vermochten. Trotz seines Fleißes war die für die Aussaat bestimmte Fläche sehr unbedeutend, als der Winter einzog.

Aller Wachstum war damit aufgehalten zu einer Zeit, wo an Ernte gar nicht zu denken war, die Lebensmittel begannen spärlich zu werden und er hatte sich entschlossen, die schlechten Werkzeuge und unnützen Samen preiszugeben und den langen Weg zurückzuwandern, den er vor vier Monaten so fröhlichen Herzens betreten hatte. Während zehn Tagen hatten sie – seine Familie und er – die Insel durcheilt, versteckten sich unter Schnee, solange das Unwetter zu groß war, und mußten bei Tauwetter bis in die Knie in einem Morast waten, um endlich an der Küste erschöpft, entkräftet und ganz verhungert anzulangen.

Beauval nahm sich der armen Menschen an. Auf seine Fürsprache hin wurde ihnen eines der zerlegbaren Häuser zugewiesen und er ließ ihnen Nahrungsmittel verabreichen, auf die sie sich gierig warfen. Dann betrachtete er den Zwischenfall auf zufriedenstellende Weise erledigt.

Die folgenden Tage enttäuschten ihn. Keiner verging, an dem nicht der eine oder andere der im Frühjahr fortgezogenen Emigranten, allein oder mit Frau und Kindern, wiederkam, alle gleich verhungert und in Lumpen gekleidet.

Einige Familien erschienen weniger zahlreich, als sie ausgezogen waren. Wo waren die Fehlenden geblieben? Wahrscheinlich gestorben. Der Zug der

verzweifelnden Überlebenden fuhr fort, sich quer durch die Insel zu bewegen und mündete in demselben Punkt, in Liberia, wo dieser unerwartete Zufluß die wirtschaftliche Lage zu einer sehr bedenklichen machen mußte.

Bis zum 15. Juni hatten mehr als dreihundert Kolonisten die Bevölkerungszahl der Hauptstadt vergrößert. Bisher konnte Beauval allem gerecht werden. Jeder hatte auf seine Veranlassung in einem der Häuser Zuflucht gefunden, in denen es bald von Menschen wimmelte. Aber einige derselben waren auf das linke Ufer geschafft worden, wodurch Neudorf gegründet wurde, einige waren unvorsichtigerweise zerstört worden, einige waren zu einer besonders geräumigen Behausung zusammengestellt worden, der Beauval den klingenden Namen eines »Palastes« gegeben hatte, – bald herrschte Platzmangel und man mußte sich wieder mit Zelten zufriedenstellen.

Aber die Lebensmittelfrage war noch viel wichtiger. Diese große Anzahl hungeriger Mägen verminderte rasch die durch den »Ribardo« gebrachten Vorräte. Gerade als man seinen Bedarf für ein Jahr und mehr gedeckt glaubte, konnte man damit unter den neuen Umständen kaum bis zum Frühling reichen. Beauval war einsichtig genug, das zu erkennen, machte von seiner Regierungsgewalt Gebrauch und erließ ein Dekret, nach welchem von nun an die Rationen verkleinert werden sollten.

Kein Mensch kümmerte sich aber um einen Erlaß, der nicht durch eine besondere Sanktion gerechtfertigt war. Beauval mußte, um ihm Geltung zu verschaffen, zwanzig seiner eifrigsten Anhänger damit betrauen, die Vorräte zu bewachen, wie es seinerzeit die Matrosen des »Jonathan« getan. Diese Maßregel wurde mit Murren begrüßt – aber Beauval fand Gehorsam.

Nun glaubte er alle Schwierigkeiten beseitigt und die schlimme Zeit, soweit es menschenmöglich war, hinausgeschoben zu haben, als neue Unglücksfälle über Liberia hereinbrachen.

Alle aus dem Inneren der Insel Zurückkehrenden waren moralisch entmutigt, physisch geschwächt, durch das Klima sowohl als durch Entbehrungen und die Mühen des Weges. Was vorauszusehen war, traf ein. Eine heftige Epidemie brach aus. Die Krankheit und der Tod forderten viele Opfer in dieser geschwächten Bevölkerung.

In ihrem Elend fiel ihnen der Kawdjer wieder ein. Bis zur Hälfte des Monates Juli hatten sie seine Abwesenheit gar nicht bemerkt. Man vergißt leicht vergangener Wohltaten, die man in Zukunft entbehren zu können glaubt. Aber im gegenwärtigen Elend wandten sich ihre Blicke demjenigen zu, der ihnen schon so oft beigestanden war. Warum verließ er sie zu einer Zeit, wo so viel

Unglück auf einmal über sie hereinbrach? Was immer für Gründe die Trennung zwischen dem Hauptlager und Neudorf hervorgerufen haben mochten, sie waren sicher verschwindend klein im Vergleich mit ihren Leiden.

Und täglich sah man verlangender nach Neudorf hinüber, dessen Dächer am anderen Ufer aus dem Schnee hervorragten.

Eines Tages – am 10. Juli – war der Kawdjer gerade damit beschäftigt (der dichte Nebel fesselte ihn ans Haus), eine seiner Jacken aus Guanakofell auszubessern, als er eine Stimme zu vernehmen glaubte, die ihn rief. Wenige Sekunden später vernahm er einen zweiten Ruf.

Der Kawdjer trat vor sein Haus.

Es herrschte Tauwetter. Unter dem Einfluß einer feuchten Brise aus Westen war der Schnee geschmolzen. Vor ihm breitete sich ein Morast aus, über dem dichte Wasserdünste schwebten, unten Nebel, oben Wolken, welche sich dann in Katarakten über den durchweichten Boden der Insel ergossen. Es war unmöglich, den Nebel mit dem Blicke zu durchdringen, auf hundert Schritte Entfernung konnte man schon nichts mehr unterscheiden; alles war wie verschleiert. Nicht einmal das Meer konnte man sehen, dessen träge Wellen langsam und traurig das Ufer peitschten.

»Kawdjer,« rief eine Stimme durch den Nebel.

Diese Stimme, durch die Entfernung abgeschwächt, traf das Ohr des Kawdjer wie eine Klage. Dieser eilte zum Ufer. Welch mitleiderregender Anblick bot sich ihm dar! Dort standen etwa hundert Menschen, durch das reißende Wasser von ihm getrennt, das die Zerstörung der Brücke unpassierbar machte. Waren das Menschen? Oder in Lumpen gekleidete Gespenster mit fleischlosen Gesichtern.

Als sie denjenigen bemerkten, der ihre letzte Hoffnung war, richteten sie sich auf und streckten ihre Arme flehend nach ihm aus.

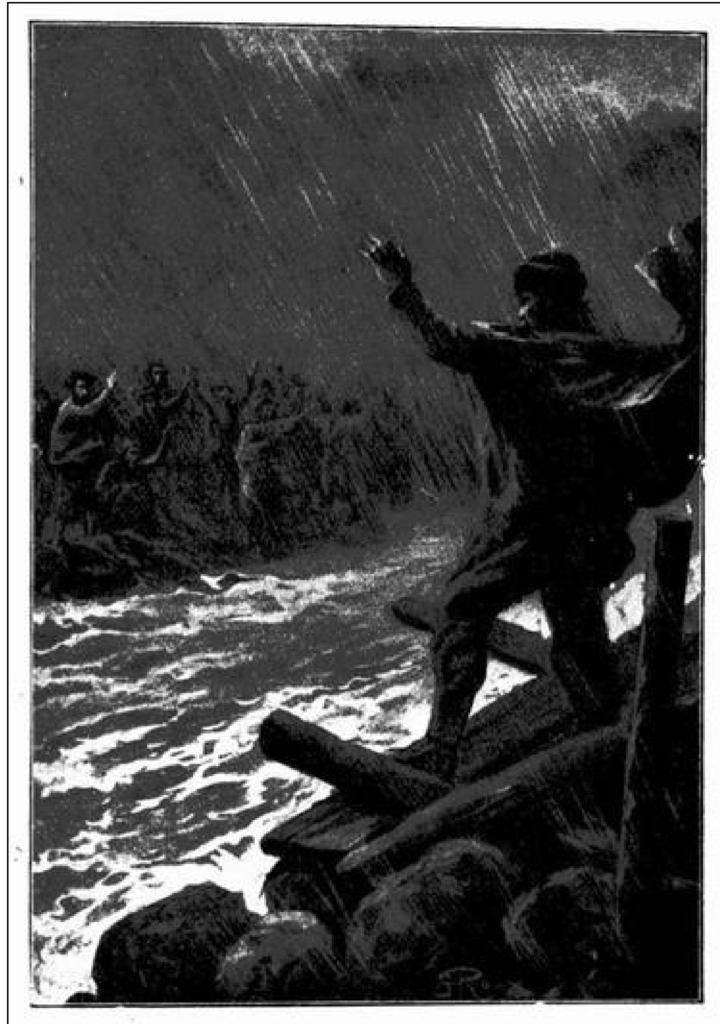
»Kawdjer,« riefen sie einstimmig, »Kawdjer!«

Dieser erzitterte bis ins innerste Mark. Welche fürchterliche Katastrophe hatte denn Liberia betroffen, daß seine Bewohner in solch einem entsetzlichen Zustand der Verwahrlosung waren?

Der Kawdjer beruhigte sie mit einem Zeichen seiner Hand und suchte Hilfe. In weniger denn einer Stunde hatten Halg, Hartlepool und Karroly die Brücke notdürftig wieder hergestellt und er eilte hinüber. Angstvolle Gesichter umstanden ihn, ihr Anblick hätte ein Herz von Stein erweichen müssen.

Das Fieber blickte aus ihren hohlen Augen, die jetzt durch einen Freudenschimmer erhellt waren. Der Wohltäter, der Retter war ja da! Die armen

Enterbten umringten ihn, drängten sich an ihn, berührten seine Kleider, und aus ihren ausgetrockneten Kehlen kam es wie glückliches Lachen.



Welch mitleiderregender Anblick bot sich ihm dar!… (S. 232.)

Der Kawdjer war tief ergriffen, er sah und hörte sie schweigend an. Sie erzählten ihm ihr Elend. Einige klagten ihm ihre Schmerzen an Ort und Stelle, andere flehten um Hilfe für teuere Wesen, welche in Liberia im Todeskampfe lagen.

Der Kawdjer hörte alle Klagen geduldig an, denn er wußte, daß Teilnahme eines der mächtigsten Heilmittel ist, dann schickte er alle fort; jeder sollte in sein Haus gehen und er wollte sie alle aufsuchen, niemand würde vergessen werden.

Man gehorchte ihm freudig. Fügsam wie kleine Kinder gingen sie ins Lager zurück. Der Kawdjer begleitete sie, tröstete, stützte sie und wußte für jeden das

rechte Wort zu finden. Dann trat er in die Wohnungen ein. Wie sahen sie jetzt aus! Welche Unordnung, welcher Mangel an Reinlichkeit!

Ein Jahr hatte genügt, diese leichten Bauten dem Einsturz nahe zu bringen. Einige schienen ganz unbewohnt. Die Mehrzahl war versperrt und außer einem Haufen Unrat, der sie umgab, verriet nichts, daß sie Bewohner beherbergten. Auf mancher Türschwelle zeigten sich ein paar Kolonisten, deren finsterer Gesichtsausdruck erzählte, wieweit sie Langeweile und Entmutigung gebracht hatte.

Der Kawdjer ging am »Palaste« Beauvais vorbei, welcher ein Fenster öffnete, um ihm nachzublicken. Sonst gab er kein Lebenszeichen Wenn er auch Rachegedanken hegte – letzt war nicht der Moment gekommen, dieselben zur Ausführung zu bringen. Niemand hätte einen feindseligen Angriff auf den Mann geduldet, von dem sie ihr Heil erwarteten.

Und im Inneren freute sich Beauval über das Eingreifen des Kawdjer Auch er erhoffte Beistand von ihm. Regieren ist leicht und angenehm, wenn eine Reihe glücklicher Tage vorbeiziehen. Jetzt waren diese Zeiten vorbei und der Beherrscher einer Bevölkerung von Sterbenden wollte in seinem schweren Amte unterstützt sein, die Verantwortung seiner Autorität lastete schwer auf ihm; später, in besseren Tagen, wollte er schon seine Alleinherrschaft zurückerobern und behaupten.

Niemand verwehrte dem Kawdjer, seine Mission der Nächstenliebe zu erfüllen, kein Hindernis wurde ihm in den Weg gestellt. Welch aufreibendes Leben führte er von diesem Tage an! In den ersten Morgenstunden kam er von Neudorf über den Fluß, bei jedem Wetter, und begab sich nach Liberia. Hier ging er bis zur sinkenden Nacht von Haus zu Haus, beugte sich über die elenden Lagerstätten, atmete die fieberhaften Ausdünstungen ein, verabreichte heilende Arzneien und spendete Worte des Trostes und der Hoffnung.

Der Tod klopfte oft an die Türen der Armseligen und dennoch verringerte sich seine Kundschaft nicht.

Andere, aus dem Inneren der Insel eintreffende Emigranten füllten die Lücken schnell wieder aus. Und die jetzt Ankommenden waren noch elender daran als ihre Vorgänger, weil sie länger Widerstand geleistet hatten.

Die Wissenschaft und Aufopferung des Kawdjer waren machtlos gegen das Schicksal. Er kämpfte mit dem Tode, um ihm seine Opfer zu entreißen – umsonst, die Sterbefälle mehrten sich und Liberias Bevölkerung war schon sehr gelichtet.

Er lebte ein trauriges Leben. Um ihn war nur Jammer und Klagen: Gatte und

Gattin auf ewig getrennt, Mütter beweinten ihre Kinder – er verlor aber den Mut nicht. Wenn der Arzt machtlos wurde, dann lebte der Tröster in ihm auf.

Manchmal – und das war fast noch trauriger – brauchte niemand seine Trostesworte; dann war ein Einsamer gestorben, der niemanden zurückließ, der ihn beweinte. Und das kam nicht selten in dieser Emigrantengesellschaft vor, die von den Wogen des Lebens hierher verschlagen worden waren.

Eines Morgens, als er ins Lager kam, rief man ihn zu einer unförmlichen Masse, die schmerzlich röchelte. Diese unförmliche Masse war ein Mensch, welcher unter dem Namen Fritz Groß in der unendlichen Liste der Erdenwaller zu finden war.

Vor einer Viertelstunde, als er sich nach dem Erwachen der Kälte ausgesetzt hatte, war er niedergestürzt.

Zehn Männer mußten ihre Kräfte vereinigen, um ihn an die Stelle zu bringen, wo er letzt lag. Der Kawdjer diagnostizierte aus dem Aussehen des Kranken, seinem blauroten Gesicht, seinem kurzen, röchelnden Atem einen Lungenschlag, und eine kurze Untersuchung ließ ihn erkennen, daß in diesem durch den Alkohol gänzlich zerstörten Organismus keine Arznei wirken konnte.

Sein Urteil erwies sich als richtig. Als er zurückkam, gehörte Fritz Groß nicht mehr den Lebenden an. Steif und kalt lag sein mächtiger Körper da, in ewig dauernder Unbeweglichkeit und seine Augen waren für die Dinge dieser Welt auf ewig geschlossen.

Aber eine Eigentümlichkeit war dem Kawdjer aufgefallen. In einem lichten Moment, wenn er auch nur die Dauer eines Augenblickes hatte, war ihm das Bewußtsein seines Genies, das mit ihm sterben mußte, eingefallen; vielleicht dachte er auch an den schlechten Gebrauch, den er davon gemacht hatte. Kurz vor dem Sterben wollte er noch von dem einzigen Dinge Abschied nehmen, das er geliebt hatte, von seiner Geige. Tastend hatte er sie gesucht, um sie im großen Moment des Scheidens an sich zu drücken, und nun ruhte das wundervolle Instrument auf seinem Herzen, die erkalteten Finger hatten es losgelassen.

Der Kawdjer nahm die Geige, deren Saiten so herrliche Weisen entströmt waren und die jetzt herrenlos geworden war; als er nach Neudorf zurückkehrte, trat er in Hartlepools Haus ein, das dieser mit den beiden Schiffsjungen bewohnte.

»Sand!«… rief er, als er die Tür öffnete.

Das Kind lief auf ihn zu.

»Ich habe dir eine Geige versprochen, mein Junge, sagte der Kawdjer, hier ist

sie!«

Sand, ganz blaß vor Überraschung und Freude, nahm das Instrument in seine zitternden Hände.

»Und diese Geige versteht sich auf Musik, fügte der Kawdjer hinzu Es war Fritz Groß’ Eigentum.

– So will… stammelte Sand, Herr Groß –… mir… seine…

– Er ist tot, sagte der Kawdjer.

– Ein Trunkenbold weniger!« meinte Hartlepool kalt.

Das war die Nachrede des Künstlers Fritz Groß.

Einige Tage später starb Lazare Ceroni, dieser Todesfall berührte den Kawdjer tiefer. Jetzt, wo der Vater Graziellas nicht mehr unter den Lebenden weilte, stand alles günstig für die Erfüllung von Halgs Zukunftsträumen. Tullia hatte in ihrer Unkenntnis den Kawdjer zu spät zu Hilfe gerufen, so hatte sich die Krankheit ruhig entwickeln können und Tullia war nicht mehr beunruhigt als immer. Die Gewißheit, daß derjenige, dem sie ihr Leben zum Opfer gebracht hatte, unwiderruflich für sie verloren war, traf sie wie ein Donnerschlag.

Wenn der Kawdjer früher gerufen worden wäre, wären seine Hilfsmittel auch wirkungslos geblieben. Die Krankheit Ceronis war die natürliche Folge seiner jahrelangen Unmäßigkeit – jetzt hatte ihn die galoppierende Schwindsucht in acht Tagen dahingerafft.

Als alles zu Ende, der Tote der Erde übergeben war, verließ der Kawdjer die unglückliche Tullia keineswegs. Sie war so entkräftet, daß sie auch am Rande des Grabes angelangt schien. Trotzdem sie jahrelang Schmach und Schmerzen erduldet hatte, hatte sie doch den Mann geliebt, der sie jetzt allein zurückließ. Die Spannkraft, die sie bis jetzt aufrecht gehalten hatte, hatte sie verlassen, sie brach zusammen.

Der Kawdjer nahm die arme Frau zu Graziella nach Neudorf hinüber. Wenn es ein Mittel gab, das verzweifelte Herz zu heilen, so konnte nur die wiedererwachende Mutterliebe dies Wunder vollführen.

Kraftlos, halb ohnmächtig ließ Tullia alles mit sich geschehen und verließ, mit ihren wenigen Habseligkeiten beladen, gehorsam das Haus.

Wie hätte sie in diesem Zustand der Niedergeschlagenheit Sirk bemerken können, dem sie begegnete, als sie die Verbindungsbrücke betrat?

Auch der Kawdjer sah ihn nicht. Unbewußt dieser Begegnung, gingen beide schweigend vorwärts. Aber Sirk hatte sie gesehen! Er war stehen geblieben, das

Gesicht verzerrt und bleich vor sprachloser Wut. Lazare Ceroni war tot, Graziella hatte sich nach Neudorf geflüchtet, Tullia begab sich auch dorthin, jetzt war alles für ihn verloren, das bedeutete den Zusammenbruch langgehegter Lieblingspläne! Lange folgte er mit den Blicken diesem Manne und dieser Frau, die sich langsam von ihm entfernten. Hätte der Kawdjer sich umgewandt und den haßerfüllten Blick gesehen, der auf ihn geheftet war, vielleicht hätte ihn trotz seiner gewohnten Unerschrockenheit ein Gefühl der Furcht beschlichen.

Zehntes Kapitel.

Blut.

Der Zug derjenigen, welche sich nach Liberia flüchteten, war endlos. Während des ganzen Winters erschienen immer neue Flüchtlinge. Die Insel Hoste schien ein unerschöpfliches Reservoir zu sein, welches mehr Elende herausgab, als es seinerzeit empfangen hatte. Im Anfange des Monates Juli erreichte die Strömung ihren Höhepunkt, um endlich am 29. September zu versiegen.

An diesem Tage sah man nur noch einen Emigranten die Höhen herabsteigen und sich mühsam bis zum Lagerplatz schleppen. Er war halbnackt, fast bis zum Skelett abgemagert, in einem beklagenswerten Zustand. Als er bei den ersten Häusern anlangte, wurde er ohnmächtig. Man war dergleichen Vorkommnisse zu sehr gewöhnt, um sich darüber besonders aufzuregen. Man hob den Unglücklichen auf, labte ihn und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Die Quelle war jetzt versiegt. Was folgerte daraus? Entweder hatten diejenigen, von denen man ohne alle Nachricht blieb, ihr Glück gemacht oder sie waren tot.

Mehr als siebenhundert Emigranten waren an die Küste zurückgekehrt und hier im letzten Stadium physischer Degradation und moralischer Abspannung angelangt. Diese geschwächten Organismen boten den Krankheitskeimen den denkbar günstigsten Boden und der Kawdjer leistete Menschenunmögliches, um zu retten. Je weiter der Winter fortschritt, desto mehr mehrten sich die Todesfälle. Es war eine große Hekatombe, der Tod verschonte niemanden: Männer, Frauen und Kinder, jung und alt wurden seine Beute.

Wenn auch dadurch viele Nahrungsbedürftige weniger wurden, blieben immer noch zu viele übrig, als daß die Vorräte des »Ribardo« genügt hätten. Als Beauval sich damals entschlossen hatte, die Rationen zu verringern, ahnte er nicht, daß noch viel mehr Emigranten Zuflucht im Lager suchen würden.

Die Katastrophe war nahe. Am 25. September wurden die letzten Vorräte – Zwieback – verteilt, und vor der entsetzten Menge richtete sich das Gespenst »Hunger« drohend auf.

In Qualen des Hungers, des Hungers, der die Eingeweide zerwühlt, der brennt, der sein Opfer sich winden läßt in fürchterlichen Schmerzen – mußten die Schiffbrüchigen langsam… so langsam… grausam ihr Leben lassen.

Das erste Opfer war Blaker. Er starb am dritten Tage in unbeschreiblichen

Qualen, trotz des Beistandes des Kawdjer, den man wieder zu spät gerufen hatte. Diesmal war er kein Opfer Pattersons gewesen, der nun seinerseits ein Opfer des Hungers wurde wie alle anderen.

Wovon lebten die Kolonisten während der folgenden Tage? Wer könnte es sagen? Diejenigen, welche so vorsichtig gewesen waren, einen Nahrungsreservefonds anzulegen, lebten davon; aber die anderen….

Der Kawdjer wußte nicht, wo ihm der Kopf stand während dieser fürchterlichen Zeit. Er mußte ans Krankenbett eilen und sollte den Verhungerten helfen. Man beschwor ihn, man klammerte sich an seine Kleider, Mütter hielten ihm ihre Kinder entgegen! Er lebte inmitten eines schrecklichen Konzertes von Flüchen, Gebeten und Klagen. Niemand rief seine Hilfe vergebens an. Er verteilte großmütig die am linken Flußufer aufgestapelten Vorräte, vergaß sich selbst und dachte nicht darüber nach, daß das Unglück, das er von den anderen abwendete, unfehlbar ihn selbst treffen mußte.

Und es kam bald so weit! Die eingesalzenen Fische, das geräucherte Fleisch, die trockenen Gemüse verringerten sich rasch. Wenn das noch einen Monat so fortging, mußten auch die Bewohner Neudorfs Hunger leiden, wie jetzt die Leute in Liberia.

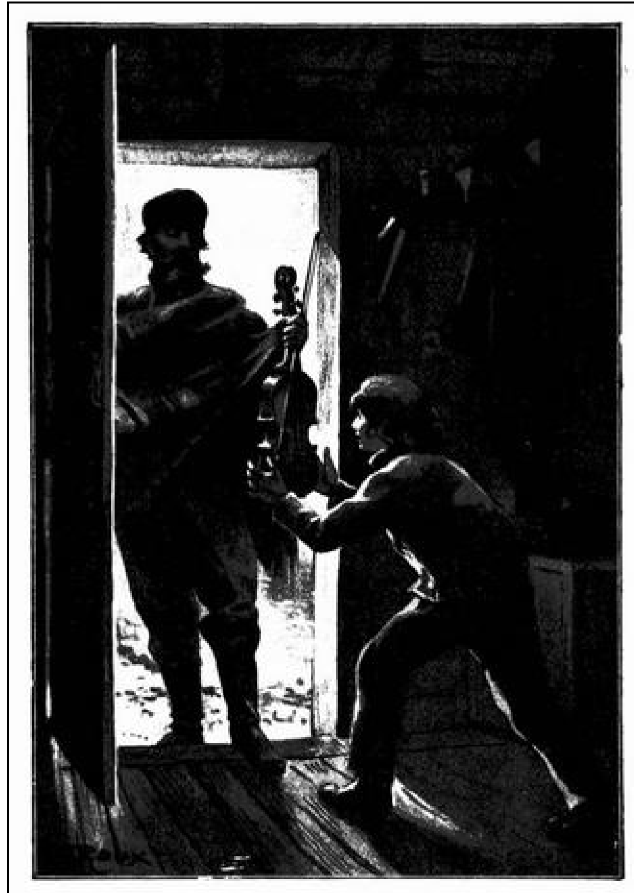
Die Gefahr war so drohend, daß man in der Umgebung des Kawdjer ihm Widerstand zu leisten begann. Man wollte keine Lebensmittel mehr her geben. Er mußte seine ganze Überredungskunst aufwenden um einiges zu erlangen, man gab nur nach, weil man des Streitens müde war, aber jeden Tag unfreundlicher.

Harry Rhodes versuchte seinem Freund die Nutzlosigkeit seines Vorgehens vor Augen zu halten. Was hoffte er denn? Es war unmöglich, mit den wenigen Vorräten der linken Flußseite die ganze Bevölkerung vom Hungertode zu erretten. Und wenn alles verteilt war… was dann? Welches Interesse konnte er haben, eine auf alle Fälle unausbleibliche Katastrophe aufhalten zu wollen, zum Schaden der wenigen, die Proben von Mut und Ausdauer gezeigt hatten.

Harry Rhodes konnte nichts erlangen. Der Kawdjer antwortete nichts mehr. Angesichts eines so großen Elendes überlegte er überhaupt gar nichts. Kaltblütig diese Menschen verhungern lassen, das war unmöglich. Er mußte mit ihnen das letzte Stück Brot teilen, er konnte nicht anders. Dann?…

Ja, dann… Man mußte abwarten! Wenn nichts mehr übrig war, mußte man fortziehen, weiterwandern, einen anderen Ort aufsuchen, oder, wie in Neudorf, vom Fischfang und der Jagd leben; dann mußte man das Lager verlassen, das wenige Tage in einen ungeheueren Beinhaufen verwandeln mußten.

Aber man hatte wenigstens nichts unversucht gelassen, seine Menschenpflicht getan und es bedurfte nicht des schrecklichen Mutes, eine große Anzahl Menschen zum Tode zu verurteilen.



»Ich habe dir eine Geige versprochen,« sagte der Kawdjer… (S. 236.)

Harry Rhodes regte die Idee an, den Emigranten die achtundvierzig durch Hartlepool versteckten Gewehre auszuliefern. Vielleicht konnten sie mit den Feuerwaffen auf die Jagd gehen? Aber der Vorschlag wurde zurückgewiesen. Zu dieser Jahreszeit war das Wild selten, und die Gewehre boten in der Hand unerfahrener Bauern geringe Aussicht auf Ernährung einer großen Volksmenge, außerdem bedeuteten sie eine große Gefahr.



Mehr als einer der Kolonisten wurde gefoltert… (S. 246.)

An einzelnen Anzeichen, wilden Gebärden, haßerfüllten Blicken, heftigen Ausbrüchen, war zu ersehen, daß die Leidenschaften durch ein Nichts in diesen verkommenen Menschen entfesselt werden konnten. Die Kolonisten gaben sich keine Mühe mehr, den Haß zu verbergen, der sie gegenseitig erfüllte. Einer klagte den anderen an, an seinem Unglück die Schuld zu tragen, und jeder machte den Nachbarn für den jetzigen Stand der Dinge verantwortlich.

Nur einem fluchte man einstimmig, und das war Ferdinand Beauval, welcher so unvorsichtig gewesen war, sich die Herrschaft über seine Brüder anzumaßen.

Obwohl seine in die Augen springende Unfähigkeit den Unwillen der Emigranten rechtfertigte, ertrug man seine Anmaßung noch und stützte ihn sogar. Wenn eine Volksmasse, ein Haufen sich gegenseitig aufhebender Einzelwillen, sich selbst überlassen ist, ist sie unfähig zum Handeln. Der Hang

zum Nichtstun stattet sie mit unendlicher Geduld aus, und wie groß auch ihre Unzufriedenheit ist, sie schreckt davor zurück, sich am Oberhaupt zu vergreifen, eine religiöse Scheu vor seiner Unantastbarkeit, deren Schöpfer sie selbst ist, hält sie davon ab. So war es hier auch und vielleicht hätten sich die Kolonisten der Insel Hoste mit heimlichen Beratungen und leisen Drohungen begnügt, wenn sie nicht ein Mann unter ihnen zum Handeln angeeifert hätte.

Ist es zu glauben, daß trotz der schrecklichen Lage, der Nähe des Todes, das Phantom »Macht«, die Beauval verkörperte, diesem glühende Neider geschaffen hatte. Armselige Macht, die darin gipfelte, der sogenannte Gebieter einer Anzahl Halbverhungerter zu sein!

Und dennoch war es so!

Trotz der ernsten Wirklichkeit fand Lewis Dorick diese Scheinautorität nicht so verächtlich, und vielleicht hatte er nicht so ganz unrecht. Der einfache Volksverstand wendet, um die politische Macht zu bezeichnen, den passenden, malerischen Vergleich mit den »Fleischtöpfen Ägyptens« an. Und auch in dieser dem Elend preisgegebenen Gesellschaft sicherte die erste Stelle dem Besitzer gewisse Vorteile; Beauval wußte das recht gut und dieser Vorteile wollten Lewis Dorick und seine Freunde auch teilhaftig werden.

Bisher hatte er nur sehr ungeduldig die Erhebung Beauvals vertragen Er erachtete jetzt die Gelegenheit für günstig, seine Taktik zu beginnen indem er das soziale Elend als Ausgangspunkt benützte. Es gab ja der Gründe genug zu berechtigten Klagen! Er hatte nur die passendsten auszuwählen Vielleicht hätte es ihn in Verlegenheit gebracht, hätte man ihn gefragt, was er an Stelle seines Rivalen getan hätte. Aber diese indiskrete Frage stellte niemand, somit brauchte er sich ob der Antwort keine Sorge zu machen.

Beauval sah die Anstrengungen, die sein Gegner machte. Ost beobachtete er sehr nachdenklich die Menschenmenge durch die Fenster des Gebäudes, das er in seiner pomphaften Weise den »Regierungspalast« benannt hatte. Von Tag zu Tag zählte sie mehr Köpfe, denn der Frühling nahte heran und die Temperatur wurde milder. Aus den wilden Blicken, die auf sein Haus fielen, aus den drohend geballten Fäusten sah Beauval, daß Doricks Bemühungen Früchte getragen hatten; er war aber nicht geneigt, von seiner Höhe herabzusteigen, er dachte an Gegenwehr. Der zerrüttete Zustand der Kolonie war nicht abzuleugnen; aber er maß den Umständen alle Schuld bei, insonderheit dem Klima. Sein felsenfestes Selbstvertrauen war nicht erschüttert worden. Wenn er nichts gemacht hatte, so war das aus dem Grunde geschehen, daß eben nichts zu machen war! Ein anderer an seiner Stelle würde gleichfalls untätig geblieben sein.

Es war nicht Stolz allein, der Beauval veranlaßte, sich fest an seine Stellung zu klammern. Er war ja doch sehr enttäuscht worden und hatte seine Illusionen, sein Ansehen betreffend, aufgeben müssen. Aber er dachte gleichzeitig mit Unruhe und Befriedigung an die zahlreichen Vorräte an Lebensmitteln, die er für seinen Gebrauch auf die Seite geschafft hatte. Wenn er nicht Staatsoberhaupt gewesen wäre, hätte er nicht vermocht, diese Vorräte zu sammeln. Und wenn er nun seinen Posten aufgeben sollte… Wenn er seine Stellung verteidigte, kämpfte er für sein Leben, und er war zum Kampfe fest entschlossen. Er wehrte sich gar nicht gegen die von Dorick aufgezählten Mißgriffe. Das hätte ihm gleich den Hals gebrochen. Im Gegenteil, er vergrößerte seine Schuld. Von allen Unzufriedenen war er der Unzufriedenste.

Die beiden Gegner waren nicht der gleichen Meinung über den Ausweg, der einzuschlagen war. Während Dorick für einen Wechsel der Regierung stimmte, riet Beauval eine Union an und wollte mit anderen die Verantwortung wegen des Unglückes teilen, das die Kolonie betroffen hatte.

Wer waren die verantwortlichen Urheber dieses Unglückes? Nach seiner Auffassung niemand anderer, als die kleine Anzahl jener Emigranten, die während des Winters nicht in der Notwendigkeit gewesen, sich an die Küste zu flüchten. Die Folgerung Beauvals war sehr einfach. Nachdem sie sich nicht hatten blicken lassen, mußten sie vom Glück begünstigt worden sein. Folglich besaßen sie genug zu ihrem Lebensunterhalt und man hatte ein Recht, diese Nahrungsmittel zugunsten der anderen, Hungernden, zu konfiszieren.

Diese Sticheleien blieben nicht ohne Eindruck auf die verzweifelte Bevölkerung; man beschloß zu handeln. Erst suchte man die nähere Umgebung der Hauptstadt Liberia ab, dann wurden weitere Expeditionen in Aussicht genommen; Banden bildeten sich, wuchsen rasch an und am 15. Oktober war eine kleine Armee von mehr als zweihundert streitbaren Männern beisammen, welche unter Führung der Brüder Moore auf die Suche nach Brot ging.

Fünf Tage lang durcheilte die Truppe die Insel nach allen Richtungen. Was bezweckte sie? Man konnte es erraten, als man die Opfer ihres Beutezuges ganz erschreckt ankommen sah, niedergeschmettert durch diese unvorhergesehene Katastrophe, die die Frucht all ihrer Mühen vernichtet hatte. Einer nach dem anderen eilte zum Gouverneur, um Genugtuung zu fordern. Aber sie wurden barsch abgewiesen, außerdem des schnödesten Egoismus beschuldigt. Wie! Sie wollten herrlich und in Freuden leben, im Überfluß schwelgen während ihre weniger begünstigten Brüder Hungers starben? Ganz verblüfft zogen sich die Unglücklichen zurück und Beauval triumphierte.

Ihre Klagen bewiesen, daß die von ihm entdeckte Spur die richtige gewesen sei! Er hatte sich nicht geirrt. So wie er es auf gut Glück behauptet hatte, verhielt es sich auch: diejenigen, welche im Winter nicht an die Küste gekommen waren, besaßen Lebensmittel in Hülle und Fälle.

Jetzt war allerdings ihr Los dem der anderen gleich. Ihre fleißige Arbeit war umsonst gewesen, sie waren genau so arm, von allem Nötigen entblößt wie diejenigen, welche ihren Wohlstand zerstört hatten.

Die Räuber hatten sich nicht damit begnügt, wie ein Wirbelsturm unversehens bei ihnen einzufallen und alles an sich zu nehmen, was eßbar war, sondern es war auch zu anderen Ausschreitungen aller Art gekommen, die sich die durch den Siegestaumel berauschte Menge immer zuschulden kommen läßt. Die angebauten Felder wurden zertreten, die Hühnerhöfe geplündert und bis auf den letzten Bewohner geleert.

Und doch war die Beute der Räuber ganz unbeträchtlich. Denn der Erfolg der einzelnen, die durch sie geplündert wurden, war ein bescheidener, relativer gewesen. Das Gelingen der Unternehmungen der wenigen fleißigen, ausdauernden und geschickten Kolonisten bestand oft nur darin, daß ihrer Hände Arbeit das tägliche Brot zu schaffen imstande war, nicht aber, daß sie wie durch ein Wunder plötzlich reich geworden wären. Man entdeckte somit nicht viel in den armseligen Blockhäusern.

Daraus resultierte bei den Plünderern, die das Land durchzogen, eine große Enttäuschung, die sich in Akten wilder Grausamkeit äußerte.

Mehr als einer der Kolonisten wurde gefoltert, damit er das geheime Versteck seiner Schätze verrate, den Aufbewahrungsort seiner Lebensmittel.

Am fünften Tage nach ihrem Auszug langte die Räuberbande vor dem Palisadenzaun an, der die Behausungen Germain Rivières und der anderen drei Familien, seiner Nachbarn, umgab. Seitdem sie sich in Bewegung gesetzt hatte, mußte sie an diese Kolonisten denken, deren Unternehmungen die ältesten, auf der Insel bestehenden und gewiß in vollem Emporblühen begriffen waren; hier hoffte man den Löwenanteil des Raubzuges anzutreffen.

Ihre Erwartungen wurden getäuscht.

Die vier Blockhäuser waren dicht aneinandergebaut, jedes bildete die Seite eines Viereckes und in ihrer Gesamtheit formten sie eine Art kleiner Festung, und zwar einer uneinnehmbaren Festung, denn die Verteidiger derselben waren – die einzigen auf der Insel – im Besitze von Feuerwaffen Sie empfingen die Angreifer mit einer wohlgezielten Salve, so daß sogleich sieben Tote und Verwundete den Kampfplatz bedeckten. Die Räuber warteten keine

Wiederholung ab und liefen in regelloser Flucht davon.

Dieser Vorfall dämpfte plötzlich die Kampfeslust der Angreifer. Sie marschierten nach Liberia zurück, wo sie mit einbrechender Nacht eintrafen. Der Schall von ausgestoßenen Flüchen und Schmähreden kündete ihr Kommen an. Man eilte ihnen entgegen und trachtete den Sinn der empörten Rufe zu verstehen.

Die Entfernung war zuerst zu groß und man glaubte, Siegeslieder und Triumphgeschrei zu hören; aber bald kamen die Stimmen näher, die Worte wurden deutlicher, verständlich; man tauschte bestürzte Blicke »Verrat!… Verrat!« hörte man rufen.

Verrat!… Diejenigen, welche in Liberia zurückgeblieben waren, wurden von Furcht ergriffen und Beauval zitterte mehr als alle anderen. Er ahnte ein Unglück, das – er fühlte es – man ihm zur Last legen würde; er lief der ihm drohenden Gefahr, über deren Natur er sich keine Rechenschaft ablegte, aus dem Wege, um sich im »Regierungspalast« in Sicherheit zu bringen.

Kaum hatte er sich eingeriegelt, als der lärmende Trupp vor seiner Türe halt machte. Was wollten die Leute von ihm? Was bedeuteten die Verwundeten und Toten, welche man vor seiner Wohnung niederlegte? Welches blutige Drama hatte sich abgespielt, dem sie zum Opfer gefallen waren? Warum war die Menge so erregt?

Während Beauval vergebens dieses Geheimnis zu ergründen suchte, spielte sich ein anderes Drama am linken Flußufer ab, das die Bewohner Neudorfs sehr betrüben, dem Kawdjer aber ins Herz greifen mußte.

Er kannte die Aufregungen und Sorgen der Bewohner Liberias wie seine eigenen; während er im Lager herumwanderte, mußte er ja erfahren, was vorging. Aber er wußte nichts von der Organisation der Räuberbande, die vor seiner Ankunft vom linken Ufer abgezogen und erst nach seinem Weggange heimgekehrt war. Die Verringerung der Anzahl der anwesenden Emigranten war ihm aufgefallen; er war erstaunt darüber, ahnte aber die wahre Ursache nicht.

Aber eine dumpfe Unruhe hatte sich seiner bemächtigt und er war an diesem Abend in Gesellschaft seiner gewöhnlichen Begleiter, Harry Rhodes, Hartlepool, Halg und Karroly, bis an den Fluß gegangen. Das linke Ufer lag um einige Meter höher als das rechte; bei Tage konnte man von hier aus Liberia übersehen, zu dieser späten Stunde aber verschwand das Lager in der Finsternis.

Nur ferner Lärm, das undeutliche Murmeln von Stimmen und ein schwacher Lichtschein deuteten das Vorhandensein des Lagers an.

Die fünf Spaziergänger saßen am Ufer nieder, der Hund Zol lag zu ihren Füßen; sie blickten schweigend in die herrliche Nacht hinein, als vom anderen Ufer eine Stimme herüberrief:

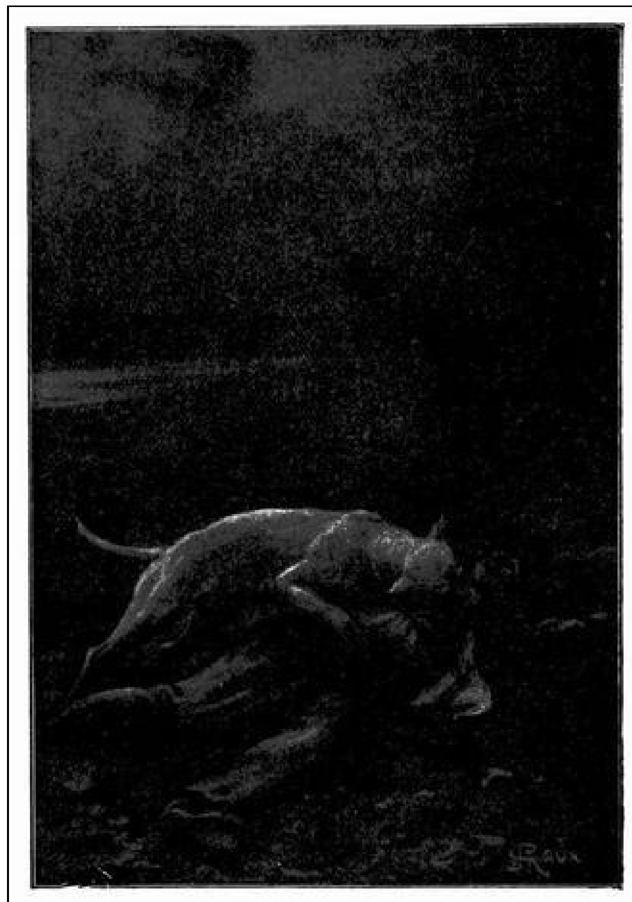
»Kawdjer!« – Ein Mann rief den Namen, schweratmend, keuchend, als ob er lange Zeit gelaufen wäre.

»Hier!« antwortete der Kawdjer.

Ein Schatten kam über die Brücke und näherte sich der Gruppe. Es war Sirdey, der ehemalige Koch des »Jonathan«.

»Man braucht Sie dort unten, sagte er, sich an den Kawdjer wendend.

– Was gibt es denn? fragte der Kawdjer, sich erhebend.



Am Boden lag ein Körper – Sirk… (S. 252.)

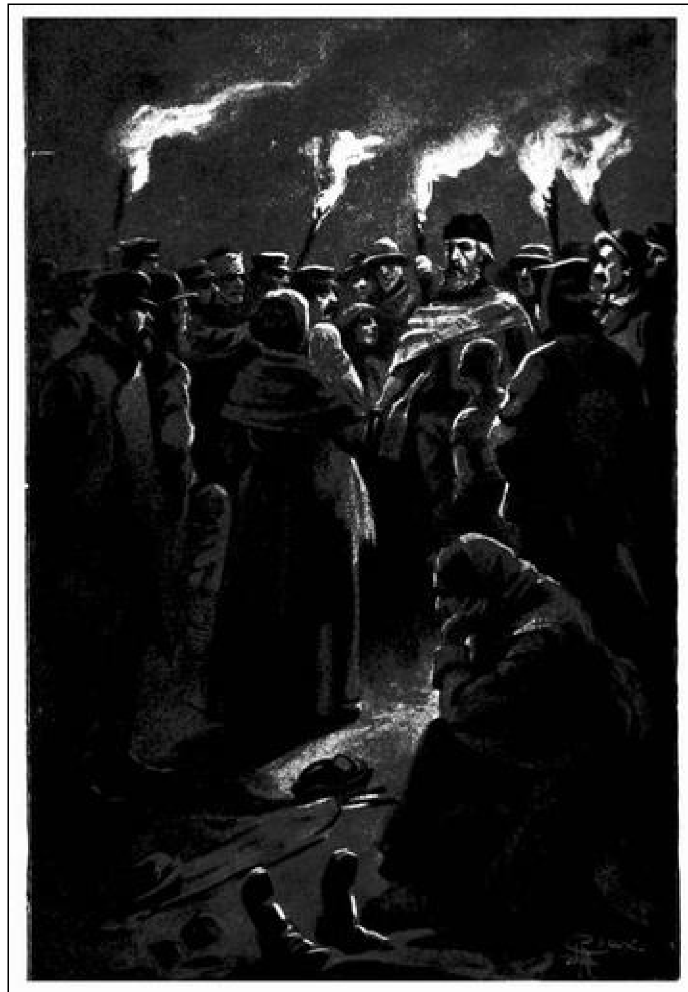
– Tote und Verwundete.

– Tote?… Verwundete?… Was ist denn geschehen?

– Eine Bande wollte Rivière ausplündern… Er war aber mit Gewehren versehen… Und so ist’s eben gekommen!

– Diese Unglücklichen!

– Wir haben drei Tote und vier Verwundete; die Toten brauchen nichts mehr, aber vielleicht kann den Verwundeten…



Die Fackelträger hatten sich genähert… (S. 256.)

– Ich komme schon,« sagte der Kawdjer und setzte sich gleich in Bewegung, während Halg zurücklief, um das chirurgische Besteck und Verbandzeug zu holen.

Unterwegs wollte der Kawdjer manches von Sirdey erfahren, aber dieser konnte ihm keine Aufklärung geben. Er wußte nichts Genaues. Er hatte an dem Raubzug nicht teilgenommen und wußte nur vom Hörensagen davon zu

berichten. Übrigens hatte ihn niemand hergeschickt. Als er die sieben bewegungslosen Körper gesehen hatte, war er schnell hergelaufen, um den Kawdjer zu benachrichtigen.

»Sie haben recht getan,« sagte dieser.

Mit Karroly, Hartlepool und Harry Rhodes hatte er die Brücke überschritten und war ungefähr hundert Meter am rechten Flußufer weitergegangen, als er beim zufälligen Umdrehen Halg bemerkte, welcher die Instrumente brachte.

Der junge Indianer passierte soeben den Fluß und würde die anderen bald eingeholt haben. Der Kawdjer beschleunigte den Schritt.

Drei Minuten später ließ ihn ein Schrei höchster Todesnot stehen bleiben. Das war ja Halgs Stimme! Eine furchtbare Angst packte ihn, mit laut pochendem Herzen eilte er den Weg zurück. Seine Aufregung war so groß, daß er nicht bemerkte, daß Sirdey sich aus dem Staube machte und in der Richtung von Liberia verschwand, so schnell er konnte, und bemerkte auch eine schattenhafte Gestalt nicht, welche dieselbe Richtung einschlug, nachdem sie einen weiten Bogen stromaufwärts geschlagen hatte.

So schnell der Kawdjer lief – Zol war schneller als er. Mit zwei Sprüngen war der Hund im Dunkel verschwunden und wenige Augenblicke später schlug er an. Seinem ersten Geheul folgte ein wütendes Gebell, das sich nach und nach in der Ferne verlor, als ob das Tier eine Spur verfolge.

Und wieder gellte der Schrei eines Sterbenden durch die Luft.

Der Kawdjer hatte ihn nicht vernommen. Er war an der Stelle angelangt, an der der erste erschollen war und entdeckte zu seinen Füßen Halg, welcher mit dem Gesichte auf dem Boden inmitten einer großen Blutlache lag – ein langes Messer war ihm bis ans Heft in den Rücken gestoßen worden.

Karroly hatte sich über seinen Sohn geworfen, aber der Kawdjer stieß ihn unsanft beiseite. Jetzt war nicht der Augenblick gekommen, zu klagen, jetzt hieß es handeln. Er nahm sein Besteck auf, das neben dem jungen Manne auf der Erde lag und schnitt dessen Kleider von oben bis unten durch. Dann zog er mit unendlicher Vorsicht die schreckliche Waffe aus ihrer aus Menschenfleisch gebildeten Scheide und nun war die Wunde bloßgelegt. Sie war furchtbar anzusehen. Die Klinge war zwischen den Schulterblättern eingedrungen und hatte den ganzen Brustkorb durchbohrt. Wenn auch, wie durch ein Wunder, das Rückenmark unbeschädigt geblieben war, so war doch die Lunge durchbohrt. Halg war totenbleich, hielt die Augen geschlossen, atmete kaum und um seine Lippen stand blutiger Schaum.

In wenigen Minuten hatte der Kawdjer seinen Rock aus Guanakohaut in Streifen geschnitten und dem Verwundeten einen Notverband angelegt, dann machte er den anderen ein Zeichen und Karroly, Hartlepool und Harry Rhodes hoben ihn sorgsam auf, um ihn ins Haus zu tragen.

Jetzt erst lenkte das dumpfe Knurren Zols die Gedanken des Kawdjer auf ihn.

Der Hund war mit einem Feinde beschäftigt, und während der traurige Zug sich in Bewegung setzte, eilte er der Stelle zu, von der Zols Stimme scholl; sie schien nicht weit entfernt.

Hundert Schritte weiter wartete seiner ein schrecklicher Anblick. Am Boden lag ein Körper – Sirk – den er beim Lichte des Mondes sofort erkannte; seine Kehle war eine fürchterliche offene Wunde, aus den zerrissenen Schlagadern floß das Blut in Strömen. Keine Waffe hatte diese Wunde geschlagen, sie war Zols Werk, der, trunken vor Wut, sie noch immer mit seinen Zähnen bearbeitete.

Der Kawdjer rief den Hund ab und kniete sich auf dem blutigen Boden neben dem Manne nieder.

Ihm war nicht mehr zu helfen, er war tot. Der Kawdjer betrachtete sorgenvoll den Leichnam, dessen bereits verglaste Augen zum Himmel blickten. Er sah, wie alles gekommen war. Während er Sirdey folgte, der vielleicht an dem geplanten Verbrechen beteiligt war, lag Sirk im Dunkeln auf der Lauer, und als Halg mit dem Besteck zum Kawdjer eilen wollte, hatte sich Sirk auf ihn gestürzt und ihn meuchlings ermordet.

Während alle um den Verwundeten beschäftigt waren, hatte Zol die Spur des Mörders verfolgt, ihn erreicht und dem Verbrechen war die furchtbarste Strafe auf dem Fuße gefolgt. Wenige Minuten Zeit hatte dieses Drama samt allen niederschmetternden Peripetien erfordert und die beiden Schauspieler waren niedergeworfen, der eine tot, der andere sterbend.

Die Gedanken des Kawdjer wandten sich wieder Halg zu. Die drei Männer, welche den ohnmächtigen Indianer trugen, verschwanden in der Finsternis. Er seufzte schwer! Dieses Kind war alles, was ihm lieb und teuer war auf Erden. Mit ihm würde er seinen wichtigsten, fast seinen einzigen Lebenszweck begraben.

Im Begriffe, sich zu entfernen, warf er noch einen letzten Blick au den Toten. Die Blutlache hatte sich nicht vergrößert. Sowie das Blut – jetzt immer langsamer – aus den Adern floß, verschwand es in die Erde, die es begierig aufsaugte. Seit den ersten Weltzeitaltern hat sie sich mit Menschenblut gesättigt; was waren einige Tropfen mehr oder weniger, da der rote Regen ununterbrochen fließt…

Aber bis zu diesem Tage war die Insel Hoste von diesem allgemein gültigen Gesetz ausgenommen gewesen; sie war ja bisher unbewohnt, darin hatte sie ihre ursprüngliche Reinheit bewahrt. Jetzt aber hatten seit kurzem Menschen die Einsamkeit bevölkert – und schon war das Blut dieser Menschen geflossen.

Wahrscheinlich war es das erste Mal, daß die hostelische Erde mit Menschenblut befleckt wurde…

Es sollte nicht das letzte Mal sein…

Elftes Kapitel.

Ein Oberhaupt.

Als man den immer noch besinnungslosen Halg auf sein Bett gelegt hatte, wechselte der Kawdjer den Notverband und behandelte die Wunde nach allen Regeln der Kunst. Da zitterten die Lider des Verwundeten, seine Lippen öffneten sich ein wenig und ein leichter rosiger Lebensschimmer belebte die fahlen Wangen und nach wenigen schwachen Seufzern verfiel er aus der Bewußtlosigkeit der Ohnmacht in diejenige des Schlafes.

Ob die furchtbare Wunde jemals heilen konnte? Die menschliche Weisheit konnte es nicht sagen. Die Situation war jedenfalls sehr ernst, wenn auch nicht ganz verzweifelt; ganz unmöglich war es nicht, daß die tiefe Wunde der Lunge vernarbte.

Nachdem der Kawdjer für Halg alles getan, was seine Erfahrung und Liebe für nötig erachtet hatte, verordnete er dem Kranken vollständige Ruhe und absolute Unbeweglichkeit und eilte nach Liberia hinüber, wo andere vielleicht seiner bedurften.

Das Unglück, das ihn so schmerzlich betroffen hatte, konnte ihn nicht einen Moment lang von seiner Pflicht abwendig machen, sein opferfreudiger Wille, sein Altruismus blieben derselbe. Obwohl er sein Herz zerrissen fühlte, vergaß er darob nicht der Toten und Verwundeten, welche nach Sirdeys Aussage in Liberia auf seine Hilfe rechneten. Würde er dort wirklich Verwundete finden – oder hatte Sirdey schändlich gelogen? Er war im Zweifel, darum wollte er sich mit eigenen Augen Gewißheit verschaffen.

Es war jetzt zehn Uhr abends geworden. Der Mond stand im ersten Viertel und neigte sich nach Westen seinem Untergange zu und vom finsteren östlichen Himmel fielen dichte Schatten auf die Erde herab. Aus der Finsternis hob sich ein rötlicher Lichtschein ab, Liberia schlief noch nicht.

Der Kawdjer schritt rascher aus. Durch die schweigende Landschaft drang ein fernes Rauschen, erst leise, dann immer mehr anschwellend, je mehr er sich näherte.

In zwanzig Minuten hatte er das Lager erreicht. Rasch ging er zwischen den dunklen Häusern hindurch, bis er auf dem freien Platze stand, der sich vor der Wohnung des Gouverneurs ausbreitete. Da fesselte ein fremdartiges und äußerst malerisches Schauspiel seine Blicke, so daß er wie gebannt stehen blieb.

Die sämtliche Bevölkerung Liberias schien sich auf diesem Platze ein Stelldichein gegeben zu haben. Ein Kreis von qualmenden Fackeln erleuchtete die Szene. Alle waren hier anzutreffen, Männer, Frauen und Kinder, welche in drei getrennten Gruppen dastanden. Die in bezug auf ihre Anzahl stärkste dieser Gruppen war dem Kawdjer gerade gegenüber aufgestellt. Diese bestand aus sämtlichen Frauen und Kindern, verharrte stillschweigend auf ihrem Platze und schien nur aus Zuschauern für die beiden anderen Gruppen zu bestehen, deren eine in Schlachtstellung vor dem »Regierungsgebäude« aufgepflanzt war, als ob sie den Eingang verteidigen wollte, während die andere die gegenüberliegende Seite des Platzes behauptete.

Nein. Sirdey hatte doch nicht gelogen! Mitten auf dem Platze lagen wirklich sieben lang hingestreckte Körper. Verwundete oder Tote?

Aus der Entfernung konnte es der Kawdjer nicht beurteilen, die beweglichen Flammen der Fackeln verliehen ihnen allen das Aussehen von Lebenden.

Nach ihrer Haltung war es unmöglich, die gegenseitige feindselige Stimmung der beiden letzten Gruppen in Zweifel zu ziehen. Und dennoch schien sich zwischen den beiden gegnerischen Parteien eine neutrale Zone auszubreiten, die keine von ihnen zu überschreiten wagte. Jene, welche allem Anschein nach die Rolle der Angreifer spielten, machten nicht Miene, den Kampf zu beginnen, und die Verteidiger Beauvals hatten auch noch keine Gelegenheit gehabt, ihren Mut zu beweisen. Der Kampf hatte noch nicht begonnen. Man verhandelte noch, aber nicht mit allzu sanften Worten. Über die Körper der Toten und Verwundeten hinüber hatten sich fieberhafte, laute Diskussionen entsponnen. Anstatt der Kugeln wechselte man spitze Worte, messerscharfe Reden, die sich manchmal zu ruhigen Beweisführungen herabmäßigten, aber manchmal auch in Beschimpfungen ausarteten.

Alles schwieg, als der Kawdjer den Lichtkreis betrat. Ohne sich um seine Umgebung zu bekümmern, ging er geradewegs zu den Verwundeten hin und untersuchte den ersten, es war ein Toter. Dann trat er zum zweiten, bis zum letzten, öffnete die Kleidungsstücke der Verwundeten und verband ihre Wunden

vorläufig nur flüchtig. Sirdey hatte die Wahrheit gesprochen, es waren drei Tote und vier Verwundete.

Als seine Arbeit getan war, schaute der Kawdjer um sich und konnte sich trotz seiner großen Herzenstrauer eines Lächelns nicht erwehren, als er sich von vielleicht tausend Gesichtern umgeben sah, welche ihn mit kindlicher und doch ehrfurchtsvoller Neugierde betrachteten. Die Fackelträger hatten sich genähert, um ihm zu seiner Untersuchung zu leuchten, die drei Gruppen hatten das Vorwärtsstreben nachgeahmt und sich in eine verschmolzen, deren Mittelpunkt er bildete; es herrschte vollständiges Schweigen.

Der Kawdjer bat um Unterstützung. Niemand rührte sich. Da rief er diejenigen, welche er als Helfer wünschte, bei ihren Namen auf. Das hatte Erfolg. Der gerufene Emigrant verließ seinen Platz beim Aufruf seines Namens und paßte sich aufmerksam den Instruktionen an, die ihm der Kawdjer gab.

In wenigen Augenblicken waren Tote und Verwundete aufgehoben und in ihre verschiedenen Wohnungen getragen, in Begleitung des Kawdjer, dessen Aufgabe noch nicht gelöst war. Er mußte noch der Reihe nach die vier Verwundeten aufsuchen, die Extraktion der Projektile vornehmen und den bleibenden Verband anlegen, ehe er nach Neudorf zurückkehren konnte.

Während er diese Samariterdienste leistete, erkundigte er sich um die Ursache des stattgehabten Kampfes. Jetzt erst lernte er die neuerliche Agitation Doricks, die feindselige Stimmung der Bevölkerung gegen Beauval kennen und das Ableitungsmittel, das dieser erfunden hatte, indem er den Plünderungszug auf der Insel anriet. Die traurigen Folgen dieses Raubversuches hatte er ja soeben vor Augen.

Sie konnten gar nicht trauriger sein! Die Raubritter waren von den vier hinter ihren Palisaden wohlverwahrten Familien mit Flintenschüssen empfangen worden, mußten die Flucht ergreifen und brachten als alleinige Beute ihre getöteten und verwundeten Kameraden heim.

Siegesfreudig waren sie ausgezogen, lärmend, sich gegenseitig begeisternd, von wilder Zerstörungsfreude wie berauscht, begleitet von ermunternden Zurufen, rohen Scherzen, Verwünschungen und Drohungen gegen diejenigen, die man plündern wollte. – Kopfhängerisch, beschämt waren sie heimgekehrt, stumm, verbittert und finster; sie hatten sich bei dem Abenteuer keine Lorbeeren erworben.



»Und noch dies,« fügte Harry Rhodes hinzu… (S. 263.)

Die wilde Erregung bei der Abreise hatte leise grollender Wut Platz gemacht, die nur auf einen Vorwand wartete, um sich Luft zu verschaffen.

Sie fühlten sich als Betrogene! Wer hatte sie getäuscht? – Sie wußten es nicht zu sagen. Jedenfalls schrieben sie nicht der eigenen Dummheit, ihren Illusionen die Schuld zu. Wie es schon so Brauch ist in der Welt, waren sie bereit, eher die ganze Welt anzuklagen, als einzusehen, daß sie allein die Schuldtragenden waren.

Sie kannten nach oft wiederholten Erfahrungen das Gefühl der Bitterkeit und Schande, das jedes Mißlingen eines Gewaltstreiches mit sich zu bringen pflegt.

Ehe sie auf die Insel Hoste geworfen wurden, hatten sie dem Proletariat der beiden Welten angehört und mehr als einmal hatten sie sich von zündenden Worten irgendeines volkstümlichen Redners betören lassen. Sie hatten sich an so manchem Streik beteiligt; die ersten Tage, so lange die Börsen noch gefüllt waren, war ihr Benehmen ein würdiges, ruhiges gewesen; aber der drohende

Mangel zeitigt Ungeduld und fieberhafte Erregung, und wenn dann die Kinder vor den leeren Schüsseln sitzen und weinen, dann stellt sich die sinnlose Wut ein! Dann sieht man Blut, dann sammeln sich Banden, die Raub und Mord nicht scheuen… Manchmal bleiben sie Sieger, aber selten: meistens ziehen sie den Kürzeren, das heißt, sie verschlechtern nur ihre Lage, und wie niederdrückend war dann das Bewußtsein ihrer Schwäche, das ihnen nach jedem Scheitern eines Planes deutlich vor Augen trat, nachdem sie gehofft hatten, durch ihre Stärke zu siegen.

Nun, der nächtliche Rückzug durch die verwüsteten Felder glich ganz dem letzten Akte eines Streikes mit bösem Ausgang. Auch der Seelenzustand war der gleiche. Diese verblendeten Menschen fühlten sich enttäuscht, lächerlich gemacht, besiegt und ärgerten sich ob ihrer eigenen Dummheit.

Und wo steckten die Anführer? Dorick und Beauval?… Sie waren fort… Weit vom Spielplatz. Und so ist es immer und überall! Es gibt eben Füchse und – Schafe; Ausbeuter und – Ausgebeutete.

Jeder Streik mit blutigem Ausgang, jeder Aufruhr, jede Revolution hat ihr eigenes Ritual, das strikte eingehalten wird und das die Teilnehmer genau kennen, weil sie es durch Übung erlernt haben. Es ist üblich, daß bei allen derartigen Bewegungen, wobei der Mensch vergißt, daß er ein denkendes Wesen ist und zu Gewaltakten und Mord seine Zuflucht nimmt, die unglücklichen Opfer als geheiligte Banner angesehen werden.

Und Banner waren auch diejenigen geworden, welche die Plünderer zurückgebracht hatten, darum hatte man sie auch vor die Augen Ferdinand Beauvals hingelegt, welcher als Verkörperung der Macht für alle Unglücksfälle verantwortlich gemacht wurde. Aber dabei war ein Wortwechsel mit seinen Anhängern entstanden, man beschimpfte sich wechselseitig, zu Schlägereien war es noch nicht gekommen.

Die Stunde zu Handgreiflichkeiten war noch nicht da. Das Programm mußte eingehalten werden, alles in der richtigen Ordnung gehen. Nachdem genügend debattiert worden war und die Kehlen vom vielen Schreien müde waren, verschlief man die Sache; am nächsten Morgen wurden – stets unter genauer Beibehaltung des Rituals – die Opfer unter großer Feierlichkeit zu Grabe geleitet. Dann erst waren ernstliche Ausschreitungen zu befürchten.

Die Dazwischenkunft des Kawdjer hatte den Gang der Ereignisse beschleunigt. Ihm war es zu danken, daß ein vorzeitiger Waffenstillstand eingetreten war und daß man sich erinnert hatte, daß es außer den Toten auch Verwundete gab, welche durch rasche Hilfe vielleicht am Leben zu erhalten

waren.

Als der Kawdjer nach Neudorf zurückkehrte und den Platz passierte, war er menschenleer. Die Volksseele zeichnet sich ja durch staunenswerte Beweglichkeit aus – ist »bald himmelhoch jauchzend – bald zum Tode betrübt«. – Jetzt war alles beruhigt, die Häuser geschlossen – man schlief.

Während des Heimweges überlegte der Kawdjer das Vorgefallene. Über den Rangstreit Doricks und Beauvals hatte er nur die Achseln gezuckt, aber der Plünderungszug der Raubbanden im Inneren der Insel schien ihm ernsterer Betrachtung wert. Diese Erpressung, dieser Diebstahl, diese barbarische Handlungsweise waren ein böses Omen. Die Kolonie war verloren, wenn die Kolonisten in offener Feindschaft lebten, wenn es zum Kampfe kam.

Was wurde denn aus den Theorien, auf die dieser edelmütige Erleuchtete sein Leben aufgebaut hatte, wenn sie mit diesen Tatsachen in Kontakt kamen? Das Ergebnis war da, klar, faßlich, unbestreitbar Sich selbst überlassen, hatten sich diese Menschen zum Leben unfähig gezeigt – und sie wären Hungers gestorben wie eine schwachköpfige Herde, die ihre Nahrung nicht zu finden weiß, wenn der Hirt sie ihr nicht gibt. Und was ihr moralisches Sein anbelangt, so hielt es mit ihrem praktischen Sinn gleichen Schritt. Der Überfluß, der Mangel, das Elend, die Sonnenhitze und die Winterkälte, alles hatte als Vorwand herhalten müssen, daß sich die unleugbaren Mängel der Seele entwickelt hatten Undankbarkeit und Egoismus, Mißbrauch der Kraft und Feigheit, Unmäßigkeit, Leichtsinn und Trägheit – diese Eigenschaften beherrschten die meisten dieser Menschen, in deren Interesse es gelegen wäre, wenn sie sich schon zu keinem höheren Beweggrund aufschwingen konnten, die vielen Köpfe in ein Walten zu vereinigen Jetzt stand man vor dem Schlußakt dieses beklagenswerten Unternehmens.

In achtzehn Monaten hatte sich das ganze Drama vom Anfang bis zum Ende abgespielt. Es war, als ob die Natur ihr Tun bedauert und ihren Irrtum eingesehen hätte, sie ließ die Menschen, welche sich selbst verlassen hatten, verderben Der Tod pochte ohne Unterbrechung an die Türen Heute verschwand dieser morgen ein anderer auf immer. Die Erde hatte sie wieder aufgenommen in ihren Schoß, wo alles sich verändert; und durch den ewigen Kreislauf der Dinge wurden vielleicht aus ihnen einst andere Wesen, wahrscheinlich und leider – ihnen ähnliche.

Jedenfalls arbeitete ihnen der Sensenmann immer noch nicht schnell genug, nachdem sie ihn tatkräftig durch ihrer Hände Werk unterstützten Dort, von wo der Kawdjer herkam, lagen Verwundete und Tote; in seiner Nähe lag der

Leichnam Sirks; in Neudorf lag mit durchbohrter Brust ein Mann – fast noch ein Kind, durch das sein enttäuschtes Herz wieder die Süßigkeit der Liebe kennen gelernt hatte. Überall Blut!

Bevor sich der Kawdjer zur Ruhe begab, näherte er sich dem Lager Halgs. Die Situation hatte sich nicht geändert, war weder besser noch schlechter geworden. Es war immer noch ein plötzlicher Bluterguß zu befürchten und während mehrerer Tage war Halg in Lebensgefahr.

Infolge seiner großen Übermüdung erwachte der Kawdjer erst spät am nächsten Morgen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als er, nach einem Morgenbesuch bei Halg, dessen Zustand sich nicht verändert hatte, aus dem Hause schritt.

Der Nebel hatte sich gehoben, ein schöner Tag beglückte die Insel. Der Kawdjer war, wie täglich, auf dem Wege nach Liberia, wohin ihn seine Kranken zogen, deren Zahl sich aber seit dem Eintritt des Frühlings verringert hatte, jetzt kamen die vier Verwundeten von gestern dazu. Der Kawdjer beschleunigte seine Schritte, um die verlorene Zeit einzubringen.

Aber er mußte vor einer Menschenwand haltmachen, die quer vor der Brücke aufgepflanzt war. Halg und Karroly ausgenommen, bestand sie aus der gesamten männlichen Bevölkerung Neudorfs. Es waren fünfzehn Männer, und zwar – merkwürdigerweise – fünfzehn mit Gewehren bewaffnete Männer, welche ihn zu erwarten schienen. Es waren keine Soldaten und doch hatte ihre Haltung einen militärischen Anstrich. Ruhig, ernst, standen sie da, mit geschulterter Waffe, als erwarteten sie die Befehle ihres Anführers.

Harry Rhodes, welcher einige Schritte vor ihnen stand, hielt den Kawdjer auf. Dieser blieb stehen und musterte die kleine Gruppe mit erstaunten Blicken.

»Kawdjer, sagte Harry Rhodes mit einer gewissen Feierlichkeit; schon seit langem beschwöre ich Sie, der unglücklichen Bevölkerung der Insel Hoste zu Hilfe zu kommen, dadurch, daß Sie sich an ihre Spitze stellen. Ich erneuere zum letzten Mal diese meine Bitte!«

Der Kawdjer schloß die Augen, wie um besser in sein Inneres zu sehen, und Harry Rhodes fuhr fort:

»Die letzten Ereignisse haben Ihnen sicher zu denken gegeben. Wir haben auf alle Fälle einen Entschluß gefaßt. Deshalb haben Hartlepool, einige andere und ich diese fünfzehn Gewehre aus ihrem Versteck geholt und sie unter die Männer von Neudorf verteilt. Wir sind jetzt gut bewaffnet und haben infolgedessen die Macht in Händen, unseren Willen zur Durchführung zu bringen. Die Dinge sind jetzt derart auf die Spitze getrieben, daß jede weitere Geduld geradezu

Verbrechen wäre. Wir müssen handeln. Ich weiß, was ich tue. Wenn Sie auf Ihrer Weigerung bestehen, stelle ich mich selbst an die Spitze dieser braven Leute. Leider habe ich weder Ihren Einfluß noch Ihre Autorität. Man wird mir nicht immer folgen und es wird wieder Blut fließen. Ihnen würde man ohne Murren gehorchen. Entscheiden Sie sich!

– Was gibt es denn schon wieder? fragte der Kawdjer mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

– Das gibt es,« antwortete Harry Rhodes, indem er mit der Hand das Haus bezeichnete, in dem Halg vielleicht jetzt mit dem Tode rang.

Der Kawdjer zuckte zusammen.

»Und noch dies,« fügte Harry Rhodes hinzu und zog ihn einige Schritte stromaufwärts mit sich fort. –

Beide gingen den Abhang hinan, von dem aus an dieser Stelle das rechte Ufer zu überblicken war. Liberia und die sumpfige Ebene, welche trennend dazwischen lag, bot sich ihren Blicken.

Seit den ersten Morgenstunden war man im Lager auf den Beinen, man war in fieberhafter Erregung. Es handelte sich heute darum, das gestrige Tageswerk zum Abschluß zu bringen. Das feierliche Begräbnis der drei Toten wurde vorbereitet. Die Aussicht auf diese Zeremonie bewirkte den allgemeinen Aufruhr. Für die Kameraden der Erschossenen handelte es sich um eine Demonstration; für Beauval und seine Anhänger bedeutete die Feier eine Gefahr – für die übrigen war sie ein Schauspiel.

Mit Ausnahme Beauvals, welcher es für klüger erachtet hatte, zu Hause zu bleiben, folgte die gesamte Bevölkerung den drei Särgen. Man war darauf bedacht, den Leichenzug an dem Hause des Gouverneurs vorüberzuführen, man machte auf dem Platze halt; bei dieser Gelegenheit hielt Lewis Dorick eine aufregende Ansprache; dann erst zog man weiter.

Bei den offenen Gräbern nahm Dorick abermals das Wort und verdammte, zum hundertsten Male vielleicht, die schlechte Verwaltung der Kolonie. Nach ihm war in der Unvorsichtigkeit, Unfähigkeit, in den den Rückschritt erzielenden Maßnahmen des ersten Beamten der Grund für alle Unglücksfälle zu suchen, die die Kolonie betroffen hatten. Jetzt war der Moment gekommen, diese Strohpuppe abzusetzen und ein neues, tatkräftiges Staatsoberhaupt an seiner Stelle zu erwählen.

Dorick hatte einen fabelhaften Erfolg. Er wurde lebhaft akklamiert, von allen Seiten brüllte man Beifall. Erst wurden Rufe: »Hoch Dorick!« laut, dann heulte

die Menge: »Zum Palast!… zum Palast!«… und die hundert Männer setzten sich in Bewegung und der Boden erzitterte von ihren schweren Tritten. Sie waren jetzt genügend erhitzt, ihre Augen glänzten, ihre geballten Fäuste hoben sich drohend gen Himmel. Ihr Mund stand infolge der kontinuierlichen, haßerfüllten Ausrufe offen und war wie ein schwarzes Loch in den erregten Gesichtern zu sehen.

Bald beschleunigten sie die Schritte, eilten und rannten schließlich unter gegenseitigen Püffen und Stößen vorwärts, bis sie schließlich wie ein Wildbach einherstürzten.

Ein Hindernis hemmte ihren Lauf. Diejenigen, welche an den Machtbefugnissen teilnehmen durften, befürchteten einen Wechsel in der Regierung zu ihren Ungunsten und nahmen Partei für Beauval. Brust an Brust, Faust gegen Faust – so standen sich die beiden Parteien gegenüber und es fielen die ersten Schläge.

Aber die Partei Beauvals, die bedeutend schwächer war als die andere, mußte weichen. Schritt für Schritt, Meter für Meter wurde sie zurückgedrängt, bis sie dicht vor dem Regierungspalast standen. Auf dem Platze wurde der Kampf wieder aufgenommen. Lange blieb er unentschieden. Von Zeit zu Zeit zog sich ein kampfuntauglich gewordener Emigrant zurück und ließ sich erschöpft in irgendeinen Winkel fallen. Kiefer wurden zermalmt, Rippen eingedrückt und Beine gebrochen.

Je länger das Handgemenge dauerte, desto größer wurde die Aufregung. Es kam der Moment, wo die Messer aus den Scheiden gerissen wurden – und wieder floß Blut.

Nach einem heroischen Widerstand waren die Verteidiger Beauvals besiegt und die Angreifer, welche sich freie Bahn gebrochen hatten, stürzten in hastiger Unordnung in das Innere des Palastes. Mit wildem Triumphgeheul durchsuchten sie es von oben bis unten. Wenn sie Beauval gefunden hätten, wäre er sicher in Stücke zerrissen worden; zum Glück war er unmöglich zu entdecken, Beauval war verschwunden.

Als er sah, welche Wendung der Kampf nahm, hatte er alles im Stiche gelassen und war gerade rechtzeitig entwichen. Jetzt floh er, so schnell ihn seine Beine trugen, in der Richtung nach Neudorf.

Die Vergeblichkeit ihres Suchens steigerte die Wut der Sieger zum höchsten Paroxysmus. Es gehört mit zur Natur der Menge, sowohl im Guten wie im Bösen jedes Maß zu vergessen.

Das lebende Opfer war ihnen entschlüpft, jetzt rächten sie sich an den

leblosen Dingen. Das Haus Beauvals wurde gänzlich geplündert; seine wenigen Möbelstücke, seine Papiere, seine sonstige armselige Habe, alles wurde aus den Fenstern geworfen und in einem Haufen gesammelt, den man dann anzündete. Wenige Minuten später – geschah es aus Achtlosigkeit, war es das Werk eines der Meuterer gewesen – stand der Palast selbst in Flammen.

Der Rauch verscheuchte die Eindringlinge; sie stürzten hinaus, aber das waren keine Menschen mehr! Das Geschrei, das Plündern, das Morden hatte ihnen den klaren Verstand benommen, sie waren wie berauscht, hatten weder Gedanken noch ein Ziel vor Augen. Nur ein unwiderstehlicher Drang zu schlagen, zu vernichten, zu morden beseelte sie.

Auf dem Platze standen die Frauen, die Kinder und die Gleichgültigen, die Maulaffen feilhielten, eine feile Menschengruppe ohne jegliches Ehrgefühl, die sich alles gefallen ließ. Sie formten die große Masse des Volkes, waren aber, trotz ihrer Anzahl, zu friedliebend, um jemals gefährlich zu werden. Der Anhang Lewis Doricks, welcher sich bedeutend verstärkt hatte durch das Zuströmen ehemaliger Gegner, welche es für vorteilhaft hielten, sich dem Stärkeren zuzugesellen, stürzte sich mit Faß- und Fauststößen auf diese unschädliche Gruppe.

Die Folge war eine wilde Flucht. Männer, Frauen und Kinder verstreuten sich über die Ebene, von einer Anzahl Emigranten verfolgt, welche sehr erstaunt gewesen wären, hätte man sie um den Grund ihrer Wut gefragt.

Von der Anhöhe aus, die er mit Harry Rhodes erklommen hatte, gewahrte der Kawdjer, als er nach dem Lager blickte, zunächst nur eine Rauchwolke, deren schwere Flocken ins Meer sanken. Die Häuser verschwanden in dieser Wolke. Verworrenes Stimmengewirr drang herüber: Schreie, Flüche, Ausrufe des Schmerzes und der Todesangst. Ein einziges lebendes Wesen, ein Mensch, wurde in der Ebene über dem Flusse sichtbar. Er lief aus Leibeskräften, obwohl ihn niemand verfolgte. Ohne seinen Lauf zu verlangsamen, kam dieser Mensch über die Brücke, überschritt sie und ließ sich dann ganz atemlos hinter der bewaffneten kleinen Truppe zu Boden sinken. Jetzt erst erkannte man – Ferdinand Beauval.

Das alles sah der Kawdjer. In seiner Einfachheit war das Bild doch so beredt, er verstand sofort den ganzen Zusammenhang: Beauval war mit Schimpf und Schande verjagt, zur Flacht gezwungen worden und die Meuterer brannten und mordeten in Liberia.

Was bedeutete dies alles? Daß man sich Beauvals entledigt hatte, begriff er. Aber warum diese Zerstörung, deren Opfer die Plünderer selbst sein würden.

Warum dieses Abschlachten, das sich durch ferne Schreie verriet, die von der wilden Raserei der Mörder erzählten.

Also so weit hatten es die Menschen gebracht. Nicht nur um kleinlicher Interessen willen wurden sie böse; wenn ein Grund fehlte, so waren sie es zum bloßen Vergnügen; sie schlugen – um zu schlagen; sie zerstörten – um zu zerstören; sie mordeten, weil es ihnen Freude machte, zu morden! Nicht nur die Bedürfnisse, die Leidenschaften und der Hochmut waren die Triebfedern des Hasses unter den Menschen; auch der Wahnsinn war darunter zu zählen. Jener Wahnsinn, der in der Masse zum Leben erwacht und der die Menschen nicht früher zur Vernunft kommen läßt, als bis sie ihre Mordlust und Zerstörungswut gesättigt haben. Und es ist derselbe Wahnsinn – Heroismus oder Räubertum, je nach der Gelegenheit – der den Banditen den friedlichen Wanderer erschlagen läßt; der Wahnsinn macht während einer Revolution aus Schuldigen und Unschuldigen eine gemeinsame Hekatombe; und es ist derselbe Wahnsinn, der Armeen begeistert und Schlachten gewinnen läßt.

Was wurde jetzt angesichts dieser neuen Tatsachen aus den Träumen des Kawdjer? Wenn die Freiheit eines der natürlichen Güter des Menschen war, so konnte dies nur unter der Bedingung sein, daß sie eben Menschen bleiben mußten und sich nicht in reißende Tiere verwandeln durften wie diejenigen, deren Heldentaten er jetzt mitansehen mußte.

Der Kawdjer hatte Harry Rhodes nicht geantwortet. Aufrecht und still stand er auf dem höchsten Punkte des Ufers da und betrachtete sich das Bild während einiger Minuten schweigend. Die schmerzlichen Überlegungen seines Inneren verriet sein undurchdringliches Äußere nicht.

Und doch war seine Seele von einem grausamen Zwiespalt zerrissen. Sollte er auch fernerhin vor den Tatsachen die Augen schließen und sich egoistisch und eigensinnig auf eine falsche Religion steifen, während diese unglücklichen Toren sich gegenseitig ermordeten, oder sollte er die Tatsachen anerkennen, der Vernunft gehorchen, Ordnung schaffen in diesen ungeregelten Zuständen und sie gegen ihren Willen retten? Fürchterliches Dilemma! Was sein gerader Menschenverstand ihm gebot, das war leider die Verneinung seines bisherigen Lebens.

Es ist so schwer, sich und anderen einzugestehen, daß das im Herzen errichtete Idol zu seinen Füßen in Staub zerbröckelt; daß man von einem Gaukelspiel genarrt worden ist; daß man bisher auf Lügen aufgebaut hat; daß nichts von dem, das man für wahr gehalten hat, wahr ist und daß man sein Leben für eine Schimäre gelebt hat!

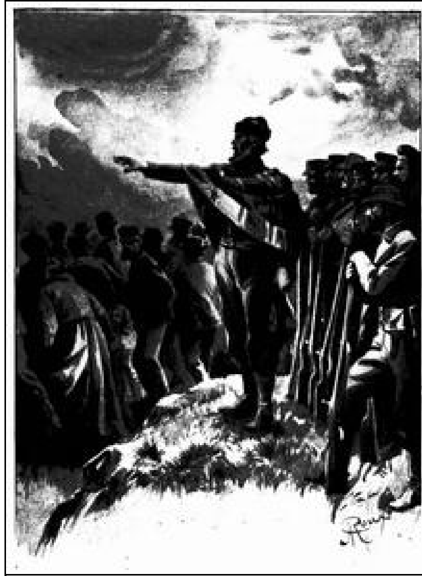
Plötzlich löste sich aus dem Rauch, der Liberia bedeckte, eine Gestalt los, ein Flüchtling, dann ein zweiter, dann zehn, hundert andere, meistens, Frauen und Kinder. Einige suchten nach den im Osten gelegenen Höhen zu entkommen, aber die größte Anzahl, der die Verfolger auf dem Fuße folgten, lief in Todesangst auf Neudorf zu. Die letzte unter den Fliehenden war eine Frau. Sie war ziemlich stark und konnte sich nur schwerfällig fortbewegen. Ein Mann erreichte sie in ein paar Sprüngen, packte sie bei den Haaren, warf sie zu Boden und erhob die Faust…

Der Kawdjer drehte sich zu Harry Rhodes um und sagte sehr ernst:

»Ich nehme Ihren Vorschlag an.«

Ende des zweiten Teiles.

Dritter Teil.



Erstes Kapitel.

Die ersten Maßnahmen.

An der Spitze der fünfzehn Freiwilligen durcheilte der Kawdjer die Ebene im Laufschritt. In wenigen Minuten hatte er Liberia erreicht. Man kämpfte noch auf dem Platze, aber ohne alle Begeisterung, nur mehr dem physikalischen Beharrungsvermögen gehorchend; an die Ursache des Streites erinnerte sich niemand mehr genau. – Dieses unerwartete Eintreffen der kleinen Truppe hatte für die kriegführenden Teile die Wirkung eines plötzlichen Donnerschlages.

Diese Eventualität hatten die Meuterer nicht vorhergesehen! Sie hatten nicht einen Augenblick die Möglichkeit in Erwägung gezogen, daß eine stärkere, ihnen überlegene Schar erscheinen und ihren Mordgelüsten Einhalt gebieten könne. Die Einzelkämpfe wurden augenblicklich abgebrochen. Diejenigen, die geschlagen wurden, ergriffen die Flucht; die anderen, welche die Schläge austeilten, blieben unbeweglich auf dem Platze stehen, auf dem sie sich befanden, einige von ihnen waren ganz bestürzt ob dieses ganz unerklärlichen Abenteuers, andere sahen wie geistesabwesend vor sich hin, ihr Atem ging schwer wie bei Menschen, welche in einem Anfall von Geistesverwirrung irgendeine schwere Arbeit unternommen haben und sich nicht entsinnen können, wieso alles gekommen. Ohne jeden Übergang wich die Überreizung der Nerven vollständiger Erschlaffung.

Des Kawdjer erste Sorge war, das Feuer zu löschen, damit nicht das ganze Lager ein Raub der Flammen werde, denn ein leichter Südwind hatte sich erhoben und die Gefahr war groß. Mehr als drei Vierteile von Beauvals ehemaligem »Regierungspalaste« waren schon von den Flammen verzehrt worden und es genügten einige kräftige Kolbenschläge, den leichten Bau vollends zum Stürzen zu bringen; – von der ganzen Herrlichkeit war bald nichts mehr zu sehen als ein kleiner Haufen verkohlter Trümmer, aus denen ein beißender Rauch aufstieg.

Fünf Mann ließ der Kawdjer zur Bewachung des Platzes zurück, dann suchte er mit den zehn anderen die Ebene ab, um die Flüchtlinge zu sammeln. Es gelang ihm ohne große Mühe. Sie kehrten von allen Seiten nach Liberia zurück; die Angreifer, bei denen sich eine bleierne Müdigkeit an Stelle der wahnsinnigen Wut eingestellt hatte, bildeten den Vortrab. Ihnen folgten die armen, geprügelten Tröpfe, welche sich noch nicht von ihrem Schrecken erholt hatten, zitternd und furchtsam näherten und in vorsichtiger Entfernung von den Siegern hielten. Als sie aber den Kawdjer erblickten, faßten sie schnell neuen Mut und näherten sich rasch, so daß sie sich unter die anderen mengten und beide Teile gleichzeitig in Liberia anlangten.

In weniger als einer Stunde war die ganze Bevölkerung auf dem Platze versammelt. Wer diesen zusammengedrängten Menschenknäuel jetzt sah, eine homogene Masse, hätte nie erraten können, daß noch vor kurzem zwei feindliche Strömungen die Leute entzweit hatten.

Wäre nicht der Boden von so vielen Opfern bedeckt gewesen, hätte keine Spur die stattgehabten Szenen verraten.

Die Volksmenge gab kein Zeichen von Ungeduld von sich, sie war nur neugierig. Noch ganz erstaunt ob des ihnen unverständlichen Wirbelsturmes, der sie gerüttelt und zerschlagen hatte, starrten die Emigranten verständnislos die dichte Gruppe der fünfzehn bewaffneten Männer an, welche ihnen gegenüberstand, und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Der Kawdjer trat in die Mitte des Platzes und sagte, zu den Kolonisten gewendet, deren Blicke auf ihn gerichtet waren:

»Von heute an bin ich euer Oberhaupt!«

Welch langen Weg hatte er durchwandern müssen, ehe er sich zu diesen Worten entschließen konnte! Er erklärte sich nicht nur mit dem Prinzip der Autorität einverstanden, er willigte nicht nur ein – ungeachtet seines Widerwillens – sich selbst zum ausübenden Organ herzugeben, er ging noch weiter; von einem Extrem ins andere ist nur ein kleiner Schritt: – er überflügelte

selbst die größten Autokraten.

Er begnügte sich nicht damit, auf sein Freiheitsideal zu verzichten – er trat es mit Füßen. Es fiel ihm nicht ein, sich der Zustimmung derjenigen zu versichern, als deren Oberhaupt er sich in wenigen klaren, präzisen Worten erklärt hatte. Das war keine Revolution – das war ein Staatsstreich!

Ein Staatsstreich, mit einer erstaunlichen Leichtigkeit durchgeführt. Nach der bündigen Erklärung des Kawdjer herrschte einige Sekunden Totenstille, dann ging es wie ein Aufschrei durch die Menge. Lebhafte Beifallsäußerungen, Hochrufe, lautes »Hurra!« – wie ein Orkan brauste es durch die Lüfte. Man drückte sich die Hände, man beglückwünschte sich, Mutter umarmten ihre Kinder – es herrschte ein frenetischer Enthusiasmus!

In der tiefsten Entmutigung zeigte sich den armen Leuten wieder ein Hoffnungsstrahl. Jetzt, da der Kawdjer ihre Angelegenheit in die Hand nahm, waren sie gerettet! Er erlöste sie von allem Elend. Wie?… Durch welche Mittel?… Niemand machte sich darüber Sorgen; darum handelte es sich jetzt nicht. Nachdem er sich ihrer annahm, brauchte man nichts weiter zu überlegen.

Aber einige gab es dennoch, die düster vor sich hinblickten. Es waren Anhänger Beauvals und Lewis Doricks, welche sich in der Menge verloren; in die Hochrufe hatten sie nicht eingestimmt, aber sie wagten keinen Widerspruch; ihre entgegengesetzte Meinung äußerten sie nur in beredtem Schweigen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig. Ihre unbedeutende Minorität mußte mit der bestehenden Majorität rechnen, seitdem diese einen Führer hatte. Jetzt besaß dieser riesige Körper auch einen Kopf, dessen Scharfsinn die zahlreichen, bisher mißachteten Arme mit einem Male gefährlich machte. Der Kawdjer erhob die Hand und sogleich – wie durch einen Zauberschlag – herrschte vollkommenes Schweigen.

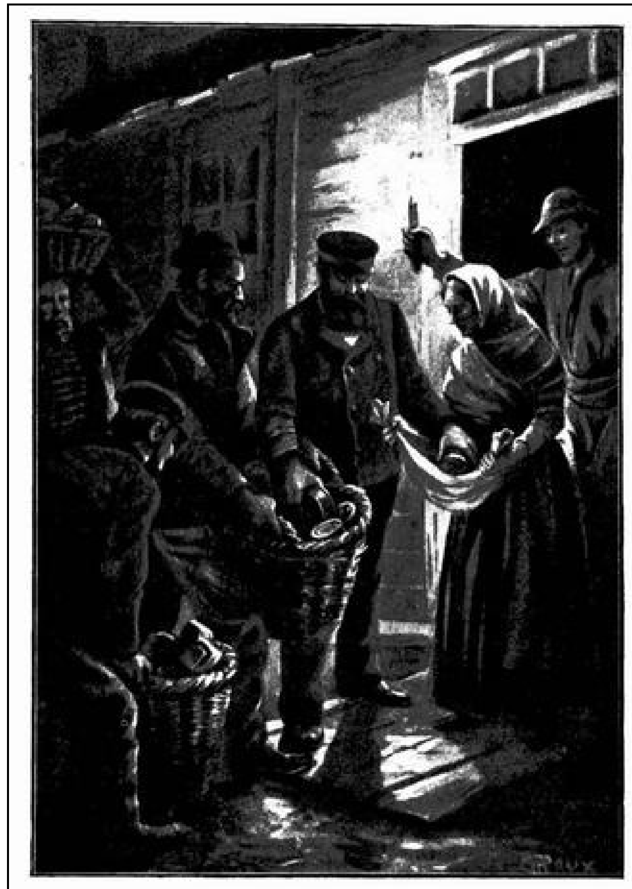
»Hostelianer! sagte er, das Notwendige und Menschenmögliche wird geschehen, um eure Lage zu verbessern. Aber ich fordere Gehorsam von allen und ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß niemand mich zwingen wird, Gewalt anzuwenden. Jetzt geht in eure Behausungen zurück und wartet auf weitere Instruktionen, die euch baldigst zukommen werden.«

Der Erfolg dieser energischen Ansprache von lakonischer Kürze war der denkbar beste. Die Leute verstanden, daß sie jetzt geleitet wurden und daß sie sich zukünftig nur leiten zu lassen brauchten. Nichts konnte diesen Unglücklichen erwünschter sein, welche von ihrer Freiheit einen so schlechten Gebrauch und so beklagenswerte Erfahrungen gemacht hatten, die sie gern für die Sicherheit eines Stückchen Brotes eintauschten. Die Freiheit ist ein

unschätzbares Gut, aber man kann sie nur genießen, wenn man zu leben versteht. Und leben wollte jetzt dieses verzagte Volk; leben – dahin zielten für den Augenblick alle ihre Wünsche.

Man gehorchte ohne Zögern, nicht der leiseste Widerspruch wurde laut. Der Platz leerte sich und alle, bis auf Lewis Dorick, gehorchten dem erhaltenen Befehle und zogen sich in ihre Häuser oder Zelte zurück.

Der Kawdjer sah der sich allmählich verlaufenden Menge nach und um seine Lippen legte sich ein bitterer Zug. Wenn ihm noch Illusionen geblieben waren – jetzt mußten sie zusammenbrechen. Der Mensch haßte den Zwang durchaus nicht so sehr, wie er immer gemeint hatte. Eine derartige Schlaffheit – besser Feigheit – harmonierte mit dem Wesen der unumschränkten Freiheit allerdings nicht!



Sie gingen von Tür zu Tür und brachten jedem seine Ration. (S. 275.)

Ungefähr hundert Kolonisten hatten das Beispiel der anderen nicht befolgt. Der Kawdjer sah diese unfügsame Gruppe und seine Stirne legte sich in Falten.

Da trat einer aus der Mitte seiner Gefährten und nahm im Namen aller das Wort. Der Grund, warum sie sich nicht auch in ihre Wohnungen zurückzogen, war der, daß sie kein Heim besaßen.

Sie waren durch die Bande der Plünderer von ihrem Herd, aus ihren zerstörten Blockhäusern verjagt worden und erst vor kurzem an der Küste angekommen; einige vor wenigen Tagen, andere erst am Vorabend und sie nannten kein anderes Dach ihr eigen als den Himmel über ihrem Haupte.

Der Kawdjer gab ihnen die Versicherung, daß ihre Zukunft so bald als möglich entschieden werden würde und riet ihnen, vorläufig die Reservezelte aufzurichten und zu benützen. Dann beeilte er sich aber, nach den Opfern der Meuterei zu sehen.

Deren gab es viele; sie lagen teils auf dem Platze selbst, teils in der nächsten Umgebung des Lagers. Man holte die letzteren herbei und bald waren alle nach Liberia geschafft. Nach geschehener Untersuchung ergab es sich, daß der Kampf nicht weniger als zwölf Kolonisten das Leben gekostet hatte, die drei Teilnehmer am Raubzuge mit eingerechnet, welche bei dem geplanten Sturm auf das Blockhaus Germain Rivières den Tod gefunden hatten. Eigentlich war kein Grund vorhanden, die Toten sehr zu beklagen. Ein einziger unter ihnen gehörte dem »guten« Teil der Bevölkerung der Insel Hoste an; es war einer der im Laufe des Winters aus dem Inneren der Insel angekommenen Emigranten. Alle anderen gehörten zu Beauvals oder Doricks Partei und ihr Verschwinden vom Schauplatz konnte für die in Angriff zu nehmende Arbeit und Ordnung auf der Insel nur von günstigem Einfluß sein.

Den größten Schaden hatten eigentlich die Meuterer selbst erlitten, welche gleich zügellos beim Angriff wie bei der Verteidigung vorgegangen waren. Was die unschädlichen Zuschauer betraf, die bloße Neugierde herbeigelockt hatte und die nach dem Anzünden des »Palastes« mit solcher Wildheit angegriffen worden waren, so hatten sie außer dem einen ermordeten Kolonisten nur über Wunden – und nicht allzu schwere – zu klagen: Kontusionen, Knochenbrüche, Stichwunden, die kein Leben gefährdeten.

Aber für den Kawdjer war Arbeit genug vorhanden! Doch das schreckte ihn nicht. Er hatte nicht blind, mit geschlossenen Augen das Amt auf sich genommen, über das Leben von tausend menschlichen Wesen zu wachen und für deren Existenz Sorge zu tragen. Die Aufgabe war schwer durchführbar und verantwortungsvoll, aber sein Mut war ihr gewachsen.

Nachdem die Verwundeten untersucht und verbunden worden waren, wenn sich die Notwendigkeit dazu ergab, wurden sie nach ihren Wohnungen gebracht.

Jetzt endlich war der Platz vollständig leer. Wieder ließ der Kawdjer fünf Mann zur Bewachung zurück, dann begab er sich in Begleitung der zehn anderen nach Neudorf, wohin ihn eine andere Pflicht rief: Dort lag Halg, vielleicht sterbend, vielleicht schon tot…

Halg war in demselben Zustand, in dem ihn der Kawdjer verlassen hatte; es fehlte ihm nicht an der sorgsamsten Pflege. Graziella und deren Mutter waren herbeigeeilt und lösten Karroly am Lager des Verwundeten ab und auf die Aufmerksamkeit und Hingabe dieser Krankenpflegerinnen durfte man bauen! Das junge Mädchen hatte in der harten Schule, welche es durchgemacht, gelernt, Schmerzen still in sich zu verschließen und ohne Klagen zu tragen; sie trat dem Kawdjer ruhig und gefaßt entgegen und antwortete verständig auf seine Fragen. Halg fieberte nur wenig – teilte sie ihm mit – aber er war noch nicht zu klarem Bewußtsein erwacht und unterbrach den durch den großen Schwächezustand bedingten Schlaf nur durch gelegentliches schmerzliches Stöhnen. Immer noch quoll rötlicher Schaum von seinen bleichen Lippen, aber er floß weniger reichlich und weniger blutig als früher. Das ließ sich als ein günstiges Zeichen deuten.

Während dieser Zeit hatten die zehn Männer, welche mit dem Kawdjer gekommen waren, aus den Reservevorräten Neudorfs Lebensmittel geholt und eilten, ohne sich auch nur kurze Rast zu gönnen, nach Liberia zurück. Dort gingen sie von Tür zu Tür und brachten einem jeden seine Ration. Als die Verteilung beendet war, bestimmte der Kawdjer die Wachtordnung für die Nacht, dann hüllte er sich in seine Decke, streckte sich auf dem Boden aus und suchte auch den ihm so notwendigen Schlaf.

Aber er konnte ihn nicht finden. Ungeachtet der körperlichen Müdigkeit arbeitete das Gehirn weiter und dachte… und grübelte…

Wenige Schritte von ihm standen die beiden Wachen gleich unbeweglichen Statuen. Kein Laut unterbrach die Stille. Mit weit geöffneten Augen starrte der Kawdjer in die Schatten der Nacht und träumte…

Was hatte er getan?… Warum hatte er gestattet, daß seine Überzeugung von den Tatsachen überstimmt worden war!… Wie er jetzt darunter litt!… Wenn er auch früher in Irrtümern gelebt hatte, er war dabei glücklich gewesen!… Glücklich!… Und was hinderte ihn daran, es noch zu sein? Er mußte nur wollen. Und wie konnte er das erreichen? Nichts war einfacher. Er brauchte sich nur zu erheben, zu fliehen und in dem Taumel eines ungezügelten Wanderlebens, das ihn ja früher so befriedigt und beglückt hatte, Vergessenheit zu suchen für diese grausame Enttäuschung…

Ach, es war zu spät dazu! Nichts konnte ihm jemals wieder seine zerstörten Illusionen aufbauen. Und was wäre dann sein Leben, wenn er bis ans Ende seiner Tage den brennenden Vorwurf mit sich herumschleppen müßte, einer falschen Gottheit so viele Menschenleben geopfert zu haben!… Nein! Nun hatte er die Sorge für diese Menschen auf seine Schultern genommen, jetzt hatte er sich vor sich selbst für sein Tun und Lassen zu verantworten. Erst bis er sie von Stufe zu Stufe bis zum sicheren Hafen geführt haben würde, erst dann konnte er die übernommene Aufgabe als erledigt betrachten.

Welchen Weg mußte er nun wählen?… War es nicht überhaupt zu spät zu allem Eingreifen?…

Lag es überhaupt in der Macht irgendeines Menschen, wessen Geistes er immer sei, ein Volk aus sich selbst herauszureißen, es emporzuheben aus dem Morast, in den es durch seine Fehler und Laster, seine geistige und moralische Unzulänglichkeit gefallen war; es zu erretten von dem Niedergange, für den es aus eben diesen Gründen vorherbestimmt war?

Kaltblütig schätzte der Kawdjer das Gewicht der Last ab, die er auf seine Schultern genommen hatte. Er suchte sich über seine Verpflichtungen ganz klar zu werden und forschte nach den passendsten Mitteln, von deren Anwendung er Erfolg erhoffen durfte. Er mußte vor allem diese armen Leute vom Hungertode erretten!… Das war die erste und notwendigste Pflicht! Und das war wenig im Vergleich zur Größe des ganzen Unternehmens.

L e b e n heißt nicht nur, für die materiellen Bedürfnisse der Organe Sorge tragen, es heißt auch – und mehr noch – seiner menschlichen Würde bewußt sein, nur auf sich selbst zählen, sich für den Nächsten opfern, stark und gut sein! Wenn die Lebenden vom Hungertode errettet wurden, blieb die schwerere Pflicht zu erfüllen: aus diesen Lebenden Menschen zu machen!

Ob diese Entarteten überhaupt fähig waren, sich zu diesem Ideale aufzuschwingen? Alle gewiß nicht; aber vielleicht gab es einzelne unter ihnen, die sich zur Höhe emporarbeiten konnten, wenn man ihnen den Stern am Himmel zeigte, den ihre Augen bisher zu blöde gewesen zu entdecken; wenn man sie an der Hand faßte und zum Ziele hinführte. Das waren die Gedanken des Kawdjer in dieser stillen Nacht. So war nach und nach auch sein letzter Widerstand gebrochen, sein letztes Sträuben besiegt und es formte sich in seinem Geist der Plan, der künftighin allen seinen Akten zur Richtschnur dienen mußte.

Die Morgenröte fand ihn schon auf den Beinen; er kehrte soeben von Neudorf zurück, wo er zu seiner Freude konstatieren konnte, daß Halgs Befinden sich zum Besseren neigte. Nach Liberia zurückgekehrt, erinnerte er sich seiner

Pflichten als Gouverneur und handelte darnach.

Sein erstes Beginnen setzte selbst die ihm am nächsten Stehenden in Erstaunen. Er rief die zwanzig oder fünfundzwanzig Arbeiter – Maurer und Tischler – zusammen, welche sich unter der Bevölkerung der Insel befanden, stellte ihnen ungefähr zwanzig Kolonisten zur Seite, solche, die mit Hacke und Spaten umzugehen verstanden, und teilte einem jeden seine Arbeit zu.

An einer bestimmten Stelle mußten Gräben aufgeworfen werden, wo die Mauern eines der zerlegbaren Häuser aufgestellt werden sollten, das an diesem Platze zu errichten war. Waren die Maurer so weit gekommen, so sollten sie die Festigkeit der Wände durch aufzuführende Stützmauern erhöhen, dann sollte das Haus – nach einem vor ihren Augen in den Sand gezeichneten Plane – durch Verschläge in Abteilungen zerlegt werden.

Nachdem diese Weisungen erteilt waren und man unter der Aufsicht des zur Würde eines Werkmeisters erhobenen Hobard zur Ausführung schritt, entfernte sich der Kawdjer mit seinem Gefolge von zehn Mann.

In nächster Nähe stand das größte der zerlegbaren Häuser. Es war von fünf Personen bewohnt. Hier hatte in Gesellschaft der Brüder Moore, Sirdeys und Kennedys Lewis Dorick seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Dahin ging der Weg des Kawdjer.

Als er hinkam, waren die fünf Männer in einem lebhaften Wortwechsel begriffen; bei seinem Eintreten erhoben sie sich brüsk.

»Was suchen Sie hier?« fragte Lewis Dorick in seinem unfreundlichen Ton.

Von der Schwelle aus erwiderte der Kawdjer kalt:

»Die Kolonie braucht dieses Haus.

– Braucht dieses Haus?… wiederholte Dorick, welcher, wie man zu sagen pflegt, seinen Ohren nicht traute. Wozu denn?

– Für ihre Zwecke. Ich muß Sie ersuchen, es sofort zu räumen.

– Sonst nichts? fragte Dorick spöttisch. Und wohin sollen wir dann gehen?

– Wohin Sie wollen; es steht Ihnen frei, sich ein anderes Haus zu bauen.

– Zu gütig!… Und bis dieses fertiggestellt ist…

– Stehen Ihnen Zelte zur Verfügung!

– Und ich weise Ihnen die Türe, schrie Dorick, hochrot vor Zorn.«

Der Kawdjer trat zurück, so daß sein bewaffnetes Gefolge sichtbar wurde, welches vor der Türe stehen geblieben war.

»In diesem Falle, sagte er eisig, würde ich mich gezwungen sehen, meine Forderung mit Gewalt zu unterstützen.«

Lewis Dorick begriff augenblicklich, daß jeder Widerstand vergeblich war und lenkte ein:

»Gut, gut! brummte er; man geht ja schon! Aber wir brauchen doch Zeit, unsere Sachen zusammenzupacken, denn ich vermute, es wird uns doch hoffentlich gestattet sein, mitzunehmen, was…

– Gar nichts werden Sie mitnehmen, unterbrach ihn der Kawdjer. Ich haste dafür, daß Ihnen Ihre persönliche Habe zugestellt wird; alles übrige gehört der Kolonie.«

Das war zu viel! In seiner Wut vergaß Dorick alle Vorsicht.

»Das wollen wir denn doch sehen! rief er und fuhr mit der Hand an den Gürtel.

Das Messer war noch nicht vollständig seiner Scheide entfahren, als es ihm auch schon entrissen wurde. Jetzt stürzten die Brüder Moore zur Verteidigung Doricks herbei. Der Kawdjer packte den größeren an der Kehle und schleuderte ihn zu Boden. Im selben Augenblick drang die Eskorte des neuen Gouverneurs in das Haus ein. Es bedurfte ihres Dazwischentretens nicht. Die fünf Emigranten hatten vor dem neuen Oberhaupt Respekt bekommen und gingen hinaus, ohne an weiteren Widerstand zu denken.

Der Lärm des Wortgefechtes hatte natürlich eine Anzahl Neugieriger herbeigelockt. Man umdrängte die Tür und die fünf Besiegten mußten sich erst ihren Weg durch diese Ansammlung von Menschen bahnen, denen sie früher ein Gegenstand des Schreckens gewesen waren.

Der Wind blies jetzt aus einer anderen Richtung!

Man überhäufte sie mit Schmähworten.

Unter Zuhilfenahme seiner Gefährten schritt der Kawdjer zur genauen Durchsuchung des Hauses, von dem er im Namen der Kolonie Besitz ergriffen hatte. Alles, was Anspruch hatte, unter die persönliche Habe der früheren Besitzer gerechnet zu werden, wurde – wie es der Kawdjer versprochen – beiseite gelegt, um später seinen Eigentümern zugestellt zu werden. Aber außer diesen Dingen machte er interessante Entdeckungen. Der eine, nach rückwärts gelegene Raum war in eine Speisekammer verwandelt worden. Ein bedeutender Vorrat von Nahrungsmitteln war da aufgestapelt: Konserven, trockene Gemüse, gedörrtes Fleisch, Tee und Kaffee – die Vorräte waren ebenso reichlich vorhanden als weise zusammengestellt. Wieso hatten Lewis Dorick und sein

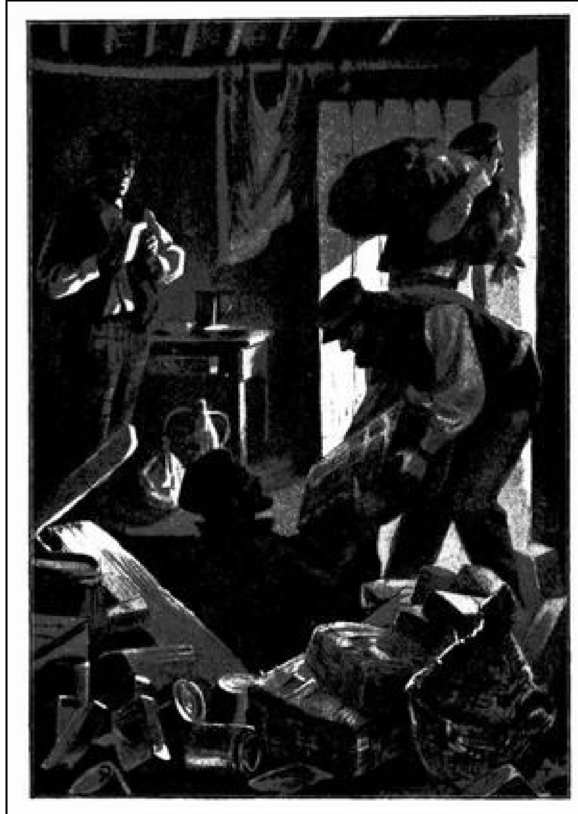
Anhang ihrer habhaft werden können? Sicher war, daß sie niemals unter der allgemeinen Not litten, was sie übrigens durchaus nicht gehindert hatte, sich mehr zu beklagen als alle anderen und die Urheber jener Mißstände zu werden, die das Scheitern von Beauvals Macht zur Folge hatten.

Der Kawdjer ließ die gefundenen Lebensmittel auf den Platz schaffen, wo sie unter dem Schutz der Gewehre niedergelegt wurden, dann begannen zu dem Zwecke gewählte Arbeiter unter Führung des Werkmeisters Lawson, seines Zeichens ein Schlosser, das Haus niederzureißen.

Während diese Arbeiten rasch vorwärtsschritten, vollzog der Kawdjer – stets in Begleitung einer kleinen Eskorte – eine genaue Durchsuchung sämtlicher Wohnungen, der Häuser und der Zelte, des Lagers und unterbrach diese Beschäftigung erst dann, als auch die letzte Behausung bis zum letzten Winkel durchstöbert worden war. Das Ergebnis dieser Hausdurchsuchungen, die den größten Teil des Tages ausfüllten, setzte alle in Staunen: es fanden sich ungeahnte Reichtümer.

Bei allen Emigranten, welche mit Lewis Dorick und Ferdinand Beauval in mehr oder minder friedlichen Beziehungen standen, und auch bei einigen anderen, welche in Zeiten relativen Überflusses für die Tage der Not gespart hatten, entdeckte man geheime Aufbewahrungsorte, ähnlich dem im Hause Doricks vorgefundenen.

Um jeden Verdacht abzulenken, hatten die Besitzer dieser Schätze sich zu den ärgsten Schreiern gesellt, als die Hungersnot ausgebrochen war Der Kawdjer erkannte mehr als einen unter ihnen, welcher ihn um Hilfe angefleht und ohne alle Gewissensbisse die Nahrungsmittel angenommen hatte, die aus den Vorräten der Bewohner Neudorfs stammten. Als sie sich jetzt entdeckt sahen, schienen sie sehr beschämt, obwohl der Kawdjer durch keine Miene die Gefühle verriet, die die Anwendung ihrer List in ihm wecken mußte.

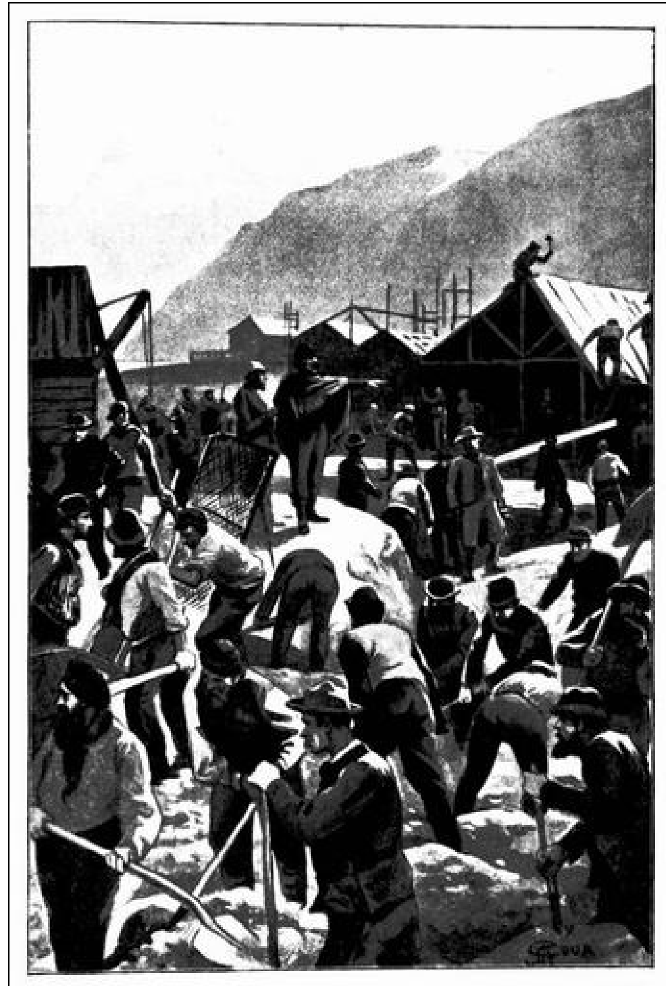


Man konnte damit die ganze Kolonie während einer Woche ernähren. (S. 284.)

Und doch öffnete ihm diese Entdeckung neue Ausblicke auf die unerbittlichen Gesetze, die die Welt regieren. Indem sie ihr Ohr den Schmerzensrufen verschlossen, die der Hunger ihren Unglücksgefährten entriß, indem sie, falsch und berechnend, gemeinsam mit den anderen auch ihr Jammergeschrei ertönen ließen, nur um nicht zu einer Teilung des Brotes gezwungen zu werden, das sie für sich allein aufgehoben hatten, bewiesen diese Menschen wieder einmal klar und deutlich, daß der wilde, erbarmungslose Egoismus, der allein die Erhaltung des geliebten Selbst bezweckt, einer jener Instinkte ist, die in der menschlichen Natur am lautesten sprechen. Wahrhaftig, sie hätten nicht anders handeln können, wären sie, anstatt mit Vernunft und Empfindung begabte Wesen, bloße Aggregate einer Materie gewesen, die blind den physiologischen Fatalitäten der Urzelle gehorchen müssen, aus der sie geworden sind.

Aber der Kawdjer bedurfte, um sich überzeugen zu lassen, nicht mehr dieses neuerlichen Beweises, der leider nicht der letzte sein würde. Sein zusammenstürzendes Traumgebilde hatte in sein Herz eine fürchterliche Leere gerissen – aber er dachte nicht mehr im entferntesten daran, es wieder aufzurichten. Die überzeugende Brutalität der Vorkommnisse hatte ihm der

Beweise genug für seinen Irrtum gebracht.



Die mit den Wegbauten beschäftigten Arbeiter hatten schon sehr viel geleistet. (S. 288.)

Er verstand jetzt, daß er als Philosoph gehandelt hatte, als er Systeme erfand, nicht als Wissender, und daß er dadurch gegen den Geist der Wissenschaft gefehlt habe, der alle Spekulationen untersagt, die nicht auf Erfahrungen gegründet und daher dem Zufallsspiel anheimgestellt sind, der die rein objektive Prüfung der Tatsachen fordert. Nun sind aber die Tugenden und Laster der Menschheit ihr Heldentum und ihre Schwächen, die ungeheuere Mannigfaltigkeit ihrer Lebensäußerungen Tatsachen, die man anerkennen und in Rechnung setzen muß.

Und welchen kapitalen Urteilsfehler hatte er nicht begangen, als er jede Obrigkeit im Bausch und Bogen verdammte, mit der seichten Begründung, daß auch sie nicht unfehlbar ist und daß die natürliche Vollkommenheit des

Menschen ihr Eingreifen unnütz macht. Diese Machthaber, welche er stets so streng verurteilt hatte, sind sie denn nicht Menschen wie die anderen? Woher käme ihnen gerade das Vorrecht, unvollkommen zu sein? Hätte er nicht gerade aus ihrer angenommenen Unvollkommenheit logischerweise einen Schluß auf die Unvollkommenheit aller ziehen müssen, und hätte das nicht, wieder ganz natürlich, die Notwendigkeit der Aufstellung von Gesetzen ergeben und einer Autorität, die sie in Anwendung bringt?

Sein großartiger Wahlspruch hatte sich überlebt, war haltlos geworden. »Kein Gott! kein Gebieter!« hatte er stolz behauptet – jetzt war er bekehrt, hatte die Notwendigkeit eines Herrn eingesehen. Der zweite Teil des Satzes war nicht haltbar, und sein Zusammenbruch erschütterte die Festigkeit des ersteren. Er war noch nicht so weit, die Verneinung durch eine Bejahung zu ersetzen. Aber er empfand wenigstens das edle Zögern des Gelehrten, welcher vor einem Rätsel, dessen Lösung unmöglich ist, an der Schwelle des Unerfaßlichen stehen bleibt und es mit dem Geiste der Wissenschaft als unverträglich erachtet, Behauptungen aufzustellen, ohne dieselben zu beweisen: daß nur die Materie das Weltall regiert und alles ihren Gesetzen unterworfen ist. Er sah ein, daß angesichts solcher Fragen ein weises Zuwarten am Platze ist, und daß, wenn es auch jedem frei steht, seine eigene Erklärung des Welträtsels an dem Kampf der Hypothesen teilnehmen zu lassen, jede kategorische Behauptung nur Anmaßung oder Dummheit bedeuten könne.

Unter allen wichtigen Funden verdiente derjenige die größte Beachtung welcher in der Hütte des Irländers Patterson und seines jetzt alleinigen Gefährten Long gemacht wurde. Der Kawdjer trat nur aus Gewissenhaftigkeit hinein, sie war ja so klein, daß es unmöglich schien, darin ein Versteck mit geheimen Vorräten anzulegen. Aber Pattersons Erfindungsgabe und Geschicklichkeit hatte den beschränkten Raum zu vergrößern gewußt, indem er einen Keller aushöhlte, den ein Fußboden aus Brettern bedeckte und versteckte.

Die Menge von Lebensmitteln, die da aufgespeichert waren, grenzte ans Unglaubliche. Man konnte damit die ganze Kolonie während einer Woche ernähren. Dieser bedeutende Vorrat entbehrte nicht des tragischen Hintergrundes, wenn man sich an den unglücklichen Blaker erinnerte, welcher inmitten dieser Schätze Hungers starb, und den Kawdjer schauderte, wenn er bedachte, wie es in der finsteren Seele Pattersons aussehen mußte, der ein so entsetzliches Drama ruhig an seinen Augen vorüberziehen ließ.

Der Irländer trug durchaus keine schuldbewußte Miene zur Schau. Er trat im Gegenteil sehr arrogant auf und protestierte energisch gegen den Raub, der an ihm verübt wurde. Der Kawdjer, welcher vergebens seine Langmut an ihn

verschwendete, suchte ihm in aller Ruhe die Notwendigkeit begreiflich zu machen, daß sich jeder einzelne bewußt sein müsse, zum gemeinsamen Wohl der Kolonie sein Möglichstes beizusteuern. Patterson wollte nicht Vernunft annehmen. Die Drohung, mit Gewalt einzuschreiten, blieb gleichfalls erfolglos. Er ließ sich nicht einschüchtern wie Lewis Dorick Was war ihm die kleine Eskorte des Gouverneurs! Der Geizhals hätte sein Hab und Gut auch gegen eine Armee verteidigt! Diese Vorräte, die er um den Preis von unzähligen Entbehrungen, indem er sich die Bissen vom Munde gespart, zusammengescharrt hatte, gehörten ihm, waren sein unbestreitbarer Besitz! Er hatte nicht im Interesse der Allgemeinheit, sondern zu seinem persönlichen Vorteil gespart und gedarbt. Und wenn ihm sein Eigentum dennoch genommen werden sollte, mußte es ihm bezahlt werden; den genauen Wert der Ware verlangte er in Geld.

Einst hätte eine derartige Beweisführung den Kawdjer lächeln machen – heute machte sie ihn nachdenklich. Eigentlich hatte Patterson recht. Um das Vertrauen der ihres Eigentums beraubten Hostelianer nicht zu erschüttern, wäre man verpflichtet gewesen, nach jenen Regeln vorzugehen, welche sie gewohnt waren, überall beachtet zu sehen Und die erste aller durch eine allgemeine Übereinstimmung geheiligte Regel ist das Eigentumsrecht.

Deshalb hörte der Kawdjer so geduldig die Verteidigungsrede Pattersons an, deshalb versicherte er ihn, daß es sich in diesem Falle durchaus nicht um eine Beraubung handle, da alles, was im Interesse der Kommunität beschlagnahmt wurde, nach seinem genauen Werte zurückgezahlt werden würde. Damit war dem Protestverfahren des Geizhalses ein Ende gemacht. Aber nun begann ein lautes Klagen. Jede Ware war so selten und infolgedessen so wertvoll auf der Insel Hoste!… Der geringfügigste Gegenstand war eigentlich von ungeheuerem Werte… Ehe Frieden geschlossen wurde, mußte der Kawdjer lange Verhandlungen in bezug auf die Höhe der zu zahlenden Summe durchmachen. Als man dann einig geworden war, legte Patterson freiwillig beim Leeren seines Kellers mit Hand an.

Bis sechs Uhr abends waren alle gefundenen Lebensmittel auf den Platz gebracht worden. Sie bildeten einen Hügel von beträchtlicher Höhe. Der Kawdjer schätzte sie mit einem flüchtigen Blicke ab, fügte ihnen in Gedanken die Vorräte von Neudorf bei und berechnete, daß bei strenger Verwaltung die Kolonisten für zwei Monate versorgt waren.

Sogleich wurde die erste Verteilung vorgenommen. Die Emigranten defilierten vorüber und jeder erhielt für sich und seine Familie den ihm bestimmten Anteil. Sie machten große Augen, als sie die angehäuften Reichtümer sahen, da sie sich

doch dem Verhungern nahe glaubten. Das war ein Wunder; ein Wunder, das der Kawdjer bewirkt hatte!

Nach stattgefundener Verteilung kehrte dieser mit Harry Rhodes nach Neudorf zurück und beide eilten an das Schmerzenslager Halgs. Zu ihrer Freude konnte der Kawdjer eine anhaltende Besserung im Befinden des Kranken konstatieren, bei dem Tullia und Graziella unausgesetzt Wache hielten.

Nach dieser Richtung beruhigt, nahm der Kawdjer mit unbeugsamen Starrsinn den Plan auf, den er sich während der letzten schlaflosen Nacht vorgezeichnet hatte.

Er wandte sich an Harry Rhodes und sagte ernst:

»Die Zeit zu reden ist nun gekommen. Herr Rhodes. Bitte, folgen Sie mir.«

Der ernste, fast schmerzhafte Ausdruck seines Gesichtes bestürzte Harry Rhodes, welcher stillschweigend gehorchte. Beide verschwanden im Zimmer des Kawdjer, dessen Tür sorgfältig verriegelt wurde.

Eine Stunde später öffnete sie sich wieder und niemand ahnte, was bei dieser Unterredung zur Sprache gekommen war. Der Kawdjer hatte sein gewöhnliches Aussehen beibehalten, vielleicht war er noch unnahbarer geworden; Harry Rhodes dagegen schien ganz verklärt vor Freude. Vor seinem Freunde, welcher ihn bis an die Tür seines Hauses begleitet hatte, verbeugte er sich fast ehrfürchtig, ehe er ihm innig die Hand drückte, die dieser ihm entgegenstreckte; im Augenblick des Scheidens sagte er noch:

»Zählen Sie auf mich!

– Das tue ich!« antwortete der Kawdjer, und sah seinem Freunde nach, welcher in der Nacht verschwand.

Nachdem Harry Rhodes gegangen war, kam Karroly an die Reihe.

Der Kawdjer nahm ihn mit sich und gab ihm Verhaltungsmaßregeln, die der Indianer mit seinem gewohnten Respekt anhörte, dann erst ging er – unermüdlich, wie er war – wie am Vorabende nach Liberia hinüber und suchte seine Nachtruhe auf dem Platze unter freiem Himmel.

Er gab beim ersten Morgengrauen selbst das Zeichen zum Erwachen. Bald waren alle Kolonisten um ihn versammelt.

»Hostelianer, sagte er, während alles schweigend lauschte, heute werden die Lebensmittel zum letzten Male verteilt. Dann müssen sie gekauft werden; die Höhe der Preise werde ich bestimmen, das Geld soll dem Staate zugute kommen. Nachdem alle mit Geld versorgt sind, ist keine Gefahr, daß jemand am Hungertuch nagen muß. Übrigens braucht die Kolonie fleißige Hände: Alle,

welche sich melden wollen, werden beschäftigt und bezahlt werden. Von nun an ist die Arbeit ein Gebot!«

Man kann es nicht allen Leuten recht machen und zweifellos mißfiel diese kurze Anrede einigen der Kolonisten gründlich; aber sie elektrisierte buchstäblich die Mehrzahl der Zuhörer. Ihre gesenkten Köpfe hoben sich, sie richteten sich aus ihrer gebeugten Haltung auf, als ob eine Kraft in ihnen lebendig geworden sei! Endlich war es vorbei mit der tötenden Langeweile, der schrecklichen Untätigkeit! Man bedurfte ihrer! Sie sollten nicht mehr ein unnützes Dasein führen, man brauchte sie zur Arbeit; gleichzeitig sicherte man ihnen eine Tätigkeit und das Leben.

Ein gewaltiges, begeistertes »Hurra!« erscholl für den Kawdjer und kräftige Arme streckten sich schaffensfreudig ihm entgegen.

Im selben Augenblick glaubte dieser, wie als Antwort auf das Geschrei der Menge, einen schwachen Ruf aus der Ferne zu vernehmen.

Der Kawdjer wandte sich um und erblickte, weit draußen auf dem Meere, die Wel-kiej mit Karroly am Steuer; Harry Rhodes stand vorne und winkte Abschiedsgrüße mit der Hand, während die Schaluppe in vollem Segelschmuck dahinflog.

Zweites Kapitel.

Die werdende Stadt.

Sogleich ging der Kawdjer an die Verteilung der Beschäftigungen. Alle angebotenen Kräfte wurden verwendet und es hatte sich die Mehrzahl der Kolonisten zur Arbeit gedrängt. Die Leute wurden abteilungsweise unter den Befehl von schnell ernannten Werkmeistern gestellt; die einen begannen den Bau einer Fahrstraße, die Liberia und Neudorf verbinden sollte, die anderen mußten die zerlegbaren Häuser versetzen, die bisher ganz regellos aufgerichtet worden waren; setzt wurden sie planmäßig verteilt. Der Kawdjer gab selbst die Bauordnung an. Einige wurden in parallelen Reihen, andere gegenüber der einstigen Behausung Doricks errichtet, welche sich ihrerseits an Stelle des ehemaligen »Regierungspalastes« Beauvals erhob.

Eine Schwierigkeit machte sich gleich bemerkbar. Man verfügte nicht über eine genügende Menge von Werkzeugen. Die Emigranten, welche aus dem einen oder anderen Grunde ihre Unternehmungen im Inneren der Insel im Stiche gelassen, hatten nicht daran gedacht, ihr Handwerkzeug mitzunehmen. Sie mußten es nun holen gehen, und so bestand die erste Arbeit dieser Kolonisten

darin, sich die Mittel zur Arbeit zu verschaffen.

Sie mußten nochmals den Weg wandern, den sie im Winter unter so großen Schwierigkeiten zurückgelegt hatten, als sie nach Liberia flüchteten. Aber die Umstände hatten sich geändert; jetzt schien er ihnen so viel leichter. Der Frühling war auf den Winter gefolgt, es herrschte kein Mangel an Nahrungsmitteln, und die Gewißheit, nach ihrer Rückkehr ihr Leben verdienen zu können, erfüllte sie mit großer Freudigkeit. Nach zehn Tagen war auch der letzte schon zurückgekehrt.

Die mit den Wegbauten beschäftigten Arbeiter hatten schon sehr viel geleistet. Die Straße wuchs zusehends Die Häuser standen in freundlichen harmonischen Gruppen da. Jedes war von einem großen, freien Raum umgeben, in dem später ein Garten angelegt werden sollte. Jedes Haus war von dem anderen durch eine breite Straße getrennt, das der Ansiedlung eher das Aussehen einer Stadt als eines provisorischen Lagers verlieh. Gleichzeitig schaffte man die Trümmer lind den Schmutz beiseite, den die frühere Nachlässigkeit der Bewohner hatte anhäufen lassen.

Nachdem das einstige Haus Doricks zuerst in Angriff genommen worden war, ging es auch als erstes seiner Vollendung entgegen und war schon bald bewohnbar. Es war kein sehr zeitraubendes Geschäft gewesen, diesen leichten Bau niederzureißen und an einer anderen Stelle wieder aufzurichten, trotzdem er bedeutend vergrößert worden war. Ganz fertig war er noch nicht, aber seine Mauern standen schon, auch das Dach war aufgesetzt, desgleichen war man schon mit den inneren Teilwänden fertig. Um das Haus zu beziehen, brauchte die Fertigstellung der äußeren Stützmauern nicht abgewartet zu werden.

Am 7. November nahm der Kawdjer davon Besitz. Die Einteilung war die denkbar einfachste. In der Mitte befand sich der zur Aufnahme sämtlicher Vorräte bestimmte Raum; um diesen Mittelraum lief eine Reihe miteinander verbundener Zimmer, die nach Norden, Osten und Westen gingen und auch von außen zu betreten waren. Das einzige Südzimmer hatte keinen Ausgang auf die Straße; man konnte nur durch die anderen Gemächer hineingelangen.

Inschriften, die in gemalten Lettern auf Holztafeln prangten, zeigten die Bestimmung der verschiedenen Räume an. Über dem Nord-, West-und Ostzimmer las man: »Verwaltung«, »Gericht«, »Polizei«. Das Südzimmer trug keine Aufschrift, aber es wurde gemunkelt, daß es zum künftigen Gefängnis bestimmt sei.

Man sieht, der Kawdjer traute nicht mehr blindlings der guten Aufführung seiner Gefährten; um seiner Autorität den nötigen Rückhalt zu verleihen, suchte

er sie durch folgende drei Stützen: Gerechtigkeit, Gewalt und Strafe, zu befestigen. Seine lange und unfruchtbare Empörung hatte nun zur Folge, daß er jetzt mit doppelter Strenge seinen Geboten Geltung verschaffte, ohne die die menschliche Unvollkommenheit seit Anbeginn der Zeiten jede Zivilisation und jeden Fortschritt unmöglich gemacht haben würde.

Aber diese Räume, die Inschriften, die deren Verwendung anzeigten, waren nur ein Skelett der Administration; zu den Ämtern brauchte man Beamte. Der Kawdjer ernannte sie ohne Zögern. Hartlepool wurde an die Spitze der Polizei gestellt, zu der vierzig mit besonderer Umsicht gewählte, verheiratete Männer zugezogen worden waren. Den Vorsitz bei Gericht behielt sich der Kawdjer natürlich vor, aber die laufenden Geschäfte wurden Ferdinand Beauval übertragen. Diese letzte Wahl setzte viele in Staunen. Aber sie war nicht die erste dieser Art. Wenige Tage vorher hatte der Kawdjer eine mindestens ebenso merkwürdige getroffen.

Das Auszahlen des Taglohnes und der Verkauf der Rationen bildeten jetzt eine ermüdende Arbeit. Der Austausch zwischen Arbeit und Lebensmitteln erforderte – trotzdem die Operation durch den Zwischenhändler »Geld« erleichtert wurde – eine genaue Verrechnung, die Verrechnung aber einen Verrechner. Zu diesem Amte hatte der Kawdjer – John Rame ernannt, denselben, den ein zu fröhliches Leben um Gesundheit und Vermögen gebracht hatte. Welches Ziel hatte denn dieser arme Teufel ins Auge gefaßt, als er dem Unternehmen einer Kolonisation als Teilnehmer beitrat? Wahrscheinlich kannte er es selbst nicht und hatte sich nur von der Hoffnung leiten lassen, in irgendeinem fernen Wunderlande ein angenehmes Leben führen zu können. Die nüchterne Wirklichkeit hatte ihm die beiden Winter auf der Insel Hoste beschert, und es war fast ein Wunder zu nennen, daß seine geschwächte Natur sie überdauert hatte. Durch die Notwendigkeit gedrängt, hatte er, seitdem das neue Regime in Kraft bestand, vergeblich versucht, sich den Wegarbeitern zuzugesellen, welche die neue Straße bauten. Am Abend des ersten Tages war er so überanstrengt, gebrochen, todmüde, daß er auf diese Art Beschäftigung verzichten mußte. Seine weißen Hände hatte er an den Felsen ganz blutig gerissen Überglücklich nahm er das Amt an, das ihm der Kawdjer anbot und das seine unbedeutende Persönlichkeit ganz mit Beschlag belegte. Er blieb ganz unsichtbar, wurde eins mit seinen Ziffernkolonnen und verschwand in seinem Amte wie in einem Grab. Man sah und hörte nichts mehr von ihm.

Auch die schwächste Kraft in Diensten des Staates und zu dessen Nutzen heranziehen zu können, ist vielleicht eine der Haupteigenschaften eines Menschenbeherrschers. Er kann nicht alles selbst leisten, das ist ein Ding der

Unmöglichkeit, er muß sich notwendigerweise mit Mitarbeitern umgeben, und in der klugen Wahl dieser Mitarbeiter zeigt sich mit Sicherheit das Genie des Oberhauptes.

So merkwürdig die Wahl des Kawdjer auch scheinen mochte, unter den Personen, die ihm zur Verfügung standen, hätte er keine bessere treffen können. Er hatte nur eines ins Auge gefaßt: zum Besten der Allgemeinheit von jedem die besten Leistungen zu erlangen. Nun war Beauval, trotz seiner gänzlichen Unfähigkeit in anderer Richtung, ein tüchtiger Advokat. Darum war er, besser als jeder andere, geeignet, den Lauf der Gerechtigkeit zu überwachen; der Kawdjer war ja immer da, um eventuelle phantastische Seitensprünge rechtzeitig einzustellen.

John Rame war wohl der am wenigsten taugende Mensch in der Kolonie. Es war zu wundern, daß es der Kawdjer verstanden hatte, in diesem energie-und willenlosen Schwächling wenigstens e i n e gute Seite ausfindig zu machen. Während sich die Organisation des hostelischen Staates in dieser Weise langsam ausbildete, entwickelte der Kawdjer eine bewunderungswürdige Tätigkeit.

Er hatte Neudorf endgültig verlassen. Seine Instrumente, Bücher, Medikamente waren alle in das »Regierungsgebäude« – mit diesem Namen bezeichnete man schon das ehemalige Haus Doricks – geschafft worden. Dort schlief er auch täglich einige Stunden. Die übrige Zeit war er überall gleichzeitig. Er eiferte die Arbeiter an, half die Schwierigkeiten, in dem Maße, wie sie sich einstellten, aus dem Wege räumen und hielt mit Ruhe und Festigkeit die gute Eintracht und Ordnung aufrecht. Niemand würde gewagt haben, in seiner Gegenwart einen Streit zu beginnen; er brauchte sich nur zu zeigen, so ging die Arbeit rascher vonstatten und die Muskeln lieferten ihr Maximum an Kraftleistung.

Von diesem armen Volke, das er einer besseren Zukunft zuzuführen unternommen hatte, ahnten selbstverständlich nur die allerwenigsten, welche Kämpfe sich vorher in seinem Inneren abgespielt hatten, und selbst wenn ihnen die Tatsache nicht unbekannt geblieben, waren sie viel zu wenig Seelenkenner und es gebrach ihnen an der nötigen idealen Auffassung, um nur im entferntesten vermuten zu können, welche Verheerungen in dieser Männerbrust der Konflikt von Abstraktionen hervorgerufen hatte, die so ganz verschieden von ihren eigenen materiellen Sorgen waren. Aber wenn sie ihren Gouverneur aufmerksam anblickten, so konnten sie erkennen, daß ein geheimer Kummer ihn bedrückte. Der Kawdjer war nie ein Mann vieler Worte gewesen – jetzt schien er wie versteinert. Sein unbewegliches Gesicht lächelte niemals, seine Lippen öffneten sich nur, um das Notwendigste zu sprechen und dies in möglichster Kürze. Er

flößte den Kolonisten Furcht ein sowohl wegen seines finsteren Aussehens als seiner herkulischen Kraft halber; man fürchtete ihn und – bewunderte gleichzeitig seinen Geist und seine Willenskraft und man liebte ihn um der Güte willen, die sich unter der eisigen Außenseite verbarg, man verehrte ihn dankbar um der vielen Liebesdienste willen, die er ihnen erwiesen hatte und noch erweisen würde.

Die Vielseitigkeit der Beschäftigungen erschöpfte den Kawdjer keineswegs; der Regent störte den Arzt nicht. Jeden Tag besuchte er seine Kranken und die beim letzten Aufstand Verwundeten. Er hatte übrigens täglich weniger zu tun. Unter der dreifachen Einwirkung der günstigeren Jahreszeit, der Arbeit und des Friedenszustandes besserten sich die Gesundheitsverhältnisse der Kolonie zusehends.

Unter allen Kranken und Verwundeten stand Halg seinem Herzen natürlich am nächsten. Er scheute kein Unwetter, keine Ermüdung, nach ihm zu sehen. Jeden Morgen und jeden Abend war er am Lager des jungen Indianers anzutreffen, das Graziella und deren Mutter nicht mehr verließen. Wie glücklich war er, als er eine fortschreitende Besserung konstatieren konnte. Bald hatte er die Sicherheit, daß die Lungenwunde zu vernarben begann. Am 15. November konnte Halg zum ersten Male das Lager verlassen, das ihn fast einen Monat lang gefesselt gehalten hatte.

An diesem Tage begab sich der Kawdjer in das von der Familie Rhodes bewohnte Haus.

»Guten Morgen, Frau Rhodes!… Guten Tag, Kinder! sagte er beim Eintritt.

– Guten Tag, Kawdjer,« tönte es zurück.

In dieser herzlichen Atmosphäre vergaß er seine gewöhnliche Kälte und Starrheit; Edward und Clary schmiegten sich an ihn, er küßte das Mädchen väterlich auf die Stirne und streichelte die Wange des jungen Mannes.

»Endlich kommen Sie wieder einmal, Kawdjer, sagte Frau Rhodes mit leisem Vorwurf; ich wußte gar nicht mehr, ob Sie noch unter den Lebenden weilen.

– Ich habe sehr viel zu tun gehabt, Frau Rhodes.

– Ich weiß es, Kawdjer, ich weiß, sagte Frau Rhodes, ich freue mich jetzt um so mehr, Sie wieder zu sehen… Hoffentlich bringen Sie mir Nachricht von meinem Manne.

– Ihr Mann ist verreist, Frau Rhodes. Mehr weiß auch ich nicht.

– Vielen Dank für die Auskunft!… Aber wann wird er zurückkommen?

– Nicht so bald, Frau Rhodes. Ihr Witwentum wird nicht so schnell beendigt

sein.«

Frau Rhodes seufzte traurig.

»Sie müssen deshalb nicht traurig sein, Frau Rhodes, tröstete der Kawdjer. – Mit ein wenig Geduld wird alles wieder gut!… Übrigens habe ich eine Beschäftigung für Sie bereit, das heißt, eine Ablenkung. Sie müssen die Wohnung wechseln, Frau Rhodes.

– Wohnung wechseln?

– Ja!… Sie werden sich in Liberia niederlassen.

– In Liberia… Lieber Himmel, was soll ich denn dort?

– Handel treiben, Frau Rhodes. Sie werden den bestgehendsten Verkaufsladen in Liberia besitzen, erstens – ein untrüglicher Beweis – weil kein zweiter existiert; zweitens, weil – wie ich sehr hoffe – Sie gute Geschäfte machen werden.

– Verkaufsladen?… Geschäfte machen?… fragte Frau Rhodes immer mehr erstaunt; womit denn, Kawdjer?

– Mit den Waren Harry Rhodes'! Sie haben doch gewiß nicht vergessen, daß Sie einen prächtigen Warenvorrat besitzen? Jetzt ist der Moment gekommen, ihn zu verwerten.

– Wie!… sagte Frau Rhodes zögernd, Sie wollen, daß ich… ganz allein… ohne meinem Manne…

– Ihre Kinder werden Sie schon unterstützen, unterbrach sie der Kawdjer, sie stehen in einem Alter, wo sie arbeiten können, und jetzt arbeitet alles in der Kolonie. Ich will keine Müßiggänger auf der Insel Hoste.«

Die Stimme des Kawdjer hatte einen ernsteren Klang angenommen. Neben dem ratenden Freunde tauchte der befehlende Machthaber auf.

»Tullia Ceroni und ihre Tochter, fuhr er fort, werden Ihnen auch an die Hand gehen, sobald Halg wieder ganz gesund ist… Sie haben kein Recht mehr, all diese nützlichen Gegenstände länger vorzuenthalten, die zum Besten der Kolonie Verwendung finden können.

– Aber in diesen Waren steckt unser ganzes Vermögen, bemerkte Frau Rhodes, welche sehr bewegt schien. Was wird mein Mann dazu sagen, wenn ich auf diesem so schwankenden Boden all unser Hab und Gut aufs Spiel setze, in einem Lande, wo es mit der Sicherheit…

– Sehr gut bestellt ist, fiel der Kawdjer ein. Sie dürfen mir glauben, Frau Rhodes: es gibt kein Land, wo für die Sicherheit besser gesorgt ist, mein Wort

darauf.

– Nun wohl, sagen Sie mir, was ich mit den Waren anfangen soll, fragte Frau Rhodes.

– Sie werden dieselben verkaufen.

– Wem?

– Den Käufern natürlich.

– Gibt es denn Käufer auf der Insel, und sind dieselben mit Geld versehen?

– Zweifeln Sie daran? Sie wissen ja, daß jedermann bei der Abreise Geld besitzen mußte. Und jetzt verdient man auch Geld.

– Wie, man verdient?… Hier auf der Insel Hoste?

– Gewiß. Wenn man für die Kolonie arbeitet, welche die Leute anstellt und auch bezahlt.

– So ist die Kolonie auch im Besitze von Geld?… Das ist mir neu… Das wußte ich nicht!

– Die Kolonie besitzt nichts, aber sie verschafft sich Geld durch den Verkauf der Lebensmittel, die sie in Verwahrung hält. Das müssen Sie ja wissen, nachdem Sie Ihre Nahrung auch kaufen müssen!

– Sie haben recht, sagte Frau Rhodes. Aber dabei handelt es sich doch nur um einen Tausch, wenn die Kolonisten das Geld, das sie durch ihre tägliche Arbeit verdienen, wieder auf ihre Ernährung verwenden müssen. Ich sehe nicht gut ein, wie sie dann neue Waren kaufen können.

– Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, Frau Rhodes. Ich habe die Preise bestimmt und es so eingerichtet, daß die Kolonisten kleine Ersparnisse machen können.

– Und wer begleicht diese Differenz?

– Ich, Frau Rhodes.

– Sind Sie so reich, Kawdjer?

– Es scheint so.«

Frau Rhodes betrachtete den Sprecher ganz verblüfft. Dieser schien es aber nicht zu bemerken.

»Ich erachte es als eine Sache von größter Wichtigkeit, sagte er ernst, daß Ihr Verkaufsladen in kürzester Zeit eröffnet werde.

– Wenn Sie meinen, Kawdjer…« Frau Rhodes sagte es ohne alle Begeisterung.

Fünf Tage später war der Wunsch des Kawdjer verwirklicht.

Als am 20. November Karroly mit der Wel-kiej ankam, war der Bazar »Rhodes« schon in vollem Betrieb.

Karroly war allein zurückgekommen und Harry Rhodes war in Punta-Arenas geblieben; etwas anderes wußte er auf die angstvollen Fragen der Frau Rhodes nicht zu erwidern, welche auch den Kawdjer vergebens um Erklärungen bat. Dieser beruhigte sie nur und gab ihr die Versicherung, daß sie keinen Grund zur Besorgnis habe, aber sich mit Geduld bewaffnen müsse, da Harry Rhodes' Abwesenheit noch einige Zeit in Anspruch nehmen werde.

Karroly war ganz begeistert von dem veränderten Aussehen der Kolonie. Was war alles seit einem Monat geschehen! Liberia war nicht wieder zu erkennen! Nur sehr wenige Häuser waren auf ihrem alten Platz stehen geblieben. Die Mehrzahl war jetzt um das Regierungsgebäude – wie alle es bezeichneten – gruppiert. Die vierzig zunächstgelegenen beherbergten die vierzig verheirateten Männer und deren Familien, welche die Polizei der Insel ausmachten und mit Gewehren versehen waren. Die acht noch vorhandenen Gewehre wurden in einem zwischen der Wohnung des Kawdjer und Hartlepools gelegenen Raume niedergelegt und Tag und Nacht bewacht; die Pulvervorräte waren in dem in der Mitte des Regierungsgebäudes befindlichen Depot aufbewahrt, das keinen Ausgang auf den Platz aufwies.

Unweit davon stand der Bazar »Rhodes«, dieser gab Karroly Anlaß zu größtem Staunen. Keines der Geschäfte in Punta-Arenas – das war die einzige Stadt, die er kannte – übertraf ihn in seinen Augen an Prächtigkeit. – Im Osten und Westen schritt die Arbeit munter vorwärts. Dort, wo die letzten Häuser erstehen sollten, applanierte man den Boden, und überall, wohin der Blick reichte, war man tätig. Auch andere Häuser, teils aus Holz, teils aus Stein, wuchsen aus dem Boden.

Zwischen den nach einem bestimmten Plan, der keiner individuellen Phantasie Spielraum ließ, errichteten Häusern kreuzten sich gerade verlaufende Straßen in rechten Winkeln; sie waren so breit angelegt, daß sich vier Wagen bequem begegnen konnten. Zwar waren sie noch ziemlich uneben und weich, aber durch die häufige Benützung härtete sich der Boden von Tag zu Tag. Die Straße, die Liberia mit Neudorf verbinden sollte, war schon über das Sumpfland geführt und hatte das Flußufer erreicht, an welchem mächtige Steinhaufen lagen, denn es sollte statt des leichten Holzsteges eine wahrhafte steinerne Brücke geschaffen werden.

Neudorf war jetzt fast ganz verlassen. Außer vier Matrosen des »Jonathan«

und drei anderen Kolonisten, welche sich auf den Fischfang verlegt hatten, waren alle ehemaligen Bewohner nach Liberia gezogen, wo sie ihre Beschäftigungen erwarteten. Neudorf wurde somit ein ausschließlicher Fischerhafen, die Boote fuhren jeden Morgen hinaus ins Meer, um spät abends mit Fischen beladen heimzukehren, die leicht Abnehmer fanden.

Aber trotzdem die Einwohnerzahl Neudorfs sich bedeutend verringert hatte, wurde keines seiner Häuser abgebrochen. Der Kawdjer wollte es nicht. So stand auch noch Karrolys Behausung und groß war die Freude des Indianers, Halg fast geheilt darin anzutreffen.

Einen schweren Kummer bildete für ihn die Abwesenheit des Kawdjer, dessen neuer Wirkungskreis die langjährigen Hausgenossen auf immer trennte. Es war vorbei, das gemeinsame Leben so vieler Jahre!… Wie verändert er war!… Als er den treuen Indianer fortschickte, hatte kaum ein Lächeln seine Züge erhellt, kaum hatte er für wenige Minuten seine fieberhafte Tätigkeit unterbrochen.

An diesem Tage – wie an allen anderen – nachdem der Kawdjer die Morgenstunden dazu verwendet hatte, die laufenden Geschäfte zu erledigen, untersuchte er die Lage der Kolonie inbezug auf den finanziellen Standpunkt sowohl als mit Rücksicht auf die noch zur Verfügung stehenden Lebensmittel, dann ging er zu der neuen Straße.

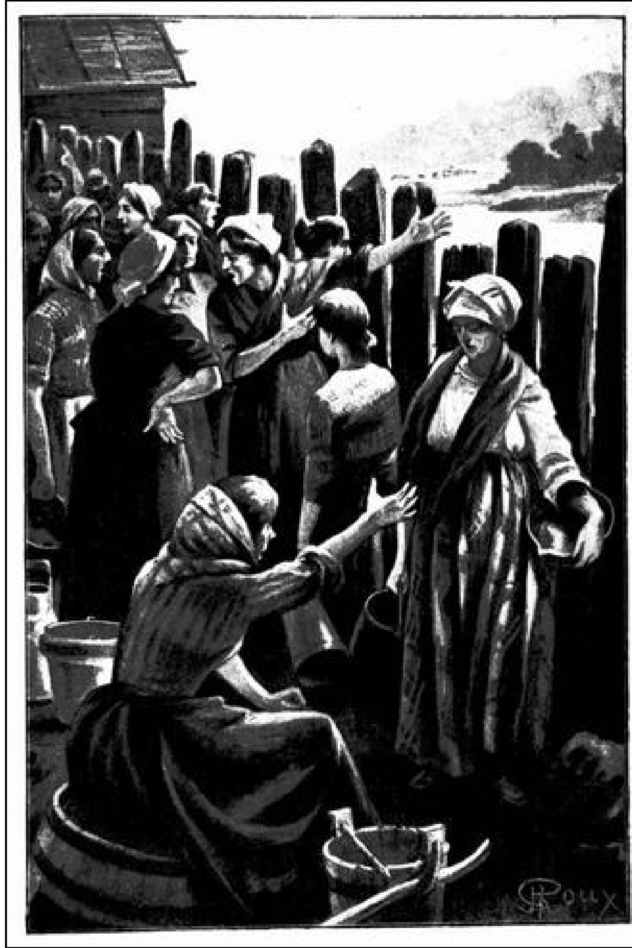
Er kam gerade zur Ruhepause. Spitzhacken und Spaten ruhten, die meisten der Wegarbeiter lagen auf der Erde und schlummerten ein wenig; andere kauten langsam an ihrer Ration und wechselten wenige nichtssagende Worte. Als der Kawdjer vorbeikam, richteten sich die Leute aus ihrer bequemen Lage auf, die Gespräche verstummten und alle lüfteten ihre Mützen, indem sie diese Bewegung mit freundlichem Gruß begleiteten.

»Guten Tag, Gouverneur,« sagte einer nach dem anderen dieser rauhen Männer.

Ohne sich aufzuhalten, grüßte der Kawdjer mit der Hand.

Schon hatte er die Hälfte des Weges zurückgelegt, als er unweit des Flusses eine Menschengruppe bemerkte, vielleicht hundert Personen, darunter einige Frauen. Er beschleunigte den Schritt und war mehr als erstaunt, als plötzlich die Klänge einer Geige an sein Ohr trafen.

Eine Geige?… Es war das erste Mal, daß seit dem Tode Fritz Groß' Geigenklänge über die Insel Hoste zogen!



Da erblickte er ungefähr hundert Frauen… (S. 303.)

Er schloß sich den Leuten an, deren Reihen sich vor ihm sogleich öffneten. In der Mitte standen zwei Kinder. Einer der beiden spielte, ziemlich linkisch übrigens. Während dieser Zeit stellte der andere aus Weidenruten geflochtene Körbe auf den Boden nieder, die mit Feldblumensträußen gefüllt waren: Kreuzwurz, Heidekraut und Stechpalmenzweige waren darin zu sehen.

Dick und Sand!… Der Kawdjer hatte sie ganz vergessen in dieser Umwandlung, die mit seinem Leben vorgefallen war. Warum hätte er sich mit den beiden auch mehr beschäftigen sollen als mit den anderen Kindern der Kolonie? Sie hatten ja auch ihre Familie – in der Person des braven Hartlepool. Aber der kleine Sand hatte seine Zeit nicht verloren! Erst drei Monate waren verflossen, seit er die Geige des verstorbenen Fritz Groß geerbt hatte und er mußte staunenswerte musikalische Anlagen haben, um ohne Lehrer, ohne Ratschläge in so kurzer Zeit solche Fortschritte gemacht zu haben. Natürlich war er noch kein Virtuose, auch war keine Veranlassung vorhanden, zur Annahme,

daß er jemals sich dazu ausbilden werde, die Anfangsgründe der Technik mußten ihm immer fehlen – aber er spielte mit großer Sicherheit und fand – ohne daß er darnach zu suchen schien – einfache und doch sinnreiche und reizende Melodien, die er durch Modulationen von unglaublicher Kühnheit aneinanderreihte.

Die Geige verstummte und Dick, welcher seine Körbchen aufgestellt hatte, nahm das Wort:

»Ehrenwerte Hostelianer! – begann er mit komischer Emphase, indem er seine zarte Gestalt hoch aufrichtete. Mein Gefährte, welcher mit der Leitung der künstlerischen und musikalischen Seite unseres gemeinsamen Unternehmens, der Firma »Dick und Komp.« betraut ist, der berühmte Maestro Sand, Kammervirtuose Seiner Majestät des Königs von Kap Hoorn und anderer Orte, legt den hohen Herrschaften seinen besten Dank zu Füßen für die ehrende Aufmerksamkeit, die man ihm hat zuteil werden lassen«…

Dick seufzte nach dieser Anstrengung tief, schöpfte neu Atem und fuhr mit frischem Eifer fort:

»Das Konzert, ehrenwerte Hostelianer, ist für jedermann gratis; nicht so verhält es sich mit unseren anderen Waren, welche, wie ich zu behaupten wage, womöglich noch wunderbarer und vor allem dauerhafter sind. Die Firma »Dick und Komp.« bringt heute Blumensträuße und Körbe zum Verkauf. Die letzteren sind von größtem Nutzen, wenn man auf den Markt einkaufen geht – bis es auf der Insel Hoste einen Markt geben wird! Ein Strauß kostet einen Cent[1]… Ein Korb – einen Cent… Kauft! Ehrenwerte Hostelianer! Bitte, laßt das Geld springen!«…

Mit diesen Worten ging Dick im Kreise herum und bot seine Waren an, während die Geige, um den Enthusiasmus und die Kauflust zu erregen, wieder ihre schönsten Weisen begann.

Die Zuschauer lachten und aus ihren Bemerkungen schloß der Kawdjer, daß sie nicht zum ersten Mal einer Szene dieser Art beiwohnten. Wahrscheinlich hatten es sich Dick und Sand zur Gewohnheit gemacht, die Arbeitsplätze zur Zeit der Ruhepause aufzusuchen und dort ihre eigenartigen Handelsgeschäfte abzuschließen. Er wunderte sich nur, sie noch niemals gesehen zu haben.

Währenddessen hatte Dick im Handumdrehen für seine Blumen und Körbe Käufer gefunden.

»Es bleibt nur ein einziger Korb übrig, meine Damen und Herren, verkündete er; der schönste von allen! Zwei Cents, meine Herrschaften, für den schönsten und letzten Korb!«

Eine Hausfrau gab ihm die verlangten zwei Cents.

»Vielen Dank, meine Herren und Damen! Acht Cents!… Ein Vermögen!…« schrie Dick und verfiel in einen Tanzschritt.

Aber der Tanz fand ein ebenso rasches als unerwartetes Ende. Der Kawdjer hatte den tanzenden Dick beim Ohr erwischt.

»Was soll denn das heißen?« fragte er strenge.

Durch einen verstohlenen Blick suchte sich der Knabe über die wahre Gesinnung des Kawdjer klar zu werden; die Prüfung schien ihn zu befriedigen, denn er antwortete sehr würdevoll mit größtem Ernste:

»Wir arbeiten, Gouverneur!

– So, das nennst du arbeiten?« rief der Kawdjer, indem er seinen Gefangenen freiließ.

Dieser drehte sich ganz herum und sah dem Kawdjer fest in die Augen:

»Wir haben uns etabliert, sagte er mit unglaublichem Aplomb und warf sich in die Brust; Sand spielt die Geige und ich bin Blumenhändler und Korbflechter… Manchesmal tun wir Botengänge… oder verkaufen Muscheln… Ich kann auch tanzen… und weiß einige Kunststücke… Das ist ja auch ein Beruf, Gouverneur.«

Ob er wollte oder nicht, der Kawdjer mußte lachen.

»So, sagte er, aber wozu braucht ihr denn Geld?

– Das bekommt Ihr Schatzmeister, Herr John Rame, Gouverneur!

– Was?… rief der Kawdjer, John Rame nimmt euch euer Geld ab?

– Er nimmt es uns nicht, Gouverneur, erwiderte Dick, aber wir müssen es ihm geben, sonst haben wir nichts zu essen.«

Der Kawdjer war einen Augenblick sprachlos, dann wiederholte er:

»Nichts zu essen… Ihr bezahlt eure Nahrung?… Ja, wohnt Ihr denn nicht mehr bei Hartlepool?

– Ja, Gouverneur, aber das ändert nichts an der Sache!«

Dick blies seine Wangen auf, dann ahmte er den Kawdjer selbst nach mit einer Treue, daß man hätte irregeführt werden können:

»Die Arbeit ist ein Gebot!« Er brachte die wenigen Worte mit unbezahlbarem Ausdruck vor.

Sollte der Kawdjer lachen oder sich ärgern… Er entschied sich fürs Lachen. Es blieb ihm schlechterdings kein anderer Ausweg, denn es lag Dick ferne, Spott

treiben zu wollen. Warum sollte er diese Kinder tadeln, die darauf bedacht waren, sich »durchzubringen«, während so viele Erwachsene diese Sorge gerne anderen überlassen hätten.

Er fragte:

»Bringt euch denn die »Arbeit« genug für euren Lebensunterhalt ein?

– Natürlich, erklärte Dick mit wichtiger Miene. Wir verdienen zwölf, manchmal sogar fünfzehn Cents täglich, Gouverneur! – Damit kann ein Mann schon sein Auskommen finden!«

Ein Mann!… Die Umstehenden brachen in lautes Lachen aus. Dick sah beleidigt auf die Lacher.

»Was gibt es denn da zu lachen?… Dummköpfe!« murmelte er zwischen den Zähnen und sah sehr geärgert aus.

Der Kawdjer brachte wieder die Rede auf seine Arbeitsleistung:

»Fünfzehn Cents ist in der Tat eine ganz hübsche Summe, sagte er anerkennend; ihr würdet aber mehr verdienen, wenn ihr den Maurern oder den Wegarbeitern helfen würdet.

– Das ist unmöglich, Gouverneur, sagte Dick lebhaft.

– Warum unmöglich? fragte der Kawdjer.

– Sand ist zu klein; er ist auch nicht kräftig genug, erklärte Dick, dessen Stimme zärtliche Sorge verriet, wobei es aber wie ein Schatten von Verachtung durchklang.

– Nun, und du?

– O… ich!«

Den Ausdruck mußte man gehört haben! Er, er war stark genug, selbstverständlich. Daran zweifeln, hieße ihn beleidigen.

»Nun?…

– Ich weiß nicht recht… stammelte Dick ganz traumverloren. Es sagt mir nicht zu«…

Dann brach es von seinen Lippen:

»Ich, Gouverneur, ich liebe die Ungebundenheit zu sehr!«…

Der Kawdjer betrachtete mit Interesse diesen kleinen Mann, der barhaupt, mit vom Winde zerzausten Haaren vor ihm stand, aufrecht, ohne die glänzenden Augen zu Boden zu schlagen. Er erkannte sich in dieser groß angelegten, aber überschwenglichen Kindesseele wieder. Auch er hatte über alles die Freiheit

geliebt, auch er hatte ungeduldig jede Einschränkung abzuschütteln versucht und der Zwang war ihm schließlich so hassenswert geworden, daß er seinen Haß auf die ganze Menschheit übertragen hatte. Die Erfahrung hatte ihn über seinen Irrtum belehrt, indem sie ihm den Beweis lieferte, daß die Menschen durchaus nicht von einem unstillbaren Durste nach Freiheit erfüllt sind, wie er geglaubt hatte, daß sie im Gegenteil ein Joch, das sie erst zum Bewußtsein des rechten Lebens bringt, lieben, und daß es für große wie für kleine Kinder oft gut ist, wenn ein höherer Wille sie beeinflußt.

Er erwiderte:

»Die Freiheit muß man sich erst erobern, mein Kind, indem man sich den anderen und sich selbst nützlich zu machen sucht, und um dies durchführen zu können, muß man mit dem Gehorchen anfangen. Ihr werdet jetzt in meinem Auftrage zu Hartlepool gehen und ihm sagen: ich wünsche, daß er euch nach euren Kräften und Fähigkeiten eine Beschäftigung zuweist. Ich werde übrigens Sorge tragen, daß Sand seine musikalischen Studien weiter betreiben kann. Geht, Kinder!«

Dieser Vorfall lenkte die Gedanken des Kawdjer auf ein Gebiet, das sehr zu beachten war. In der Kolonie wimmelte es von Kindern. Unbeschäftigt, der Aufsicht ihrer Eltern entzogen, lungerten sie von früh bis abends überall herum. Um ein Volk zu bilden, zu gründen, mußte man schon jetzt für künftige Generationen vorarbeiten, die das Erbe der jetzt Lebenden antreten würden. Die Notwendigkeit der Errichtung einer Schule wurde ihm klar und sie mußte bald geschaffen werden.

Aber wer kann alles gleichzeitig vollbringen! So wichtig die Lösung dieser Frage war, er mußte sie bis zu seiner Rückkehr von einer Wanderung, die er durch das Innere der Insel zu unternehmen gedachte, aufschieben. Seitdem er die Lasten seines Amtes auf sich genommen hatte, war diese Inspektionsreise von ihm ins Auge gefaßt worden, aber wichtigere Geschäfte hatten den Tag der Ausführung des Projektes immer wieder hinausgeschoben. Jetzt konnte er sich für einige Zeit entfernen, ohne sich einer Unvorsichtigkeit schuldig zu machen. Die Maschine hatte den nötigen Impuls bekommen und konnte schon einige Zeit allein in Gang bleiben.

Zwei Tage nach Karrolys Rückkehr wollte er endlich fortgehen, als ein Zwischenfall ihn wieder zum Bleiben nötigte. Eines Morgens drang ein heftiger Wortwechsel an sein Ohr. Er eilte nach der Richtung der streitenden Stimmen; da erblickte er ungefähr hundert Frauen, welche vor einer aus starken Bohlen errichteten Barriere, die den Weg versperrte, laut zankten. Der Kawdjer konnte

nicht gleich verstehen, worum es sich handelte. Diese Barriere grenzte die Behausung Pattersons ab, aber es schien ihm, als wäre sie weiter vorgeschoben worden, seitdem er sie zum letzten Mal gesehen.

Er wurde bald von allem in Kenntnis gesetzt. Patterson, welcher sich seit dem Frühling mit Gemüsekulturen beschäftigte, hatte sein Mühen mit Erfolg belohnt gesehen. Der unermüdliche Arbeiter hatte eine reiche Ernte erzielt und seit dem Sturze Beauvals bezogen die Bewohner von Liberia bei ihm ihren Bedarf an frischen Gemüsen.

Er dankte seinen Erfolg größtenteils dem günstigen Platz, den er ausgewählt hatte. Sein Haus lag am Ufer des Flusses; Wasser und Feuchtigkeit gab es da im Überfluß. Und diese bevorzugte Lage war Ursache der gegenwärtigen Aufregung.

Die Kulturen Pattersons, die sich in einer Länge von zwei-bis dreihundert Metern erstreckten, breiteten sich über die einzige Stelle aus, wo der Fluß in der nächsten Nähe Liberias zugänglich war. Stromabwärts zog sich längs des rechten Ufers ein Sumpf hin, welcher nicht passierbar war und den Zugang zum Flusse untersagte bis hinauf zur Brücke, die fünfzehnhundert Meter davon entfernt im Westen lag. Stromaufwärts stieg das Ufer steil und hoch aus dem reißenden Flusse auf.

Die Hausfrauen von Liberia mußten daher immer durch Pattersons Garten gehen, um zum Flusse zu gelangen, wo sie das für ihren Bedarf nötige Wasser holten. Deshalb hatte der Eigentümer des Gartens bis jetzt in der Umzäunung, die seinen Besitz umgrenzte, einen Durchgang gelassen. Aber schließlich hatte er überlegt, daß diese ununterbrochene Benützung seines Eigentums seinen Rechten zuwiderlief und ihm vielfachen Schaden verursachte. Während der letzten Nacht hatte er daher mit Hilfe Longs den Eingang fest verrammelt und das war der Grund zur Enttäuschung und dem Zorn der Hausfrauen, welche am frühen Morgen Wasser holen wollten.

Als der Kawdjer erschien, beruhigten sich die Gemüter und der Fall wurde ihm vorgelegt. Er hörte erst alle Gründe für und wider geduldig an, dann sprach er das Urteil. Zur allgemeinen Überraschung fiel es zugunsten Pattersons aus.

Der Kawdjer bestimmte nämlich, daß die Schranken augenblicklich fallen und ein Weg von zwanzig Meter Breite für den allgemeinen Verkehr freigelassen werden müßte; aber er erkannte auch die Rechte Pattersons an und erklärte, daß dieser für jenen Teil seines Gartens, den er im Interesse der Allgemeinheit abtrat, schadlos gehalten werden müsse.

Die Höhe der Entschädigungssumme sollte in aller Form bestimmt werden. Es

gab ja Richter auf der Insel Hoste. Patterson sollte sich an diese wenden.

Die Angelegenheit wurde noch am selben Tage verhandelt; es war das erste Rechtsverfahren, das Beauval leitete. Nach längerer Debatte verurteilte er den hostelischen Staat zu einer Entschädigungssumme in der Höhe von fünfzig Dollars. Diese Summe wurde dem Irländer sofort eingehändigt, welcher seine lebhafte Befriedigung nicht zu verbergen suchte.

Der Vorfall wurde verschieden beurteilt; im allgemeinen war man zufrieden mit der Lösung der Streitfrage. Man hatte das Gefühl, als ob von nun an niemand mehr übervorteilt oder seines Eigentumes beraubt werden könne, und das allgemeine Vertrauen wuchs. Das hatte der Kawdjer gewollt.

Nun konnte er endlich seine längst geplante Reise antreten. Drei Wochen lang durchstreifte er die Insel nach allen Richtungen hin bis zu ihren nordwestlichen Ausläufern, bis zu ihren östlichsten Halbinseln Dumas und Pasteur. Er besuchte der Reihe nach, ohne eine zu umgehen, alle Niederlassungen, sowohl die im Laufe des letzten Winters freiwillig verlassenen als diejenigen, deren Besitzer bei Ausbruch der Meuterei von der Bande der Plünderer vertrieben worden waren.

Diese Untersuchung hatte das Schlußergebnis zur Folge, daß einhunderteinundsechzig Kolonisten, welche zweiundvierzig Familien bildeten, noch im Inneren der Insel lebten. Diese zweiundvierzig Familien hatten alle ihre Unternehmungen mit Erfolg gekrönt gesehen, allerdings in verschiedenem Grade. Die einen mußten froh sein, wenn sie sich das tägliche Brot erarbeiteten, während andere, welche über mehr kräftige Männerarme verfügten, ihre Felder hatten bedeutend vergrößern können.

Die Niederlassungen der achtundzwanzig Familien, die aus hundertundsiebzehn Kolonisten bestanden, welche zur Zeit der Unruhen zur Flucht gezwungen worden waren, waren jetzt in einer sehr traurigen Verfassung, mußten aber vor diesem Zeitpunkt zu den schönsten Hoffnungen berechtigt haben.

Einhundertsiebenundneunzig Versuche der Kultivierung des Landes waren ganz gescheitert. Etwa vierzig dieser vom Unglück verfolgten Unternehmer waren gestorben und die übrigen hatten, einer nach dem anderen, während des Winters an der Küste Zuflucht gesucht.

An Berichten über alle Geschehnisse fehlte es dem Kawdjer nicht: die Kolonisten setzten großen Eifer daran, ihn von allem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. Allgemein war der Enthusiasmus, als sie von der neuen Organisation der Kolonie Kunde erhielten und er wuchs noch an, als der Kawdjer von seinen

weiteren Plänen sprach. Als er Abschied genommen hatte, nahm man, von neuer Hoffnung belebt, die Arbeit mit zehnfachem Eifer auf.

Alles, was der Kawdjer sah und hörte, merkte er sich wohl; gleichzeitig machte er einen großzügigen Plan von den verschiedenen Niederlassungen und ihrer gegenseitigen Lage.

Diese Dokumente benützte er gleich nach seiner Rückkehr, um eine Karte der Insel zu zeichnen, die in geographischer Hinsicht nur annähernd richtig, aber von einer mehr als genügenden Genauigkeit in bezug auf die Felder war, die aneinandergrenzten; dann verteilte er die Hälfte der Insel unter einhundertfünfundsechzig Familien, welche er auswählte, und stellte ihnen regelrechte Konzessionen aus.

Indem er dem Besitze diese solide Basis gab, vollzog sich eine förmliche Revolution. Die Herrschaft des Zufalles ersetzte er durch Gesetzmäßigkeit; den Besitz von Ländereien sicherte er durch ein unantastbares Beweisstück.

Darum wurden auch diese Schriftstücke von den damit Beteilten mit ebenso großer Genugtuung in Empfang genommen als die Felder selbst, zu deren Besitz sie berechtigten. Bisher hatten sie immer in einem Gefühl der Unsicherheit ihre Tage verbracht; nie wußten sie, was der künftige Morgen bringen würde. Diese Papiere änderten alles. Dieses Stück Land gehörte ihnen. Sie konnten es ihren Kindern hinterlassen. Jetzt erst bekamen sie ein stabiles Heim, faßten sie Wurzel auf der Insel, wurden wirkliche Kolonisten – echte Hostelianer!

Der Kawdjer bestätigte auch die Rechte jener zweiundvierzig Familien, welche der Scholle treu geblieben waren und bewog die achtundzwanzig anderen, die seinerzeit ausgeplündert worden und nach Liberia geflohen waren, auf ihren verlassenen Grund und Boden zurückzukehren und sich aufs neue – diesmal unter besseren Auspizien – dort seßhaft zu machen. Dann wählte er noch aus den übrigen fünfundneunzig Familien aus, welche ihm der Teilnahme und Hilfe würdig schienen, um die anderen kümmerte er sich nicht.

Das war bloße Willkür – und nicht die einzige. Schon bei Verteilung der Konzessionen hatte die Gleichheit wenig zu suchen, auch bei der Ausdehnung der einzelnen Teilgebiete kam sie schlecht weg. Den einen ließ der Kawdjer genau dasselbe Besitztum, das sie einst gehabt hatten, jenen schmälerte er das frühere Eigentum, um damit andere Unternehmer zu bereichern. In allen Bestimmungen verfolgte er nur ein bestimmtes Ziel: das Wohl und Gedeihen der Kolonie. Denjenigen, welche am meisten Geschick, Kraft und Ausdauer bewiesen hatten, wurden die größten Konzessionen zuteil. Gar nichts erhielten jene Emigranten, von deren Unfähigkeit er überzeugt war und diese verurteilte

er, bis zu ihrem Lebensende Proletarier und Taglöhner zu sein.

Der Taglohn mußte notwendigerweise auf der Insel Hoste aufkommen. Einige Besitze – zum Beispiel derjenige der vier benachbarten Familien, zu denen Germain Rivière zählte – erfreuten sich einer so großen Ausdehnung und eines so herrlichen Bestandes, daß sie Hunderten von Arbeitern hätten Beschäftigung bieten können. Wer die Arbeit auf freiem Felde der Arbeit in der Stadt vorzog, fand daher deren übergenug.

Zum zweiten Male entvölkerte sich Liberia. Kaum hatte ein Kolonist seine Konzession in Händen, als er mit den Seinigen fortzog, mit Lebensmitteln wohl versehen, die später – der Kawdjer hatte es versichert – erneuert werden sollten. Einige, die bei der Verteilung leer ausgegangen waren, folgten in die Einsamkeit nach, um ihnen ihre Dienste zur Verfügung zu stellen.

Am 10. Januar war die Bevölkerung auf ungefähr vierhundert Einwohner zusammengeschrumpft, worunter zweihundertundfünfzig arbeitsfähige Männer waren. Alle übrigen (nicht ganz sechshundert, Frauen und Kinder mit eingerechnet) waren jetzt im Inneren der Insel verstreut. Wie der Kawdjer gelegentlich seiner Reise konstatieren konnte, erreichte die Bevölkerungszahl nicht mehr die Ziffer eintausend. Die anderen waren gestorben, fast zweihundert während des letzten Winters.

Noch einige Hekatomben dieser Art – und die Insel Hoste würde ganz menschenleer und bald eine Wüstenei sein.

Die Arbeiten in der Stadt schritten jetzt viel langsamer vor, da der Mangel an Arbeitskräften sehr fühlbar war. Den Kawdjer ließ aber dieser Umstand sehr ruhig. Bald verstand man den Grund seiner Sorglosigkeit. Wenige Tage später, am 17. Januar, ging ein großes Dampfschiff von zweitausend Tonnen bei Neudorf vor Anker. Gleich am folgenden Tage wurde mit der Ausschiffung seiner Ladung begonnen und die Liberier sahen voll Staunen unfaßbare Reichtümer ans Land bringen. Zunächst Haustiere, Schafe, Pferde und selbst zwei Schäferhunde. Dann landwirtschaftliche Geräte: Pflüge, Eggen, Mäh-und Dreschmaschinen; viele Gattungen Samen; Lebensmittel in reicher Fülle, Wagen und Karren; Metalle: Blei, Eisen, Stahl, Zink, Zinn usw.; kleine Werkzeuge: Hämmer, Sägen, Meißel, Feilen und tausend andere; kleine Handmaschinen, Bohrer, Drehscheiben für Holz und Metall und viele, viele andere Dinge.

Der Dampfer brachte aber nicht nur diese Gegenstände. Zweihundert Männer hatte er auch an Bord, zur Hälfte Dammarbeiter, die übrigen hundert waren Bauleute. Als die Ladung ausgeschifft war, gesellten sich diese zu den Kolonisten und jetzt, da sich vierhundertundfünfzig kräftige Arme an der Arbeit

beteiligten, ging sie rasch vonstatten.

In wenigen Tagen war die Straße nach Neudorf fertig. Während ein Teil der Maurer sich mit der Herstellung der Brücke beschäftigte, ging der andere Teil daran, eine zweite Straße in das Innere der Insel zu legen, von der sich zahlreiche Seitenwege zu den einzelnen Niederlassungen abzweigen sollten, um das pulsierende Leben ins Herz der Insel zu tragen; diese Straßen sollten die Arterien und Venen dieses großen, bisher untätigen, gefühllosen Körpers werden.

Die Liberier standen noch nicht am Ende ihrer Überraschungen. Am 30. Januar näherte sich ein zweiter Dampfer der Insel. Er kam von Buenos-Aires und barg in seinem Inneren außer den schon angeführten nützlichen Dingen eine große Sendung, die für den Bazar »Rhodes« bestimmt war. Da war alles vorhanden, was nur erdenkbar war, bis zu den kleinsten Kleinigkeiten: Federn, Spitzen, Bänder, mit denen sich jetzt die Hostelianerinnen schmücken konnten, damit auch die Eitelkeit auf ihre Rechnung käme.

Und auch dieses Schiff hatte zweihundert neue Arbeitskräfte mitgebracht und weitere zweihundert schiffte ein am 15. Februar ankommendes Fahrzeug aus. Von diesem Tage an verfügte man über mehr als achthundert Arme.

Der Kawdjer hielt diese Anzahl für genügend, um den Anfang zu einem großen Projekt zu machen. Westlich der Flußmündung wurden die Grundsteine zu einem Damm gelegt, der in der nächsten Zukunft die Bucht von Neudorf in einen großen, sicheren Hafen verwandeln sollte.

So bauten sich nach und nach, durch die eifrige Betätigung dieser Hunderte von Armen, die von e i n e m Willen gelenkt wurden, die Häuser auf, der Ort vergrößerte sich, belebte sich, vervollkommnete sich in jeder Hinsicht.

So war nach und nach aus dem Nichts eine Stadt geworden.

Fußnoten

1 Ungefähr fünf Heller.

Drittes Kapitel.

Das Attentat.

»So kann das nicht fortgehen!« schrie Lewis Dorick, welchem seine

Gefährten lebhaft beistimmten.

Ihre Tagesarbeit war getan und sie lustwandelten nun, vier Mann hoch, Dorick, die beiden Brüder Moore und Sirdey, im Süden Liberias auf den Abhängen jener Hügel, die sich von der mittleren Bergkette der Halbinsel Hardy loslösen, um sich später im Meer zu verlieren, wo sie das Knochengerippe der Ostspitze bilden.

»Nein, so geht das nicht weiter! wiederholte Lewis Dorick in gesteigerter Erregung. Wir sind keine Männer, wenn wir uns dies alles gefallen lassen! Diesem Wildling, welcher uns nach Belieben Gesetze vorschreibt, muß der Kopf zurechtgesetzt werden!

– Er behandelt uns ja wie Hunde! beteuerte Sirdey. Man ist weniger als nichts. – Tun Sie dies… Und jetzt machen Sie das!… So heißt's immer und dabei hält er es nicht einmal der Mühe wert, einen anzusehen… Vielleicht ist man dieser Rothaut nicht schön genug!…

– Mit welchem Recht kommandiert er hier herum? fragte Dorick zähneknirschend. Wer hat ihn zum Gouverneur gewählt?

– Ich nicht, sprach Sirdey.

– Ich auch nicht, sagte Fred Moore.

– Auch ich nicht, ließ sich sein Bruder William hören.

– Weder ihr noch überhaupt jemand hat ihn gewählt! brach Dorick los. Dumm ist er nicht, der Kerl!… Der hat nicht gewartet, bis man ihm die Würde angeboten hat… Er hat sie sich einfach selbst genommen!..

– Das ist ungesetzlich! protestierte Fred Moore in dozierendem Ton.

– Ungesetzlich?… Darnach fragt er einen Pfifferling! entgegnete Dorick. Warum sollte er auch lange Umstände machen mit einer Herde von Schafen, die geduldig den Rücken hinhalten, daß man sie scheren möge!… Hat er uns um Rat gefragt, wie er die Ländereien verteilt hat? Früher waren alle gleich begütert. Jetzt gibt es auf der Insel Arme und Reiche.

– Und wir sind die Armen, konstatierte Sirdey ganz schwermütig. Vor drei Tagen, fügte er entrüstet hinzu, hat er mir angekündet, daß ich von jetzt an für mein Tagewerk um zehn Cents weniger bekommen werde.

– Kurz und bündig?… Ohne Gründe anzuführen?

– O ja. Er behauptet, daß ich nicht genug arbeite… Ich mache immer noch so viel wie er, der von früh bis abends spazieren geht und die Hände müßig in die Taschen steckt… Zehn Cents Abzug bei einem Taglohn von einem halben

Dollar!… Wenn er glaubt, mich zu den Hafenarbeiten pressen zu können, kann er lange warten!…

– Dann gehst du einfach an Hunger elend zugrunde! erklärte ihm Dorick mit eisigem Ton.

– Teufel!… fluchte Sirdey und ballte die Fäuste.

– Mit mir, sagte William Moore, ist er vor vier Tagen übers Kreuz gekommen. Der gnädige Herr fand, daß ich mit John Rame, seinem Vorratswächter nicht höflich genug gewesen sei. Es scheint, daß ich den Herrn gestört habe… Wenn ihr ihn nur gesehen hättet!… Ganz »Majestät«!… Da muß man sein elendes Essen selbst zahlen und soll sich dafür noch zehnmal bedanken.

– Mich hat er letzte Woche hergenommen, fiel Fred Moore ein, unter dem Vorwand, ich hätte mich mit einem Kameraden geschlagen!… Ja, hat man denn jetzt nicht einmal mehr das Recht, sich in aller Freundschaft zu prügeln?… Er ist mich direkt angegangen… und wie!… Um ein Haar wäre ich dagelegen!…

– Als ob wir seine Diener wären! schloß Sirdey.

– Nein, seine Sklaven!« murrte William Moore.

Dieses Thema behandelten sie an diesem Abend mindestens zum hundertsten Male. Es war fast ihr ausschließlicher täglicher Gesprächsstoff.

Als der Kawdjer das Gebot der Arbeit erst verkündete, dann in Anwendung brachte, hatte er natürlich verschiedene persönliche Interessen verletzt; vor allem hatte diese Wendung der Dinge die Trägen sehr empört, welche lieber in süßem Nichtstun auf Kosten anderer gelebt haben würden. Das war für sie eine Quelle großer Erbitterung und des Hasses auf den Kawdjer.

Um Dorick scharten sich alle Unzufriedenen. Aber vergeblich hatte er samt Gefolge versucht, die früheren Gewohnheiten wieder aufzunehmen. Die ehemaligen Opfer, welche sich stets so fügsam gezeigt hatten, waren zum Bewußtsein ihrer Rechte und Pflichten gekommen, und die Gewißheit, im Bedarfsfalle einen Beschützer zu haben, hatte diesen Lämmern Krallen wachsen lassen. Nach mehreren mißglückten Einschüchterungsversuchen sahen sich die Freibeuter doch gezwungen, zur Arbeit ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr Leben zu fristen.

Aber sie taten es zähneknirschend und ergingen sich in Verwünschungen was sie erleichterte und gleichzeitig ihre wachsende Empörung nährte.

Bisher wurde alles mit Worten abgetan. Aber an diesem Abend nahm das Gespräch eine andere, ernstere Wendung. Die hundert Mal vorgebrachten Klagen sollten sich in Taten verwandeln, der lange verborgene, im Inneren

kochende Zorn sollte zu gewichtigen Entschlüssen führen.

Dorick hatte seine Gefährten angehört, ohne sie zu unterbrechen. Diese hatten sich nach ihm umgewandt und blickten ihn an, als ob sie ihn als Zeugen anrufen und seinen Beifall hören wollten.

»Das alles sind eben – Worte; sagte er mit schneidender Stimme. Ihr seid Sklavenseelen und verdient nichts Besseres, als geknechtet zu werden. Wenn ihr das Herz auf dem rechten Fleck hättet, wäret ihr schon längst frei! Ihr seid tausend und ertragt geduldig die Tyrannei eines einzelnen.«

– Was können wir denn tun? fragte Sirdey kläglich. Er ist der Stärkere.

– Unsinn! entgegnete Dorick. Seine Stärke ist nur die Schwäche der Feiglinge, die ihn umgeben.«

Fred Moore schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Möglich, meinte er; das hindert aber nicht, daß er eine große Anzahl Anhänger hat, die fest zu ihm halten. Wir können doch nicht, wir vier allein…

– Schwachkopf!… erwiderte Dorick hart. Nicht dem Kawdjer, dem Gouverneur hängen sie an. Wenn er nur von seinem Piedestal gerissen würde, würden sie ihn beschimpfen und verhöhnen. Wenn ich an seiner Stelle stünde, läge man mir zu Füßen wie jetzt ihm!

– Das will ich nicht bestreiten, sagte William Moore etwas schadenfroh. Der Haken besteht nur darin, daß eben er am Platze sitzt und nicht du!

– Auf deine Weisheit brauche ich nicht zu warten, um das zu wissen, sagte Dorick, ganz bleich vor Zorn. Das ist ja des Pudels Kern. Ich behaupte nochmals, der Haufen von Speichelleckern, die den Kawdjer umschleichen, braucht uns nicht besorgt zu machen; die würden auch seinem Nachfolger auf den Fersen folgen. Der Gouverneur macht sie zu beachtenswerten Gegnern, der Gouverneur allein ist uns im Wege!… Nun, also… Schaffen wir ihn aus der Welt!«…

Einen Augenblick lang herrschte Totenstille. Die drei Gefährten Doricks schauten sich furchtsam an.

»Ihn aus der Welt schaffen!… sagte Sirdey endlich. Du treibst es zu weit!… Bei der Arbeit darfst du auf meine Hilfe nicht rechnen!«

Lewis Dorick zuckte die Achseln.

»Dich wird man wohl noch entbehren können, das geht auch ohne dich! sagte er wegwerfend.

– Und ohne mich, fügte William Moore hinzu.

– Ich aber bin dabei, erklärte sein Bruder sehr energisch, welcher die Demütigung noch nicht vergessen hatte, die der Kawdjer ihm einst zugefügt. Aber… ich meine… sehr bequem wird die Sache nicht sein!

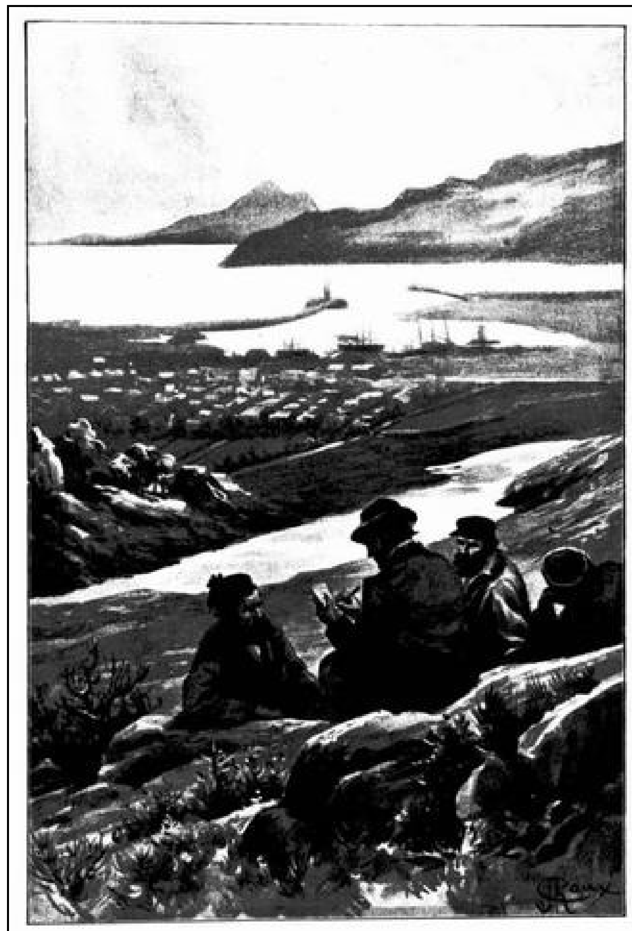
– Im Gegenteil, es ist sehr leicht! sagte Dorick.

– Wie?

– O, das ist ganz einfach«…

Sirdey unterbrach sie.

»Ta! Ta! Ta!… Ihr geht aber ins Zeug!… Ihr redet und redet!… Was wollt ihr denn tun, wenn der Kawdjer – aus der Welt geschafft ist, wie Dorick sagt?



Jeder nannte Namen… (S. 315.)

– Was wir machen werden?

– Ja… Ein Mensch weniger ist ein Mensch weniger und das ist alles. Und wie viele bleiben noch! Dorick hat leicht reden! Ich bin gar nicht so überzeugt, daß

es dann alle mit uns halten werden!

– Sie werden zu uns halten! versicherte Dorick.

– Hm! machte der skeptische Sirdey. Alle bestimmt nicht!

– Warum nicht?… Heute – hat man noch niemanden gewonnen; morgen – laufen alle nach!… Übrigens, alle brauchen wir auch gar nicht! Es genügen einige, die Bewegung in die Masse bringen müssen Der Rest folgt dann schon nach.

– Und diese einige?

– Hat man!

– Hm! konnte Sirdey sich nicht enthalten, zu brummen.

– Da sind einmal wir vier, nicht? sagte Dorick, den dieses Hin-und Herreden erhitzte.

– Das sind aber nur vier, bemerkte Sirdey sehr sanft.

– Und Kennedy?… Kann man auf ihn zählen?

– Ja, versicherte Sirdey. Macht fünf!

– Und Jackson, zählte Dorick auf, und Smirnoff, Reede, Blumenfeldt, Loreley?

– Zehn.

– Es gibt noch andere; wir brauchen sie nur zusammenzuzählen.

– Ja, zählen wir nur! schlug Sirdey vor.

– Gut!« stimmte Dorick bei und zog aus der Tasche einen Bleistift und ein Notizbuch.

Alle vier lagerten sich auf die Erde und zählten nochmals die Kräfte zusammen, auf die sie rechnen zu können glaubten nach dem Verschwinden des einen Mannes, welcher alle – nach Dorick – die überall zerstreute Menge zu einer zu fürchtenden Gesamtheit machte. Jeder nannte Namen, die aber in das Notizheft nur nach reiflicher Überlegung und Besprechung eingetragen wurden.

Sie hatten einen erhöhten Punkt zu ihrer Lagerstelle gewählt, von dem aus sich ihren Augen ein herrlicher Rundblick bot. Der aus Westen kommende Fluß floß plätschernd zu ihren Füßen vorbei, beschrieb dann einen Bogen und verschwand in nordwestlicher Richtung, das heißt, fast parallel zu seinem früheren Lauf, Neudorf zu, wo er sich ins Meer ergoß. Am Knie des Flusses breitete sich Liberia aus und weiter hinaus zog sich die sumpfige Ebene hin, die die Stadt vom Ufer trennte.

Man schrieb den 24 Februar 1884. Mehr als achtzehn Monate waren verflossen, seit der Kawdjer die Zügel der Regierung übernommen hatte. Das in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit Vollbrachte grenzte wirklich ans Wunderbare.

Neue Arbeiterkontingente hatten nach und nach die Leere ausgefüllt, die jene gelassen hatten, welche sich der Existenz auf der Insel Hoste nicht anpassen konnten; jetzt überstieg die Bevölkerungszahl längst den Tausender. Aber auch die Häuser, meist hölzerne Konstruktionen, hatten sich vervielfältigt und jedermann hatte schon sein eigenes Heim. Im Westen waren der Stadt durch den Fluß Grenzen gezogen, daher entwickelte sie sich in der entgegengesetzten Himmelsrichtung und im Süden mächtig weiter.

Es war eine richtige Stadt und längst kein gewöhnlicher Lagerplatz. Nichts war mehr zu vermissen, was zum Leben nützlich oder auch nur angenehm ist. Bäcker, Krämer und Fleischer waren da und sorgten für die elementaren Ansprüche der Bewohner. Von den in Umlauf gesetzten Produkten lieferte das Innere der Insel schon seinen Anteil, außerdem waren die Bedürfnisse der Erzeuger vollkommen gedeckt. Es war anzunehmen, daß die Insel im folgenden Jahre sich selbst genügen konnte, was Getreide-, Gemüse-und Fleischproduktion anbetraf, und so dämmerte langsam in der Ferne der Tag herauf, an dem man vom Import zum Export übergehen konnte.

Auch die Kinder trieben sich nicht mehr ziel-und tatenlos umher. Es war eine Schule eröffnet worden, über die Herr und Frau Rhodes abwechselnd die Aufsicht führten.

Nach fast einem Jahre der Abwesenheit war Harry Rhodes endlich im Laufe des Oktober zurückgekommen und brachte wieder einen beträchtlichen Vorrat von Waren aller Art mit. Gleich nach seiner Ankunft hatte er eine lange Unterredung mit dem Kawdjer, dann widmete er sich seinen eigenen Angelegenheiten, aber ohne die geringste Erklärung über die ungewöhnlich lange Dauer und den Zweck seiner Abwesenheit fallen zu lassen.

Die Zeit, die Herr und Frau Rhodes für die Schule verwenden mußten, tat ihrem Bazar keinen Eintrag; denn Edward und Clary, von Tullia und Graziella tatkräftig unterstützt, standen diesem mit Lust und Eifer vor und das Geschäft hatte schöne Gewinste zu verzeichnen.

Ein Arzt, Dr. Samuel Arvidson, und ein Apotheker waren aus Valparaiso angekommen und hatten sich in Liberia niedergelassen; – ihr Beruf erschloß ihnen eine Goldquelle. Ein Kleider-und ein Schuhwarengeschäft hatten sich geöffnet und alles gedieh prächtig. Jene Emigranten, welche schon einmal versucht hatten, sich in ihrem Handwerk zu betätigen, wiederholten den Versuch

und diesmal mit besserem Erfolg. In Liberia waren mehrere Unternehmen erstanden, welche eine große Anzahl Arbeiter beschäftigten: ein Maurermeister, ein Zimmermann, zwei Tischler, ein Drechsler, zwei Schlosser, deren einer sich durch besondere Geschicklichkeit auszeichnete und die Bezeichnung »Kunstschlosser« verdiente.

In der Nähe der Stadt, gegen Süden, nicht weit von dem Platze, wo jetzt Lewis Dorick und seine Begleiter lagerten, war ein Ziegelofen erstanden, der ausgezeichnete Ziegel lieferte. Im Osten, in dem die Landspitze bildenden Gebirge, hatte man Kalk-und Gipslager von großer Ausdehnung entdeckt und es hatte sich ein Unternehmungslustiger gefunden, welcher mit den einfachsten Mitteln Zement herstellen wollte, den die Hafenbauten in gewaltigen Mengen verschlangen.

Die breite Straße, die sich am Faß der Hügelkette hinzog, war dieselbe, die das früher erwähnte Quartett der Unzufriedenen benutzt hatte, ehe es auf dem stellen, schmalen Bergpfad die Höhe hinangestiegen war. Diese Straße, die allen Windungen des Flusses folgte, blieb ungefähr einen Kilometer weit sichtbar, dann verlor sie sich im Westen zwischen zwei Hügeln. Aber jedermann wußte, daß sie ins Innere der Insel geführt und daß ununterbrochen daran gearbeitet wurde. Vor zwei Monaten hatte man Rivières Haus erreicht, von wo aus sie weiter nach Norden lief, indem sie sich immer mehr verzweigte.

Eine andere, vollständig fertiggestellte Straße übersetzte den Fluß auf einer festen, steinernen Brücke und verband die Hauptstadt mit ihrem Vorort.

Der letztere hatte nur wenig Veränderungen erfahren, aber der mit der Küste im Zusammenhang stehende Damm machte große Fortschritte und schob sich immer weiter ins Meer vor. Schon schützte er die Bucht von Neudorf gegen die Ostwinde und langsam, aber stetig wurde sie zu einem großen, vollkommen ruhigen Hafen umgewandelt.

An diesem Tage hatte man mit den ersten Angriffsarbeiten für die Errichtung des künftigen Kais begonnen, an dem die ankommenden Schiffe später im tiefen Wasser anlegen konnten.

Sie hatten aber weder die Vollendung des Kais noch die Fertigstellung des Dammes abgewartet, um der Insel Hoste zu nahen und mit den Bewohnern Handel zu treiben. Im Vorjahre waren drei Fahrzeuge gekommen – ausschließlich auf Rechnung des Kawdjer. Dieses Jahr hatten sich schon sieben gezeigt, wovon bloß zwei im Auftrage der Kolonieverwaltung erschienen waren; die Reise der fünf anderen war durch Privatgeschäfte und individuelle Unternehmungen bedingt.

Eben jetzt war ein großes Segelschiff vor Neudorf verankert, halb mit Brettern beladen, die aus der Säge Rivières stammten, während ein zweites Fahrzeug, das dieselbe Ladung gelöscht hatte, vor wenigen Stunden Anker gelichtet hatte und nun um die Ostspitze langsam verschwand.

Alles in dem Bilde, das sich vor Doricks und seiner Gefährten Blicken entrollte, sprach beredt von dem wachsenden Gedeihen und Fortschritt der Kolonie. Aber diese sprechenden Beweise wollten sie weder hören noch sehen. Sie waren übrigens an den täglichen Anblick gewöhnt und die Gewohnheit verringert manchmal die Wertschätzung. Langsam fortschreitende Veränderungen werden nicht leicht beobachtet und was sie jetzt sahen, hatten sie unter ihren Augen langsam entstehen sehen. Selbst wenn ihre Gedanken einen Sprung nach rückwärts getan hätten, bis zur Strandung des »Jonathan« – drei Jahre war es her – ist es fraglich, ob ihnen der Fortschritt bewußt geworden wäre. Es war zu bezweifeln. Sie waren an das »Jetzt« gewöhnt, und es erschien ihnen, als ob alles immer so gewesen sein müßte!

Jetzt beschäftigten sie jedenfalls ganz andere Gedanken. Langsam, prüfend zählten sie die Namen der Einwohner Liberias auf und stimmten über jeden einzelnen ab.

»Nun finde ich keinen mehr, sagte Sirdey. Wieviel haben wir im ganzen?

– Dorick überzählte rasch die in dem Buche notierten Namen.

– Einhundertundsiebzehn, sagte er.

– Was ist das!… Auf tausend!… bemerkte Sirdey.

– Nun, was denn? erwiderte Dorick.. Einhundertundsiebzehn ist eine ganz hübsche Zahl. Glaubt ihr denn, daß der Kawdjer mehr für sich hat? Ich meine, erklärte Anhänger, Leute, die wissen, was sie tun und zu allem bereit sind. Die anderen sind Schafe und folgen dem nächsten Besten!«

Sirdey gab keine Antwort, schien aber nicht sehr überzeugt.

»Und jetzt haben wir nachgerade genug darüber verhandelt, erklärte Dorick heftig. Wir sind vier. Stimmen wir ab!

– Ich für meinen Teil, schrie Fred Moore und hob drohend seine mächtige Faust, erkläre, daß ich genug davon habe. Es komme, was da wolle! Ich stimme dafür, daß man handelt… und möglichst rasch!

– Ich desgleichen, äußerte sich sein Bruder.

– Das macht drei Stimmen mit der meinigen… und du, Sirdey?

– Ich werde tun wie die anderen, sagte Sirdey ohne alle Begeisterung, der

ehemalige Koch. Aber«…

Dorick schnitt ihm das Wort ab.

»Kein Aber wird geduldet; gestimmt ist gestimmt.

– Man muß sich aber doch – beharrte Sirdey, ohne sich einschüchtern zu lassen – über das Mittel zur Ausführung einigen. Den Kawdjer aus der Welt schaffen – das ist leicht gesagt; aber das »Wie?« ist nicht so einfach.

– Ach, hätten wir doch Schußwaffen… ein Gewehr… einen Revolver… eine kleine Pistole wenigstens… rief Fred Moore aus.

– Das wäre ja sehr schön, aber wir haben nichts dergleichen, sagte Sirdey mit größtem Phlegma.

– Wie wäre es mit einem Messer?… schlug William Moore vor.

– Das wäre das sicherste Mittel, dich sofort erwischen zu lassen, mein Alter! erwiderte Sirdey. Du weißt, der Kawdjer hat seine Leibwache, wie ein König… Und dann ist zu bedenken, daß er sich wehren wird, und daß er stark ist; – mit vieren nimmt er's leicht auf!

– Fred Moore runzelte die Stirne, biß die Zähne zusammen und fuchtelte wütend in der Luft herum. Sirdey hatte recht! Er kannte die Faust des Kawdjer aus Erfahrung und wußte, daß sein mächtiger Körper dieser Athletenkraft nicht widerstehen konnte.

– Ich weiß euch einen besseren Vorschlag zu machen, sagte Dorick nach einer Pause des Schweigens, die nach Sirdeys Bemerkung eingetreten war.

– Seine Gefährten warfen ihm erwartungsvolle Blicke zu.

– Das Pulver!…

– Das Pulver?… wiederholten alle drei verständnislos. Und einer fragte:

– Was sollen wir damit tun?

– Wir fertigen eine Bombe!… Ah, der Kawdjer ist ja – wie man sagt – ein bekehrter Anarchist! Nun wohl, wir werden ihm mit der Waffe der Anarchisten entgegentreten!«

Doricks Zuhörer waren nicht sehr begeistert. Fred Moore knurrte:

»Wer soll sie denn anfertigen, diese Bombe?… Ich tu's nicht!

– Ich, sagte Dorick. Wer weiß übrigens, ob wir sie brauchen werden. Ich habe eine Idee…. wenn sie sich ausführen ließe, fliegt der Kawdjer nicht allein in die Luft. Hartlepool und die ganze Bande »im Dienst« werden ihm Gesellschaft leisten… Das macht für uns immer eine hübsche Anzahl Feinde weniger am

nächsten Morgen!«

Die drei Männer blickten jetzt ihren Kameraden mit unverhohlener Bewunderung an. Selbst Sirdey wurde mitgerissen.

»Ja, so… murmelte er und schien allen Widerspruch vergessen zu haben. Aber plötzlich erinnerte er sich wieder:

– Sapristi! rief er, wir rechnen da mit Pulver, als ob wir es besäßen!

– Im Depot ist genug, sagte Dorick, wir brauchen es nur von dort zu holen.

– Du hast leicht reden, rief Sirdey wieder, welcher entschieden die Rolle der Opposition übernommen hatte. Als ob das so furchtbar einfach wäre!… Wer soll denn dieses angenehme Geschäft auf sich nehmen?

– Ich nicht! sagte Dorick.

– Aha! machte Sirdey höhnisch.

– Ich kann's nicht tun, erklärte Dorick, denn ich bin nicht kräftig genug dazu; du kannst es auch nicht, weil du zu feige bist, und Fred und William Moore passen gleichfalls nicht; sie sind zu brutal und ungeschickt.

– Wer soll's denn tun?

– Kennedy!«

Niemand widersprach. Ja, Kennedy, der ehemalige Matrose, war geschickt, findig, leichtfüßig, war zu allen schlechten Streichen zu haben und wußte sich aus jeder Patsche zu ziehen; wenn einer die Aufgabe lösen konnte, so war er es. Die Wahl Doricks war gut.

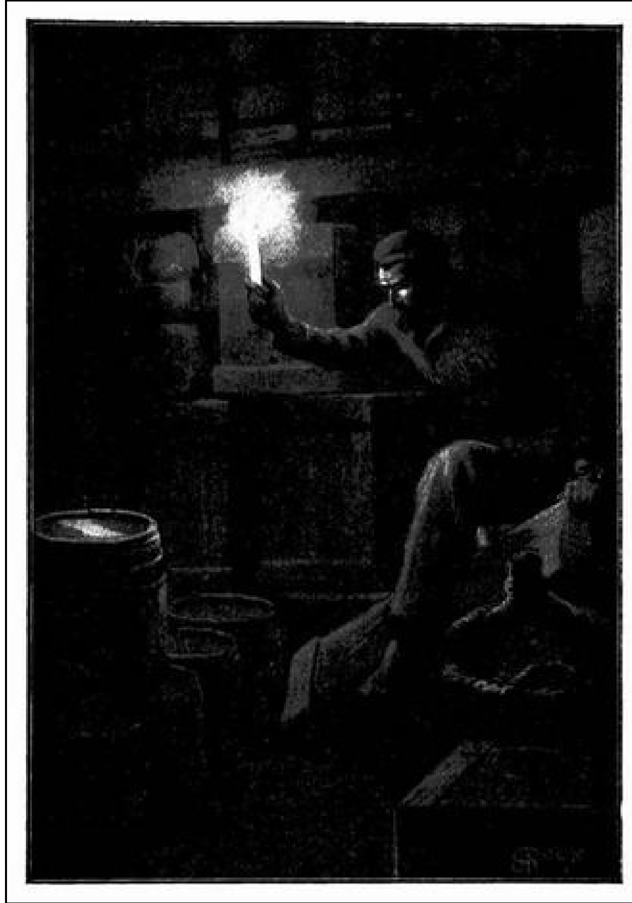
Dieser unterbrach die stillen Reflexionen der anderen.

»Es ist spät geworden, sagte er; wenn es euch recht ist, so kommt morgen zur selben Stunde hierher. Dann wird auch Kennedy anwesend sein. Wir werden alles besprechen und uns über alles einigen.«

Als sie die ersten Häuser erreicht hatten, hielten sie es für ratsam, sich zu trennen, und am nächsten Abend beobachteten sie die gleiche Vorsicht, um sich bei dem Stelldichein einzufinden.

Jeder verließ die Stadt allein und erst als sie aus deren Gesichtskreis entschwunden waren, verringerte sich die Entfernung, die sie trennte.

Jetzt waren es fünf Männer, welche sich trafen; Kennedy, durch Lewis Dorick benachrichtigt, hatte sich dem Quartett zugesellt.



Vor seinen Blicken lagen die Pulverfässer… (S. 324.)

»Er steht auf unserer Seite,« sagte Dorick und klopfte dem Ex-Matrosen freundschaftlich auf die Schulter.

Man wechselte Händedrücke und ging dann ohne Zeitverlust auf den Kernpunkt der heutigen Besprechung über, indem man beriet, wie das am Vorabende gefaßte Projekt am besten auszuführen sei. Die Besprechung dauerte lange. Es war finstere Nacht, als die fünf Männer den Heimweg antraten. Sie hatten sich in allem geeinigt. Noch diese Nacht wollte man handeln…

Obwohl vollständige Finsternis herrschte, teilten sie sich dennoch wie am vorhergehenden Tage. Sie ließen einen Zeitraum von einigen Minuten zwischen sich, verließen die Straße und gingen über die Felder, wobei sie die Häuser im Bogen umgingen. Dann hatten sie den Fluß erreicht und schlichen längs der Umzäunung Pattersons hin. Nichts regte sich. Ohne gesehen zu werden, erreichten sie das Regierungsgebäude, wo jetzt der Kawdjer, Hartlepool und die Schiffsjungen schliefen. Im Schatten eines Hauses vereinten sie sich wieder, unsichtbar für alle anderen. Da blieben sie unbeweglich stehen und lauschten

aufmerksam auf jedes leise Geräusch, während ihre Blicke die dunkle Nacht zu durchdringen suchten…

Vor sich hatten sie die Türe des Gerichtssaales. Von den auf der entgegengesetzten Seite gelegenen Polizeiposten drang schwacher Lärm herüber. Dort wachten die Männer noch. Aber auf dieser Seite rührte sich nichts, die Straße war vollkommen ruhig und verlassen.

Warum hätte man auch den Gerichtssaal bewachen sollen? Er enthielt nichts als einen Tisch, einen schweren Stuhl und mehrere am Boden befestigte Bänke.

Als sie sich überzeugt hatten, daß sie ganz allein zur Stelle waren, verließen Dorick und Kennedy ihr Versteck und überschritten rasch den freien Raum vor ihnen. In einem Augenblick hatten sie die Türe des Gerichtssaales erreicht, die Kennedy erbrach, während Dorick über die Sicherheit wachte. Nun entfernten sich auch die Brüder Moore und Sirdey blieb allein zurück. Der eine ging nach rechts, der andere nach links, nach wenigen Schritten blieben sie stehen. Von ihrem neuen Standort aus konnte der eine die Hauptfassade und den Platz vor dem Regierungsgebäude übersehen, der andere die Südseite, die Mauer, die das Gefängnis umgab, und die Straße, die diese von den übrigen Häusern trennte. Kennedy war gut bewacht. Bei dem leisesten Zeichen von Gefahr würde er gewarnt werden und konnte entfliehen.

Aber es ereignete sich nichts Verdächtiges. Der frühere Matrose konnte ganz unbesorgt arbeiten. Und sie war nicht schwer, diese Arbeit, denn das Schloß an der Türe des Gerichtssaales war nicht sehr fest.

Jetzt schlich Kennedy hinein, während Dorick an der Türe Wache hielt.

Man konnte in dem Saal absolut nichts unterscheiden. Kennedy rieb ein Zündhölzchen und zündete damit eine Kerze an. Er wußte, wohin er seine Schritte zu lenken hatte, Dorick hatte ihm seine Lektion sorgfältig eingeprägt.

Von den drei Wänden, die das Gemach, in das er eindrang, begrenzten, trennte die rechts gelegene den Gerichtssaal vom Gefängnis; hinter der linken Mauer lagen die vom Kawdjer benützten Räume und das Depot lag hinter der Wand, die ihm gegenüberlag.

Kennedy durchschritt den Saal in schiefer Richtung bis zur Ecke, die durch das Zusammentreffen dieser letzten Wand und derjenigen des Gefängnisses gebildet wurde. Das Gefängnis war jetzt leer, daher konnte ihn niemand hören. Hier blieb er stehen und beleuchtete die Stelle mit seiner Kerze, um zu sehen, was zu tun war.

Er lächelte befriedigt. Diese Wand zu durchbrechen war ein Kinderspiel. Das

Haus war ja in den ersten Tagen fertiggestellt worden, die dem Staatsstreich des Kawdjer gefolgt waren, zu einer Zeit, wo es sich darum gehandelt hatte, schnell fertig zu werden, daher bildete diese Zwischenwand kein ernst zu nehmendes Hindernis. Sie bestand aus vertikalen Bohlen, die an ihrem Ende im Fußboden und an der Decke festgemacht waren; die Zwischenräume waren mit einem Gemenge von Steinen und Mörtel von minderer Qualität ausgefüllt, dessen Festigkeit nicht sehr groß war Das Messer Kennedys drang leicht in den Mörtel ein und die Steine waren bald aus ihren Löchern entfernt. Es konnte nur der Lärm, den sie beim Hinabfallen verursachen mußten. Grund zur Besorgnis geben. Deshalb löste sie Kennedy, sobald er sie gelockert hatte, sorgsam mit den Händen los und legte sie leise auf die Erde nieder.

In einer Stunde hatte er eine Öffnung geschaffen, die ihn der Höhe nach hätte durchlassen können, auch der Breite nach, wenn nicht ein Balken störend durchgegangen wäre, der entfernt werden mußte. Das war der schwerste Teil der Arbeit, die wieder eine volle Stunde in Anspruch nahm.

Von Zeit zu Zeit hielt Kennedy in seiner Beschäftigung inne und lauschte auf Zeichen von außen; alles blieb aber ruhig. Kein Warnungsruf der Wachen verkündete eine nahende Gefahr.

Als das Loch genügend groß war, stieg er in den anderen Raum hinüber; jetzt tauchten neue Schwierigkeiten auf! Sich zwischen all den Kisten und Säcken und Waren aller Arten, die das Depot anfüllten, geräuschlos zu bewegen, war keine leichte Sache. Da war die allergrößte Vorsicht geboten!

Wo hatte man die Pulverfässer versteckt?… Er konnte sie nirgends entdecken… Und doch mußten sie hier sein…

Er suchte und suchte. Langsam, auch die leiseste Bewegung überwachend, schob er sich zwischen den Kisten hindurch; manchmal war er genötigt, eine von der Stelle zu rücken, um sich den Weg frei zu machen.

Fast zwei Stunden verstrichen auf diese Weise. Die Wartenden draußen konnten die Verzögerung sicher nicht begreifen und auch er verzweifelte schon am Erfolg. Er war jetzt fieberhaft erregt. Die Nacht mußte bald weichen und der Tag zu dämmern beginnen. Sollte er fort müssen und von einem Beginnen abstehen, das die erbrochene Türe und das Loch in der Wand verraten mußten? Denn diese Schäden konnten nicht ausgebessert werden.

Müde vom erfolglosen Suchen wollte er wirklich schon den Rückzug antreten, als er endlich den Gegenstand seiner Anstrengungen entdeckte. Vor seinen Blicken lagen die Pulverfässer, fünf an der Zahl, wohlgeordnet neben einer Türe, die ins Polizeizimmer führte. Kennedy hielt den Atem an und hörte die Männer,

welche die Nachtwache hatten, sorglos miteinander sprechen. Jedes ihrer Worte konnte er verstehen. Mehr als je war letzt die äußerste Vorsicht am Platze.

Kennedy hob eines der Fäßchen empor, setzte es aber sogleich wieder nieder; – es war viel zu schwer, als daß es ein einzelner Mann, ohne Lärm zu machen, den schwierigen Weg transportieren konnte, der eingeschlagen werden mußte. Er schlich wieder zwischen den Kisten hindurch bis zum Gerichtssaal, steckte den Kopf in das Loch der Wand und rief Dorick, dessen dunkle Silhouette sich in der weniger dunklen Nacht außerhalb des Saales abzeichnete. Dieser näherte sich auf den Ruf des Matrosen.

»Wie lang du brauchst! sagte er leise, als er sich zu der Öffnung beugte. Was ist dir denn geschehen?

– Nichts, antwortete Kennedy, ebenso vorsichtig; es ist eben nicht leicht, in diesem Fahrwasser zu schiffen!

– Hast du das Pulver?

– Nein; die Fässer sind zu schwer… Es muß mir einer helfen… Komm!«

Dorick ließ sich durch die Öffnung gleiten und durcheilte, von Kennedy geführt, das Depot. Die beiden Männer ergriffen eines der Fässer, hoben es über die verschiedenen Kisten hinweg und brachten es glücklich bis in den Gerichtssaal. Dorick kroch augenblicklich durch das Loch zurück.

»Wohin gehst du? fragte Kennedy mit unterdrückter Stimme.

– Ein zweites Faß holen, antwortete Dorick. Machen wir schnell, es wird gleich Tag werden.

– Noch ein Faß? fragte Kennedy erstaunt. Mit dem einen können wir ja ganz Liberia in die Luft sprengen!

– Einerlei; wir holen noch eines! bestimmte Dorick.

– Warum denn?

– Das ist meine Sache… Wenn wir uns des Kawdjer entledigt haben werden, wollen wir die Herren spielen… Da kann uns das Pulver gute Dienste leisten!

– Wo willst du es einstweilen verbergen?

– Ich weiß ein gutes Versteck… Kümmere dich nicht weiter darum.«

Kennedy gehorchte nur widerstrebend. Eine Viertelstunde später lag ein zweites Pulverfäßchen neben dem ersten.

Eines wurde schnell an die linke Wand gerückt, dann brachte Kennedy unten eine Öffnung an, aus der eine kleine Pulvermenge herauslief.

Inzwischen hatte Dorick aus seiner Tasche eine aus Baumwollfasern locker geflochtene Schnur herausgezogen. Diese Schnur war früher umsichtigerweise befeuchtet worden; jetzt legte er sie ins Pulver; dann schnitt er ein kleines Stückchen mit dem Messer ab und zündete es versuchsweise an. Das Feuer faßte an, glimmte rasch weiter und erlosch.

»Ausgezeichnet! erklärte Dorick; fünf Zentimeter brennen in der Minute ab. Folglich dauert die ganze Zündschnur zwanzig Minuten; das ist viel mehr, als wir brauchen!«

Er näherte sich dem Pulverfaß…

Im selben Augenblicke ließ sich ein lautes Geräusch hören. Dorick blieb wie angewurzelt stehen und blickte Kennedy an; beide waren leichenblaß geworden…

Aber ihr Schrecken war von kurzer Dauer. Dorick hatte sogleich seine gewohnte Kaltblütigkeit wiedergewonnen und begann zu lachen.

»Es ist nur der Regen,« sagte er, mit den Achseln zuckend.

Er eilte zur Türe und blickte hinaus. Ein heftiger Platzregen ging nieder und der Lärm, der sie erschreckt hatte, ging von den schweren Tropfen aus, die prasselnd auf das Dach aufschlugen. Eigentlich ein günstiger Zwischenfall! Der Regen mußte alle Spuren verwischen und nichts konnte sie verraten, falls sich zufällig der Verdacht auf ihre Personen lenken sollte. Anderseits wurde durch das Rauschen und Prasseln das Knistern der Zündschnur erstickt.

Aber es war jetzt keine Zeit mehr zu verlieren! Schon färbte ein leiser Lichtschimmer den Osten rosig. In wenigen Minuten war es Tag und Dorick kannte die Gewohnheiten des Kawdjer zur Genüge, um zu wissen, daß er sehr bald sein Lager verlassen würde.

»Schnell!« sagte er.

Die Zündschnur wurde aufgerollt, das eine Ende in das Pulverfaß eingeführt, dann entzündete Dorick ein Schwefelholz und näherte es dem anderen Ende. Darauf verließen beide Männer schleunigst das Haus. Kennedy trug das zweite Pulverfaß, Dorick folgte, indem er die Türe des Gerichtssaales so gut als möglich hinter sich schloß.

Die Brüder Moore standen unbeweglich auf ihren Posten.

Dorick rief sie mit einem leisen Pfiff ab und beruhigte sie mit einer Handbewegung über den Erfolg ihres Anschlages.

Nun entfernten sich alle in größter Eile, während auf dem nun wieder menschenleeren Platze ein Gewitter unter heftigen Regengüssen niederging.

Viertes Kapitel.

In den Grotten.

Als der Kawdjer das Regierungsgebäude verließ, war das Gewitter bereits vorübergegangen. Heiter hatte sich die Sonne aus den Wassern erhoben und die Wolkenschleier mit ihren siegreichen Strahlen zerrissen.

Der Kawdjer blickte um sich. Niemand war weit und breit zu sehen. Wie täglich, war er auch heute der erste, welcher sein Lager schon verlassen hatte.

Langsam und behaglich atmete er die erquickende Morgenluft ein und machte einige Schritte auf den Platz, den das nächtliche Gewitter in ein Kotmeer verwandelt hatte. Da lenkte die offenstehende Tür des Gerichtssaales seine Aufmerksamkeit auf sich. Ohne dieser augenscheinlichen Nachlässigkeit viel Gewicht beizulegen näherte er sich der Türe in der Absicht, sie zu schließen. Nun erst bemerkte er, daß das Schloß erbrochen war, und erst dieser Umstand verwunderte ihn sehr. Was konnte denn ein solcher Gewaltakt bezwecken? Gab es denn jemanden auf der Insel, der so arm war, daß der mehr als einfache Inhalt dieses Raumes seine Begierde wachrufen konnte?

Der Kawdjer stieß die Türe vollends auf und erblickte gleich von der Schwelle aus das Pulverfaß, nur verstand er nicht sofort den Sachverhalt. Aber eine schnelle Untersuchung hatte ihm bald alles klar gemacht. Das verstreute Schießpulver… die zu zwei Dritteln verkohlte Zündschnur, die am Boden lag… kein Zweifel war da möglich: man hatte ihn und auch das Regierungsgebäude in die Luft sprengen wollen!

Diese Entdeckung erstarrte ihn förmlich. Es gab also einige unter den Kolonisten, deren Haß so weit ging!… Dann versuchte er ruhig zu überlegen und die Urheber dieses Attentates ausfindig zu machen. Er wollte niemand fälschlich beschuldigen; aber er kannte die Bevölkerung der Insel zu genau, um seine Vermutungen über einen sehr beschränkten Kreis hinaus verirren zu lassen. Sollte es Ferdinand Beauval gewesen sein, trotz seiner neuen Würde?… Vielleicht war auch Lewis Dorick der Urheber dieser finsteren Tat?… Das war schon eher möglich! Jedenfalls war es jemand aus diesem Kreise!

Der Kawdjer ließ seine Blicke über den Saal schweifen und bemerkte das Loch an der Wand. Der ganze Vorgang war ihm nun klar. Man hatte das Pulverfaß aus dem Depot gestohlen, es an die Stelle gebracht, wo es sich jetzt befand, dann war der Schuldige entflohen, nachdem er die Zündschnur, welche die Explosion des Pulvers herbeiführen sollte, an dem einen Ende in Brand

gesteckt hatte… Aber die Hoffnungen der Verbrecher waren getäuscht worden, es war nicht zur Explosion gekommen! Die Zündschnur war erloschen, nachdem sie bis zu zwei Dritteln ihrer Länge verbrannt war. Die Wasserlache, die ihr drittes Drittel bedeckte, hatte sie am Weiterglimmen verhindert.

Woher kam dieses Wasser? Um es zu erfahren, brauchte der Kawdjer nur den Kopf zu heben. Es war vom Himmel gefallen und durch eine Spalte im Dache und im weiteren Verlaufe durch die ziemlich undichte Zimmerdecke hereingesickert. Zwischen zwei klaffenden Holzstücken waren die Spuren ihres Weges noch zu verfolgen. Von hier war das Wasser langsam abgetropft, bis es die Lache gebildet hatte, die dem Weitergreifen des Feuers ein unüberwindliches Hindernis in den Weg gelegt hatte.

Den Kawdjer überlief ein kalter Schauer; er dachte nicht allein an sich, sondern an die anderen, die das Regierungsgebäude mitbeherbergte; an Hartlepool, welcher mit den zwei Kindern hier wohnte, und an diejenigen, welche während der letzten Nacht hier zu wachen hatten. Ihr Leben hatte nur an einem schwachen Faden, einem kleinen Zufallsspiel gehangen. Ohne das Gewitter, das in den frühen Morgenstunden tobte, wären letzt alle tot gewesen.

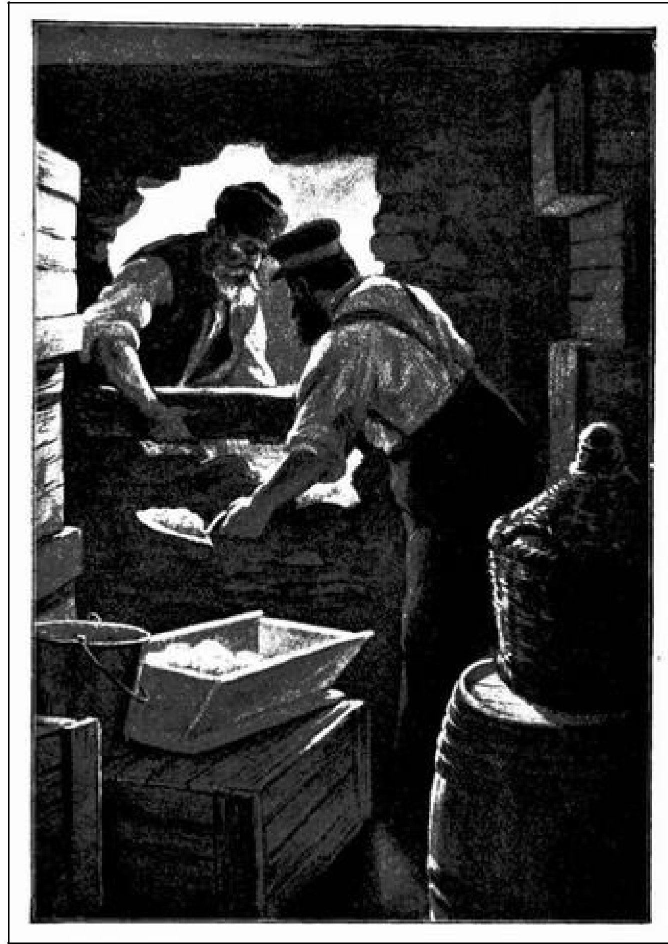
Nach reiflicher Überlegung schien es dem Kawdjer das Beste, diesen mißglückten Massenmordversuch geheimzuhalten. Es bedurfte nicht dieses Vorfalles, um seine Popularität zu vergrößern, und es war, als letzter Grund, besser, die ahnungslose Bevölkerung nicht in Unruhe zu versetzen.

Er schloß die Türe hinter sich und weckte Hartlepool, den er in den Gerichtssaal führte und in alles einweihte. Hartlepool war sprachlos vor Schrecken. Ebensowenig wie der Gouverneur war er imstande, die Schuldigen zu nennen, aber auch er zögerte nicht, dieselben Personen zu verdächtigen, die dem Kawdjer als zu jeder Schandtat fähig erschienen.

Dieser war fest entschlossen, den Vorfall dieser Nacht nicht an die große Glocke zu hängen, so mußte denn das Loch in der Mauer im Geheimen ohne fremde Beihilfe verschlossen werden. Hartlepool ging auf die Suche nach den nötigen Materialien, während der Kawdjer das Faß an seinen gewöhnlichen Aufbewahrungsort zurückbrachte.

Jetzt bemerkte er aber, daß auch ein zweites Pulverfaß verschwunden war. Das im Gerichtssaal aufgefundene mit eingerechnet, waren nur vier Fässer vorhanden, anstatt fünf. Was wollte man mit dem Pulver beginnen? Gewiß nichts Gutes! Aber nachdem jede Feuerwaffe fehlte, war es kaum verwendbar; denn die Diebe mußten sich wohl sagen, daß man einen zweiten ähnlichen Versuch, den ein glücklicher Zufall an der Ausführung verhindert hatte, nicht geschehen

lassen würde!



Die beiden improvisierten Maurer setzten das Stück wieder ein. (S. 329.)

Als Hartlepool zurückgekehrt war, setzten die beiden improvisierten Maurer das Stuck des von Kennedy herausgeschnittenen Balkens wieder ein, dann wurden die Lücken wie früher durch ein Gemenge von Mörtel und Steinen ausgefüllt. Bald war keine Spur von dem geplanten Verbrechen zu entdecken. Dann erst zog sich der Kawdjer in sein Gemach zurück und rief Hartlepool zu sich, dem er nun von dem Verschwinden eines zweiten Pulverfäßchens Mitteilung machte.

Die Sache war ernster Beachtung wert. Daß die Schuldigen sich des Pulvers bemächtigt hatten, war ein Beweis, daß sie eine Wiederholung des Attentates planten und man mußte über die entsprechenden Mittel beraten, um sich vor einem zweiten ähnlichen Versuch zu schützen.

Nachdem die Angelegenheit nach allen Richtungen hin erwogen worden war,

wurde endgültig beschlossen, von dem geplanten Attentat nichts verlauten zu lassen und recht vorsichtig zu sein, damit ja nichts zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelange. Vor allem aber sollte die Polizei von vierzig auf sechzig Mann erhöht werden und auch noch mehr, wenn sich diese Notwendigkeit späterhin ergeben sollte. Vorläufig mußte man sich mit acht Ersatzmännern begnügen, da man nur über ebensoviele Reservegewehre verfügte, aber der Kawdjer gedachte zweihundert Schußwaffen kommen zu lassen, um in Zukunft gegen ähnliche Vorkommnisse gefeit zu sein. Liberia vergrößerte sich zusehends – man mußte der Stadt auch die nötige Sicherheit bieten, ihre Interessen verteidigen können.

Es wurde ferner beschlossen, daß die Wachen während der Nacht nicht mehr im Wachtlokale verbleiben, sondern im Freien auf und ab wandern sollten; dort mußten sie um das Regierungsgebäude herumgehen, wodurch jede Überraschung ausgeschlossen wurde.

Der Kawdjer glaubte, mit diesen Vorschriften seine Pflicht getan zu haben, aber Hartlepool nahm sich insgeheim vor, dieselben noch zu verschärfen und den Gouverneur mit einer größeren, wenn auch sehr diskreten Wachsamkeit zu umgeben.

Die Hoffnung, die Schuldtragenden zu entdecken, war besser, aufzugeben, wollte man nicht die ganze Stadt in Aufregung bringen. Sie hatten keine Spur zurückgelassen, nur die Entdeckung des gestohlenen Pulverfäßchens hätte sie entlarven können. – Aber um dieses *corpus delicti* aufzufinden, hätte man Hausdurchsuchungen vornehmen müssen, welche in der Bevölkerung große Erregung hervorgerufen haben würden, und das wollte der Kawdjer ja um jeden Preis vermeiden.

Nachdem die Sache so beigelegt war, ging das Leben seinen ruhigen Gang weiter. Ein Tag folgte dem anderen und die Erinnerung an den Zwischenfall, der um ein Haar so tragische Folgen nach sich gezogen hätte, erstarb allmählich. Die dahinfließende Zeit nahm auch viel von seiner ursprünglichen Wichtigkeit mit sich und die neuen, verschärften Vorschriften machten einen ähnlichen Versuch unmöglich.

Der Kawdjer erinnerte sich bald nicht mehr daran. Andere Sorgen beschäftigten ihn. Sein Werk begeisterte ihn derart, daß er etwas von dem berauschenden Bewußtsein des Schöpfers in sich fühlte. Sein überarbeitetes Gehirn suchte immer nach neuen Unternehmungen und die Ausführung des einen Projektes war noch nicht zur Vollendung gediehen, als er schon ein zweites bereit hielt und anzufangen wünschte.

Noch waren die Grundmauern des künftigen Kais nicht geschaffen, als er sich schon mit anderen Plänen beschäftigte. Einer von diesen, der sehr leicht ausführbar war, bestand darin, einen wenige Kilometer stromaufwärts gelegenen Wasserfall zu verwerten; dort wollte er ein Elektrizitätswerk anlegen, das überall hin Licht und Kraft liefern sollte. Liberia mit elektrischer Straßenbeleuchtung!… Wer hätte das vor zwei Jahren für menschenmöglich gehalten?

Aber dieses Projekt begeisterte den Kawdjer nicht einmal so sehr – er liebäugelte mit einem anderen, glänzenderen. Liberia mit Licht versorgen, war ja sehr nützlich und gut, aber die Durchführung dieses Planes kam nur einem ganz kleinen Bruchteil der Menschheit zugute und anderseits bot die Inangriffnahme dieser Arbeiten so geringe Schwierigkeiten, daß man sie als angenehme Zerstreuung auffassen konnte. Nein! Das Werk, das ihm wirkliche Begeisterung einflößte, war allgemeiner und groß angelegt! Es berührte die ganze Menschheit!

Die erste Idee war ihm beim Schiffbruch des »Jonathan« gekommen. Als die Notschüsse des Fahrzeuges durch die stille Nacht drangen, hatte der Kawdjer, wie man sich erinnert, auf dem höchsten Punkte des Kap Hoorn ein Feuer entzündet. Das war aber nur ein Notbehelf gewesen und nach wie vor war kein Zeichen vorhanden, das den in Gefahr befindlichen Schiffen die Nähe des Landes angezeigt hätte. Der Todeskampf des »Jonathan« war nur eine herausgegriffene Szene aus dem ewigen Drama, das sich unaufhörlich in jenen Breiten abspielt. Hunderte von Schiffen müssen bei Sturm und Ungewitter die gefürchteten äußersten Ausläufer Amerikas passieren. Sie sind nicht so glücklich wie der »Jonathan«, dem wenigstens ein Feuerschein geleuchtet hatte, und wie oft bedecken ihre Trümmer die Klippen dieser Inselwelt. Anders wäre es, wenn an jedem Abend nach Sonnenuntergang die Feuer eines Leuchtturmes entzündet würden. Auf diese Weise wären die Fahrzeuge rechtzeitig gewarnt und könnten sich ins freie Meer hinaus retten. Wie viele, viele Schiffskatastrophen würden dann verhindert werden!…

Seitdem der Kawdjer auf dem Kap Hoorn gestanden, war kein Tag verflossen, an dem ihm nicht dieses herrliche Werk in immer lockenderen Farben erschienen wäre. Er verkannte durchaus nicht die Schwierigkeiten und lange hatte er daran nur gedacht, wie man an ein unausführbares Luftschloß denkt. Jetzt aber verhielt es sich anders. Als Gouverneur eines im schönsten Aufblühen begriffenen Staates stand ihm eine fast unbegrenzte Menge von Arbeitskräften zur Verfügung. Das Luftschloß war nicht mehr unausführbar.

Auch die Geldfrage, die er früher in Betracht gezogen hatte, spielte jetzt keine Rolle mehr. Dem Kawdjer mußten unversiegbare Geldquellen zur Verfügung stehen, nachdem er dem hostelischen Staate so bedeutende Vorschüsse machen

konnte, daß dieser sein Emporblühen allein dieser rechtzeitigen Hilfe verdankte. Lange Zeit hatte er sich dagegen gesträubt, seine Reichtümer anzurühren, deren Existenz er freiwillig vergessen hatte; aber nachdem er sie schon einmal benutzt hatte, war sein Widerstreben nicht mehr stichhaltig. Das Opfer war einmal schon vollbracht; es lag daher gar kein Grund vor, nicht ein zweites Mal auf gleiche Weise zu handeln.

Der hostelische Staat erfreute sich übrigens eines so bedeutenden Wohlstandes, daß er schon daran denken konnte, mit der Rückzahlung jener Geldbeträge zu beginnen, die ihm sein Schöpfer vorgestreckt hatte. Diese Kapitalien wollte der Kawdjer nicht auf Zins anlegen, wie der nächstbeste kleine Bürger. Wie hätte er, der stets nur Verachtung für Geld und Geldeswert zur Schau getragen, sich zum Ansammeln toter Schätze verstanden! Konnte er einen besseren Gebrauch davon machen, sie nützlicher anlegen, als durch die Ausführung seines großen Projektes: die Erbauung eines Leuchtturmes auf dem Gipfel des verhängnisvollen Vorgebirges, an dessen gefährlichen Klippen so viele Schiffe ihr Verderben gefunden hatten!?

Aber eine große Schwierigkeit war nicht abzuleugnen! Die Insel Hoste war freies Land, jedoch die Insel Hoorn gehörte zu Chile! Aber vielleicht konnte diese Schwierigkeit umgangen werden! Es war nicht unmöglich, daß Chile einwilligte, seine Rechte auf die Insel Hoorn – einen kahlen Felsen – abzutreten, wenn sich der neue Besitzer verpflichtete, davon den schon erwähnten Gebrauch zum Wohle der Menschheit zu machen. Jedenfalls lohnte es sich der Mühe, den Versuch zu einer Verständigung zu wagen. In der Tat trug das nächste, die Insel Hoste verlassende Schiff eine dieses Thema behandelnde offizielle Anfrage der Regierung des hostelischen Staates an die Republik Chile mit sich fort.

Während der Kawdjer sich in sein geplantes Werk vertiefte, schwebte das Damoklesschwert noch immer über seinem Haupte; die Gefahren, die er längst vergessen hatte, bedrohten sein Leben noch immer. Die Urheber des Attentates waren nicht entdeckt worden. Ihre verbrecherische Absicht war unbestraft geblieben; immer noch im Besitze des Pulverfasses, das in ihren Händen eine so schreckliche Drohung bedeutete, lebten sie unerkannt in der Menge der übrigen Kolonisten weiter.

Wenn der Kawdjer, welcher unter dem Vorwand, den Frieden der Bevölkerung von Liberia nicht stören zu wollen, seinen Widerwillen gegen jede polizeiliche Untersuchung, der ihm als Rest seiner alten Freiheitsideen geblieben war, rechtfertigen wollte, gleich anfangs eine sorgfältige Untersuchung angestellt haben würde, hätte er die Schuldigen sicher entdeckt. Das Pulverfaß war gar nicht weit; Dorick und Kennedy hatten es noch am Morgen des Attentates in

eine der in der Ostspitze der Insel befindlichen Grotten gebracht, die dem Kawdjer nicht unbekannt sein konnten, nachdem Hartlepool seinerzeit die Gewehre und die Munition dort versteckt hatte.

Es gab drei solcher unterirdischer Grotten, wie vielleicht noch erinnerlich ist: zwei tiefer gelegene, deren eine eine Öffnung nach dem Südabhang hatte und mit der zweiten in Verbindung stand, die des Berges Mitte einnahm; die dritte Grotte lag fast fünfzig Meter höher als die anderen und öffnete sich nach dem Nordabhang der Landspitze; von hier aus konnte man Liberia überblicken. Eine schmale Spalte stellte die Verbindung mit den anderen Grotten her. Trotz der starken Neigung des Bodens konnte man diesen beschwerlichen Durchgang benutzen; ungefähr in der Hälfte wurde der Durchlaß so klein, daß man genötigt war, sich einige Meter kriechend weiter zu bewegen, dabei mußte man aber sorgfältig vermeiden, an einen losen Steinblock anzustreifen, der an dieser Stelle die alleinige Stütze des Gewölbes bildete; kam der Stein beim Passieren der Stelle ins Wanken, so waren die Folgen nicht auszudenken.

In dieser hochgelegenen Grotte hatte Hartlepool die Gewehre verborgen gehalten. Das Pulverfaß war von Dorick und Kennedy in einer der unteren Höhlungen versteckt worden.

Sie hatten es nicht einmal für notwendig erachtet, es in der zweiten niederzulegen, die von der Natur mitten im Felsen ausgehöhlt worden war. Nachdem sie die letztere flüchtig untersucht hatten – dabei war ihnen die Spalte entgangen, die sich nach der höher gelegenen Grotte gegen den Nordabhang hinzog – begnügten sie sich, das unter Laub und Zweigen versteckte Faß in der ersten Grotte zu lassen, in die durch eine hohe, breite Bogenöffnung das Licht in warmen Strömen hereinflutete.

Ihre Überraschung war groß, als sie am Morgen des 27. Februar von dieser unterirdischen Expedition zurückkehrten und das Regierungsgebäude heil und ganz an Ort und Stelle erblickten. Während sie sich aus der Stadt entfernten und ihres Pulverfasses entledigten, und auch dann, als sie sich Liberia wieder näherten, hatten sie von Sekunde zu Sekunde angstvoll auf die Explosion gewartet. Aber – wie man weiß – erfolgte diese nicht und die beiden Missetäter erreichten ihre Wohnung, ohne daß etwas Außergewöhnliches sich ereignet hätte.

Sie konnten es nicht begreifen.

Aber so groß auch ihre Neugierde war, beeilten sich die Schuldigen nicht, sie zu befriedigen. Das Scheitern ihres, Anschlages brachte sie in Gefahr und ihr einziges Bestreben zielte jetzt dahin, unbemerkt zu bleiben. Sie mengten sich

daher unter die anderen Arbeiter und befleißigten sich, alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit auf sie lenken konnte.

Erst im Laufe des Nachmittags wagte es Dorick, am Regierungsgebäude vorbeizugehen. Von weitem warf er einen verstohlenen Blick nach der Türe des Gerichtssaales und sah, daß der Schlosser Lawson im Begriffe stand, das erbrochene Türschloß auszubessern. Lawson schien der Arbeit keine besondere Wichtigkeit beizumessen. Man hatte ihn beauftragt, ein neues Schloß zu verfertigen und er tat es.

Aber die Ruhe Lawsons beruhigte Dorick nicht. Nachdem die Türe repariert wurde, mußte man wissen, daß das Schloß erbrochen worden war. Folglich hatte man auch das Pulverfaß und die Zündschnur entdeckt. Wer hatte diese Entdeckung gemacht? Dorick konnte es natürlich nicht erraten. Aber er zweifelte nicht daran, daß eine so wichtige Sache augenblicklich dem Kawdjer mitgeteilt worden war, und er folgerte daraus, daß nun eine strenge Untersuchung zu erwarten stand, daß eine genauere Überwachung in Szene gesetzt werden würde und sah sich von allen Seiten bedroht.

Ein schärferes Nachsinnen gab ihm seine Kaltblütigkeit wieder. Nichts konnte seine Schuld beweisen. Auch wenn man ihn verdächtigte, verhaften kann man niemand auf eine bloße Verdächtigung hin, und verurteilen noch weniger. Dazu bedarf es unumstößlicher Beweise. Und Beweise konnten gegen ihn nicht erbracht werden, so lange seine Mitschuldigen das Geheimnis hüteten.

Diese beruhigenden Gedanken hinderten ihn aber nicht, heftig zu erschrecken, als er sich gegen Abend unverhofft dem Kawdjer gegenüber sah, welcher, wie täglich um diese Zeit, den Fortschritt der Hafenarbeiten überwachte. Er hatte sein gewöhnliches Aussehen, niemand konnte aus seinem Wesen erkennen, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse. Aber für Doricks Empfindung war diese Ruhe fürchterlicher als der heftigste Zorn. Er sagte sich, daß der Gouverneur, um so sicher auftreten zu können, die Schuldigen unbedingt kennen müsse. Er zitterte am ganzen Körper, schien sich aber nur um seine Arbeit zu kümmern, wobei er sorgfältig vermied, den Kawdjer anzusehen, denn er fühlte, daß er seinen Blick nicht ertragen würde. Wenn er vom Gouverneur angesprochen worden wäre, hätte der Elende sich selbst verraten.

Aber nachdem der Kawdjer nicht das Wort an ihn richtete, faßte er wieder neues Vertrauen Und dieses Vertrauen erstarkte in dem Maße, als die Tage verstrichen. Es gelang ihm nicht, die Handlungsweise der Regierung zu begreifen, aber er bemerkte, daß nichts in der Stadt verändert war, obwohl das Attentat bekannt sein mußte – das bewies die verschärfte Wachtordnung

während der Nacht.

Aber lange gelang es ihm nicht, der peinigenden Furcht Herr zu werden. Während vierzehn Tagen mieden sich die Schuldigen und befleißigten sich einer so tadellosen Aufführung, daß schon dieser Umstand allein einem aufmerksamen Beobachter auffallen mußte. Nach diesen zwei Wochen fühlten sie sich sicher. Erst wechselten sie einige Worte im Vorübergehen und als die ungetrübte Sicherheit ihnen ihren früheren Mut zurückgegeben hatte, nahmen sie ihre Abendspaziergänge und ihre gewöhnlichen Beratungen wieder auf.

Ihr Wagemut wuchs von Tag zu Tag und veranlaßte sie zuletzt sogar, die Grotte zu betreten, in der das Pulverfaß verborgen lag. Sie fanden es in demselben Zustand, an derselben Stelle, wo sie es hingelegt hatten, und waren nun ganz beruhigt.

Bald wurde die unterirdische Höhle das Ziel ihrer Ausgänge. Einen Monat nach dem mißglückten Attentat bildete sie ihren täglichen Versammlungsort.

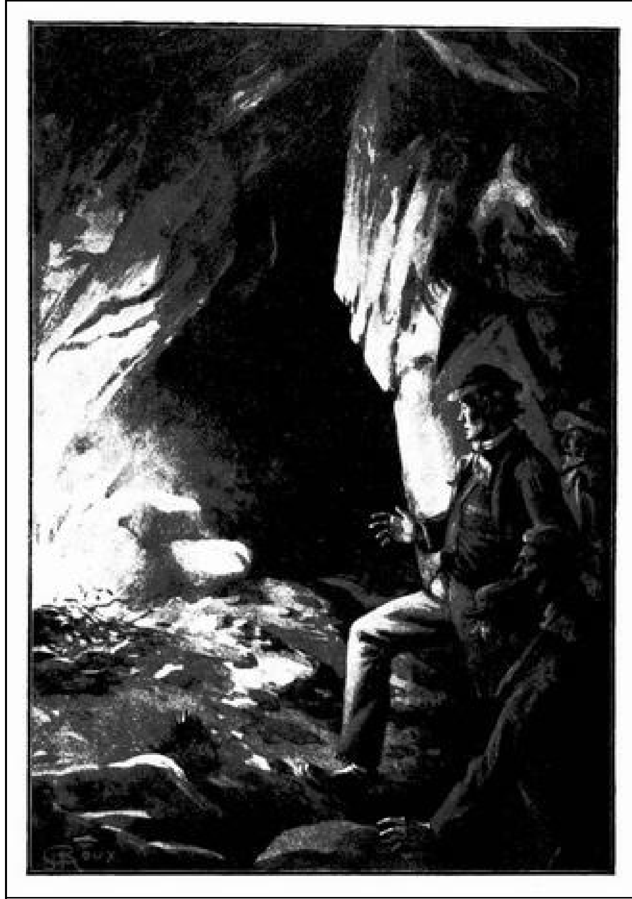
Ihr Gesprächsthema war immer noch dasselbe. Es hatte sich ebensowenig verändert als die Ursachen ihrer Unzufriedenheit. Was ihr Leben vor dem versuchten Attentat gewesen war – war es auch jetzt. Sie fuhren fort, sich, wie alle, dem Gebote der Arbeit zu fügen, und dieses »Muß« war ein Hauptgrund ihrer Verzweiflung.

Mit ihren gegenseitigen unaufhörlichen Klagen und Verwünschungen schürten sie die Unzufriedenheit und den Haß stets aufs neue an, das Mißglücken ihres Anschlages war bald vergessen und sie suchten schon wieder nach einem anderen Ausweg, der diesmal zum gewünschten Ziel führen sollte.

Die ohnmächtige Wut regte sich immer mächtiger in ihnen und es kam der Tag, an dem sie für das Schmieden eines neuen Komplottes reif waren.

An diesem Tage – es war der 30. März – hatten die fünf würdigen Gefährten Liberia getrennt verlassen und sich, wie gewöhnlich, erst in einer gewissen Entfernung von der Stadt zusammengefunden. Die kleine Gruppe war vollzählig, als sie ihren täglichen Versammlungsort erreichte.

Den Weg hatte man schweigsam zurückgelegt. Dorick hatte den Mund nicht aufgetan und schien in Betrachtungen verloren, die anderen ahmten sein Schweigen nach. Stumm waren ihre Lippen, finster ihr Gesichtsausdruck. Das Gewitter grollte von ferne. Wilde Rachegedanken erfüllten ihre verderbten Gemüter.



Er sah am Eingange ein Feuer brennen… (S. 336.)

Dorick trat als erster in die Grotte und erschrak nicht wenig, als er am Eingange derselben ein Feuer brennen sah. Es war somit jemand hier gewesen und es konnte nur kurze Zeit seit dem Weggehen des Eindringlings vergangen sein, denn die Flamme war noch ganz lebenskräftig.

Feuer in der Grotte!… Dorick hatte sich plötzlich an das Pulver erinnert. Wenn das Feuer nur wenige Meter weiter nach innen entzündet worden wäre, wäre der Unvorsichtige, welcher es entzündet hatte, unrettbar in die Luft geflogen. Welcher Gefahr hatte er sich ausgesetzt, ohne sie zu ahnen.

Dorick lief zum Fasse hin… Nein, es war nicht entdeckt worden… Es lag immer noch da unter einem Haufen dürrer Zweige; einige derselben hatte man zu dem kleinen Holzstoß benutzt, der noch lustig knisterte.

Inzwischen hatte sich Kennedy mit einem brennenden Aste ausgerüstet und untersuchte die zweite Grotte. Bald kam er beruhigt wieder. Niemand war zu entdecken, sie war leer. Der unbekannte Besucher der Grotte war fortgegangen.

Als er diese beruhigende Nachricht den Freunden mitgeteilt hatte, wollte er

das Feuer austreten, welches immerhin gefährlich werden konnte, trotz seiner Entfernung vom Pulverfasse.

Aber Dorick hielt ihn davon ab, sammelte die glimmenden Holzstückchen und warf neue Nahrung auf die Glut, während seine Gefährten ihn erstaunt beobachteten.

»Kameraden! sagte er, ich bin zu Ende mit meiner Kraft und Geduld… Schon vorher war ich entschlossen zur Tat… Was wir gesehen haben, muß uns in unserer Absicht bestärken… Man ist hieher gekommen… ein Grund mehr zur Eile, denn man kann wiederkommen, und was man heute nicht gefunden hat, findet man morgen bestimmt!«

Doricks Stimme zitterte, die Worte kamen abgerissen, keuchend von seinen Lippen und er begleitete sie mit heftigen Bewegungen. Es ging wirklich zu Ende mit ihm, wie er selbst sagte.

Außer Sirdey, der unbeweglich verharrte, stimmten ihm die Genossen lebhaft bei.

»Wann soll es geschehen? fragte Fred Moore.

– Noch heute Abend«… erwiderte Dorick.

Und er fügte hinzu, indem er die Worte abhackte wie ein Mensch, der alle Herrschaft über seine Nerven verloren hat:

»Ich habe alles überlegt… Nachdem wir keine Waffen besitzen, werde ich sie mir selbst schaffen… Eine Bombe… Und noch diesen Abend… ich werde mehrere Lagen Pulver zwischen mit Teer getränkte Leinwand pressen… deshalb brauche ich das Feuer, um den Teer zum Sieden zu bringen… Natürlich wird meine Bombe an Wert den vollkommenen, modernen Höllenmaschinen bedeutend nachstehen… Ich tue eben, was ich kann… Ich bin ja auch kein Chemiker… Aber auch so wird die Bombe ihre Wirkung haben… Eine Zündschnur werde ich von einem Ende zum anderen durchführen… sie wird dreißig Sekunden dauern… Ich habe alles ausprobiert… Man hat gerade Zeit, sie anzuzünden und zu schleudern«…

Seine Zuhörer wurden durch diese Worte und sein Aussehen eigentümlich bewegt. Aus seinen Blicken sprach Fieber und – fast möchte man sagen – Wahnsinn. War Lewis Dorick verrückt geworden?

Nein, er war es nicht; wenigstens nicht im pathologischen Sinne des Wortes. Wenn ihm auch jetzt die Bitterkeit und der Neid, der sein ganzes Leben ausfüllte, zu dieser Stunde diese Worte auf die Lippen gedrängt hatte, so behielt er immer noch so viel Geistesklarheit, als ein Mann, der die Beute blinden Hasses

geworden ist, beanspruchen kann.

»Wer soll die Bombe werfen? fragte Sirdey gleichmütig.

– Ich, antwortete Dorick.

– Wann?

– Diese Nacht… Gegen zwei Uhr werde ich an die Türe des Regierungsgebäudes pochen… Der Kawdjer wird mir öffnen… Sobald ich seinen Schritt vernehme, zünde ich die Schnur an… Alles Nötige werde ich bei mir haben… Wenn er die Türe öffnet, schleudere ich die Bombe ins Innere…

– Und du?

– Ich werde schon Zeit haben, mich zu retten… Aber auch wenn ich mich mitverderben sollte… ein Ende muß gemacht werden.«

Alles schwieg Man sah sich bestürzt an, das Projekt Doricks erschreckte die Männer.

»Auf diese Weise brauchst du uns nicht dabei, bemerkte Sirdey ruhig.

– Ich brauche gar niemanden, rief Dorick heftig. Die Memmen können hingehen, wo es ihnen beliebt.«

Dieses Wort verletzte die Eigenliebe der anderen.

»Ich bleibe, sagte Kennedy.

– Ich auch, erklärte William Moore.

– Ich auch,« sprach auch Fred Moore.

Nur Sirdey blieb schweigsam.

Die Stimmen waren ziemlich laut geworden; ohne zu wollen, verhandelte man im Tonfall eines erregten Wortwechsels miteinander. Trotz der Warnung, die das entzündete Feuer für sie bedeutete, dachte man nicht daran, daß es Lauscher in der Nähe geben könne, welche diese unvorsichtigen Worte auffangen könnten.

Und dennoch gab es einen, einen einzigen, dessen kleine Gestalt nicht furchterregend war, selbst wenn man um seine Gegenwart gewußt hätte. Derjenige, der sich – wider seinen Willen, muß gesagt werden – zum Lauscher hergeben mußte, war niemand anderer als Dick, und die fünf kräftigen Männer hatten von diesem Kinde in der Tat nichts zu befürchten.

Der 30. März war ein Feiertag für Dick und Sand, welche die Stadt schon frühmorgens verlassen hatten, um die Grotten wieder zu besuchen, die einst der Schauplatz ihrer frohen Spiele gewesen waren. Die Kindheit ist launenhaft. Die beliebtesten Belustigungen werden eines schönen Tages im Stich gelassen, wenn

die Übersättigung eintritt – dann, mit derselben Plötzlichkeit, wieder begeistert aufgenommen, wenn andere Zerstreuungen ihrerseits langweilig geworden sind. Die Grotten waren zuerst das Entzückendste gewesen, das man sich vorstellen konnte. Dann hatten sie die Kinder vernachlässigt, jetzt kamen sie wieder in Mode.

Während Dick und Sand rasch ausschritten, besprachen sie voll Wichtigkeit den Plan des Tages. Das heißt, genauer gesagt: Dick gab, wie gewöhnlich, kraft seiner Autorität, den Tagesbefehl aus und Sand fügte sich willig in alles.

»Mein Alter, hob Dick an, als sie die letzten Häuser hinter sich hatten, ich habe eine gute Nachricht für dich!«

Sand war ganz Ohr.

»Wir werden, Restaurant' spielen.«

Sand nickte zustimmend, aber eigentlich begriff er nicht recht.

»Nimm einmal das, mein Alter, verkündete Dick triumphierend.

– Zündhölzchen!… rief Sand entzückt von dem wundervollen Spielzeug.

– Und jetzt dies!«… und Dick zerrte mühsam aus seiner Tasche ein halbes Dutzend Kartoffeln, die er gewaltsam hineingestopft hatte, ehe sie fortgingen.

Sand klatschte freudig in die Hände.

»So! erklärte Dick kategorisch, du bist der Wirt und ich werde der Gast sein!

– Warum? fragte Sand unschuldig.

– Darum!« antwortete Dick.

Vor diesem peremptorischen Wort mußte sich Sand natürlich fügen. Als sie dann in der Grotte waren, geschah alles so, wie der tyrannische Spielgenosse bestimmt hatte. In einem Winkel fanden sie einen Haufen dürrer Zweige, dessen Herkunft sie nicht ahnten. Sie halfen ein herrliches Feuer anzünden, in dem die Kartoffeln gebraten wurden.

Nun begann das eigentliche Spiel. Sand fand sich in die Rolle des Wirtes ganz ausgezeichnet und Dick stand ihm als Gast darin nicht nach. Man mußte ihn nur beobachten! Mit welch zwangloser Unbefangenheit er in die Grotte trat – zuerst war er selbstverständlich hinausgegangen, der größeren Wahrscheinlichkeit wegen – mit welch vornehmem Anstand er sich zu dem imaginären Tisch setzte, mit welch gebietendem Tone er die Speisen begehrte, die ihm gerade in den Sinn kamen! Er wünschte Eier, Schinken, ein gebratenes Huhn, Roastbeef, Reis, Pudding und noch verschiedenes andere. Zum Glück konnte der Gast unbesorgt die größten Ansprüche an den Wirt stellen – ein besser geführtes Restaurant

konnte gar nicht gedacht werden. Alles Verlangte war vorhanden. Was immer der Gast forderte, der Wirt konnte stets ohne Zögern antreten: »Hier, mein Herr!« und schon standen die gewünschten Speisen auf dem Tisch und waren wirklich, jeder Zweifel ist ausgeschlossen, Eier, Schinken und Brathuhn obwohl ein uneingeweihter Beobachter sie vielleicht mit gewöhnlichen Kartoffeln verwechselt haben würde.

Aber ein Laden kann noch so herrlich ausgestattet sein – mit der Zeit erschöpfen sich die Vorräte, so wie auch der kräftigste Appetit mit der Zeit gesättigt werden kann. Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen geschah dies – o Wunder – in dem Augenblicke, als auch nicht eine Kartoffel mehr übrig blieb.

Sand wurde traurig, als er diese betrübende Entdeckung machte.

»Du hast la alles aufgegessen!« seufzte er mit einem Gesichte, auf dem die Enttäuschung deutlich geschrieben stand.

Dick ließ sich zu einer Erklärung herbei.

»Nachdem ich Gast war… sagte er, als ob es die natürlichste Sache von der Welt wäre. Ißt vielleicht der Wirt seine Speisen selbst auf?«

Aber diesmal schien Sand sich nicht überzeugen lassen zu wollen.

»Ja, aber ich habe gar nichts bekommen,« sagte er ganz gedrückt.

Dick bestieg das hohe Roß:

»Das soll wohl heißen, daß ich ein Nimmersatt bin? Auch recht! Ich spiele einfach nicht mehr mit! So!

– Dick!«… flehte Sand, durch diese fürchterliche Drohung ganz mürbe gemacht.

Das genügte! Dick ließ sofort alle Rachegedanken fallen.

»Nun gut, sagte er mit Gönnermiene; so will ich jetzt den Wirt machen und du kannst Gast sein.«

Das Spiel wickelte sich nun nach diesem neuen Programm ab. Sand ging erst aus der Grotte hinaus, kam wieder herein und setzte sich zu Tisch. Nach dieser Inszenierung näherte sich Dick seinem entzückten Gaste und bot ihm lächelnd einen Kieselstein an.

Aber Sand, dessen Geist nicht so schnell arbeitete, verstand nicht gleich und schaute bestürzt auf den Kieselstein.

»Dummkopf… sagte Dick. Das ist doch die Rechnung!

– Aber ich habe ja gar nichts gehabt, wagte der empörte Sand zu bemerken.

– Nachdem nichts mehr da ist… bleibt nur mehr das Zahlen übrig… In jedem Restaurant muß man doch zahlen!… Du mußt sagen: Kellner, ich will zahlen! – Ich sage darauf: Bitte sehr, mein Herr! – Dann sagst du: Hier ist ein Cent für das Essen und ein Cent für Sie! – Danke, mein Herr, werde ich sagen. – Dann mußt du mir zwei Cents geben.«

Alles spielte sich nach diesem logischen Plan ab. Sand traf den richtigen Ton, als er befahl: »Kellner, ich will zahlen,« und Dick brachte sein »Bitte sehr!« so naturgetreu vor, daß man ihn mit einem richtigen Kellner hätte verwechseln können. Der entzückte Sand gab ihm zwei Cents.

Aber bald trübte ein Gedanke das Vergnügen des Kindes.

»Du hast die guten Kartoffeln gegessen und ich muß sie bezahlen!« sagte er sehr niedergeschlagen.

Dick schien nichts zu hören; natürlich war ihm kein Wort entgangen; zum Beweise dafür wurde er bis über die Ohren rot.

»Wir kaufen dann eine Zuckerstange im Bazar »Rhodes«,« versprach er und suchte damit sein Gewissen zu beruhigen.

Dann, als gewiegter Diplomat, sagte er, um die Gedanken von dem einen Gegenstand abzuziehen.

»Jetzt wollen wir etwas anderes spielen!

– Was denn? erkundigte sich Sand.

– Wir werden »Löwe« spielen, sagte Dick, welcher sich die schöne Rolle natürlich selbst zudiktierte. Ich bin der Löwe. Du mußt erst hinausgehen und wenn du wieder hereinkommst, falle ich über dich her und fresse dich auf. Dann schreist du, so laut du kannst: »Zu Hilfe!«… Dann laufe ich schnell fort und komme als Jäger wieder und töte den Löwen!

– Aber du bist doch selbst der Löwe, sagte Sand nicht ohne Logik.

– Nein, ich bin der Jäger.

– Ja, wer soll mich denn dann fressen?

– Dummkopf!… Ich natürlich, während ich Löwe bin!«

Sand verfiel in allerlei tiefsinnige Betrachtungen und sah seinen Kameraden ganz verträumt an. Dieser störte ihn in seinem Nachsinnen.

»Du brauchst das gar nicht zu verstehen, sagte er. Jetzt geh' hinaus. Dann kommst du herein – und der Löwe wird in den Felsen auf dich warten… Der

Löwe bin ich… Ich liege auf der Lauer. Ein Löwe, mußt du wissen, muß oft sehr lange auf der Lauer liegen… Steige durch die Galerie in die obere Grotte und komme von außen wieder herein. Aber du ahnst von gar nichts, verstehst du?… Erst bis du den Löwen brüllen hörst«…

Und Dick stieß ein ohrenbetäubendes Gebrüll aus.

Sand war schon fortgelaufen. Er eilte durch die Spalte hinauf und mußte bald folgsam herunterkommen, um sich von dem Löwen fressen zu lassen.

Nachdem sein kleiner Freund sich entfernt hatte, verbarg sich Dick zwischen den Felsen. Er mußte eine halbe Stunde warten, aber das schien ihm nicht lang. Er war ganz Löwe und, wie er früher sehr weise bemerkt hatte, muß ein Löwe es verstehen, sich in Geduld zu fassen, wenn er auf der Lauer liegt. Um alles in der Welt hätte er nicht den Kopf aus seinem Versteck gestreckt, und obwohl er ganz allein war, ließ er doch gewissenhaft von Zeit zu Zeit ein gemäßigtes Brüllen hören, das der Vorläufer zu dem großen, fürchterlichen Triumphgebrülle war, das der Löwe ausstoßen würde, wenn der unglückliche Reisende gefressen war.

In diesen vorbereitenden Übungen wurde er unterbrochen; mehrere Personen stiegen den Weg zur Grotte hinan. Dick, ganz überzeugt, ein wirklicher Löwe zu sein, zeigte sich nicht, aber trotz seiner Umwandlung zum Wüstenkönig erkannte er in den Ankommenden Lewis Dorick, die Brüder Moore, Kennedy und Sirdey. Dick schnitt eine Grimasse. Er hatte gar keine Vorliebe für diese Gesellschaft und besonders Fred Moore war ihm verhaßt, weil er ihn als seinen erbitterten Feind betrachtete.

Die fünf Männer verschwanden in der Grotte, was Dick wieder sehr unangenehm berührte, und bald tönten ihre erstaunten Rufe an sein Ohr, als sie das Feuer entdeckten.

»Die Grotte gehört nicht ihnen!« brummte der »Löwe« in seinen Bart. Aber nun folgten andere Reden, die ihn aufhorchen und schaudern machten.

Sie sprachen von Pulver und Bomben und dieses letzte Wort, das er nicht recht verstand, wurde mit dem Namen des Gouverneurs und Hartlepools in Verbindung gebracht.

Vielleicht war er zu weit entfernt und hörte nicht genau… Vorsichtig näherte er sich dem Eingang der Grotte, bis er eine Stelle gefunden hatte, von der aus er jedes Wort deutlich vernehmen konnte.

Jetzt sprach gerade einer der Männer. Dick erkannte die Stimme Sirdeys.

»Nun, und dann? fragte der ehemalige Koch, welcher seiner Rolle als Kritiker treu geblieben war.

– Was – und dann? sagte Dorick in ärgerlichem Ton.

– Ja… sagte Sirdey. Deine Bombe und das Pulverfaß, das sind zwei verschiedene Dinge… Du kannst damit nicht alle umbringen… Und wenn auch der Kawdjer in die Luft geflogen ist, bleiben noch Hartlepool und die Männer der Wache!

– Was liegt an denen!… antwortete Dorick heftig. Ich fürchte sie nicht!… Wenn der Kopf abgeschnitten ist, zählt der Körper nichts mehr!«…

Umbringen!… Dem Gouverneur den Kopf abschneiden!… Dick war mit einem Male todernst geworden, als er, an allen Gliedern zitternd, diese schrecklichen Reden anhören mußte!

Fünftes Kapitel.

Ein Held.

Dem Gouverneur den Kopf abschneiden!… Dick vergaß gänzlich, seine Löwenrolle weiterzuspielen und dachte nur daran, schnell zu entkommen. Er mußte nach Liberia laufen… dort erzählen, was er vernommen hatte.

Unglücklicherweise hinderte ihn die Schnelligkeit, mit der er diesen Gedanken ausführen wollte, an der gebotenen Vorsicht seiner Bewegungen. Ein Stein löste sich unter seinen Füßen los und kam ins Rollen. Sofort eilte jemand zum Eingang der Höhle und schickte argwöhnische Blicke nach allen Seiten. Der erschreckte Dick erkannte Fred Moore.

Doch auch dieser hatte das Kind erblickt.

»Ach, das ist dieser Knirps!… sagte er. Was machst du hier?«

Dick war vor Schrecken wie gelähmt und antwortete nicht.

»Wo hast du denn heute deine Zunge gelassen?… fragte Fred Moore in barschem Tone. Du bist ja sonst immer so schlagfertig… Na, warte! Ich werde dich schon reden lehren!… Ich!«

Trotz aller Angst fiel es Dick jetzt ein, daß er ja Beine zu seiner Verfügung habe. Er rannte, so schnell er konnte, den Abhang hinab. Aber sein Feind hatte ihn mit wenigen Schritten eingeholt, packte ihn beim Gürtel und hob ihn wie eine Feder in die Luft.

»Warte nur!… zischte er zwischen den Zähnen hervor, indem er das sprachlose Kind bis zu seinem Gesicht emporhob. Die Lust zum Spionieren soll dir gründlich benommen werden, kleine Schlange!«

Im selben Augenblicke war er in der Grotte und warf Dick wie ein lebloses Bündel Dorick vor die Füße.

»Seht, sagte Fred Moore, was ich draußen gefunden habe. Er hat spioniert.«

Ein Fußtritt Doricks nötigte das Kind zum Aufstehen.

»Was hast du hier zu suchen? fragte er strenge.

Dick fürchtete sich sehr; offen gesagt, er zitterte wie Espenlaub. Aber sein Stolz war größer als seine Furcht und überwand sie. Er richtete seine kleine Gestalt hoch auf; wie ein gereizter Hahn auf dem Kampfplatz stand er da und sagte in seinem arrogantesten Tone:

»Das geht Sie gar nichts an!… Man wird wohl noch das Recht haben, in der Grotte »Löwe« spielen zu dürfen… Die Grotte gehört nicht Ihnen!

– Willst du wohl höflicher antworten, du Giftkröte!« schrie Fred Moore, indem er nach dem Knaben schlug.

Aber Schläge erwiesen sich bei Dick als wirkungsloses Erziehungsmittel. Lieber hätte er sich in Stücke hauen lassen, als daß er nachgegeben hätte. Anstatt eine demütige Haltung anzunehmen, schien seine winzige Gestalt im Gegenteil noch zu wachsen; er ballte die kleinen Fäuste, sah seinem riesigen Gegner fest ins Auge und sagte verachtungsvoll: »Großer Feigling!«…

Fred Moore beliebte es, dieses Schimpfwort nicht aufzugreifen.

»Was hast du erlauscht? fragte er. Du wirst es uns augenblicklich sagen, sonst«…

Fred Moore hob die Hand auf, ließ sie auch mehrmals und stets mit erneuter Kraft niederfallen. Dick beharrte in seinem hartnäckigen Stillschweigen.

Dorick mischte sich hinein.

»Laß ihn in Ruhe! sagte er. So erfährst du nichts… Für uns ist es auch ganz gleichgültig, ob er etwas erlauscht hat oder nicht, wir werden nicht so dumm sein, ihm seine Freiheit wiederzugeben…

– Du wirst ihn doch nicht töten, sagte Sirdey, welcher entschieden blutigen Lösungen feindlich gegenüberstand.

– Fällt mir nicht ein, sagte Dorick und zuckte die Achseln. Aber binden will ich ihn… Hat einer einen Strick bei sich?

– Hier, sagte Fred Moore und zog aus seiner Tasche den verlangten Gegenstand.

– Und hier,« fügte William Moore hinzu, in dem er Dorick seinen Ledergürtel

reichte.

Im Handumdrehen war Dick gefesselt, so daß er sich nicht rühren konnte. Die Knöchel waren aneinandergeschnürt, die Hände am Rücken gebunden, es war ihm auch nicht die leiseste Bewegung möglich. Dann trug ihn Fred Moore in die zweite Grotte und warf ihn dort auf den Boden nieder.

»Daß du dich ruhig verhältst, schärfte er dem Gefangenen beim Hinausgehen ein, sonst bekommst du's mit mir zu tun, verstanden?«

Nach dieser Ermahnung kehrte er zu seinen Gefährten zurück und das gleiche Gespräch wurde weitergesponnen. Aber bald war alles bestimmt und der Zeitpunkt des Handelns nahe. Während die anderen miteinander Rat pflogen, hatte Dorick den Teer aufs Jener gesetzt und machte sich gleich darauf mit unendlicher Sorgfalt an die Herstellung seiner todbringenden Bombe.

Aber während die fünf Elenden alles zum Verbrechen vorbereiteten, war ihr Schicksal ohne ihr Wissen besiegelt. Die Gefangennahme Dicks alte einen Zeugen gehabt. Als Sand sich zu der vereinbarten Stelle begeben wollte, wo ihn der Löwe überfallen und fressen sollte, beobachtete er die ganze Szene. Er hatte gesehen, wie Dick gepackt, geschlagen, gefesselt und in die zweite Grotte geschleppt worden war.

Sand war der Verzweiflung nahe. Warum hielt man Dick zurück?… Warum hatte man ihn geschlagen?… Warum hatte ihn Fred Moore fortgetragen?… Was wollte man ihm tun?… Vielleicht umbringen?… Vielleicht war er auch nur verwundet und rasche Hilfe konnte ihn noch retten!…

Dann konnte nur Sand sie ihm bringen. Er stürzte den Hügel hinauf, kletterte wie eine Gemse bis zur oberen Grotte und kroch die enge Galerie hindurch, welche die beiden Höhlensysteme verband. In weniger als einer Viertelstunde war er unten, wo die Spalte sich zu der finsteren Grotte erweiterte, die jetzt Dicks Kerker war.

Durch die Verbindung, die von der äußeren Höhle zu dieser Grotte führte sickerte ein wenig Licht; von dorther drang auch verworrenes Stimmengeräusch, man hörte Lewis Dorick und seine Gefährten reden. Sand war sich der Größe der Gefahr wohl bewußt und schlich mit äußerster Vorsicht und bedeutend verlangsamten, unhörbaren Schritten zu seinem Freund.

Schiffsjungen führen immer ein Taschenmesser mit sich. Schnell hatte Sand das seinige geöffnet und zerschnitt damit die Bande des Gefangenen.

Als dieser sich wieder Herr seiner Bewegungen fühlte, lief er, ohne ein Wort zu sagen, auf die Spalte zu, durch welche ihm Rettung geworden war. Es

handelte sich auch um keinen Scherz. Er allein wußte, dank der wenigen aufgefangenen Worte, wie ernst die Situation war und daß sie schnelles Handeln erforderte.

Ohne deshalb seine Zeit mit Dankesworten zu verschwenden, stürzte er durch die Spalte und erklomm die Höhe, während der arme Sand ihm atemlos und keuchend folgte.

Die Flucht der beiden hätte leicht gelingen können, hätte nicht das Unglück es gewollt, daß Fred Moore gerade in diesem Augenblick, einer Laune folgend, nach dem Gefangenen sehen wollte. In dem unsicheren Lichte, das aus der ersten Grotte hineinfiel, glaubte er zu sehen, daß sich etwas bewegte. Auf gut Glück folgte er der Gestalt und entdeckte so die aufsteigende Galerie, deren Vorhandensein er bisher noch nicht geahnt hatte. Natürlich begriff er sogleich, daß sein Gefangener entflohen war; er stieß einen furchtbaren Fluch aus und begann als dritter die Höhe zu erklettern.

Wenn auch die Kinder fünfzehn Meter Vorsprung hatten, so besaß Fred Moore viel längere Beine, und nachdem der Gang im unteren Teile ziemlich geräumig war, konnte er sie tüchtig ausgreifen lassen. Zwar bildete die vollständige Dunkelheit, die ihn umgab, ein bedenkliches Hindernis für sein Vordringen in dieser finsteren Galerie, die Dick und Sand sehr gut kannten. Aber Fred Moore war zornig und im Zorne achtet man nicht auf die Ratschläge der Vernunft. So lief er in der Finsternis aus Leibeskräften weiter, mit vorgestreckten Händen, ohne zu ahnen, daß er sich an einer der Unebenheiten der Decke den Kopf zerschellen konnte.

Fred Moore wußte nicht, daß er zwei Flüchtlinge vor sich hatte. Er konnte gar nichts unterscheiden und die Kinder hüteten sich, miteinander zu sprechen. Nur die vom Abhang niederrollenden Steine sagten ihm, daß er sich auf der richtigen Fährte befand und nachdem er sich dem Lärm näherte, vermutete er, daß er das Kind bald erreicht haben würde.

Die Knaben taten ihr Möglichstes. Sie wußten, daß sie verfolgt waren und daß der Verfolger ihnen immer näher kam. Aber sie verzweifelten nicht. Ihre Anstrengungen zielten darauf hin, die Verengerung der Spalte zu erreichen, wo das Gewölbe nur von einem einzigen Stein gestützt wurde; hatten sie diese gefährliche Stelle passiert, dann waren sie im Vorteil, denn dann wurde der Gang schmal und niedrig. Sie mit ihrer kleinen Gestalt konnten noch laufen, ihr großer Feind mußte sich aber bücken.

Endlich war dieses Ziel ihrer Wünsche erreicht. Tief gebückt, kam Dick glücklich vorbei. Sand, welcher auf seinen Händen und Knien kroch, war dicht

hinter ihm, als er plötzlich zum Stillstand gezwungen wurde. Ein brutaler Griff hatte seinen Knöchel umfaßt und eine zornige Stimme schrie triumphierend:

»Hab’ ich dich, Halunke!«

Fred Moore kannte sich nicht mehr vor Wut. Nichts ließ vermuten, daß der Gang sich plötzlich verengern und niedriger werden würde und er hätte sich fast den Kopf zerschmettert. Seine Stirn war so heftig an das Gewölbe angeprellt, daß der Schlag ihn halb betäubte und er zu Boden fiel. Doch diesem Falle verdankte er seinen Erfolg; er hatte instinktiv die Hand ausgestreckt, um sich zu schützen und damit den Faß des Flüchtlings berührt.

Sand glaubte sich verloren… Jetzt würde man sich seiner entledigen und Dick weiter verfolgen und auch einholen… Und was würde dann mit Dick geschehen?… Man würde ihn einsperren… vielleicht töten… Das durfte nicht sein, er mußte es um jeden Preis verhindern!…

Ob Sand wirklich in dieser Reihenfolge überlegte! War es infolge dieser Gedanken, daß er zu dem verzweifelten Rettungsmittel seine Zuflucht nahm? Wer kann es wissen! Viel Zeit zum Nachdenken konnte er nicht gehabt haben, denn das ganze Drama spielte sich vom Anfang bis zum Ende in zwei Sekunden ab.

Ost scheint es, als ob in besonderen Lebenslagen ein anderes Wesen in uns auftauche, für uns dächte und handelte. Das »zweite Bewußtsein«, wie die Philosophen es nennen, läßt uns oft ganz plötzlich, wenn wir gar nicht daran denken, die Lösung eines Problems finden, die wir lange vergebens gesucht. Ihm verdanken wir die Reflexbewegungen und unwillkürlichen Gesten, welche äußerliche Erregungen hervorrufen. Es ist dieses sogenannte zweite Bewußtsein, das uns plötzlich zu Handlungen hinreißt, deren eigentliche Ursache in uns zu suchen ist, die aber unser Wille nicht klar gewollt hat.

Sand sah nur eines deutlich vor Augen: die Notwendigkeit, Dick zu retten und den Verfolger aufzuhalten. Das »zweite Bewußtsein« tat das übrige. Seine beiden Ärmchen streckten sich ganz von selbst aus und zerrten an dem schwebenden Block, der das Gewölbe trug, während Fred Moore, die Gefahr nicht ahnend, ihn heftig nach rückwärts riß.

Der Steinblock gab nach, rutschte hinab und das Gewölbe brach mit dumpfem Krachen zusammen.

Dick wurde bei dem Geräusch von einem vagen Angstgefühl ergriffen und blieb stehen, um zu lauschen. Aber nichts regte sich mehr. Es herrschte wieder Schweigen, so tief und undurchdringlich wie die Finsternis, in der er vorwärts eilte. Er rief Sand, erst leise, dann lauter… und noch lauter… Als er keine

Antwort erhielt, lief er zurück, mußte aber vor den angehäuften Felstrümmern haltmachen, welche ihn am weiteren Vordringen hinderten. Er verstand nun alles! Das Gewölbe war eingestürzt und Sand lag darunter begraben…

Einen Augenblick lang stand Dick ganz regungslos da, wie vom Schlage gerührt, dann rannte er davon und als er das Tageslicht über sich sah, stürzte er den Abhang wie ein Wahnsinniger hinab.

Der Kawdjer war mit Lesen beschäftigt, ehe er sich zu Bette begab, als die Tür des Regierungsgebäudes heftig aufgerissen wurde. Eine Art Kugel, aus der unartikulierte Worte und Schreie hervorkamen, wand sich zu seinen Füßen. Nach dem ersten Erstaunen erkannte er Dick.

»Sand… Gouverneur!… Sand!« stöhnte er.

Der Kawdjer blickte ernst auf ihn nieder.

»Was bedeutet dies… Was gibt es?«

Aber Dick schien nicht zu hören. Er blickte ihn ganz verständnislos an, mit unstetem Blick; die Tränen rollten ihm über die Wangen und aus seiner heftig arbeitenden Brust kamen zusammenhangslose Worte:

»Sand… Gouverneur!… Sand… keuchte er und faßte den Kawdjer an der Hand, als ob er ihn fortziehen wollte. In der Grotte… Dorick… Moore… Sirdey… Die Bombe… Kopf abschneiden… Und Sand… zerschmettert!… Sand… Gouverneur!… Sand«…

Trotz ihrer Zusammenhangslosigkeit waren die Worte klar verständlich. Etwas Außergewöhnliches mußte sich in der Grotte ereignet haben, etwas, wobei auf irgendeine Weise Dorick, Moore und Sirdey beteiligt waren und Sand zum Opfer gefallen war. Aus Dick waren genauere Mitteilungen jetzt nicht herauszubringen. Der Knabe, im Paroxismus der Todesangst, wiederholte immer wieder dieselben Worte und schien den Verstand verloren zu haben.

Der Kawdjer stand auf, rief Hartlepool und erklärte ihm rasch:

»Es ist in den Grotten etwas geschehen… Nehmen Sie fünf Leute und Fackeln mit sich und kommen Sie mir schnell nach. Eilen Sie ja!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, gehorchte er dem Zuge der kleinen Hand, die ihn immer fester hielt und eilte im Laufschritt der Landspitze zu. Zwei Minuten später folgte ihm Hartlepool an der Spitze von fünf bewaffneten Männern.

Zum Unglück war der Kawdjer schon in der undurchdringlichen Dunkelheit verschwunden. »Zu den Grotten,« hatte er gesagt Hartlepool eilte dahin, aber zu der Grotte, die er am besten kannte, wo er einst die Gewehre versteckt hatte, während der Kawdjer, von Dick geführt, sich mehr nach Norden wandte, so daß

er die Landspitze umging und am anderen Abhang jene untere Grotte erreichte in der Dorick sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Dieser hatte seine Arbeit unterbrochen, als er Fred Moores zornigen Ausruf bei der Entdeckung der Flucht des Gefangenen hörte; von seinen drei Gefährten gefolgt, war er in die zweite Grotte gedrungen, um dem Kameraden hilfreiche Hand zu leisten.

Aber schließlich hatte Fred Moore nur mit einem Kinde zu tun, darum hielt er sich nicht weiter auf und nach einem kurzen Blick in die ihn umgebende Finsternis nahm er seine Arbeit wieder auf.

Diese war nun beendigt und Fred Moore noch immer nicht zurückgekehrt. Man verwunderte sich ob seines langen Ausbleibens; mit einem brennenden Aste drang man in die innere Grotte ein, William Moore an der Spitze, dann Dorick und Kennedy. Sirdey folgte zuerst seinen Kameraden, machte aber bald wieder kehrt und während seine Freunde die zweite Grotte durchsuchten, trat er aus der ersten heraus und verschwand, von der sinkenden Nacht begünstigt, zwischen den Felsen. Dieses unerklärliche Verschwinden Fred Moores bedeutete nichts Gutes. Er sah unangenehme Verwicklungen voraus. Und Sirdey war kein Heldenherz! Weit davon! Für List, Betrug, zweideutige und hinterlistige Wege war er zu haben, aber offene Schläge waren nicht sein Fall. Er brachte darum sein kostbares Leben in Sicherheit, entschlossen, sich erst die weitere Entwicklung der Dinge anzusehen, ehe er sich zeigte.

Inzwischen hatten Dorick und Genossen die Galerie entdeckt, in welche Fred Moore bei der Verfolgung Dicks und Sands eingedrungen war. Einen anderen Ausweg gab es nicht, ein Irrtum war demnach ausgeschlossen.

Der, den man suchte, mußte diesen Weg benützt haben, das war sicher. Sie schlugen ihn denn auch ein, waren aber nach ungefähr hundert Metern zum Stillstand gezwungen Ein Berg von Felstrümmern hinderte sie am weiteren Vordringen. Die Galerie war eine Sackgasse ohne Ausweg.

Vor diesem unerwarteten Hindernis blieben sie stehen und blickten sich mit entsetzten Mienen an. Wo zum Teufel steckt denn Fred Moore?… Unfähig, eine Antwort auf diese Frage zu finden, gingen sie den Weg, den sie gekommen waren, wieder zurück, ohne zu ahnen, daß ihr Gefährte unter diesem Trümmerhaufen begraben lag.

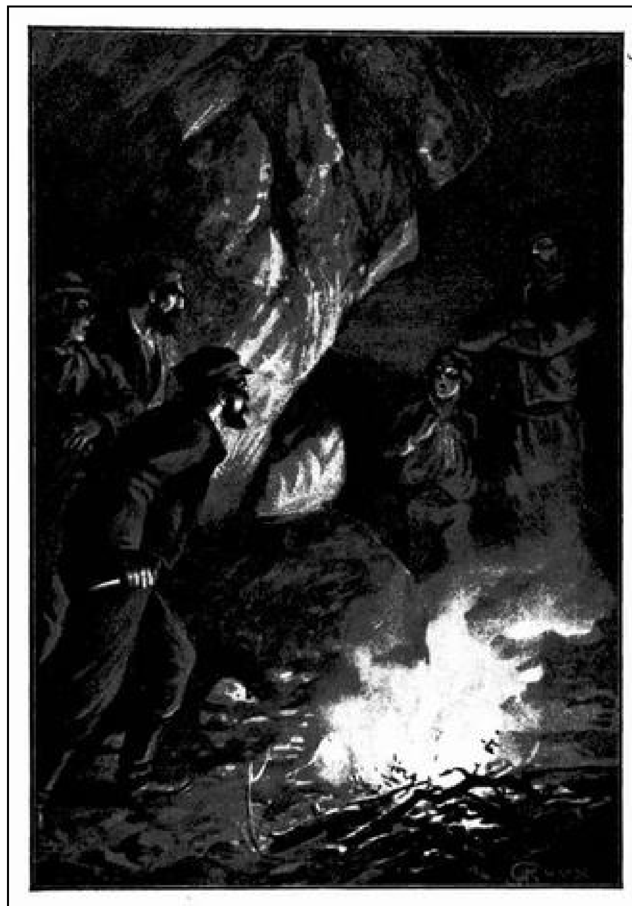
Sehr bestürzt über dieses unlösliche Rätsel kehrten sie zur ersten Grotte zurück. Hier wartete ihrer eine unangenehme Überraschung. Eben waren sie eingetreten, als zwei menschliche Gestalten, ein Mann und ein Kind, im Eingang auftauchten.

Das Feuer brannte noch lustig und sein Lichtschein erhellte die Finsternis. Die Schurken erkannten den Mann und das Kind.

»Dick!«… riefen die Drei ganz verblüfft, den Schiffsjungen, den sie vor einer halben Stunde gebunden in die zweite Grotte geschafft hatten, jetzt von dieser Seite erscheinen zu sehen.

»Der Kawdjer«… kam es dann von ihren Lippen, halb erschreckt und halb zornig.

Einen Augenblick zögerten sie noch, dann gewann der Zorn die Oberhand und Kennedy und William Moore stürzten gleichzeitig vorwärts.



Der Kawdjer stand unbeweglich auf der Schwelle. (S. 352.)

Der Kawdjer stand unbeweglich auf der Schwelle; seine hohe Gestalt wurde von der Flamme voll beleuchtet; ruhigen Blickes erwartete er seine Angreifer. Diese hatten ihre Messer gezogen. Aber sie fanden nicht Zeit, dieselben zu gebrauchen. Jeder fühlte sich mit eisernem Griffe an der Kehle gepackt und die

beiden Köpfe wurden mit Wucht aneinandergeschlagen. Betäubt fielen beide gleichzeitig zu Boden.

Kennedy hatte genug, wie man sagt. Er blieb lang ausgestreckt liegen, bewußtlos, während William Moore sich wankend erhob.

Ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, trat der Kawdjer auf Dorick zu…

Dieser hatte, wie gelähmt durch die Plötzlichkeit des Vorganges, dem kurzen Kampfe zugesehen, ohne daran teilzunehmen. Er war im Hintergrunde stehen geblieben und hielt seine Bombe in der Hand, von der einige Zentimeter Zündschnur herabhingen.

Er sah das Resultat des kurzen Ringens und es war ihm klar, daß jeder Widerstand vergeblich war. Aus der Bewegung des Kawdjer erkannte er, daß alles verloren war…

Da schlug der Wahnsinn seine Krallen um ihn… Eine Blutwelle stieg ihm zu Kopf: »er sah alles rot«, wie die volkstümliche Ausdrucksweise sagt… Wenigstens einmal im Leben wollte er Sieger sein!… Und wenn er dabei zugrunde ging – auch der andere mußte zugrunde gehen!…

Er sprang zum Feuer hin und ergriff einen brennenden Zweig, den er der Zündschnur näherte und sein Arm holte weit aus, um das Projektil zu schleudern…

Aber die Zeit wurde ihm zu kurz, diese mörderische Bewegung auszuführen. War es Ungeschicklichkeit, ein Fehler in der Zündschnur oder eine andere Ursache? Die Bombe platzte noch in seiner Hand. Es ertönte plötzlich eine laute Detonation… Der Boden erzitterte und durch die Öffnung der Grotte schlug eine mächtige Feuergarbe hinaus…

Auf die Explosion erfolgte draußen ein lauter Schreckensruf. Hartlepool und seine Leute hatten endlich ihren Irrtum eingesehen und kamen im Laufschritt herbeigeeilt, gerade rechtzeitig, um dem Drama beizuwohnen. Sie sahen die Flamme in zwei Zungen zu beiden Seiten des Kawdjer, dessen Knie der vor Schreck zitternde Dick umklammerte, aus der Grotte herauszüngeln; unbeweglich stand er, wie ein Marmorblock, inmitten dieses Feuerkreises. Sie stürzten herbei, um ihrem Oberhaupt beizustehen.

Dieser bedurfte ihres Beistandes nicht. Die Explosion hatte ihn wunderbarerweise verschont. Die verschobenen Gase hatten sich in zwei Strömungen geteilt, die ihn nur gestreift hatten, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Unbeweglich und aufrecht, wie man ihn in der Gefahr gesehen hatte, fand man ihn jetzt, nachdem sie vorüber war. Er hielt diejenigen, die ihm beispringen

wollten, mit einer Handbewegung zurück.

»Bewachen Sie den Eingang, Hartlepool,« sagte er mit seiner gewöhnlichen, ruhigen Stimme.

Hartlepool und seine Leute gehorchten, obwohl sie diese Kaltblütigkeit unbegreiflich fanden; sofort war vor der Öffnung der Grotte eine menschliche Mauer aufgepflanzt. Der Rauch verzog sich allmählich, aber die Gewalt der Explosion hatte das Feuer verlöscht und es herrschte undurchdringliche Finsternis.

»Licht her, Hartlepool,« befahl der Kawdjer. Eine Fackel wurde angezündet und nun drang man in die Höhle.

Durch die Ruhe und Finsternis begünstigt, löste sich draußen aus dem Felsen ein Schatten los. Sirdey wußte nun, wonach er sich zu richten hatte. Dorick war tot oder wurde gefangen genommen, für ihn war jetzt der Moment gekommen, sich in Sicherheit zu bringen. Erst ging er nur langsamen Schrittes weiter; als er aber die Entfernung groß genug glaubte, beschleunigte er seine Flucht und war bald in der Nacht verschwunden.

Inzwischen untersuchten der Kawdjer und seine Leute den Schauplatz der letzten tragischen Ereignisse. Es sah dort fürchterlich aus. Auf dem mit Blut bespritzten Boden lagen entsetzlich zerrissene menschliche Glieder herum. Es war schwer, Dorick zu erkennen, dem durch die Explosion Kopf und Arme abgerissen waren. Wenige Schritte von ihm lag William Moore mit zerrissenem Leibe und weiter weg Kennedy, welcher keine sichtbare Wunde an sich trug. Er schien zu schlafen.

Der Kawdjer näherte sich dem letzteren.

»Er lebt,« sagte er.

Wahrscheinlich verdankte der einstige Matrose sein Leben dem Umstand, daß er – halb erwürgt vom Kawdjer – unfähig gewesen war, sich aufzurichten.

»Ich sehe Sirdey nirgends, bemerkte der Kawdjer, als er um sich blickte… Er war auch an dem Komplott beteiligt, wie es scheint!«

Die Grotte wurde vergebens nach Sirdey durchsucht. Es fand sich keine Spur des Kochs vom »Jonathan« vor. Statt seiner entdeckte Hartlepool unter den angehäuften Zweigen das vermißte Pulverfaß, aus dem Dorick nur einen kleinen Teil herausgenommen hatte.

»Hier ist unser Faß!… rief er triumphierend. Das sind auch die Schurken von damals!«

Jetzt schmiegte sich eine kleine Land in diejenige des Kawdjer und eine

schwache Stimme schluchzte:

»Sand… Gouverneur!… Sand!«

Dick hatte recht. Es war noch nicht alles klar. Sand mußte noch gefunden werden, da er nach der Aussage seines Freundes an der Sache mitbeteiligt war.

»Führe uns, mein Junge!« sagte der Kawdjer.

Dick betrat den Verbindungsgang und mit Ausnahme eines Mannes, welcher zu Kennedys Bewachung zurückblieb, folgten ihm alle. Man durchschritt die zweite Grotte und stieg dann die Galerie hinan bis zu der Stelle, wo der Einsturz erfolgt war.

»Da!« sagte Dick und zeigte mit der Hand auf die Steintrümmer.

Er schien unter dem Einfluß eines furchtbaren Schmerzes zu stehen und sein zerfahrenes Aussehen weckte das Mitleid der Männer, deren Beistand er anflehte. Er weinte nicht mehr, in seinen Augen brannte das Fieber und seine Lippen konnten kaum einige Worte artikulieren.

»Da? fragte der Kawdjer sanft. Aber du siehst ja, Kleiner, daß man nicht weiter vordringen kann!

– Sand, wiederholte Dick hartnäckig und seine zitternde Hand wies nach der gleichen Richtung.

– Was willst du denn sagen, mein Kind? forschte der Kawdjer. Doch nicht etwa, daß dein Freund Sand darunter begraben liegt?

– Ja, brachte Dick mühsam hervor. Früher… konnte man weiter gehen… Dorick hatte mich gefangen… Ich habe mich retten können… Sand war hinter mir… Fred Moore verfolgte uns… Da hat Sand… Sand… alles zusammenstürzen lassen… um mich zu retten… und alles ist… auf ihn… gefallen!«…

Dick schwieg und warf sich dem Kawdjer zu Füßen.

»Oh, Gouverneur! flehte er. Sand!«…

Der Kawdjer, bis ins Innerste tief bewegt, versuchte das Kind zu beruhigen.

»Sei ruhig, mein Junge, sagte er gütig; sei nur ruhig… Wir werden deinem kleinen Freund schon helfen… Vorwärts! Ans Werk, wir anderen!« befahl er, zu Hartlepool und seinen Leuten gewendet.

Man machte sich mit fieberhafter Eile an die Arbeit. Ein Felsblock nach dem anderen wurde losgerissen und fortgeschafft. Zum Glück waren die Trümmer nicht groß, so daß diese starken Arme sie bewegen konnten.

Dick hatte sich dem Wunsche des Gouverneurs gefügt und war folgsam in die erste Grotte zurückgekehrt, wo Kennedy, von einem Mann bewacht, langsam zum Bewußtsein zurückkehrte. Hier hatte er sich auf einen Stein neben dem Eingang gesetzt und wartete bewegungslos, mit starrem Blick, daß der Gouverneur sein Versprechen erfülle.

In der Galerie wurde bei Fackelbeleuchtung inzwischen mit Feuereifer weitergearbeitet. Dick hatte die Wahrheit gesagt. Unter den Steinen lagen menschliche Körper. Kaum waren die ersten Felsstücke entfernt, als ein Faß zum Vorschein kam. Es war kein Kinderfuß und konnte nicht Sand angehören, sondern ein Männerfuß von beträchtlicher Größe.

Man beeilte sich, so sehr man konnte. Auf den Fuß folgte das Bein, dann der Rumpf eines Mannes und bald war der ganze Körper, der mit dem Gesichte auf der Erde lag, sichtbar. Aber als man den Mann ans Licht ziehen wollte, stieß man auf Widerstand. Sein nach vorne ausgestreckter Arm war noch mit Steinen bedeckt und schien etwas festzuhalten. So war es auch, denn als die Steine entfernt waren, sah man, daß seine Hand den Knöchel eines Kinderfußes umklammerte.

Man löste seine Finger los und drehte den Mann um Es war Fred Moore. Er war tot. Der Kopf war zu Brei zermalmt und der Brustkasten eingedrückt.

Jetzt wurde noch rastloser gearbeitet. Dieser Kinderfuß, den Fred Moore in seinen erstarrten Fingern gehalten hatte, konnte nur Sand gehören.

Der Körper wurde in derselben Ordnung sichtbar wie der frühere. Auf den Fuß folgte das Bein, aber in kürzerer Zeit als bei Fred Moore, da Sand um so viel kleiner war.

Konnte der Kawdjer sein Versprechen halten und Dick den kleinen Freund zurückgeben? Es schien kaum möglich, wenn man, aus den Beinen des armen Kindes urteilend, den traurigen Schluß auf den übrigen Körper zog. Die Beine waren buchstäblich zermalmt, plattgedrückt und die Knochen zerbrochen, das Fleisch in Fetzen.

Wie angestrengt die Männer auch arbeiteten, sie mußten jetzt einen Augenblick innehalten und überlegen, ehe sie dem großen Steinblock zu Leibe gingen, der die Knie des armen Sand zermalmt hatte. Dieser Block stützte alles auf ihm liegende Gestein, es hieß daher vorsichtig zu Werke gehen, um einen neuen Einsturz zu verhüten.

Die Arbeit wurde dadurch wesentlich verlangsamt, aber schließlich war auch der große Block entfernt…

Die Männer stießen einen Laut freudigster Überraschung aus. Unter ihm war ein leerer Raum und darinnen lag Sand, wie in einem Grabe, wie Fred Moore mit dem Gesichte auf der Erde; aber die Felsen hatten sich gegenseitig gestützt und seine Brust war frei geblieben. Wäre nicht der beklagenswerte Zustand seiner Beine gewesen, so hätte er das schreckliche Abenteuer, ohne Schaden zu nehmen, überstanden.

Mit der größten Vorsicht zog man ihn heraus und legte ihn bei einer Fackel nieder. Seine Augen waren geschlossen, seine Lippen weiß und fest zusammengepreßt, sein Gesicht totenblaß. Der Kawdjer beugte sich über das Kind…

Lange, lange horchte er hin. Wenn noch ein Atemzug diese Brust hob, mußte er sehr leise sein…

»Er atmet noch,« sagte er endlich.

Zwei Männer hoben die leichte Last empor und langsam wurde der Abstieg angetreten. Ein unheimlicher Abstieg auf dieser unterirdischen Straße, deren dräuende Schatten die qualmende Fackel erst enthüllte. Der leblose Kopf schwankte hin und her und die zermalmten Beine, von denen das Blut in dicken Tropfen abfloß, waren ein entsetzlicher Anblick.

Als der traurige Zug die äußerste Höhle erreicht hatte, schreckte Dick aus seiner Bewegungslosigkeit empor und blickte auf… und sah das blutlose Gesicht und die toten Beine…

Seine Augen traten weit aus ihren Höhlen, alle Qualen der Todesangst standen darin geschrieben und mit einem gellenden Aufschrei stürzte er zu Boden.

Sechstes Kapitel.

Während achtzehn Monaten.

Die Morgenröte des 31. März erstrahlte am östlichen Himmel, ohne daß der durch die Vorfälle der letzten Nacht heftig bewegte Kawdjer ein Auge geschlossen hätte. Welch schreckliche Stunden lagen hinter ihm! Er hatte die menschliche Seele von ihrer schlechtesten und erhabensten Seite kennen gelernt, – Regungen ungezügelten Hasses und edelster Selbstlosigkeit beobachten können.

Ehe er sich mit den Schuldigen beschäftigte, hatte seine ganze Sorge den unglücklichen Opfern der Katastrophe gegolten. Zwei eiligst hergestellte Tragbahren hatten sie rasch ins Regierungsgebäude geschafft.

Als Sand völlig entkleidet auf seinem Lager lag, schien sein Zustand noch besorgniserregender. Es gab überhaupt keine Beine mehr – alles war Brei. Der Anblick dieses jungen, zermalmten Körpers war so herzbewegend, daß Hartlepool vom Schmerze übermannt wurde und dicke Tränen über seine von Wind und Wetter gebräunten Wangen herabkollerten.

Mit mütterlicher Zartheit verband der Kawdjer diese Fleischfetzen und Knochensplitter. Sand konnte sich nie, nie wieder seiner Beine bedienen und war verdammt, bis zum letzten Lebenstage als Krüppel seine Tage zu verbringen. Daran war nichts zu ändern – wenn man nur eine Amputation vermeiden konnte, die bei diesem zarten Organismus sehr gefährlich sein mußte.

Als der Verband angelegt war, goß der Kawdjer dem Kind einige stärkende Tropfen zwischen die farblosen Lippen; es stieß einige schwache Klagelaute aus und murmelte unverständliche Worte.

Dick, mit dem sich der Kawdjer in zweiter Linie beschäftigte, schien gleichfalls in Lebensgefahr. Er lag mit geschlossenen Augen da, sein Gesicht war ziegelrot und von nervösen Zuckungen verzerrt, der Atem ging kurz und pfeifend; er hatte die Zähne fest zusammengebissen und ein heftiges Fieber schüttelte ihn. Als der Kawdjer die verschiedenen Symptome wahrnahm, schüttelte er besorgt das Haupt. Wenn auch Dick im Besitze seiner gefunden Glieder war und weniger erschreckend aussah – sein Zustand war viel bedenklicher als bei Sand.

Als die beiden Kinder zu Bett gebracht waren, begab sich der Kawdjer trotz der vorgerückten Stunde zu Harry Rhodes und setzte ihn von den jüngsten Ereignissen in Kenntnis. Harry Rhodes war entsetzt von dem Gehörten und gleich bereit, mit den Seinigen zu helfen. Es wurde bestimmt, daß Frau Rhodes mit Clary, Tullia und Graziella abwechselnd an den Schmerzenslagern der beiden Kinder wachen sollten, die jungen Mädchen bei Tage, die Mütter während der Nacht. Frau Rhodes übernahm die erste Nachtwache und ging gleich mit dem Kawdjer fort.

Jetzt erst, nachdem das Notwendigste geschehen, suchte auch er einige Stunden der Ruhe die ihm aber versagt bleiben sollten. Sein Herz wurde von zu vielen Eindrücken bestürmt und ein schweres Problem stand vor seinem Gewissen auf.

Von den fünf Mördern waren drei vom Tode ereilt worden. Wenn der eine, Sirdey, auch verschwunden war und im Inneren der Insel herumirrte, mußte er unbedingt gefunden werden, und der fünfte, Kennedy, erwartete im wohlverwahrten Kerker sein Todesurteil. Nachdem dieser Anschlag den Tod

dreier Menschen, einen Fluchtversuch und die Lebensgefahr zweier Kinder zur Folge gehabt hatte, konnte er diesmal unmöglich totgeschwiegen werden. Auch wußten schon zu viele Personen darum, als daß das Stillschweigen bewahrt werden konnte. Also mußte gehandelt werden. Aber wie?

Die Handlungsweise dieser Menschen wies keinen gemeinsamen Zug mit der des Kawdjer auf, aber sie waren von den gleichen Prinzipien ausgegangen. Diese Leute hatten, wie er selbst, großen Abscheu vor jeder Einschränkung ihrer Freiheit, vor jedem Zwang und wollten sich nicht fügen. Die Verschiedenheit des Temperamentes hatte das übrige getan. Sie wollten die Tyrannei vernichten, während er sich damit zufrieden gegeben hatte, sie zu fliehen. Ihr Freiheitsbedürfnis entsprang derselben Quelle, wenn es sich auch verschieden äußerte, und diese Männer waren schließlich nur Empörer, wie er selbst auch ein Empörer gewesen war. Er erkannte sich in mancher Hinsicht in ihnen wieder; hatte er jetzt, da er ihnen als der Stärkere überlegen war, ein Recht, sie zu bestrafen?

Kaum hatte sich der Kawdjer erhoben, so begab er sich ins Gefängnis, wo Kennedy, auf eine Bank hingestreckt, die Nacht verbracht hatte. Er stand beim Eintritt des Gouverneurs auf; nicht genug mit diesem Beweise seiner Achtung, er nahm auch die Mütze ab. Dazu mußte der ehemalige Matrose beide Hände gleichzeitig aufheben, weil sie durch eine kurze, starke Kette gefesselt waren. Dann wartete er, mit gesenkten Blicken, auf das Kommende.

Kennedy sah so wie ein in der Falle gefangenes Tier aus. Um ihn herum war Luft, Raum, Freiheit… Jetzt hatte er kein Anrecht mehr auf diese natürlichen Güter der Menschheit; er hatte andere Menschen darum berauben wollen und jetzt beraubten ihn diese anderen Menschen.

Sein Anblick war dem Kawdjer unerträglich.

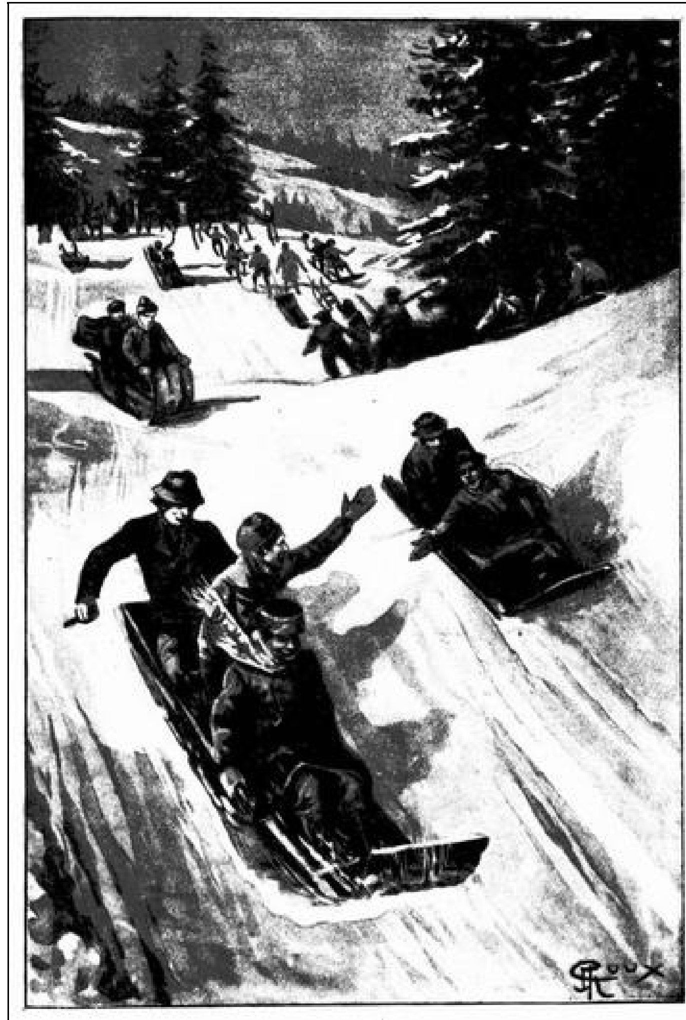
»Hartlepool!« rief er, zum Posten gewendet.

Hartlepool erschien.

»Nehmen Sie ihm die Kette ab! sagte er und deutete auf die gefesselten Hände des Gefangenen.

– Aber, Herr… begann Hartlepool.

– Ich bitte!… unterbrach ihn der Kawdjer in einem Ton, der keine Widerrede duldete.



Für die anderen wurden Schlittenfahrten in Szene gesetzt. (S. 366.)

Als Kennedy frei war, redete er ihn an:

»Du hast mich töten wollen. Warum?« fragte er.

Kennedy, ohne die Augen aufzuschlagen, zuckte die Achseln, wandte sich linkisch nach allen Seiten, drehte seine Mütze verlegen zwischen den Fingern und wollte durch diese Gebärdensprache andeuten, daß er es nicht wisse.

Der Kawdjer betrachtete ihn einen Augenblick schweigend, dann öffnete er die ins Polizeizimmer führende Türe und sagte:

»Du kannst gehen!«

Kennedy sah ihn ungläubig an.

»Du kannst gehen!« wiederholte er ruhig.

Ohne sich nochmals bitten zu lassen, eilte der Matrose mit gekrümmtem

Rücken hinaus. Hinter ihm schloß der Kawdjer die Türe und begab sich zu den kleinen Kranken, während er Hartlepool seinem Erstaunen überließ.

Der Zustand Sands war der gleiche, aber mit Dick stand es bedeutend schlechter. Er lag im schweren Delirium, warf sich aufgeregt auf seinem Lager hin und her und sprach wirres Zeug. Jeder Zweifel war ausgeschlossen, das Kind hatte eine Gehirnhautentzündung in so bedenklichem Grade, daß ein letaler Ausgang nicht ausgeschlossen war. Die gewöhnliche Behandlung konnte hier nicht angewendet werden. Wo hätte man Eis hergenommen, um seine glühende Stirne zu kühlen? So weit war der Fortschritt auf der Insel Hoste noch nicht gediehen, daß außer dem Winterhalbjahr Eis zu haben gewesen wäre.

Dieses Eis, dessen Mangel der Kawdjer sehr beklagte, sollte die Natur in Bälde in unverhofften Mengen liefern. Der folgende Winter zeichnete sich durch außerordentliche Strenge aus und kam sehr früh ins Land. In den ersten Apriltagen begann er mit heftigen Stürmen, die während eines Monates ununterbrochen wüteten. Diesen Stürmen folgte unmittelbar ein plötzliches Sinken der Temperatur, das mit so ausgiebigen Schneefällen verbunden war, wie sie der Kawdjer noch niemals in diesen Breiten erlebt hatte, seitdem er sein Heim im Magalhães-Archipel aufgeschlagen hatte. So weit es in der Macht der Menschen lag, kämpften sie tapfer gegen den Schnee an, aber im Juni fielen die weißen Flocken in so dichten Ballen, daß sie sich für besiegt erklärten. Trotz aller Anstrengungen erreichte die Schneedecke eine Höhe von mehr als drei Metern und Liberia war wie mit einem weißen Leichentuch bedeckt. Anstatt der Türen bediente man sich der Fenster der ersten Stockwerke. In den niederen Häusern wurde ein Loch im Dache angebracht, das als Ausgang diente. Das öffentliche Leben stand natürlich still und die gesellschaftlichen Verbindungen waren auf ein Minimum beschränkt, das zum Lebensunterhalt der einzelnen unbedingt notwendig war.

Diese strenge Klausur hatte natürlich üble Folgen für den Gesundheitszustand. Wieder brachen einige epidemische Krankheiten aus und der Kawdjer mußte dem einzigen Arzte auf der Insel, welcher nicht mehr genügte, zu Hilfe kommen.

Zum Glück für seine Seelenruhe brauchte er jetzt weder für Sand noch für Dick ängstlich besorgt zu sein. Von den beiden war Sand der erste, welcher seiner Heilung zusteuerte. Schon zehn Tage nach dem Vorfall, dem er zum Opfer gefallen war, konnte ihn der Kawdjer außer Gefahr erklären und mit Bestimmtheit sagen, daß keine Amputation zu befürchten stand. Während der folgenden Tage machte die Vernarbung rasche Fortschritte, mit jener Schnelligkeit, welche das Vorrecht der jungen Gewebe ist. Nach zwei Monaten durfte Sand das Bett verlassen.

Das Bett verlassen?… Der Ausdruck ist nicht glücklich gewählt. Sand kann nicht, wird niemals sein Bett verlassen, noch sich jemals ohne fremde Hilfe bewegen können. Seine abgestorbenen Beine konnten nie wieder den Körper tragen, der für immer zur Unbeweglichkeit verdammt war.

Den kleinen Knaben schien dieser Umstand nicht übermäßig zu betrüben. Das erste Wort, als er zum Bewußtsein erwachte, war eine Frage nach Dicks Ergehen, für den er sich so heldenmütig geopfert hatte. Er dachte nicht daran, sich zu beklagen. Ein leises Lächeln erhellte sein bleiches Gesichtchen, als man ihm versichert hatte, daß Dick heil und gesund sei; aber das genügte ihm bald nicht mehr; als ihm die Kräfte zurückkamen, verlangte er mit eigensinniger Beharrlichkeit nach seinem Freunde.

Lange konnte man seinen Wunsch nicht erfüllen. Länger als einen Monat lag Dick im Delirium. Seine Stirne glühte, rauchte fast, trotz des Eises, das der Kawdjer jetzt zur Verfügung hatte. Als dann diese Sorgenzeit vorbei war, fühlte sich der Kranke so schwach, daß sein Leben wieder gefährdet schien und nur an einem dünnen Faden hing.

Aber von diesem Tage an machte die Rekonvaleszenz auch bei ihm rasche Fortschritte. Die beste Arznei war für ihn die Kunde, daß Sand gerettet worden war. Bei dieser Freudenbotschaft verklärte sich Dicks Gesicht mit einem fast himmlischen Glanze und er schlief diese Nacht – die erste seit anger Zeit – einen ruhigen, gefunden Schlaf.

Am nächsten Morgen durfte er mit Sand sprechen, welcher nun auch überzeugt war, daß man ihn nicht betrogen hatte, und von aller Sorge befreit war. Sein persönliches Unglück schien ihn nicht weiter zu berühren. Jetzt, da er über das Schicksal Dicks beruhigt war, verlangte er nach seiner Geige und als er das geliebte Instrument in den Armen hielt, war er ganz beglückt.

Einige Tage später mußte den Bitten der beiden Kinder nachgegeben werden; man ließ sie ein Zimmer teilen. Jetzt vergingen die Stunden mit der Schnelligkeit eines Traumes. Ihre kleinen Betten waren nebeneinander gestellt, Dick las, während sein Freund die Geige spielte, und dann sahen sie sich wieder an, wenn sie ausruhen wollten. Sie fühlten sich vollkommen glücklich.

Es war ein trüber Tag, als Sand zum ersten Male das Bett verließ. Der Anblick seines verstümmelten Freundes versenkte Dick, welcher schon seit einer Woche herumging, in ein Meer von Traurigkeit. Der Eindruck, den er davontrug, war ebenso niederdrückend als dauernd. Als ob ihn ein Zauberstab berührt hätte, war er mit einem Male verwandelt, ernster, überlegender, weniger keck und streitlustig.

Man war im Anfang des Monates Mai; das war die Zeit, als der Schnee die Bewohner von Liberia in ihre Häuser blockierte. Einen Monat später hatte man die kälteste Zeit dieses kalten Winters zu ertragen, vor dem Frühling war kein Tauwetter mehr zu erhoffen.

Der Kawdjer war bemüht, die entnervenden Folgen dieser langen Einsperrung zu bekämpfen.

Er organisierte Spiele im Freien. Durch eine Ausgrabung im Ufer des Flusses – eine Arbeit, die viele Arme in Bewegung gesetzt hatte – hatte man dem unter dem Eise befindlichen Wasser einen Abfluß verschafft; es ergoß sich über den Sumpf und so war ein Platz zum Schlittschuhlaufen geschaffen, der nicht herrlicher erdacht werden konnte. Die Anhänger dieses in Amerika so beliebten Sports konnten sich dem Vergnügen nach Herzenslust hingeben. Für die anderen wurde das Fahren mit Schneeschuhen ausgedacht oder Schlittenfahrten längs der Abhänge der im Süden gelegenen Hügel in Szene gesetzt.

Bei diesen Sportübungen härteten sich die Hostelianer ab und gewöhnten sich an den strengen Winter. Sie hatten auf die fröhliche Stimmung und die gesundheitliche Lage den denkbar günstigsten Einfluß. So kam der 5. Oktober heran und mit diesem Tage setzte Tauwetter ein. Der Schnee, der die längs der Meeresküste sich hinziehende Ebene bedeckte, schmolz zuerst.

Am folgenden Tage begann auch die Decke, die Liberia begraben hatte, zu schmelzen; bald waren die Straßen in reißende Bäche verwandelt, während der Fluß seine Eisdecke sprengte.

Nachdem sich diese Gewässer verlaufen hatten, begann es auf den Bergen zu tauen und wieder rollten schlammige Wasserströme durch die Straßen; als dann auch im Inneren der Insel der Prozeß sich fortsetzte, stieg der Fluß rasch an. In vierundzwanzig Stunden hatte er die Höhe seiner Ufer erreicht, bald würden sich die Wassermengen über die Stadt ergießen. Das mußte verhindert werden, wenn nicht das Werk so vieler Tage zerstört werden sollte.

Der Kawdjer bot alle Arme auf. Ein Heer von Wegarbeitern warf einen Damm auf, der die Form eines Winkels hatte und die Stadt beschützen sollte. Der eine Schenkel dieses Winkels verlief in schiefer Richtung gegen die südlichen Anhöhen, während der andere dem Laufe des Flusses folgte, jedoch in ziemlicher Entfernung. Einige Häuser, darunter dasjenige Pattersons, die dem Ufer zu nahe lagen, konnten nicht in den Schutz mit einbezogen werden. Dieses notwendige Opfer mußte gebracht werden.

Tag und Nacht wurde an dem Damm gearbeitet und in vierundzwanzig Stunden war er vollendet. Es war höchste Zeit. Aus dem Inneren der Insel nahte

dem Meere eine wahre Sintflut. Der Damm zerteilte diese riesige Wasserfläche, zur Hälfte wurde sie gezwungen, sich dem Fluß zuzuwenden, der andere Teil mußte ins Meer abfließen.

Nach wenigen Stunden war Liberia eine Insel in einer Insel geworden. Nach allen Seiten war nichts zu sehen als Wasser, aus dem im Osten und Süden Berge aufstiegen und im Nordwesten die Häuser von Neudorf, die durch ihre hohe Lage geschützt waren. Jede Verbindung war abgeschnitten. Zwischen der Stadt und ihrem Vorort tosten brüllend die entfesselten Fluten des Flusses.

Auch acht Tage darnach machte die Überschwemmung noch keine Miene, zu fallen; da ereignete sich ein höchst betrübender Vorfall. Beim Hause Pattersons stürzte plötzlich die durch den wütenden Wogenanprall unterminierte Uferstelle ein und das Haus des Irländers verschwand in den Fluten. Dieser selbst und Long wurden von den unwiderstehlichen Wasserwirbeln verschlungen.

Gleich zu Beginn des Tauwetters war Patterson aufgefordert worden, seine Wohnung zu verlassen; er hatte sich energisch geweigert. Auch dann hatte er nicht nachgegeben, als er sich aus dem Schutzkreis des Dammes ausgeschlossen sah, ebensowenig, als die tiefer gelegenen Teile seines Feldes unter Wasser standen. Und er blieb bei seiner eigensinnigen Weigerung, als dieses die Schwelle seines Hauses erreicht hatte.

In wenigen Sekunden, unter den Augen einiger Zuschauer, welche von der Höhe des Dammes aus diese Szene ansehen mußten, ohnmächtig zu helfen, waren das Haus und seine Bewohner verschwunden.

Dieser doppelte Mord schien den Zorn der Elementargewalten besänftigt zu haben, das Wasser begann jetzt langsam zu fallen und am 5. November, genau einen Monat nach dem Eintritt des Tauwetters, war der Fluß wieder auf sein altes Bett beschränkt.

Aber welche Verwüstungen hatte das Naturereignis zur Folge! Die Straßen Liberias waren von tiefen Furchen durchzogen, als ob der Pflug über sie hingegangen wäre. Von den kleineren Gassen blieb oft nicht eine Spur zurück; eine dichte Schlammschicht machte die einen unkenntlich, andere waren wie vom Erdboden verschwunden.

Zunächst ging man daran, die Verbindung mit Neudorf wieder herzustellen. Nachdem diese Straße mitten durch das Sumpfland führte, hatte sie am meisten unter der Zerstörungswut des Wassers gelitten. Sie war erst, als letzte von allen Verkehrsadern, nach drei Wochen so weit, daß sie wieder betreten werden konnte.

Zur größten Überraschung war der erste Mensch, welcher sie benützte –

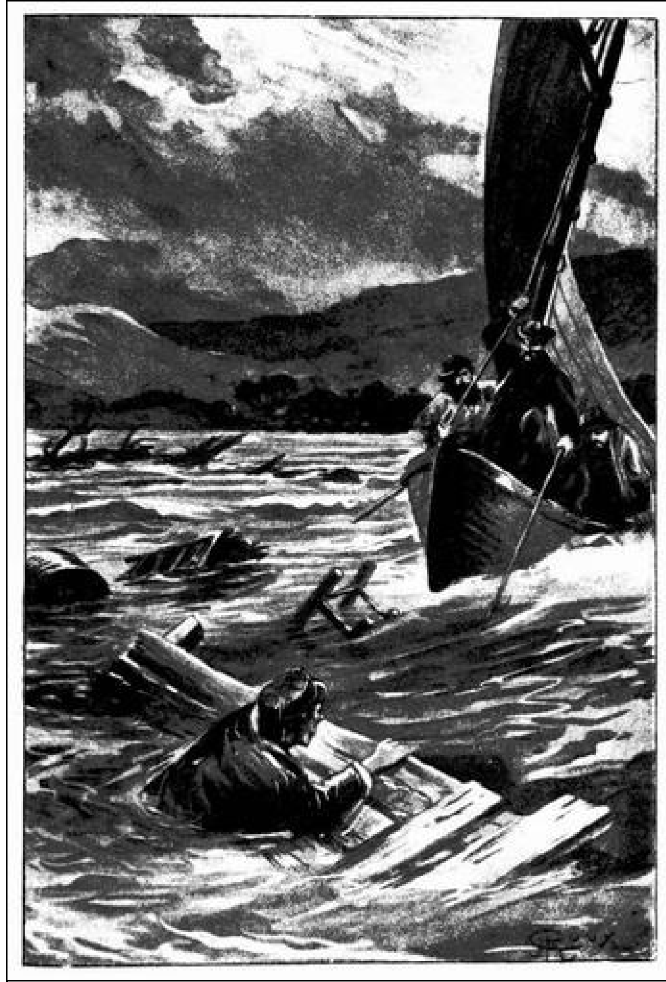
Patterson! Die Fischer von Neudorf hatten ihn bemerkt, als er, verzweiflungsvoll an ein Stück Holz geklammert, mit rasender Geschwindigkeit dem Meere zutrieb, und ihn herausgezogen. So war der Irländer mit dem bloßen Schrecken, sonst aber gesund und heil davongekommen. Long wurde nicht vom gleichen Glück begünstigt. Alle Mühe, seinen Körper aufzufinden, war vergebens.

Diese Aufklärungen gaben später die Fischer von Neudorf; Patterson ließ auch nicht ein Wort fallen, sondern begab sich geradewegs nach der Stelle, wo sein verunglücktes Haus gestanden war. Als er sah, daß auch nicht ein Balken davon stehen geblieben war, packte ihn die Verzweiflung. Mit ihm war alles verschwunden, was er auf dieser Welt sein eigen nannte. Alles, was er auf die Insel Hoste mitgebracht, was er hier angehäuft hatte, die Früchte angestrengter Arbeiten, ungezählter Entbehrungen, mitleidloser Härte gegen sich selbst und andere – alles war auf immer verloren. Nichts mehr blieb ihm übrig. Er, der das Geld über alles liebte, dessen einzige Leidenschaft in seinem Besitz, dem steten Anhäufen dieses kostbaren Gutes bestand, er war jetzt der ärmste unter den Armen, die ihn umgaben. Mittellos stand er da, bar an allem, so, wie er auf die Welt gekommen war; er mußte das Leben von vorne beginnen.

Seine Verzweiflung war groß und ehrlich, aber er ließ kein Wort der Klage laut werden. Schweigend überlegte er zunächst, die finsteren Blicke auf den Fluß gerichtet, der ihm alles entrissen hatte; dann suchte er ohne Zögern den Kawdjer auf. Mit fast demütiger Höflichkeit, nachdem er sich wegen der Störung, die er verursachen müsse, entschuldigt hatte, erklärte er dem Kawdjer, daß die Überschwemmung, nachdem sie ihm fast das Leben gekostet, ihn dem entsetzlichsten Elend preisgab.

Der Kawdjer, dem der Bittsteller den heftigsten Widerwillen einflößte, antwortete in kaltem Tone:

»Das ist sehr bedauerlich, aber was kann ich in dieser Sache tun? Wollen Sie eine Unterstützung?«



Verzweiflungsvoll an ein Stück Holz geklammert, trieb er dem Meere zu. (S. 368.)

Als Gegenstück zu seinem unstillbaren Geiz verfügte Patterson über eine gehörige Portion Stolz. Niemals in seinem Leben hatte noch er gebettelt. Wenn er auch in der Wahl seiner Mittel ohne alle Skrupel gewesen war, so hatte er doch dem Leben bis jetzt allein die Stirne geboten und sein langsam anwachsendes Vermögen hatte er nur sich allein verdankt.

»Ich brauche kein Almosen, sagte er und richtete seine zusammengesunkene Gestalt auf, aber ich verlange Gerechtigkeit.

– Gerechtigkeit?… wiederholte der Kawdjer erstaunt. Gegen wen rufen Sie den Rechtsschutz an?

– Gegen die Stadt Liberia, antwortete Patterson; gegen den hostelischen Staat!

– Ja, warum denn?« fragte der immer mehr erstaunte Kawdjer.

Patterson hatte jetzt wieder seine unterwürfige Haltung angenommen und erklärte seinen Gedankengang in süßlichen Ausdrücken. Nach seiner Meinung

war die Kolonie verantwortlich für sein Unglück; erstens, weil es sich um ein Elementarereignis, ein alle betreffendes Unglück handelte, dessen Schäden von allen zu gleichen Teilen getragen werden sollten, zweitens weil der Staat sich einer groben Gewissenlosigkeit schuldig gemacht habe, indem er den Damm nicht dicht am Flußufer verlaufen ließ, wodurch alle Häuser ohne Ausnahme beschützt worden wären.

Der Kawdjer versuchte ihm zu beweisen, daß seine Anklagen auf Einbildungen beruhten; wäre der Damm unmittelbar am Ufer des Flusses erbaut worden, so wäre er gleichzeitig mit diesem eingestürzt und die ganze Stadt wäre von den hereinbrechenden Wasserfluten zerstört worden; Patterson wollte nicht Vernunft annehmen und beharrte steif und fest auf seiner Anklage. Doch die Geduld des Kawdjer ging zu Ende und er brach die erfolglose Unterredung kurzweg ab.

Patterson machte auch keinen Versuch, sie in die Länge zu ziehen. Er begab sich sogleich zu den Hafenbauten an die Arbeit. Sein Leben war zerstört, er mußte es wieder aufbauen und hatte keine Stunde dabei zu verlieren.

Der Kawdjer hielt die Angelegenheit für abgetan und gab sich keinen Augenblick länger damit ab. Am folgenden Morgen wurde er eines Besseren belehrt. Nein! Die Sache war nicht beigelegt, das bewies die Klage, die bei Ferdinand Beauval vorgebracht worden war. Der Irländer hatte schon einmal erfahren, daß es eine Gerechtigkeit auf der Insel Hoste gab, jetzt nahm er ein zweites Mal seine Zuflucht zu ihr.

Ob man wollte oder nicht, die Verhandlungen mußten ihren Lauf nehmen, aber Patterson verlor natürlich. Er äußerte in keiner Weise die Enttäuschung, die ihm zuteil geworden und ertrug schweigend die Stichelreden, die man dem allgemein unbeliebten Manne zu hören gab; als das Urteil gesprochen war, begab er sich ruhig an seinen Arbeitsposten.

Aber es gärte in seiner Seele. Bisher hatte er die Welt in zwei Lager eingeteilt; in dem einen stand er, allein, in dem anderen die übrige Menschheit. Für ihn hatte es sich immer nur darum gehandelt, so viel Gold als möglich aus dem zweiten Lager in das erste fließen zu machen. Das bedingte ein fortgesetztes Ringen – aber keinen Haß. Der Haß ist eine unfruchtbare Leidenschaft: seine Zinsen werden nicht in gangbarem Gelde fällig. Der echte Geizhals kennt ihn nicht. Aber jetzt haßte Patterson! Er haßte den Kawdjer, welcher sich geweigert hatte, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er haßte alle Hostelianer, welche so sorglos das Produkt jahrelanger Mühen und Plagen hatten verschwinden lassen.

Diesen Haß verschloß Patterson sorgsam in sein innerstes Sein, in diese finstere Seele, welche der Entwicklung böser Gelüste einen so günstigen Boden lieferte; dort schlug der Haß Wurzeln und sollte emporblühen und erstarken. Vorläufig war der Irländer noch machtlos gegen seine Feinde. Aber die Zeiten konnten sich ändern… Er wartete geduldig.

Der größte Teil der schönen Jahreszeit mußte zum Ausbessern der durch die Überschwemmung hervorgerufenen Schäden benützt werden. Und schon im Monat Februar war keine Spur der fürchterlichen Verheerungen übriggeblieben.

Der Kawdjer durchstreifte inzwischen wieder seiner Gewohnheit nach die ganze Insel nach allen Richtungen hin. Jetzt war ihm dies leichter möglich, denn er war beritten, nachdem hundert Pferde eingeführt worden waren. Während dieser Ritte erkundigte er sich manchmal nach Sirdey, er konnte nur spärliche und ungenaue Nachrichten von ihm erhalten. Nur wenige Kolonisten wußten über den Verbleib des ehemaligen Kochs des »Jonathan« irgend etwas anzugeben. Man erinnerte sich, ihn während des Herbstes gesehen zu haben; er war damals nach Norden gewandert, aber was aus ihm geworden war, wußte niemand zu sagen.

Im letzten Monat des vergangenen Jahres brachte ein Schiff die zweihundert Gewehre, die nach Doricks erstem Attentat bestellt worden waren.

Jetzt war der hostelische Staat im Besitze von ungefähr zweihundertundfünfzig Feuerwaffen, ohne diejenigen mitzurechnen, die sich einige Kolonisten privatim verschafft haben konnten.

Einen Monat später, zu Anfang des neuen Jahres, wurde die Insel Hoste von einigen feuerländischen Familien besucht. Wie jedes Jahr, kamen diese armen Indianer, ihren »Wohltäter« – das war ja die Bedeutung des indianischen Wortes »Kawdjer« – um Rat und Hilfe zu bitten. Wenn er sie auch verlassen hatte, sie vergaßen ihn und alle Beweise seiner Güte und Aufopferung nicht.

Aber so groß die Liebe der Feuerländer zu ihrem Kawdjer war, er hatte niemals auch nur einen einzigen bestimmen können, sich auf der Insel Hoste dauernd niederzulassen. Diese Volksstämme lieben die Unabhängigkeit zu sehr, um sich durch Regeln und Gesetze binden zu lassen. Für sie gibt es keine irdischen Güter, die wert wären, gegen die Freiheit umgetauscht zu werden. Ein Haus besitzen bedeutete schon für sie – Sklaven sein. Wirklich frei ist nur der Mensch, welcher über gar nichts verfügt. Darum zogen sie der Sicherheit des kommenden Tages ihre abenteuerlichen Wanderungen vor, die ihnen meist nur ungenügende, unsichere Nahrung boten.

Dieses Mal war es dem Kawdjer zum ersten Male gelungen, drei

Indianerfamilien zu bewegen, ihre Zelte auf der Insel Hoste aufzuschlagen und ein seßhaftes Leben zu versuchen. Diese drei Familien, die intelligentesten unter denen, die den Archipel durchstreiften, ließen sich am linken Flußufer zwischen Liberia und Neudorf nieder; ihre kleine Niederlassung wurde der Köder, der in der Folge viele indianische Dörfer in der Nähe erstehen ließ.

Dieser Sommer brachte noch zwei nennenswerte Ereignisse mit sich.

Das eine betraf Dick.

Seit dem 15. Juni konnten die Kinder als geheilt angesehen werden. Dick besonders war ganz gesund, und wenn er auch sehr abgemagert war, so würde sich dieser Zustand bald geben in Anbetracht des gewaltigen Heißhungers, den er an den Tag legte.

Auch Sands Gesamtbefinden gab zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß und sonst war nichts zu machen, denn die Wissenschaft war ohnmächtig, zu verhindern, daß er bis an sein Lebensende unbeweglich verharren mußte. Der arme Krüppel nahm übrigens dieses unabwendbare Unglück mit großer Seelenruhe auf. Die Natur hatte ihn mit Sanftmut begabt und er neigte so wenig zur Revolte, als Dick Anlage dazu besaß. Jetzt half ihm diese Sanftmut über vieles hinweg. Er bedauerte nicht, auf die tollen Spiele von einst verzichten zu müssen – er hatte mehr aus dem Grunde daran teilgenommen, anderen eine Freude zu bereiten, anstatt sich selbst zu belustigen. Dieses Leben eines Einsiedlers behagte ihm, würde ihm immer gefallen, wenn man ihm nur seine Geige ließ und sein Freund Dick in der Nähe war, wenn das Instrument einmal ausnahmsweise schwieg.

Und er brauchte sich in dieser Beziehung nicht zu beklagen, Dick war stets als Krankenwärter zur Hand. Er hätte niemanden zugelassen, um Sand zu helfen, das Bett zu verlassen und den Armstuhl zu erreichen, auf dem dieser seine Tage verbrachte. Dann blieb er bei dem armen Krüppel, achtete auf den leisesten Wunsch, bewies eine unerschütterliche Geduld, deren ihn früher niemand für fähig gehalten hatte.

Der Kawdjer beobachtete dies Treiben mit großer Rührung. Während der langen Krankheit der Kinder hatte er sie mit Muße studieren können und sie herzlich liebgewonnen. Aber Dick interessierte ihn lebhaft, abgesehen von der väterlichen Zuneigung, die er für ihn empfand. Tag für Tag hatte er beobachten können, welch treue Seele Dick war, welch ausgeprägtes Zartgefühl er zur Schau trug und welch lebhaften Verstand der Knabe zeigte; und bald beklagte er, daß so seltene Geistes-und Herzensgaben fruchtlos bleiben sollten.

Von dieser Idee durchdrungen, beschloß er, dieses Kind zum Erben seiner

Kenntnisse einzusetzen und ihn in die verschiedenen Zweige menschlicher Tätigkeit einzuweihen. Dasselbe hatte er für Halg getan. Aber bei Dick waren andere Resultate zu erwarten. Auf diesem durch eine lange Reihe zivilisierter Vorfahren begünstigten Erdreich würde der Same leichter Wurzel fassen, unter der einzigen Bedingung, daß Dick die außerordentlichen Gaben, mit denen ihn die Natur bedacht hatte, auch anwenden wollte.

Gegen Ende des Winters hatte der Kawdjer mit der Rolle des Erziehers begonnen. Eines Tages nahm er Dick mit sich und sprach ihm zu Herzen:

»Jetzt ist Sand geheilt, sagte er, als beide allein auf dem Felde standen, aber er wird sein Leben lang ein Krüppel bleiben. Du darfst nie vergessen, mein Kind, daß er d e i n Leben retten wollte und dabei seine Beine opferte.«

Dick blickte den Kawdjer schon mit tränennassen Augen an. Warum sagte das der Gouverneur? Was er Sand verdankte, konnte er ja nie, nie vergessen.

»Aber es steht dir ein Weg offen, ihm zu danken, nahm der Kawdjer wieder das Wort. Du mußt ein so guter Mensch werden, daß du dich dieses Opfers würdig zeigst, du mußt das Leben dir und den anderen nützlich machen. Bisher warst du ein Kind. Jetzt mußt du daran denken, ein Mann zu werden.«

Dicks Augen strahlten; er verstand diese Sprache.

»Was soll ich tun, Gouverneur? fragte er.

– Arbeiten, antwortete der Kawdjer ernst. Wenn du mir versprichst, dir Mühe zu geben, fleißig zu sein, will ich selbst dein Lehrer sein. Die Wissenschaft ist eine neue Welt für dich und wir werden sie zusammen erforschen!

– Ach!… Gouverneur«!… stammelte Dick, unfähig, ein anderes Wort hervorzubringen.

Der Unterricht begann sogleich. Jeden Tag widmete der Kawdjer seinem Schüler eine Stunde. Dann lernte Dick bei Sand so fleißig, daß eine Fortschritte seinen Lehrer in Erstaunen setzten. Diese Stunden vollendeten in Dicks Wesen jene Umwandlung, die mit Sands Unglück begonnen hatte. Jetzt dachte er nicht mehr daran, »Löwe« oder »Restaurant« noch ein anderes Kinderspiel zu spielen. Das Kind war untergegangen im werdenden Manne, welcher durch den Schmerz frühreif geworden war.

Das zweite wichtige Ereignis war die Hochzeit Halgs mit Graziella Ceroni. Halg zählte jetzt zweiundzwanzig Jahre und Graziella zwanzig.

Diese Hochzeit war nicht die erste, die auf der Insel gefeiert worden war. Gleich bei seinem Regierungsantritt hatte der Kawdjer die Zivilehe eingeführt und diese Bestimmung hatte in den im heiratsfähigen Alter stehenden jungen

Leuten den Wunsch rege gemacht, eigene Familien zu gründen.

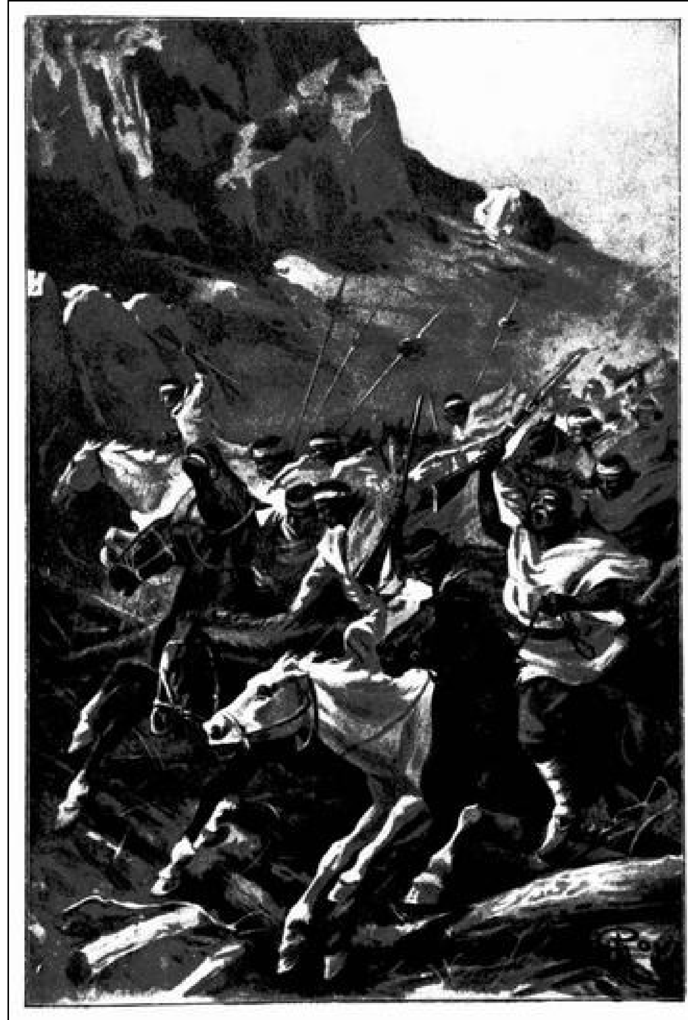
Aber die Ehe Halgs hatte in den Augen des Kawdjer besondere Bedeutung; sie war der Schlußstein eines Lebenswerkes; desjenigen, das während langer Zeit seinem Herzen am nächsten gestanden war. Der Wilde, den er in ein denkendes Wesen verwandelt hatte, würde sich jetzt in seinen Kindern vervielfältigen.

Die Zukunft des jungen Haushaltes war sichergestellt. Die von Halg und seinem Vater betriebene Fischerei wies die schönsten Erfolge auf. Es sollte sogar in der Nähe Neudorfs eine Konservenfabrik eingerichtet werden, aus der die Produkte der Fischerei sich von der Insel Hoste über die ganze Welt verbreiten konnten. Aber selbst wenn dieses Projekt nicht zur Ausführung kam, so fanden Halg und Karroly auf der Insel genug Abnehmer, um nie in Geldverlegenheit zu kommen.

Gegen Ende des Sommers erhielt der Kawdjer die Antwort der chilenischen Regierung auf seine Vorschläge bezüglich der Insel des Kap Hoorn. Die Antwort war ziemlich unbestimmt. Man verlangte eine Überlegungsfrist. Man wollte die Sache in die Länge ziehen. Der Kawdjer wußte zu gut in den diplomatischen Gebräuchen Bescheid, um sich über dieses Hinausschieben der Entscheidung zu wundern. Er wappnete sich denn mit Geduld und entschloß sich, diese diplomatischen Verhandlungen weiterzuführen, die in Anbetracht der Distanzen wohl nicht so bald ihren Abschluß erreichen würden.

Dann wurde es wieder Winter und der Frost setzte ein. Die fünf Monate seiner Herrschaft brachten nichts Außergewöhnliches mit sich, es sei denn eine politische Agitation, die sich leise, aber bemerkbar in der Bevölkerung äußerte.

Merkwürdigerweise war der Urheber dieser Erregung niemand anderer als Kennedy. Jedermann wußte, welche Rolle der ehemalige Matrose gespielt hatte. Der Tod Lewis Doricks und der Brüder Moore, die heroische Aufopferung Sands, die lange Krankheit Dicks und das Verschwinden Sirdeys konnten nicht unbemerkt bleiben. Der Vorfall war in seinen Einzelheiten bekannt, auch die fast wunderbar zu nennende Rettung des Kawdjer.



Sie sausten im Galopp über die gefährliche Stelle hinweg. (S. 388.)

Als Kennedy sich zu den anderen Kolonisten gesellte, wurde ihm kein sehr freundlicher Empfang. Aber nach und nach verblaßte der erste Eindruck, während durch ein eigentümliches Kristallisationsphänomen alle Unzufriedenen sich um ihn scharten. Sein Abenteuer war jedenfalls außergewöhnlich zu nennen. Er hatte eine gewisse Berühmtheit erlangt. Für die Mehrzahl der Hostelianer war er ein gemeiner Verbrecher, aber man mußte zugestehen, daß er ein Mann der Tat und zu energischem Vorgehen stets bereit war. Diese Eigenschaften machten ihn zum Führer der Malkontenten.

Unzufriedene wird es immer und überall geben. Es ist noch niemandem gelungen, alle zufriedenzustellen; das blieb bis jetzt ein unausführbarer Traum. Daher gab es auch Unzufriedene in Liberia.

Die Arbeitsscheuen bildeten natürlich den Kern dieser Gruppe, dazu zählten

auch jene, die es auf keinen grünen Zweig gebracht hatten oder die nach einem mißglückten Versuch, sich aufzuraffen, mutlos die Flinte ins Korn geworfen hatten. Die einen und die anderen machten die Regierung für das Zusammenbrechen ihrer Hoffnungen und die darauf folgende Enttäuschung verantwortlich.

Diesem ersten Kern gesellten sich die Freunde der Wortspiele, die Politiker hinzu, die dieselben Grundsätze predigten, denen seinerzeit der Kawdjer den Vorrang gegeben hatte, nur betrachteten sie dieselben von einem weniger erhabenen Standpunkte aus als dieser: die einen waren Kommunisten nach dem Beispiel Lewis Doricks, diese Kollektivisten, die das Evangelium eines Karl Marx und Ferdinand Beauval nachbeteten.

Diese verschiedenen Elemente, so ungleichwertig sie waren, verstanden sich sehr gut aus dem Grunde, daß es sich bei ihnen nur darum handelte, Opposition zu machen. So lange es sich um bloßes Verneinen und Zerstören handelt, vertragen sich die Geister ausgezeichnet; erst wenn es zum Verteilen der Beute kommt, verwandeln sich die Feinde von gestern in unerbittliche Gegner.

Jetzt herrschte aber vollkommene Übereinstimmung und diese äußerte sich in Agitationen, die sehr ungefährlicher Natur waren und sich vorderhand nur in Protestversammlungen äußerten. Viele Kolonisten nahmen an diesen Zusammenkünften nicht teil, höchstens hundert, aber sie machten Lärm für tausend und der Kawdjer mußte auf sie aufmerksam werden.

Ohne sich im geringsten über diesen neuerlichen Beweis der Undankbarkeit der Menschen zu beunruhigen oder aufzuregen, prüfte er leidenschaftslos die vorgebrachten Beschwerden und fand dieselben in einem Punkte berechtigt. Die Unzufriedenen hatten recht, zu behaupten, daß der Gouverneur seine Würde von niemandem empfangen habe; nachdem er sie seinem eigenen Willensakte verdankte, hatte er als Tyrann gehandelt.

Der Kawdjer bedauerte nicht, die Freiheit unterdrückt zu haben. Damals hatten die Umstände kein Zögern zugelassen. Aber heute war die Lage eine andere Die Hostelianer hatten ihren Weg gemacht, jeder seinen Neigungen entsprechend und das soziale Leben ging seinen geregelten Gang. Vielleicht war die Bevölkerung jetzt reif genug für eine demokratische Verfassung, ohne daß sein Gewissen mit dem Vorwurf der Unvorsichtigkeit belastet werden konnte.

Er beschloß, den Beschwerden Rechenschaft zu tragen und sich einer Wahl zu unterwerfen; gleichzeitig wollte er von den Wählern einen Rat von drei Mitgliedern bestimmen lassen, die dem Gouverneur in der Ausübung seiner Amtsgeschäfte zur Seite stehen sollten.

Die Wahlversammlung wurde für den 20. Oktober zusammenberufen, in den ersten Frühlingstagen. Die Gesamtbevölkerung der Insel Hoste zählte mehr als tausend Köpfe, darunter zwölfhundertfünfundsiebzig großjährige Männer; nachdem aber die entfernt wohnenden Kolonisten nicht erschienen waren, gaben nur eintausendsiebenundzwanzig ihre Stimmen ab, von denen neunhundertachtundsechzig den Kawdjer wählten. Nun wurde zur Wahl der drei Mitglieder des Rates geschritten. Die Leute waren so klug, Harry Rhodes mit achthundertzweiunddreißig, Hartlepool mit achthundertundvier und Germain Rivière mit siebenhundertundachtzehn Stimmen zu wählen. Das waren überwältigende, unanfechtbare Majoritäten und die Oppositionspartei mußte ihre Niederlage einsehen.

Der Kawdjer benützte die relative Freiheit seiner Bewegungen, die ihm durch die Mitwirkung des »Rates« geboten wurde, zu einer lang projektierten Reise. Er hielt es nicht für unwichtig, im Hinblick auf die Erfüllung seines größten Wunsches und die laufenden Verhandlungen mit Chile, den Archipel zu durchforschen und ganz besonders jenes Inselchen zu untersuchen, das der Gegenstand der Unterhandlungen war.

Am 25. November segelte er mit Karroly auf der Wel-kiej ab, um am 10. Dezember mit endgültig gefaßten Entschlüssen, nach vierzehn Tagen nicht immer leichten Segelns, zurückzukehren.

Als er landete, betrat ein Reiter die Stadt von der Nordstraße her. Er war über und über mit Staub bedeckt und es war leicht zu ersehen, daß er von weit her kam und ohne Unterbrechung geritten war.

Er hielt vor dem Regierungsgebäude in demselben Augenblicke, als auch der Kawdjer dort anlangte. Er bekannte sich als Träger wichtiger Nachrichten und begehrte eine geheime Unterredung, die ihm sofort gewährt wurde.

Eine Viertelstunde später war der »Rat« versammelt und Boten wurden auch allen Richtungen ausgesandt, um die Polizeileute zusammenzurufen. Noch war keine Stunde seit dem Eintreffen des Kawdjer verflossen, als dieser an der Spitze von fünfundzwanzig Reitern dem Inneren der Insel zusprengte.

Der Grund dieser plötzlichen Abreise blieb nicht lange Geheimnis. Düstere Gerüchte verbreiteten sich gar bald, die besagten, daß die Insel Hoste von einem Heer Patagonier überfallen worden sei. Diese hatten den Beagle-Kanal übersetzt, waren an der Nordküste der Halbinsel Dumas gelandet und näherten sich nun Liberia.

Siebentes Kapitel.

Der feindliche Einfall.

Das Gerücht sprach wahr, aber es übertrieb wie gewöhnlich. Während des Weiterwanderns von Mund zu Mund war aus der Mücke ein Elefant geworden. Die Horde Patagonier, welche, siebenhundert an der Zahl, vor vierundzwanzig Stunden an der Nordküste der Insel gelandet war, verdiente keineswegs die Bezeichnung »Heer«.

Unter dem Namen »Patagonier« versteht man gewöhnlich die Gesamtheit aller in ethnologischer Hinsicht sehr verschiedenen Völkerschaften, welche in den südamerikanischen Pampas ein Nomadenleben führen. Die nördlichsten Stämme, die an die Republik Argentina grenzen, sind ziemlich friedfertiger Natur. Sie betreiben Ackerbau, leben in Dörfern und ihr Land weist selbst Städte von ziemlicher Bedeutung auf. Je tiefer man nach Süden kommt, desto mehr schwindet der friedliche Charakter. Die südlichsten Patagonier führen kein seßhaftes Leben und sind sehr zu fürchten. Meist leben sie von dem Erträgnisse der Jagd, sind kühne Reiter und ausgezeichnete Schützen.

Die Sklaverei ist bei ihnen noch gang und gäbe und häufige Raubzüge versorgen sie stets mit neuen Sklaven. Es herrschen beständige Bruderkriege zwischen den einzelnen Stämmen und kein Reisender wird verschont, der so unvorsichtig ist, sich in diese unerforschten Regionen zu wagen. Es sind richtige »Wilde«.

Der Mangel einer geordneten Regierung, die herrschende Anarchie, die noch bis in die letzten Jahre durch die Feindseligkeiten der angrenzenden zivilisierten Staaten unterstützt wurde, haben der zügellosen Wildheit der Indianer und dem Räubertum Vorschub geleistet und es ungestraft gedeihen lassen. Wahrscheinlich wird es nun den jetzt befreundeten Republiken Chile und Argentina gelingen, dem Unwesen zu steuern. Aber es wird lange dauern und große Mühe kosten, in diesem ausgedehnten Lande mit seiner zerstreuten Bevölkerung, ohne alle Verkehrsmittel, Ordnung zu schaffen, wenn man außerdem bedenkt, daß die Patagonier seit Anbeginn der Welt stets in ungeschmälerter Freiheit gelebt haben.

Dieser letzteren Klasse gehörten die auf der Insel Hoste gelandeten Indianer an. Schon aus dem Beginne dieser Erzählung hat man ersehen, daß die Patagonier Liebhaber derartiger Exkursionen in benachbarte Gebiete waren und oft hatten sie schon die Magalhães-Straße übersetzt, um die größte der Inseln des

Archipels, das Feuerland, zu plündern. Aber so weit nach Süden hatten sie sich bisher noch nicht gewagt.

Um zur Insel Hoste zu gelangen, mußten sie entweder das ganze Feuerland der Länge nach durchziehen und dann den Beagle-Kanal übersetzen oder vom amerikanischen Festland aus den Wasserweg durch die vielen Meeresstraßen benützen. Jedenfalls hatten sie auf diesem langen Wanderzug mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt; sei es, um sich auf dem Landweg mit Nahrung zu versorgen oder um die gefährlichen Meeresstraßen zu durchschiffen, wo sie unausgesetzt Gefahr liefen, ihre leichten Pirogen samt ihren Pferden scheitern zu sehen.

Während des scharfen Galopps fragte sich der Kawdjer, was wohl die Patagonier bewogen haben konnte, mit ihren jahrhundertelangen Gewohnheiten zu brechen und diese weite Reise zu unternehmen. Die Gründung Liberias konnte ja allenfalls als Erklärungsgrund gelten. Vielleicht hatte sich der Ruf der neuen Stadt in die benachbarten Länder verbreitet, vielleicht hatte man ihr fabelhafte Reichtümer angedichtet. Die Phantasie der Wilden hatte sie dann noch vergrößert – kein Wunder, daß ihre Begierde erregt wurde.

So ließe sich denn das Auftreten der Indianer vielleicht erklären. Trotz allem blieb die Kühnheit der Angreifer ein Grund des Staunens, und obwohl ihre unersättliche Raubgier bekannt war, war schwer zu begreifen, warum sie sich so weit hergewagt hatten und so vielen weißen Ansiedlern die Stirne bieten wollten. Es mußten geheime Ursachen mitspielen, die der Kawdjer nicht zu ergründen vermochte.

Er wußte nicht, an welchem Punkte der Insel er den Feinden begegnen würde. Vielleicht hatten sie sich schon in Bewegung gesetzt Vielleicht hatten sie den Landungsplatz auch noch nicht verlassen. In letzterem Falle hatte er noch einen Weg von einhundertzwanzig bis einhundertfünfundzwanzig Kilometern vor sich. Die hostelische Straße gestattete keine große Entfaltung von Schnelligkeit, der Bau war leider noch recht mangelhaft, somit mußte der Ritt mindestens zwei Tage in Anspruch nehmen. Am 10. Dezember war er frühmorgens aufgebrochen folglich konnte er erst am 11. abends an der Küste eintreffen.

In einiger Entfernung von Liberia wendete sich die Straße, nachdem sie die Halbinsel Hardy durchquert hatte, nach Nordwesten; hier zog sie sich ungefähr dreißig Kilometer weit längs der Küste des Stillen Ozeans hin, dann drehte sie sich nach Norden, durchquerte die Insel ein zweites Mal je nach der Richtung der Täler und berührte, fünfunddreißig Kilometer weiter, den Tekinika-Sund, einen tiefen Einschnitt des Atlantischen Ozeans, der eine Seite der Halbinsel

Pasteur begrenzt, die ein anderer großer Meereseinschnitt, der Ponsounby Sund, im Norden von der Halbinsel Dumas trennt. Dann vollzog die Straße verschiedene Windungen, überschritt den Engpaß der wichtigen Bergkette, die, aus Westen kommend, sich bis in die Ostspitze der Halbinsel Pasteur erstreckt, wandte sich dann wieder nach Westen in der Höhe des Isthmus, der die Halbinsel mit der Insel Hoste vereinigt Nach dem sie auch die höchste Stelle des Ponsounby-Sund berührt, bog sie nach Osten um, passierte, fünfundneunzig Kilometer von Liberia entfernt, den Isthmus der Halbinsel Dumas und verlief an deren Nordküste, die von den Wellen des Beagle-Kanales bespült wird.

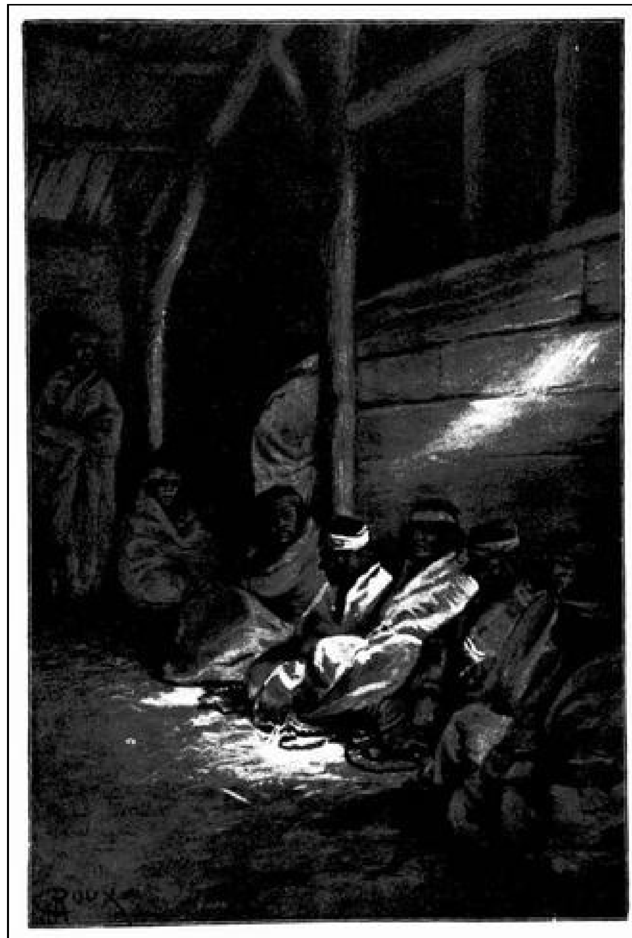
Dieser Straße mußte der Kawdjer folgen. Unterwegs vergrößerte sich seine kleine Truppe durch einige Zuzügler; jene Kolonisten, welche über ein Pferd verfügten, schlossen sich an. Den anderen gab der Kawdjer seine Instruktionen im Vorbeireiten. Sie sollten Alarm schlagen und so viele Leute als möglich versammeln. Diejenigen, die Gewehre besaßen, sollten sich zu beiden Seiten der Straße aufpflanzen und möglichst unzugängliche Stellen wählen, so daß die Reiter sie nicht erreichen konnten. Von dort aus sollten sie auf die Eindringlinge ihre Schüsse abgeben, sobald diese erscheinen würden, sich dann aber schleunigst zum höchsten Punkt des Gebirges zurückziehen. Der Befehl lautete dahin, hauptsächlich auf die Pferde zu zielen, da ein unberittener Patagonier nicht mehr zu fürchten ist.

Jene Kolonisten, welche nur über ihre Arme verfügten, sollten auf der Straße Barrikaden in möglichst kleinen Zwischenräumen aufwerfen und hinter sich nur eine Wüste lassen. Einen Kilometer links und rechts von der Straße sollten die Felder binnen vierundzwanzig Stunden verwüstet und die Häuser geleert werden. Auf diese Weise war den Eindringlingen die neue Verproviantierung unmöglich gemacht. Alle sollten sich dann in die Festung Rivières begeben, ob sie nun mit Feuerwaffen versehen waren oder nur Axt und Sense zu führen verstanden. Dieses Blockhaus, das mit einem festen Zaun umgeben und von tapferen Armen verteidigt war, konnte wirklich mit einer Festung verglichen werden, welche nicht im Handumdrehen eingenommen werden konnte.

Wie vorhergesehen, erreichte der Kawdjer den Isthmus der Halbinsel Dumas am 11. Dezember gegen sechs Uhr abends. Man hatte noch keinen Patagonier zu Gesicht bekommen. Aber jetzt mußte man sich dem Landungsplatz nähern und es war nunmehr äußerste Vorsicht geboten. Jetzt war die Zeit der langen Tage und man konnte erst spät auf den Schutz der Dunkelheit rechnen. Nach fünf Stunden erblickte man das feindliche Lager. Es war fast Mitternacht und verhältnismäßig finster. Deutlich sah man die Lagerfeuer, die Patagonier hatten sich nicht vom Platze gerührt; wahrscheinlich mußten sie ihren Pferden Ruhe

gönnen.

Die kleine Truppe des Kawdjer verfügte im ganzen über zweiunddreißig Gewehre. Aber inzwischen waren hundert Arme tätig, die Straße unpassierbar zu machen, wuchtige Baumstämme anzuhäufen, Barrikaden zu errichten und das Vordringen der Räuber nach Möglichkeit zu erschweren.



Sie kauerten an der Mauer… (S. 392.)

Als man über die Lage des feindlichen Lagers genau orientiert war, zog man sich leise zurück und machte fünf Kilometer entfernt von dieser Stelle vor dem Isthmus der Halbinsel Dumas halt. Die Pferde wurden von einigen Kolonisten über die Landenge gebracht und in den Bergen verborgen gehalten, während die früheren Reiter sich an den steilsten Abhängen verbargen, die die Straße im Süden begrenzten, und hier den Feind erwarteten.

Der Kawdjer hatte nicht die Absicht, es zur Schlacht kommen zu lassen; das wäre Wahnsinn gewesen bei der geringen Anzahl seiner Leute. Hier war ein

Guerillakrieg am Platze. Von ihrem erhöhten Standpunkt sollten die Verteidiger auf die Angreifer schießen und während diese sich mit dem Wegschaffen der Hindernisse aufhalten mußten, wollten sie im Schutze der Felsen von Abhang zu Abhang vorwärts eilen. Man lief gar keine Gefahr dabei, solange die Patagonier ihre Pferde nicht im Stiche ließen, um die Kolonisten zu verfolgen. Aber diese Eventualität war nicht zu befürchten. Der Patagonier kämpft infolge einer eingefleischten Gewohnheit nur zu Pferde, niemals würde er sich zu Fuß in dieses chaotische Terrain wagen, wo hinter jedem Felsblock ein Feind lauern konnte.

Es war neun Uhr morgens – am 12. Dezember – als die ersten Patagonier sich zeigten. Sie selbst waren um sechs Uhr aufgebrochen und hatten drei Stunden gebraucht, um die fünfundzwanzig Kilometer zurückzulegen. Sie fühlten sich in diesem so weit von ihrer Heimat gelegenen Lande augenscheinlich nicht sicher und folgten nur mißtrauisch dieser Straße, die auf einer Seite vom Meere und auf der anderen durch steil abfallende Felsen begrenzt war. Sie ritten dicht aneinandergedrängt, was den Schützen auf dem Berge das Zielen sehr erleichtern mußte.

Drei Schüsse, die von links her fielen, brachten ihre Reihen in Verwirrung. Die ersten wichen zurück und pflanzten die Unordnung in die folgenden Reihen fort. Nachdem aber keine weiteren Schüsse erfolgten, setzten sie sich wieder in Bewegung. Jeder Schuß hatte getroffen. Ein Mann wand sich am Rande der Straße in Todeszuckungen und zwei Pferde lagen am Boden; eines mit durchschossener Brust, das andere mit gebrochenem Bein.

Fünfhundert Meter weiter hielt die Patagonier eine hohe, aus Baumstämmen aufgetürmte Barrikade auf; während sie diese aus dem Wege schafften, fielen wieder mehrere Schüsse von der Felswand und ein drittes Pferd wälzte sich in seinem Blute.

Zehnmal hatte man, und stets mit Erfolg, diese Taktik befolgt, da erreichte der Vortrab des patagonischen Heeres den Isthmus. An dieser Stelle, wo sich die Straße bedeutend verengte, konnte an eine ernstliche Verteidigung gedacht werden. Vor einer höheren und dichteren Barrikade, als die vorhergehenden waren, fiel ein wahrer Kugelregen auf die Reiter nieder; sie wichen zuerst zurück, gaben dann auch eine Salve auf die Feinde ab und drangen wieder bis zur Barriere vor, die ungefähr Hunderte niederzureißen bemüht waren. Der Kugelregen prasselte aufs neue über den Weg, die Stelle war unhaltbar. Die ersten, die sich zu weit in die gefährliche Zone vorgewagt hatten, lagen tot auf der Erde; das gab ihren Gefährten zu denken und die Horde hielt zögernd still.

Die Hostelianer konnten sie in ihrer ganzen Länge überblicken; sie bedeckte fast sechshundert Meter der Straße. Einzelne Reiter galoppierten von einem Ende zum anderen, als ob sie Befehle des Anführers weitertrugen.

Jedesmal, wenn einer der Reiter sich der Spitze der Kolonne näherte, wurde ein neuer Versuch gemacht, die Barrikade zu entfernen; und jeder Versuch wurde aufgegeben, sobald ein fallender Mann oder ein totes Pferd einen neuen Beweis für die Gefährlichkeit der Stelle lieferte.

So vergingen die Stunden. Endlich war es den Patagoniern abends gelungen, die Barrikade umzuwerfen, jetzt bildeten die unaufhörlich in ihre Reihen einschlagenden Kugeln das einzige Hindernis. Da faßten sie einen verzweifelten Entschluß. Sie sammelten sich und sausten im Galopp über die gefährliche Stelle hinweg. Drei Männer und zwölf Pferde blieben auf dem Platze, aber der Trupp war vorübergekommen.

Nach fünf Kilometern hatten die Räuber eine freie Stelle erreicht, wo sie die Nacht zuzubringen gedachten. Die Hostelianer gönnten sich keine Ruhe, sondern zogen sich vorsichtig von ihren Posten zurück, um am nächsten Morgen wieder schußbereit auf einem anderen Verstecke zu stehen. Der Tag war ein guter. Er kostete den Eindringlingen dreißig Pferde und fünf Männer, während von den Kolonisten nur einer leicht verwundet war. Die unberittenen Feinde zählten nicht. Sie waren schlechte Fußgänger, mußten zurückbleiben und waren leicht zu überwältigen.

Der folgende Tag verlief wie sein Vorgänger. Gegen zwei Uhr nachmittags hatten die Patagonier, nach einer Totalleistung von sechzig Kilometern, die Höhe des Engpasses erreicht, den die Straße beim Überschreiten der zentralen Bergkette der Insel berührte. Seit drei Stunden stiegen sie ohne Unterbrechung empor. Menschen und Tiere waren entkräftet. Ehe sie den Engpaß durchschritten, machten sie halt. Der Kawdjer postierte sich mit seinen Leuten ein Stück weiter vorwärts.

Seine Truppe hatte sich jetzt bedeutend verstärkt und verfügte über sechzig Gewehre. Er stellte die Männer an einer Seite der Straße auf, wo die Felsen am steilsten abfielen. Hinter riesigen Steinblöcken wohl verborgen, brauchten die Hostelianer die feindlichen Geschosse nicht zu fürchten.

Kaum setzten sich die Patagonier in Bewegung, als die verderbenbringenden Kugeln von der Felswand ihre ersten Reihen niedermähten. Sie wichen zurück und gaben auch eine Salve ab, aber ohne allen Erfolg. Das ging während zwei Stunden so fort. Wenn die Patagonier auch tapfer waren – durch Klugheit zeichneten sie sich nicht aus! Erst als viele der ihrigen gefallen waren, erinnerten

sie sich an das Manöver der letzten Nacht. Jetzt schlossen sich ihre Reihen, dann kam Bewegung in die Masse und im sausenden Galopp schossen sie vorüber. Die Erde zitterte, als die vielen hunderte Hufe über sie hindonnerten; natürlich spien die Gewehre der Hostelianer jetzt mehr Tod und Flammen denn je.

Eigentlich war es ein prachtvolles Schauspiel! Nichts hielt die Windeseile dieser wilden Reiter auf. Verlor einer die Steigbügel, so wurde er von den Hintermännern zerstampft; fiel ein Pferd tot hin oder verwundet zu Boden, so stürzten die anderen achtlos über das Hindernis im wütenden Dahinrasen hinweg.

Aber an das Bewundern dieses Reiterstückchens dachten die Hostelianer nicht. Für sie handelte es sich um Leben und Tod! Sie dachten nur eines: laden, zielen, abdrücken; dann laden, zielen, abdrücken und so fort, ohne eine Sekunde der Unterbrechung. Die Läufe in ihren Händen fühlten sich schon ganz heiß an, sie schossen aber noch immer. Im Eifer der Schlacht ließen sie alle Vorsicht beiseite, traten hinter ihren natürlichen Schutzwällen hervor und boten sich dem Feind als Zielscheibe dar. Er hätte jetzt leichtes Spiel gehabt, wenn er sich zum Schießen Zeit genommen hätte.

Aber bei ihrem Vorbeirasen konnten die Patagonier nicht daran denken, von einer Waffe Gebrauch zu machen; ihr einziges Streben ging dahin, so schnell als möglich aus dem Bereich der todbringenden Kugeln zu kommen, ungeachtet der vielen Opfer, die dieses Manöver erfordern mußte.

Endlich hatten sie den Engpaß passiert und als die Kugeln nicht mehr um ihre Ohren pfiffen, verlangsamten sie den Gang ihrer Pferde und folgten der in Serpentinen abfallenden Straße in gemächlichem Trab. Ringsherum war alles ruhig. Hie und da fiel ein vereinzelter Schuß aus der Höhe, wenn die Straße an Felswänden vorüberführte, verfehlte aber meistens sein Ziel. Die Patagonier beantworteten den Gruß mit gleicher Münze und ritten weiter.

Durch die Erfahrung belehrt, verfielen sie nicht in den Fehler des letzten Abends, wo sie ihr Lager in einer zu geringen Entfernung vom Kampfplatz aufgeschlagen hatten. Bis spät in die Nacht setzten sie ihren Abstieg fort und schlugen erst das Lager auf, als sie die Ebene erreicht hatten.

Das war ein harter Tag für sie gewesen. Sie hatten fünfundsechzig Kilometer zurückgelegt, fünfunddreißig von der Höhe des Passes an gerechnet. Zu ihrer rechten Hand schlugen die Wogen des Stillen Ozeans auf den sandigen Strand auf, links breitete sich flaches Land aus, hier waren keine Überraschungen mehr zu befürchten. Liberia war noch dreißig Kilometer entfernt, morgen mußte es erreicht werden.

Jetzt war es dem Kawdjer unmöglich, den Patagoniern nochmals vorzukommen. Erstens eignete sich das Terrain nicht mehr dazu und zweitens trennte ihn eine zu große Entfernung von den Feinden. Auf seinen Befehl stand man von der unnützen Verfolgung ab und lagerte sich auf die kalte Erde, um unter dem mit Sternen besäeten Himmel einige Stunden der Ruhe zu suchen, die man sich nach der Ermüdung dreier aufeinanderfolgender Nächte wohl verdient hatte.

Der Kawdjer hatte keine Ursache, mit dem Resultat seiner Taktik unzufrieden zu sein. Am letzten Tage hatten die Feinde fünfzig Pferde und wenigstens fünfzig Mann verloren. Die wilde Horde würde demnach Liberia moralisch niedergedrückt betreten und hundert Kämpfer weniger in ihren Reihen zählen. Auch würde sie nicht mühelos eindringen können, wie sie vielleicht erwartete.

Am nächsten Morgen ließ man die Pferde kommen, sie trafen aber erst gegen Mittag ein. Jetzt verwandelten sich die Schützen wieder in Reiter und traten, zweiunddreißig Köpfe stark, den Heimweg an.

Nichts hinderte sie am raschen Vorwärtseilen, Vorsicht war nicht mehr geboten, man war durch die längs der Straße verborgenen Kolonisten, welche den Feind im Vorbeireiten begrüßt hatten, beruhigt und wußte, daß die Patagonier weitergeritten waren und man keine Gefahr lief, plötzlich mit dem Nachtrabe ihrer Kolonne zusammenzutreffen.

Um drei Uhr erreichte man ihren Lagerplatz. Die Anzeichen waren so deutlich, daß jede Täuschung ausgeschlossen war. Aber sie mußten schon in den ersten Morgenstunden aufgebrochen sein und außerdem sich letzt aller Wahrscheinlichkeit nach schon in Liberia befinden.

Zwei Stunden später ritt man längs der Umzäunung hin, die das Blockhaus Rivières umgab. Da erblickte man vor sich auf der Straße eine Anzahl Menschen. Es waren ihrer gewiß mehr als hundert. Als die Hostelianer näher kamen, erkannten sie in ihnen jene Patagonier, deren Pferde in den vorhergegangenen Scharmützeln erschossen worden waren.

Da fielen Flintenschüsse aus der Umzäunung und mindestens zehn Patagonier stürzten zu Boden. Von den Überlebenden gaben einige auf die Palisaden ein paar ungefährliche Schüsse ab, dann entflohen alle. Nun erst bemerkten sie die zweiunddreißig Reiter, die ihnen den Weg versperrten und deren Gewehre mit ihnen zu verhandeln begannen.

Beim Knall dieser Detonationen stürzten zweihundert mit Heugabeln, Beilen und Sensen bewaffnete Männer aus dem Schutz der Umzäunung heraus und sperrten die Straße in der Richtung nach Liberia zu ab. Jetzt waren die

Patagonier eingeschlossen: rechts dräuten unübersteigbare Felsen, vor ihnen standen die Bauern, die infolge ihrer großen Anzahl sehr zu fürchten waren, links blitzten Gewehrläufe aus der Palisade und hinter ihnen stand der Kawdjer mit seinen Leuten. Die Patagonier verloren den Mut und warfen ihre Waffen zu Boden. Ohne alles Blutvergießen wurden sie gefangen genommen. An Händen und Füßen gebunden brachte man sie in eine Scheune, vor deren Türe Wachen gestellt wurden.

Das war wohl gelungen! Die Eindringlinge hatten nicht nur über hundert Männer verloren, sondern ebensoviele Gewehre, und obwohl diese von minderer Qualität waren, bereicherten sie doch den Waffenschatz der Hostelianer. Jetzt besaßen sie dreihundertundfünfzig Feuerwaffen und sechshundert standen ihnen gegenüber. Die Verteilung war fast eine gleiche.

Die bei Rivière versammelte Garnison konnte dem Kawdjer über den Weitermarsch der Patagonier Bericht erstatten. Sie hatten am Morgen nur schüchterne Versuche gemacht, durch die Palisaden einzudringen; nach den ersten Schüssen hatten sie den Versuch aufgegeben, ihrerseits ein paar Schüsse abgefeuert und waren, ohne einen ernstlichen Angriff zu unternehmen, davongeritten. Diese Patagonier mochten vielleicht Krieger sein, aber vom Kriegführen verstanden sie nicht viel. Ihr Ziel war Liberia, darauf gingen sie los, unbekümmert darum, ob sie unbesiegte Feinde hinter sich ließen.

Nachdem man so glücklich gewesen war und Gefangene gemacht hatte, wollte der Kawdjer nicht fortgehen, ohne sie um ihre Absichten befragt zu haben. Er begab sich daher zu ihnen.

In der Scheune, in die sie geschafft worden waren, herrschte tiefes Schweigen. Sie kauerten an der Mauer, diese hundert Menschen, und erwarteten mit wilder Resignation ihr Schicksal. Sie würden als Sieger die Besiegten zu Sklaven gemacht haben; jetzt waren sie die Besiegten und erwarteten das gleiche Schicksal. Nicht einer von ihnen schien den Eintritt des Kawdjer zu bemerken.

»Spricht einer von euch spanisch? erkundigte er sich mit lauter Stimme.

– Ich, sagte einer der Gefangenen, den Kopf erhebend.

– Dein Name?

– Athlinata.

– Was suchst du in diesem Lande?«

Der Indianer blieb ganz bewegungslos und sagte:

»Den Krieg.

– Warum sucht ihr Krieg mit uns? fragte der Kawdjer. Wir sind nicht eure

Feinde.«

Der Patagonier verharrte in Schweigen und so fuhr der Kawdjer fort:

»Niemals sind deine Brüder auf diese Insel gekommen. Warum haben sie jetzt diesen weiten Weg gemacht?

– Der Häuptling hat befohlen, sagte der Indianer ruhig, und die Krieger haben gehorcht.

– Aber was ist denn euer Ziel? fragte der Kawdjer fort.

– Die große Stadt im Süden, antwortete der Gefangene. Dort gibt es viele Reichtümer und die Indianer sind arm.

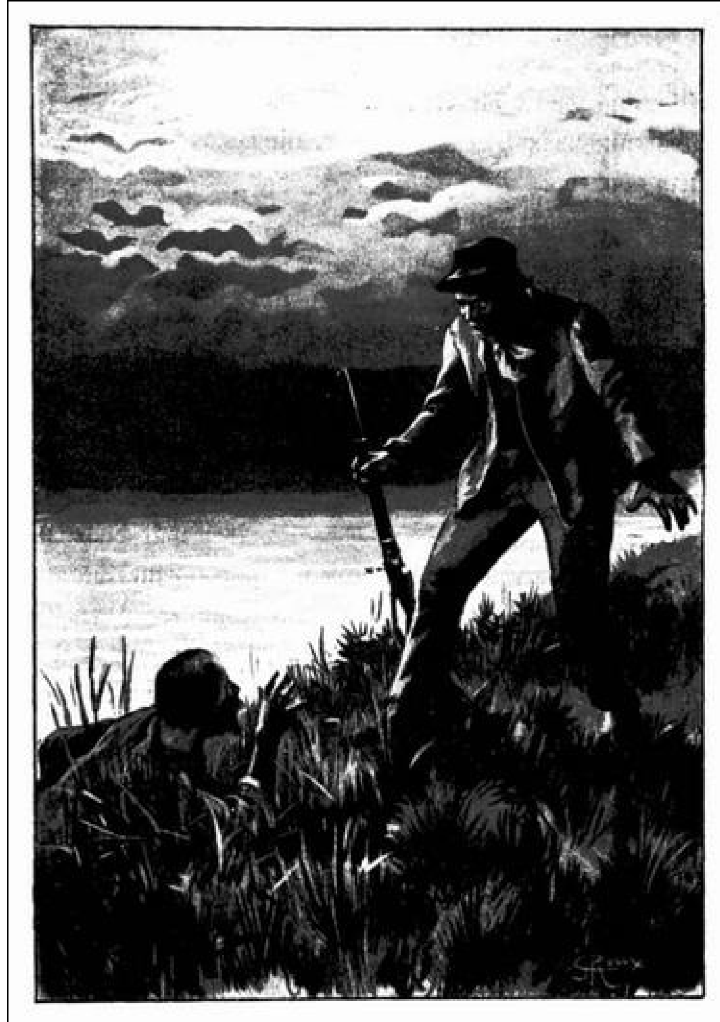
– Aber diese Reichtümer muß man erst nehmen, erwiderte der Kawdjer, und die Bewohner der Stadt werden sie verteidigen.«

Der Patagonier lächelte spöttisch.

»Du und deine Brüder sind ja letzt schon gefangen, fügte der Kawdjer als Beweis *ad hominem* bei.

Der Indianer ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

»Die patagonischen Krieger sind zahlreich; sagte er. Die anderen werden in die Heimat zurückkehren und deine Brüder werden neben ihren Pferden herlaufen!«



Er erstickte einen Schrei. (S. 399.)

Der Kawdjer zuckte die Achseln.

»Du träumst, mein Lieber, sagte er, nicht einer von euch wird nach Liberia hineinkommen.«

Der Patagonier hatte nur ein ungläubiges Lächeln zur Antwort.

»Du glaubst mir nicht? fragte der Kawdjer.

– Der weiße Mann hat es uns versprochen, sagte der Indianer voll Überzeugung. Er wird die große Stadt den Patagoniern geben.

– Der weiße Mann? fragte der Kawdjer erstaunt.

– Lebt denn ein Weißer bei euch?«

Aber alle Fragen waren umsonst. Der Indianer hatte alles gesagt, was er wußte, mehr Einzelheiten waren von ihm nicht zu erfahren.

Der Kawdjer zog sich nachdenklich zurück. Wer war dieser Weiße, der an seiner Rasse zum Verräter wurde und sich gegen seine Stammesbrüder mit einer Rotte von Wilden verband? Das war ein neuer Grund zur Eile. Obwohl Hartlepool genau die erhaltenen Weisungen befolgt und alles Nötige getan haben würde, war es vielleicht doch gut, der Garnison von Liberia eine Verstärkung zuzuführen.

Gegen acht Uhr abends setzte man sich in Bewegung. Die von dem Kawdjer befehligte Truppe zählte jetzt einhundertfünfundsechzig Mann, von denen einhundertundzwei die Gewehre der gefangenen Patagonier an sich genommen hatten. Alle Pferde waren bei Rivière zurückgelassen worden; um in Liberia einzudringen und die Linie der Feinde zu durchbrechen, wollte der Kawdjer selbstredend nicht die von den Patagoniern angewendete, sehr mutige, aber wahnsinnige Taktik ergreifen, die diese beim Durchbrechen der schwierigen Passagen angewandt hatten. Sein Plan ging darauf hinaus, eher mit List als mit Gewalt durchzudringen und die Pferde wären ihm dabei nur ein Hindernis gewesen.

Nach drei Wegstunden erblickte man die Stadt vor sich. Die Nacht war hereingebrochen und die in einem großen Halbkreis verteilten Feuer der Patagonier bezeichneten ihr Lager, das sich rechts bis an den Sumpf erstreckte und links an den Fluß heranreichte. Die Stadt war vollständig eingeschlossen und es war ein Ding der Unmöglichkeit, durch die in je hundert Meter Entfernung postierten Wachen hindurchzuschleichen.

Der Kawdjer ließ seine Truppe halten. Ehe er weiter vordrang, mußte er alles wohl erwägen.

Aber alle Eindringlinge befanden sich nicht am rechten Flußufer. Einige mußten das Wasser überschritten haben. Während der Kawdjer noch überlegte, wurde im Nordwesten ein intensiver Lichtschein sichtbar. – Es waren die Häuser von Neudorf, die die Feinde in Brand gesteckt hatten.

Achtes Kapitel.

Ein Verräter.

Harry Rhodes und Hartlepool, auf deren Schultern während der Abwesenheit des Kawdjer alle Verantwortung ruhte, hatten keinen Augenblick verloren, um die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen, während der Kawdjer ihren Vormarsch nach Möglichkeit aufhielt.

Zwei tiefe und breite Gräben, hinter denen sich ein Erdwall erhob, der keine

Kugeln durchließ, mußten jeder Überrumpelung vorbeugen. Der eine dieser Wälle, der im Süden lag, war zweihundert Schritte lang und ging vom Flusse aus, umfaßte die Stadt im Halbkreis, bis er den Sumpf erreichte, der allein ein unübersteigbares Hindernis bildete. Der andere, im Norden der Stadt, maß kaum fünfhundert Schritte und verband gleichfalls den Fluß mit dem Sumpf; er kreuzte die Straße, die Liberia und Neudorf verband.

So war die Stadt von allen Seiten beschützt. Im Norden und Nordosten durch den Sumpf, in dem ein Pferd bis an den Leib einsinken mußte, im Nord-und Südwesten bis nach Osten durch die aufgeworfenen Gräben und Dämme, im Westen durch den Fluß, der auch ein Hindernis für die Angreifer war.

Neudorf war verlassen worden. Die Bewohner waren mit aller Habe nach Liberia geflohen; sie wußten, daß sie ihre Häuser der sicheren Zerstörung anheimgaben.

Schon am ersten Abend, noch ehe die Arbeiten beendet waren und die Gefahr noch nicht aus nächster Nähe drohte, hatte man scharf Wache gehalten. Fünfzig Mann waren dazu erforderlich. Auf dreißig Meter Entfernung standen sie auf dem Walle und dem Flußufer und hielten fleißig Umschau in der nächsten Umgebung, bereit, die Stadt beim ersten Anzeichen einer Gefahr zu alarmieren. Einhundertfünfundsiebzig Männer, welche mit den noch übrigen Gewehren bewaffnet und im Herzen der Stadt postiert waren, hielten sich bereit, um sofort zur Hand zu sein, wenn das Alarmsignal gegeben würde. Die übrige Bevölkerung schlief während dieser Zeit. Alle Bürger mußten sich in diesen drei Beschäftigungen ablösen.

Die Verteidigung konnte nicht besser organisiert sein. Ganz vorne standen die fünfzig Wachtposten, welche in bestimmten Zwischenräumen von den einhundertfünfundsiebzig Mann der Reserve abgelöst wurden; dann blieben noch die Liberier, welche auch beim ersten Lärm auf ihrem Platze sein würden. Diese letzteren waren allerdings schlecht bewaffnet, außer Hacken, Messern und Stangen besaßen sie nichts, aber diese Waffen wären in einem Kampfe, wenn es zum Handgemenge kommen sollte, durchaus nicht zu verachten.

Niemand konnte sich von der allgemeinen Wachtpflicht ausschließen. Patterson mußte auch seinen Dienst tun, so gut wie jeder andere. Wie er auch darüber denken mochte, er hatte sich willig gefügt und überhaupt waren seine innersten Gedanken so verwirrter Natur, daß er selbst nicht imstande gewesen wäre, zu sagen, ob er befriedigt oder geärgert war.

Während ihm die Wache oblag, stellte er Betrachtungen darüber an; zum ersten Male in seinem Leben analysierte er seine Gedanken.

Die feindseligen Gefühle, die er gegen seine Mitbürger, gegen die Stadt Liberia, gegen die ganze Insel Hoste gefaßt hatte, waren immer noch lebendig in seinem Herzen und es erschien ihm doppelt hart, jetzt gezwungen zu sein, etwas zur Rettung der Stadt beitragen zu müssen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, waren ihm die Wachtstunden unerträglich.

Aber der Haß fiel erst in dritter Linie bei Patterson ins Gewicht. Der ehrliche Haß wie die wahre Liebe suchen sich offene, weite Herzen, aber in der engen Seele eines Geizhalses finden solche groß angelegte Leidenschaften keine Wohnstätte.

Erst kam bei ihm die Habgier an die Reihe, in zweiter Linie aber die Furcht.

Nachdem sein Schicksal mit dem seiner Mitbürger zusammenhing, riet ihm die Furcht, seinen Haß zu vergessen. Wenn es ihm auch angenehm gewesen wäre, eine Stadt, die er verabscheute, in Flammen aufgehen zu sehen, so war doch dabei die Bedingung zu stellen, daß er sich vorher retten konnte. – Aber es gab keine Möglichkeit, sie zu verlassen. Im Inneren der Insel streiften die wilden Horden der Patagonier, deren Grausamkeit zur Genüge bekannt war und die bald vor Liberia erscheinen mußten. Indem Patterson die Stadt verteidigen half, verteidigte er sich schließlich nur selbst!

Also zog er vor, die Wache zu beziehen, obwohl sie für ihn eine Quelle der unangenehmsten Empfindungen war. Er fand durchaus kein Vergnügen daran, allein zu bleiben, in der ersten Reihe, manchmal auch während der Nacht, und Gefahr zu laufen, vom Feinde überrascht zu werden. Die Furcht machte aus ihm sogar eine ausgezeichnete Schildwache Mit welcher Anstrengung er seine Blicke in die Finsternis bohrte! Mit welcher Gewissenhaftigkeit er die Schatten der Nacht durchforschte, das Gewehr schußbereit zur Hand, um beim geringsten verdächtigen Geräusch den Alarmschuß zu geben.

Die ersten vier Tage verliefen ohne Zwischenfall, nicht so war es am fünften. Gegen Mittag hatte man die Patagonier sich nähern sehen und gleich darauf schlugen sie im Süden der Stadt ihr Lager auf. Jetzt wurde das Spiel bitterer Ernst. Der Feind war in bedrohlicher Nähe.

An diesem Abend hatte Patterson seine Wache am nördlichen Wall anzutreten, zwischen dem Fluß und der Straße nach Neudorf. Da sah er plötzlich ein helles Licht in der Richtung des Hafens aufblitzen. Jetzt war keine Illusion mehr möglich, die Patagonier begannen den Tanz. Vielleicht kam es gleich zum Angriff und wahrscheinlich gerade vor ihm, nachdem ihm sein Unstern den Posten an der Straße zugewiesen hatte.

Wie groß war sein Schrecken, als wenige Minuten nachher auf eben dieser

Straße lauter Lärm losbrach. Eine nicht unbedeutende Truppe kam herbeigelaufen und näherte sich rasch. Nun wußte Patterson genau, daß quer durch die Straße ein Graben gelegt war, den eine Abzweigung des Flusses mit Wasser gefüllt hatte. Diese Verteidigungsmittel schienen ihm sehr beruhigend am lichten Tage, jetzt, in finsterer Nacht aber sehr ungenügend! Er sah schon den Graben übersetzt, den Wall erklommen, die Stadt eingenommen…

Aber die mutmaßlichen Eindringlinge waren am Rande des Grabens stehen geblieben. Patterson, obwohl er die einzelnen Worte nicht hören konnte, verstand, daß man sich beriet. Dann kam es zu einem Tumult. Man schleppte Bretter, Bohlen, Stangen herbei, um einen Notsteg zu schaffen. Wenige Augenblicke später sah Patterson von weitem die Ankömmlinge vorbeidefilieren. Sie waren wirklich in großer Menge gekommen und ihre Gewehre blitzten in den fahlen Strahlen des Mondes, der eben sein letztes Viertel begonnen hatte. An ihrer Spitze schritt ein Mann von großer Gestalt, um den sich alles drängte, dessen Name von Mund zu Mund lief: es war der Kawdjer.

Patterson war gleichzeitig sehr erfreut und zornig erregt. Er war zornig, weil der Kawdjer gekommen war, den er über alles haßte. Er empfand Freude, weil ihn diese eingetroffenen Verstärkungen beruhigten.

Der Kawdjer war von Neudorf herübergekommen. Als er bei der Ankunft den Feuerschein in dem Vororte erblickte und wußte, daß dieser ein Raub der Flammen sei, hatte er rasch einen Plan erdacht. Er hatte, wie die Patagonier, den Fluß drei Kilometer stromaufwärts mit seiner kleinen Armee übersetzt und sich, durch die helleuchtende Flamme geführt, durch die Felder nach Neudorf geschlichen.

Aus der Anzahl der Lagerfeuer im Süden schloß er, daß der große Teil der Patagonier sich dort befinden mußte. Deshalb konnte man in der Nähe des Vorortes höchstens kleinen Abteilungen begegnen, die leicht zu überwältigen waren. Auf diese Weise wollte er Liberia von der Straße aus erreichen.

Er hatte alles so ausgeführt. Die Brandstifter wurden im Hafen überrumpelt; sie waren sehr enttäuscht, dort nichts anzutreffen, was die Mühe des Plünderns gelohnt hätte, und in ihrer Wut, die sie taub und blind machte, zerstörten sie alles. Nachdem sie, ohne den leisesten Widerstand zu finden, bis zu diesen Häusern vordringen konnten, hatten sie alle Vorsicht für überflüssig gehalten und nicht einmal Wachen ausgestellt.

Wie ein Ungewitter fiel der Kawdjer über sie her. Einige Schüsse wurden gewechselt, dann ergriffen die überraschten Patagonier die Flucht, nicht ohne den Siegern fünfzehn neue Gewehre und fünf Gefangene zurückzulassen. Man

verfolgte sie nicht. Die Schüsse konnten am anderen Ufer vernommen worden sein und es stand vielleicht ein Angriff zu erwarten. Deshalb beeilten sich die Hostelianer, Liberia zu erreichen. Der Kampf hatte nur zehn Minuten gedauert.

Die unverhoffte Rückkehr des Kawdjer war nicht die einzige Aufregung, die das Schicksal zu Pattersons Prüfung auserdacht hatte. Drei Tage später stand ihm eine größere bevor, deren Folgen viel ernsterer Natur waren.

Der Wachtdienst rief ihn diesmal von sechs Uhr abends bis zwei Uhr morgens an das Flußufer, zirka hundert Meter von der Stelle entfernt, wo der nördliche Wall es berührte. Zwischen ihm und dem Wall waren noch drei andere Schildwachen postiert. Der Platz war nicht schlecht. Man wurde selbst von allen Seiten bewacht.

Als Patterson seinen Posten erreichte, war es noch hell und die Situation schien ihm wenig besorgniserregend. Aber nach und nach sanken die Schatten der Nacht hernieder und mit ihnen ergriff ihn die Angst. Wieder lauschte er auf den geringsten Lärm, hielt fortgesetzt nach allen Richtungen Umschau, um sich ja keine verdächtige Bewegung entgehen zu lassen.

Er blickte weit in die Ferne, während die Gefahr in nächster Nähe auf ihn lauerte. Wie erschrak er, als er sich plötzlich mit halblauter Stimme anrufen hörte.

»Patterson!« murmelte jemand, der nur zwei Schritte von ihm entfernt sein konnte.

Er erstickte einen Schrei, der sich ihm auf die Lippen drängen wollte; im selben Augenblick sagte jemand in befehlendem Tone:

»Ruhe!«

Die erste Stimme flüsterte wieder:

»Erkennst du mich?«

Und als Patterson, unfähig ein Wort hervorzubringen, schwieg:

»Sirdey,« sagte man in der Finsternis.

Patterson atmete auf; der ihn ansprach, war ein Kamerad, allerdings der letzte, den er hier erwartet hätte.

»Sirdey? sagte er fragend und horchte auf.

– Ja… Sei vorsichtig… Sprich leise… Bist du allein?… Ist niemand in deiner Nähe?«

Patterson schien die Finsternis um sich durchbohren zu wollen.

»Niemand, sagte er.

– Rege dich nicht! befahl Sirdey. Bleibe ruhig stehen… daß man dich sehen kann… Ich komme näher zu dir, aber wende dich nicht nach meiner Seite!«

Das Gras am Ufer des Flusses knisterte leise.

»Hier bin ich,« sagte Sirdey und blieb ausgestreckt am Boden liegen.

Trotz der erhaltenen Weisung warf Patterson einen Blick auf seinen unerwarteten Besucher und bemerkte, daß dieser ganz durchnäßt war.

»Woher kommst du, fragte er und nahm seine frühere Stellung wieder ein.

– Aus dem Fluß… ich bin bei den Patagoniern.

– Mit den Patagoniern?… sagte Patterson mit dumpfer Stimme.

– Ja… Vor achtzehn Monaten habe ich die Insel Hoste verlassen, Indianer haben mich über den Beagle-Kanal gesetzt. Ich wollte nach Punta-Arenas und von da nach Argentina und weiter gehen. Aber die Patagonier haben mich unterwegs aufgefangen.

– Was haben sie dir getan?

– Zum Sklaven haben sie mich gemacht.

– Zum Sklaven!… wiederholte Patterson. Aber jetzt bist du ja frei, wie mir scheint!

– Sieh her!« antwortete Sirdey.

Patterson gehorchte der Einladung und glaubte eine Schnur zu unterscheiden, die an Sirdeys Gürtel befestigt schien. Aber als dieser die Schnur schüttelte, rasselte sie wie eine Eisenkette.

»Du siehst, wie frei ich bin!… nahm der einstige Koch wieder das Wort. Außerdem sind zwei Patagonier zehn Schritte weit von mir im Wasser versteckt und beobachten mich. Selbst wenn ich diese Kette zerreißen könnte, deren anderes Ende sie in Händen haben, würden sie mich bald eingefangen haben, ehe ich wenige Schritte machen könnte.«

Patterson begann so heftig zu zittern, daß Sirdey es bemerkte.

»Was hast du denn? fragte er.

– Patagonier! stammelte Patterson seiner selbst kaum mächtig.

– Fürchte dich nicht, beruhigte ihn Sirdey. Sie tun dir nichts. Sie brauchen uns ja. Ich habe ihnen gesagt, daß ich auf dich zählen kann, deshalb haben sie mich als Dolmetsch hergeschickt.

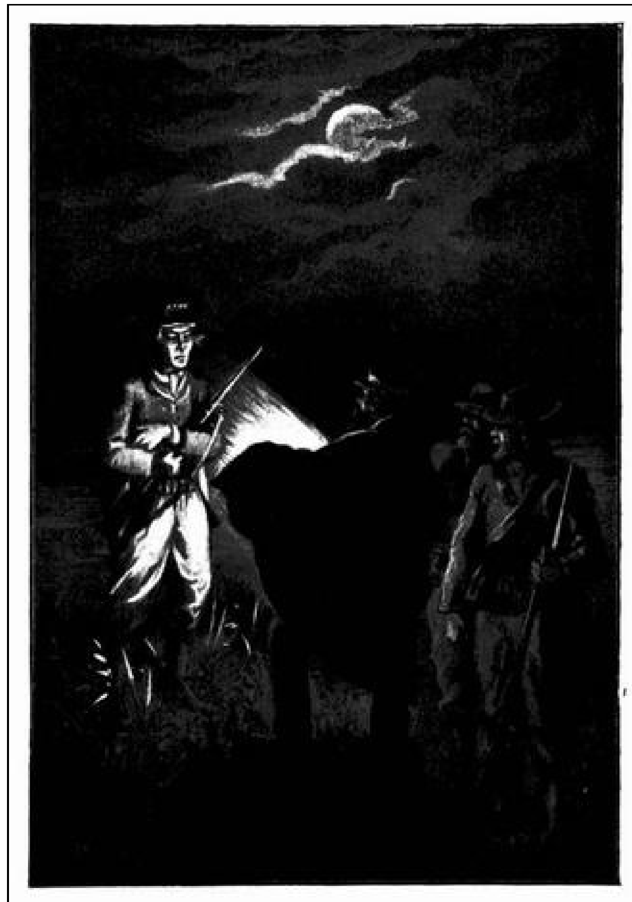
– Was wollen sie denn?«… kam es stockend von Pattersons Lippen.

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen, ehe Sirdey antwortete:

»Sie wollen, daß du sie in die Stadt hineinläßt.

– Ich!!… sträubte sich Patterson.

– Ja du!!… Du mußt!… Höre mich an!… Es handelt sich bei mir um Leben und Tod.



»Nichts Neues?«, fragte der eine Ankömmling. (S. 403.)

Wie ich in ihre Hände gefallen bin, haben sie mich zum Sklaven gemacht, wie ich dir sagte. Sie haben mich auf hundertfache Weise gequält Eines Tages haben sie durch einige unvorsichtige Worte erfahren, daß ich von Liberia komme. Da ist ihnen eingefallen, sich meiner als Werkzeug zu bedienen, um die Stadt zu plündern, von deren Schätzen sie schon gehört hatten. Sie haben mir die Freiheit angeboten, wenn ich ihnen dazu verhelfe… Du verstehst, ich…

– Schweig'!«… unterbrach ihn Patterson.

Eine der zunächststehenden Schildwachen wollte die steifen Glieder etwas in

Bewegung bringen und näherte sich den beiden, blieb aber fünfzehn Meter von den Sprechenden stehen, es war die Grenze ihres Wachtbezirkes.

»Es ist recht frisch heute Nacht, sagte der Hostelianer, ehe er an seinen Platz zurückkehrte.

– Ja, brachte Patterson mit erstickter Stimme hervor.

– Gute Nacht, Kamerad!

– Gute Nacht!«

Die Schildwache kehrte Patterson den Rücken, entfernte sich und war bald im Dunkel verschwunden.

Sogleich fuhr Sirdey fort:

»Du begreifst, daß ich alles versprochen habe!… Darauf haben sie diesen Raubzug inszeniert und mich mitgeschleppt: Tag und Nacht haben sie mich nicht eine Sekunde aus den Augen gelassen. Jetzt verlangen sie, daß ich mein Versprechen halte! Sie sind wütend, weil sie soviel Widerstand gefunden haben und man über hundert Gefangene gemacht hat… Diesen Abend habe ich ihnen gesagt, daß ich mich mit einem Kameraden in Verbindung setzen wollte, der mir keinen Dienst verweigert… Ich hatte dich von weitem erkannt… Wenn sie entdecken, daß sie von mir getäuscht worden sind, ist mein Schicksal besiegelt!«

Während Sirdey erzählte, überlegte Patterson. Es hätte ihn gefreut, diese Stadt zerstört und alle Bewohner, besonders aber den Gouverneur, vertrieben oder massakriert zu sehen. Aber es war sehr gefährlich für ihn! Patterson schwankte kurze Zeit, dann hatte er sich entschieden.

»Was soll ich dabei tun? fragte er kalt.

– Uns helfen, hineinzukommen, antwortete Sirdey.

– Ihr braucht meine Hilfe ja gar nicht; der beste Beweis bist du; du bist ja auch allein hereingekommen, entgegnete Patterson.

– Ein Mann kann leicht ungesehen hineinkommen, sagte Sirdey. Bei fünfhundert Leuten ist das aber schwieriger!

– Fünfhundert!…

– Ja, natürlich!… Glaubst du vielleicht, daß ich einen Spaziergang in der Stadt machen will und dazu deine Hilfe brauche? Für mich ist die Luft in Liberia ebenso ungesund wie die Gesellschaft der Patagonier… Was ist denn übrigens…

– Schweig'!«… befahl ihm plötzlich Patterson rauh.

Das Geräusch von Schritten näherte sich, bald darauf wurden drei Männer

sichtbar. Der eine rief Patterson an und ließ für einen Augenblick den Schein einer Laterne, die er unter dem Mantel verborgen hielt, auf das Gesicht der Schildwache fallen.

»Nichts Neues? fragte der eine Ankömmling, niemand anderer als Hartlepool.

– Nichts.

– Alles ruhig?

– Ja.«

Hartlepool setzte seinen nächtlichen Rundgang fort.

»Was sagtest du zuletzt? fragte Patterson, als er sich außer Hörweite entfernt hatte.

– Ich wollte sagen: was ist denn übrigens aus den anderen geworden?

– Aus welchen anderen?

– Dorick?

– Tot.

– Fred Moore?

– Tot.

– William Moore?

– Tot.

– Alle Teufel!… Und Kennedy?

– Ist gesund wie du und ich.

– Nicht möglich!… Also hat er seinen Kopf aus der Schlinge ziehen können?

– Wahrscheinlich.

– Ist kein Verdacht auf ihn gefallen?

– Ich glaube nicht; er ist immer frei herumgegangen.

– Wo ist er jetzt?

– Er hat irgendwo die Wache. Ich weiß nicht wo…

– Könntest du das nicht erfahren?

– Unmöglich. Ich darf meinen Posten nicht verlassen. Was willst du denn von Kennedy?

– Mich an ihn wenden, nachdem dir mein Vorschlag nicht zu gefallen scheint.

– Du glaubst, daß ich dir beistehen würde? protestierte Patterson. Du glaubst, daß ich den Patagoniern behilflich sein werde, uns alle zu ermorden?

– Das tun sie ja nicht! behauptete Sirdey. Die Kameraden haben nichts zu befürchten. Ganz im Gegenteil, sie bekommen einen Anteil an der Beute. Das ist schon ausgemacht!

– Hm!« machte Patterson, der nicht sehr überzeugt schien. Aber er war schwankend geworden. Sich an den Hostelianern rächen und auf ihre Kosten bereichern zu können, das war sehr verführerisch… Aber wer kann den Versprechungen dieser Wilden trauen!… Wieder behielt die Klugheit die Oberhand.

»Das ist alles Wortgeklingel! sagte er mit Bestimmtheit. Weder Kennedy noch ich könnten fünfhundert Männer unbemerkt hereinlassen, selbst wenn wir es wollten.

– Es ist ja nicht notwendig, daß alle auf einmal hereinkommen, sagte Sirdey. Fünfzig oder auch nur dreißig wären genügend. Wenn diese die Wache übernehmen, könnten die anderen leicht nachkommen.

– Fünfzig, dreißig, zwanzig, zehn – alles ist zu viel!

– Ist das dein letztes Wort?

– Mein letztes.

– Also – nein?

– Nein.

– Also lassen wir es, schloß Sirdey und begann nach dem Flusse hin zu kriechen. Aber plötzlich hielt er inne und blickte zu Patterson auf.

– Die Patagonier zahlen gut, sagte er.

– Wieviel?«

Das Wort kam ganz allein von Pattersons Lippen, ohne dessen Zutun. Sirdey näherte sich wieder.

»Tausend Piaster,« sagte er.

Tausend Piaster!… Fünftausend Franken!… Die Höhe der Summe hätte den Patterson von einstmals nicht geblendet. Aber der Fluß hatte ihm alles genommen; er besaß gar nichts mehr. Kaum war es ihm gelungen, nach einem Jahre angestrengtester Arbeit, fünfundzwanzig Piaster zu ersparen. Und diese elenden fünfundzwanzig Piaster machten jetzt sein ganzes Vermögen aus. Jetzt würde es schon schneller damit vorwärtsgehen; Gelegenheiten, es zu vermehren, würden sich schon bieten. Am schwersten ist immer die Basis zu erreichen! Aber tausend Piaster!… Jetzt konnte er mit einem Male das Vierzigfache eines achtzehnmonatlichen Arbeitslohnes verdienen! – Und dann war vielleicht noch

mehr herauszuschlagen, denn das logische Verfahren bei jedem Handel ist doch – das Handeln!

»Das ist mir zu wenig, sagte er mit wegwerfender Miene. Für eine Sache, wobei man seine Haut riskiert, wären zweitausend nicht zu viel…

– Nun dann – gute Nacht, sagte Sirdey und wandte sich zum Rückzug.

– Oder wenigstens fünfzehnhundert,« meinte Patterson, der sich durch Sirdeys Gebaren nicht einschüchtern ließ.

Jetzt war er im rechten Fahrwasser: er konnte handeln. Auf diesem Gebiet war er zu Hause. Ob das Kaufobjekt eine Ware oder sein Gewissen war, es handelte sich immer um einen Ein-und Verkauf. Aber das Kauf-und Verkaufsverfahren ist an bestimmte Regeln gebunden und die kannte er genau. Es ist nun schon einmal Brauch, daß der Verkäufer zu viel verlangt und der Käufer zu wenig bietet. Durch das Handeln wird das Gleichgewicht hergestellt. Wer handelt, kann immer nur gewinnen, verliert aber nie etwas. Nachdem die Zeit drängte, hatte Patterson ausnahmsweise seine Forderungen erst verdoppelt, um sie unmittelbar darauf auf fünfzehnhundert herabsinken zu lassen.

»Nein, sagte Sirdey mit Bestimmtheit.

– Wenn es doch wenigstens vierzehnhundert wären! seufzte Patterson. Dann ginge es vielleicht!… Aber tausend Piaster!…

– Tausend Piaster und nicht einen mehr!« sagte Sirdey und wollte wieder fortkriechen.

Patterson setzte alles auf eine Karte.

»Dann ist es unmöglich!« sagte er sehr ruhig.

Jetzt wurde Sirdey unruhig… Alles war so gut eingefädelt!… Sollte es wegen ein paar hundert Piastern nicht zum Klappen kommen?… Er näherte sich wieder.

»Nehmen wir die goldene Mittelstraße: zwölfhundert,« schlug er vor.

Patterson beeilte sich, anzunehmen.

»Nur um dir einen Gefallen zu erweisen, sagte er; also für zwölfhundert Piaster!

– Abgemacht?… fragte Sirdey.

– Abgemacht!«… wiederholte Patterson.

Aber es blieben noch die Einzelheiten zu besprechen.

»Wer wird mir das Geld einhändigen? erkundigte sich Patterson. Sind denn die Patagonier so reich, um mir nichts, dir nichts zwölfhundert Piaster

herzuschenken?

– Ganz im Gegenteil, sie sind sehr arm! sagte Sirdey. Aber es sind ihrer viele und sie werden all ihr bißchen Habe zusammenlegen, um die Summe aufzutreiben. Wenn sie es tun, geschieht es so nur mit der Aussicht auf tausendmal reichere Beute in Liberia!

– Das ist ja möglich, geht mich auch nichts an, sagte Patterson. Mich interessiert nur, zu wissen, wie und wo ich das Geld bekomme. Vorher oder nachher?

– Die eine Hälfte vor, die andere Hälfte nach der Tat!

– Nein, erklärte Patterson. Jetzt höre meine Bedingungen! Morgen abends will ich achthundert Piaster haben…

– Wo?… fragte Sirdey.

– Dort, wo ich Wache halte; suche mich auf!… Was den Rest der Summe betrifft, so werde ich ihn am Tage der Ausführung erhalten. Zehn Patagonier werden hineingelassen und einer von ihnen hat mir das Geld zu geben. Zahlt man mir nicht alles richtig aus, dann alarmiere ich das Lager. Ist die Zahlung in Ordnung, so schweige ich.

– Angenommen, sagte Sirdey. Wann soll das sein?

– Die fünfte Nacht nach dieser, bei Neumond.

– Wo?

– Bei mir… In meiner Umzäunung!

– Ja, aber… ich habe dein Haus gar nicht gesehen! sagte Sirdey.

– Das Hochwasser hat es vor einem Jahre mit fortgerissen; das macht aber nichts; wir brauchen das Haus nicht. Die Palisade genügt.

– Die ist ja ganz zusammengebrochen!

– Ich werde sie ausbessern.

– Gut, meinte Sirdey. Also morgen!

– Ja, morgen!« antwortete Patterson.

Er hörte wieder das schwache Knistern des Grases, dann ließ ihn ein leises Plätschern erraten, daß Sirdey sich vorsichtig in den Fluß hatte gleiten lassen, dann störte nichts mehr die Ruhe der Nacht.

Am nächsten Morgen sah man mit Erstaunen, daß Patterson sich mit dem Ausbessern des Zaunes beschäftigte, der einst seine Gemüsebeete und sein Haus umschloß und nun halb zusammengebrochen war.

Die Zeit war merkwürdig gewählt, um diese Arbeiten vorzunehmen. Aber das Land war sein Eigentum, er hatte die betreffenden Papiere in der Tasche, die es schwarz auf weiß bewiesen. Nach der Überschwemmung waren ihm über besonderes Verlangen Duplikate der Dokumente ausgestellt worden. Er hatte das Recht, damit zu tun, wie ihm beliebte.

Den ganzen Tag widmete er dieser Arbeit. Er richtete die Pfähle auf, befestigte sie durch starke Querbalken, verstopfte die Spalten und kümmerte sich nicht um die Bemerkungen der anderen.

Am Abend wollte der Zufall, daß er die Wache auf dem Südwall angesichts der Berge übernehmen mußte; er begab sich ohne Widerrede auf seinen Posten und wartete die Ereignisse ab.

Er hatte diesmal seinen Dienst früher antreten müssen als gestern, es war noch ganz licht, aber das Ende seiner Wache fiel schon in die finstere Nacht und Sirdey konnte sich leicht nähern, außer…

Außer daß der Vorschlag des ehemaligen Kochs nicht ernst zu nehmen war Vielleicht hatte man ihm eine Falle gestellt… und er war dumm genug gewesen, hineinzufallen?… Der Irländer konnte sich bald über diesen Punkt beruhigen, denn Sirdey war vor ihm aufgetaucht, zwischen den Grasbüscheln war er für jedermann unsichtbar, nur ein Eingeweihter konnte ihn sehen.

Langsam wurde es finster. Der Mond stand im letzten Viertel und zeigte erst beim Morgendämmern seine schmale Sichel über dem Horizont. Als es ganz dunkel war, kroch Sirdey zu seinem Verbündeten und war bald darauf verschwunden, ohne bemerkt worden zu sein.

Alles war regelrecht verlaufen. Die beiden Parteien verstanden sich.

»Die vierte Nacht nach dieser, hauchte Patterson.

– Einverstanden! flüsterte Sirdey.

– Und daß die Piaster nicht vergessen werden… Sonst ist alles umsonst!…

– Sei ganz ruhig!«

Nach diesem kurzen Dialog zog sich Sirdey zurück. Aber ehe er ging, hatte er zu Füßen des Verräters einen Sack niedergestellt, der, als er den Boden berührte, einen leisen, metallischen Klang von sich gab. Das war der Judaslohn!

Neuntes Kapitel.

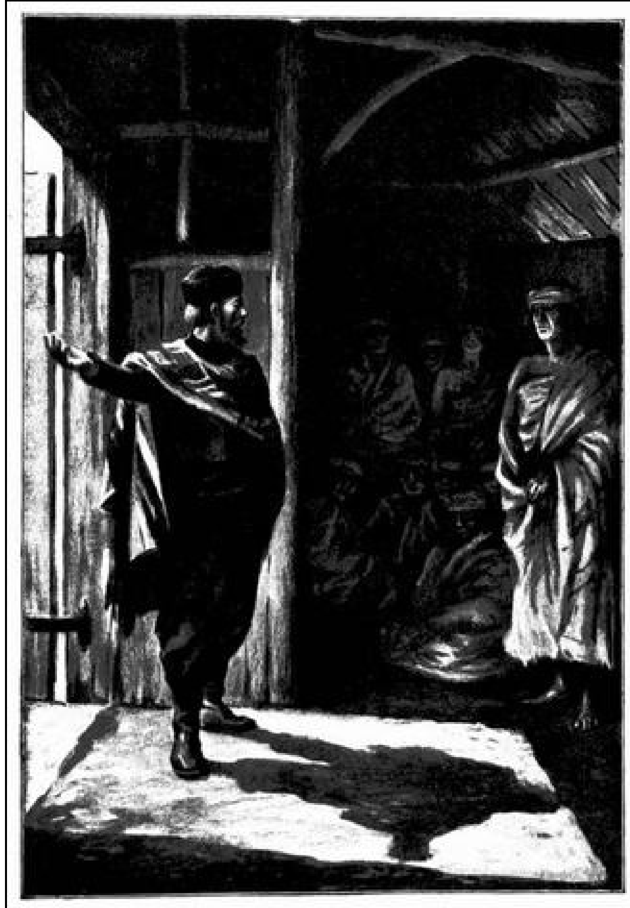
Das hostelische Vaterland.

Am nächsten Morgen arbeitete Patterson wieder an der Ausbesserung der Palisaden, natürlich ahnte er die Natur der Bemerkungen, die seine außergewöhnliche Beschäftigung wachrufen mußte. Und er mußte namentlich jetzt, wo er schon teilweise bezahlt war, jeden Schatten eines Argwohns abzulenken suchen. Er nahm daher die erste Gelegenheit wahr, um für sein Tun eine entschuldigende Erklärung abzugeben.

Er führte selbst diese Gelegenheit herbei, indem er Hartlepool aufsuchte und ihm ganz unverfroren seinen Wunsch ausdrückte, die Wache von nun an nur mehr in seiner Umzäunung halten zu dürfen. Nachdem sein Besitz am Fluß lag, war es logisch, daß nicht ein anderer hier wachen mußte, während er an eine entfernte Stelle entsandt wurde.

Hartlepool, dem Patterson nicht sehr sympathisch war, konnte ihm in keiner Weise einen Vorwurf machen. In mancher Hinsicht verdiente der Irländer sogar alle Achtung. Er war ein friedliebender Mann und unermüdlicher Arbeiter und es lag gar kein Grund vor, ihm dieses Ansuchen abzuschlagen.

Trotzdem bemerkte Hartlepool: »Sie haben einen eigentümlichen Zeitpunkt gewählt, Ihren Zaun wieder instandzusetzen!«



Sagt euren Brüdern, daß die weißen Männer keine Sklaven halten.« (S. 423.)

Patterson erklärte ihm sehr ruhig, daß er keinen günstigeren Moment finden konnte. Die öffentlichen Arbeiten stockten und er benützte die Zeit, sich mit seiner persönlichen Angelegenheit zu beschäftigen und brauchte nicht müßig herumzustehen. Diese Erklärung war sehr glaubwürdig und den fleißigen Gewohnheiten des Irländers angemessen. Hartlepool war befriedigt. »Das andere ist erledigt,« sagte er.

Er legte dieser Bestimmung so wenig Gewicht bei, daß er es gar nicht der Mühe wert hielt, dem Kawdjer davon Bericht zu erstatten.

Zum Glück für die Zukunft des hostelischen Staates rief zur selben Stunde ein anderer den Verdacht des Gouverneurs wach.

Als Patterson am Vorabend seinen Posten bezog, war er dort nicht allein, wie er glaubte; etwa zwanzig Meter von ihm entfernt lag Dick im Grase. Er war nicht gekommen, den Irländer zu überwachen; der bloße Zufall hatte ihn hergeführt. Dick kümmerte sich gar nicht um Patterson. Als er wenige Schritte von ihm entfernt dastand, warf der Knabe nur einen zerstreuten Blick auf ihn

und gab sich dann gleich einer interessanteren Beschäftigung hin: er beobachtete – freiwillig, denn seine Jugend schloß ihn vom Wachtdienst aus – die Bewegungen der Patagonier, dieser gefürchteten Wilden, welche in seiner kindlichen Einbildungskraft einen gewaltigen Eindruck hervorriefen. Wenn der Irländer nicht so eifrig nach Sirdey Umschau gehalten hätte, müßte er das Kind bemerkt haben, denn Dick gab sich keine Mühe, sich zu verbergen und das Strauchwerk verbarg ihn nur ungenügend.

Dick hatte, wie schon gesagt, Patterson gesehen und erkannt, schenkte ihm aber nicht mehr und nicht weniger Aufmerksamkeit als jeder anderen hostelischen Schildwache. Bald vergaß er ganz auf seine Gegenwart, denn er hatte soeben eine außergewöhnliche Entdeckung gemacht, die seine ganze Aufmerksamkeit fesselte.

Was hatte er denn bei den Patagoniern erspäht? Hinter einem der zahlreichen, mit dichtem Gebüsch bewachsenen Berghänge war ein Mann versteckt!… Ein Mann? Er sah nur ein Gesicht. Nicht einmal das ganze Gesicht, nur eine Stirne und zwei Augen, die nach Liberia herüberblickten. Gehörten diese Augen einem der Indianer an, deren lebhafte Gruppen man im Lager deutlich unterschied? Ohne Zögern beantwortete Dick diese Frage mit einem bestimmten Nein. Er war nicht nur gewiß, daß Augen und Stirne einem Weißen gehörten, er schrieb auch einen Namen auf diese Gesichtsteile, den richtigen Namen; er lautete: Sirdey.

Beim Himmel! Den kannte er gut, hätte ihn unter Tausenden herausgefunden, diesen elenden Sirdey, welcher mit den anderen in der Grotte war an dem schrecklichen Tage, der Sand beinahe das Leben gekostet hätte! Was hatte dieser Schurke hier zu suchen? Unwillkürlich drückte sich Dick jetzt tiefer zwischen die Grasbüschel hinein; er gab sich keine Rechenschaft über das »Warum?« ab, aber er wollte jetzt nicht gesehen werden.

Die Stunden verstrichen; die lange Dämmerung dieser hohen Breiten verwandelte sich nach und nach in die dunkle Nacht. Dick rührte sich nicht in seinem Versteck und hielt Augen und Ohren offen. Aber die Zeit verging, ohne daß er einen Lichtschein bemerkte oder das geringste Geräusch wahrnahm. Aber plötzlich schien es ihm, als ob ein Schatten am Boden sich bewegte und Patterson näherte, er glaubte das leise Rascheln der Halme, vorsichtiges Stimmengeflüster und ein helles metallisches Klingen zu vernehmen, wie es sich berührende Geldstücke hervorbringen… Aber das alles war mehr eine Ahnung, ein Gefühl, eine vage und undeutliche Empfindung.

Als Patterson abgelöst wurde, entfernte er sich. Dick behielt seinen Posten bei und wachte und lauschte bis zum Morgengrauen. Unnötige Vorsicht und nutzlose

Ausdauer! Die Nacht verlief ohne alle Störung; es hatte sich gar nichts Außergewöhnliches ereignet.

Sogleich suchte Dick den Kawdjer auf. Aber er wußte nicht genau, ob es ihm erlaubt worden wäre, die Nacht unter freiem Sternenhimmel zuzubringen. Darum hielt er es für klug, erst das Terrain zu sondieren.

»Gouverneur! verkündigte er zunächst, ich habe Ihnen etwas zu berichten«…

Dann nach einer weise angebrachten Pause fügte er hinzu:

»Aber Sie dürfen mir nicht böse sein!

– Das kann ich dir nicht ohne weiteres versprechen, sagte der Kawdjer lächelnd. Gewiß werde ich schelten, wenn du etwas Böses getan hast!«

Dick antwortete durch eine Frage:

»Ist es schlecht, Gouverneur, eine Nacht auf dem südlichen Wall zuzubringen?

– Je nach Umständen, antwortete der Kawdjer. Es kommt ganz darauf an, was du auf dem südlichen Wall gemacht hast!

– Ich habe nach den Patagoniern ausgeschaut, Gouverneur!

– Die ganze Nacht?

– Die ganze Nacht, Gouverneur!

– Warum denn?

– Um sie zu überwachen, Gouverneur!

– Was hast denn du die Patagonier zu überwachen? Dazu sind die ausgestellten Posten da!

– Weil ich jemanden, den ich kenne, bei ihnen gesehen habe, Gouverneur!

– Jemand, den du kennst, ist bei den Patagoniern? rief der Kawdjer aufs höchste erstaunt.

– Ja, Gouverneur!

– Wer denn?

– Sirdey, Gouverneur!«

Sirdey!… Sogleich fiel dem Kawdjer ein, was ihm Athlinata gesagt hatte. Also war Sirdey jener »weiße Mann«, in dessen Versprechungen der Indianer so viel Vertrauen setzte.

»Ist das sicher? fragte er lebhaft.

– Ganz sicher, Gouverneur! behauptete Dick. Von dem anderen bin ich nicht ganz sicher… aber ich glaube doch, daß ich recht habe, Gouverneur!

– Von dem anderen? Was gibt es denn noch?

– Wie es schon ganz finster war, kam es mir vor, als ob sich jemand dem Walle näherte…

– Sirdey?

– Das weiß ich nicht, Gouverneur… Jemand… Dann schien es mir, als ob man leise sprach und etwas sich bewegte… Dann klang es fast wie Dollarstücke… aber ich weiß es nicht genau…

– Wer hatte an jener Stelle die Wache?

– Patterson, Gouverneur!«

Der Name hatte für den Kawdjer einen schlechten Klang; das eben Gehörte machte ihn sehr nachdenklich. Stand das, was Dick gesehen und gehört hatte, zu sehen und zu hören glaubte, in irgendeinem Zusammenhang mit Pattersons Arbeit? Konnte das die Untätigkeit der Feinde erklären, eine Untätigkeit, für die die Belagerten keine Erklärung zu finden wußten? Zählten die Patagonier auf andere Hilfe als die eigene Kraft, um in Liberia einzudringen, und hatten sie irgendeinen finsteren Plan ersonnen?

Das waren alles Fragen, die ohne Antwort blieben. Die Mitteilungen waren jedenfalls zu ungenau, daß man nach ihnen einen bestimmten Entschluß fassen konnte. Man mußte ruhig zuwarten und Patterson im Auge behalten, dessen Verhalten – vielleicht ungerechtfertigterweise – verdächtig schien und zu Argwohn Anlaß gab.

»Nein, ich bin nicht böse, sagte der Kawdjer, als Dick, sein Urteil erwartend, zu ihm aufblickte. Du hast recht gehandelt, mein Junge. Aber du mußt mir versprechen, niemandem etwas von dem zu erzählen, was du mir anvertraut hast!«

Dick hob feierlich die Hand auf.

»Ich schwöre, Gouverneur!«

Der Kawdjer lächelte.

»Gut! sagte er, jetzt geh’ schlafen, du mußt die verlorene Nachtruhe einholen. Und vergiß nicht! Niemandem darfst du etwas sagen, verstehst du? Weder Herrn Rhodes noch Hartlepool… gar niemandem!

– Ich habe doch geschworen, Gouverneur,« sagte Dick mit wichtiger Miene.

Der Kawdjer wollte trachten, näheres zu erfahren, ohne zu verraten, was er wußte; er machte sich also auf die Suche nach Hartlepool.

»Nichts Neues vorgefallen? sprach er ihn an.

– Nichts, Herr, antwortete Hartlepool.

– Werden die Wachtposten regelmäßig abgelöst?… Das ist ein wichtiger Punkt, Sie wissen es!… Sie müssen sich täglich selbst überzeugen, ob alles in Ordnung ist und jeder seine Pflicht erfüllt!

– Ich tue es auch, Herr, antwortete Hartlepool. Alles ist in bester Ordnung.

– Sträubt man sich nicht gegen den aufreibenden Wachtdienst?

– Nein, Herr. Jeder tut es ja auch im eigensten Interesse.

– Auch Kennedy nicht?

– Kennedy?… Nein, das ist einer der Eifrigsten. Er sieht ausgezeichnet und achtet auf alles… Wenn er auch sonst nicht viel wert ist, im richtigen Moment bricht der ehemalige Matrose durch!

– Und Patterson?

– Ich kann nichts über ihn sagen… Ja, Herr, was Patterson anbelangt, wundern Sie sich nicht, wenn Sie ihn nicht auf den Wällen erblicken. Er hat von jetzt an seinen Posten bei seinem Hause, nachdem es am Fluß liegt.

– Warum das?

– Er hat mich darum gebeten. Ich sah keinen Grund, es ihm abzuschlagen.

– Schon recht, Hartlepool, sagte der Kawdjer im Fortgehen. Halten Sie nur gut Wache. Wenn aber diese Patagonier sich nicht bald rühren, werden wir sie aufsuchen!«

Es schien alles zu stimmen. Patterson hatte mit seinem Ansuchen eine Absicht verfolgt, aber Hartlepool, welcher nicht voreingenommen war, konnte nichts Außergewöhnliches daran finden.

Anders der Kawdjer. Das Auftauchen Sirdeys, das wahrscheinliche Einverständnis der beiden Männer, das Aufrichten der Umzäunung und endlich die Bitte Pattersons, welche bewies, daß er seinen Besitz nicht verlassen und verhindern wollte, daß andere ihn beträten, alle diese Tatsachen ergänzten sich und bewiesen…. Aber nein, sie bewiesen gar nichts! Das genügte nicht, um den Irländer zu verdächtigen. Es blieb nichts zu tun übrig, als doppelte Vorsicht walten zu lassen.

Ahnungslos, daß ein Verdacht auf ihm ruhte, führte Patterson langsam das begonnene Werk seiner Vollendung zu. Die Pfähle waren aufgerichtet und die letzten steckten im Wasser des Flusses, so daß das Innere der Umzäunung jedem Blicke unzugänglich blieb.

An dem von ihm bestimmten Tage, dem vierten nach seiner letzten

Zwiesprache mit Sirdey, war alles in schönster Ordnung. Als loyaler Kaufmann hatte er den Vertrag bisher gehalten. Jetzt brauchten die Käufer nur die Lieferung abzuholen.

Die Sonne ging unter und die Nacht trat langsam hernieder. Es war eine sternenlose Nacht ohne Mondschein und die Finsternis war undurchdringlich. Hinter seiner Palisade wartete Patterson, treu seinem Versprechen, auf das Erscheinen der Patagonier.

Aber wer kann stets alles bedenken! Diese dichte Umzäunung, die ihn vor den Blicken der anderen schützte, verbarg auch alles vor seinen Blicken! Man konnte allerdings nicht sehen, was bei ihm vorging – aber er wußte auch nicht, was außerhalb seiner Palisade geschah. Er überwachte eifrig das gegenüberliegende Ufer und bemerkte nicht, daß eine schweigende Truppe sein Haus umzingelte und daß die beiden Öffnungen der Palisade besonders stark bewacht wurden.

Die Vollendung der von Patterson begonnenen Arbeit war für den Kawdjer das Warnungssignal gewesen. Wenn sich der Irländer mit schlechten Absichten trug, war jetzt die Zeit der Ausführung gekommen.

Es war Mitternacht, als zehn Patagonier, welche den Fluß durchschwommen hatten, in die Umzäunung eindrangen. Niemand hatte sie sehen können – so meinten sie wenigstens. Ihnen folgten zunächst vierzig Krieger und diesen vierzig kam die ganze Horde nach.

Einer der Indianer streckte Patterson eine Handvoll Gold hin, das diesem sehr leicht vorkam.

»Das ist zu wenig!« sagte er auf gut Glück.

Der Patagonier schien nicht zu verstehen.

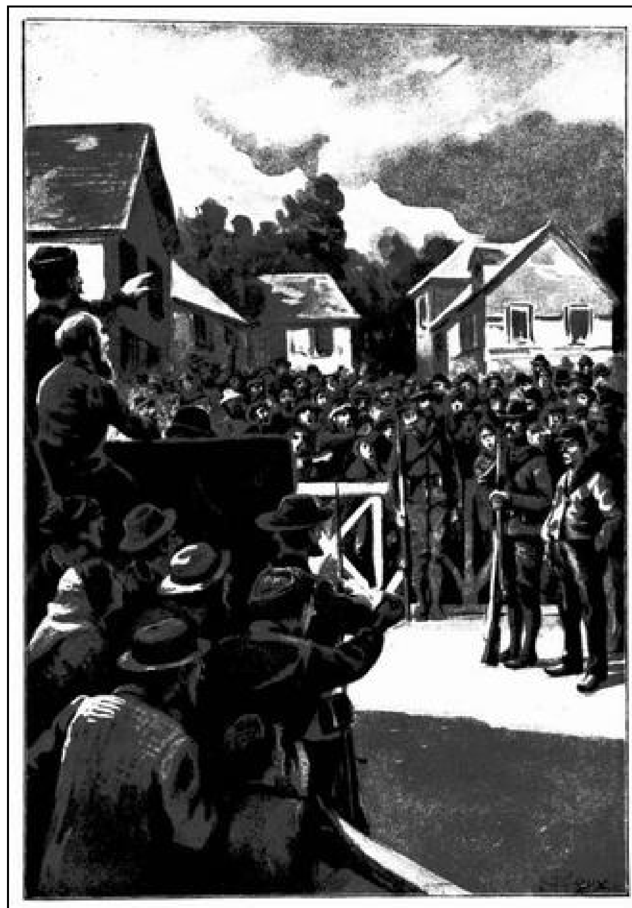
Nun trachtete ihm Patterson durch Gebärden begreiflich zu machen, daß er übervorteilt worden wäre und fing vor den Augen des Indianers das Geld zu zählen an, indem er ein Goldstück nach dem anderen von der rechten in die linke Hand gleiten ließ; gebückt, mit gierigem Blicke, stand er vor dem Patagonier da.

Ein heftiger Schlag auf den Nacken streckte ihn zu Boden. Gleich war er geknebelt und gefesselt und wurde ohne weitere Umstände in eine Ecke geworfen. Die Indianer kümmerten sich nicht weiter um ihn. Wenn er noch lebte, war das Ende nur hinausgeschoben. Sie hatten jetzt keine Zeit, sich davon zu überzeugen. Später hatte man Muße genug, dem Verräter, wenn nötig, den Garaus zu machen und ihm seinen Lohn wieder abzunehmen.

Die Patagonier nahten sich vom Ufer her kriechend. Andere dunkle Schatten, welche ihre Waffen hoch über die Köpfe emporhoben, folgten ihnen nach und

füllten die Umzäunung; bald belief sich ihre Zahl auf zweihundert.

Plötzlich knatterte von beiden Öffnungen der Palisade her heftiges Gewehrfeuer. Die Hostelianer waren bis zum halben Leibe ins Wasser eingedrungen und fielen den Feinden in den Rücken. Vor Schreck unbeweglich, wußten diese nicht sogleich, was beginnen; als aber die Kugeln große Löcher in ihre dichten Reihen rissen, suchten sie an der Palisade Schutz. Sogleich zeigten sich auch dort Gewehre und sprachen so manches Todesurteil. Entsetzt, verblüfft, verblödet drehten sie sich jetzt im Kreise herum, ein leicht zu erlegendes Wild, das freiwillig die Brust dem Blei des Jägers darbot.



Bei Pattersons Erscheinen entriß sich ein Schrei… (S. 428.)

In wenigen Minuten verloren sie die Hälfte ihrer Leute. Endlich faßten sich die Überlebenden und stürzten dem Flusse zu, trotzdem sie dem Feuer entgegenliefen und trachteten schwimmend das andere Ufer zu erreichen.

Diese Schüsse hatten in der Ferne ein Echo gefunden, von einem zweiten Kampf, dessen Schauplatz an der Straße lag.

Der Kawdjer hatte vermutet, daß die Patagonier ihre Hauptmacht an jener Stelle konzentrieren würden, wo sie einzudringen hofften, und daß nur eine geringe Anzahl zur Bewachung des Lagers zurückgeblieben war. Darauf baute er seinen Plan auf. Er vereinigte den größten Teil seiner Leute unter seinen Befehl um Pattersons Haus, wo der Hauptschlag fallen mußte; in dieser Falle mußten die meisten Feinde gefangen werden; eine zweite, kleinere Abteilung aber, unter Hartlepools Führung, mußte sich auf dem südlichen Wall bereit halten, um das feindliche Lager zu überfallen.

Diese zweite Truppe verkündete nun ihre Gegenwart durch die erwähnten Schüsse. Wahrscheinlich hatte sie es mit den wenigen Kriegern zu tun, welche bei den Pferden Wache hielten. Aber dieses Gewehrfeuer dauerte nur einige Augenblicke. Beide Kämpfe zeichneten sich durch erstaunliche Kürze aus.

Als die Patagonier entflohen waren, eilte der Kaw-nach dem südlichen Wall. Er begegnete die eben in ihr Lager zurückkehrende Truppe Hartlepools.

Der Ausfall war herrlich gelungen. Hartlepool hatte auch nicht einen Mann verloren. Der Feind hatte zwar auch keine Verluste an Menschenleben zu beklagen, aber die Hostelianer hatten dreihundert Pferde erbeutet und brachten sie jetzt triumphierend in die Stadt.

Nach dieser Niederlage der Patagonier stand nicht zu erwarten, daß sie noch einen zweiten Angriff wagen würden; aber der Wall wurde wie immer scharf bewacht. Erst nachdem er für die allgemeine Sicherheit gesorgt hatte, kehrte der Kawdjer zu Patterson zurück.

Die Sterne waren am Himmel aufgegangen und bei ihrem bleichen Schein sah er den Boden mit den Körpern der gefallenen Feinde übersäet; auch Verwundete gab es unter ihnen, die schmerzliche Klagelaute ausstießen; man beeilte sich, ihnen Beistand zu leisten.

Aber wo war Patterson? Endlich entdeckte man ihn unter einem Haufen toter Körper, er war ohnmächtig, geknebelt und gebunden. Also doch nur ein armes Opfer! Der Kawdjer machte sich schon Vorwürfe, ihn ungerecht beschuldigt zu haben; doch als er ihn emporrichtete, fielen Goldstücke aus seinem Gürtel klirrend zur Erde.

Geekelt wandte sich der Kawdjer ab.

Zur allgemeinen Verwunderung wurde Patterson ins Gefängnis geschafft und der Arzt von Liberia zu ihm geschickt; bald kam dieser zum Gouverneur zurück und berichtete, daß der Irländer binnen kurzem vollkommen hergestellt sein würde.

Von dieser Nachricht war der Kawdjer wenig erfreut. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn der Tod dieser beklagenswerten Angelegenheit ein Ende bereitet hätte. Nachdem der Verräter am Leben blieb, mußte der Gerechtigkeit ihr Lauf gelassen werden. Diesmal konnte der Verbrecher nicht begnadigt werden, wie Kennedy; das Verbrechen war an der gesamten Bevölkerung begangen worden und diese würde keine Nachsicht kennen einem elenden Schurken gegenüber, der kaltblütig seiner unersättlichen Habgier eine so große Anzahl von Menschenleben geopfert hätte. Er mußte gerichtet und bestraft werden; aber trotz der Umwandlung, die mit seinen Ideen vorgegangen war, erfüllte dieses Richteramt den Kawdjer mit Widerwillen.

Die Nacht verlief ohne weiteren Zwischenfall, aber es bedarf kaum der Erwähnung, daß nur wenige in Liberia den Schlaf finden konnten. Man besprach in den Häusern und auf den Straßen die jüngsten Ereignisse und beglückwünschte sich, daß dieselben ein so günstiges Ende gefunden.

Alles pries den Kawdjer, welcher die Pläne der Patagonier so scharfsinnig erraten hatte.

Es nahte das Sommersolstitium, kaum vier Stunden dauerte die eigentliche Nacht. Schon um zwei Uhr morgens lichtete sich der Himmel unter den ersten Strahlen der Morgenröte und allsobald waren die Bewohner von Liberia auf dem Südwall versammelt, von dem aus man das feindliche Lager überblicken konnte.

Eine Stunde später erschollen laute Jubelrufe aus allen Kehlen. Kein Zweifel! Die Patagonier rüsteten zum Abzug. Sehr erstaunt war man eigentlich nicht darüber, die Schlächterei der letzten Nacht mußte ihnen bewiesen haben, daß es auf der Insel Hoste für sie nichts zu suchen gab. Mit stolzer Genugtuung musterten die Hostelianer die Beute: sie belief sich auf mehr als vierhundertundzwanzig Pferde – darunter dreihundert lebendig erbeutete und hundertundzwanzig bei den ersten Scharmützeln oder beim Überfall auf das Lager getötete – kaum dreihundert blieben diesen tapferen Reitern. Ferner waren mehr als zweihundert Menschen nicht zu vergessen. Hundert davon lagen in Rivières Blockhaus gefangen, die übrigen waren verwundet oder tot.

Die Kopfzahl der Patagonier war fast um ein Drittel verringert und die Hälfte der Überlebenden hatte ihre Pferde verloren; es war leicht begreiflich, daß sie keine Lust verspürten, länger in diesem entlegenen Lande zu verweilen, wo ihnen ein so unfreundlicher Empfang zuteil geworden war.

Gegen acht Uhr kam Bewegung in die Horde und der Wind trug den Bewohnern von Liberia laute Verwünschungen zu. Alle Krieger drängten sich um eine Stelle, als ob sie Zeugen eines Schauspieles sein wollten, das die

Hostelianer der großen Entfernung halber nicht zu unterscheiden vermochten. Man sah nur das Hin-und Herwogen der Truppe und hörte, wie die einzelnen Rufe zu einem lauten Geheul anschwollen.

Was geschah dort? Was mochte der Grund ihrer Aufregung sein? Sie dauerte lange, wenigstens eine Stunde. Dann teilten sich die Indianer in drei Gruppen; die unberittenen Krieger wurden in die Mitte genommen, während der Anfang und Schluß des Zuges von einem Haufen Reiter gebildet wurde. Einer der Reiter des Vortrabes schwenkte ein Etwas über den Köpfen, das man nicht erkennen konnte: Es war rund… Man hätte meinen können, eine auf einen Stock gespießte Kugel…

Um zehn Uhr setzten sie sich endlich in Bewegung. Die Reiter mußten ja mit den Fußgängern Schritt halten und der Zug defilierte langsam an den Hostelianern vorbei. Auf beiden Seiten herrschte Schweigen. Kein Wutschrei ertönte mehr vom Lager der Besiegten, kein Jubelruf aus den Kehlen der Sieger.

Als die Nachhut der Patagonier fortgeritten war, wurde in Liberia ein Befehl ausgegeben. Der Kaw-verlangte, daß alle Kolonisten, welche des Reitens kundig waren, sich melden sollten. Wer hätte gedacht, daß sich eine so große Anzahl Reiter finden würde! Jeder wollte eine Rolle im letzten Akt dieses Dramas spielen und fast alle meldeten sich. Man mußte zu einer Wahl schreiten. In weniger als einer Stunde war ein kleines Heer von dreihundert Mann versammelt, das aus zweihundert Reitern und hundert Fußgängern bestand. Der Kawdjer ritt an ihrer Spitze und bald waren alle in nördlicher Richtung verschwunden, sie wollten den Abzug der Patagonier überwachen. Auf Tragbahren wurden die Verwundeten, die man in Pattersons Umzäunung gefunden hatte, mitgenommen; die meisten von ihnen konnten das amerikanische Festland nicht lebend erreichen.

Bei Rivières Blockhaus wurde zum ersten Male haltgemacht. Drei Viertelstunden vorher waren die Patagonier an den Palisaden vorübergekommen, ohne einen Versuch des Eindringens zu wagen. Hinter den Pfählen, wohl verborgen, hatten die Kolonisten sie vorbeiziehen gesehen, und trotzdem niemand von den Ereignissen der letzten Nacht wußte, war es keinem eingefallen, auf die Indianer einen Schuß abzugeben. Sie sahen so müde und niedergeschlagen aus, daß man über ihr Schicksal nicht im Zweifel sein konnte. Jetzt waren sie nicht mehr zu fürchten und die Kolonisten sahen in ihnen keine Feinde, sondern nur unglückliche Menschen, die Mitleid verdienten.

Einer der Vorreiter hatte noch immer am Ende der Stange jenen runden Gegenstand getragen, den man vom Wall aus bemerkt hatte. Aber ebensowenig

wie die Liberier konnte die Garnison des Blockhauses erkennen, was er bedeuten sollte.

Der Kawdjer befahl, die gefangenen Patagonier von ihren Fesseln zu befreien und die Tore weit zu öffnen. Die Indianer rührten sich nicht von der Stelle. Sie glaubten nicht an ihre Freiheit und fürchteten – indem sie die Weißen nach sich selbst beurteilten – irgendeine Falle.

Der Kawdjer näherte sich Athlinata, mit dem er schon einmal gesprochen hatte.

»Worauf wartest du? fragte er.

– Daß man uns das Urteil spricht, antwortete Athlinata.

– Ihr habt nichts zu befürchten, sagte der Kawdjer. Ihr seid frei.

– Frei?!… rief der Indianer erstaunt.

– Ja; die patagonischen Krieger sind geschlagen worden und kehren in ihre Heimat zurück, ihr könnt mit ihnen ziehen, ihr seid frei. Sagt euren Brüdern, daß die weißen Männer keine Sklaven halten und zu verzeihen wissen. Möge sie dieses Beispiel menschlicher machen!«…

Der Patagonier sah mit unsicherem Blicke zum Kawdjer auf, dann ging er langsam und seine Gefährten folgten ihm. Die waffenlose Truppe trat aus der Umzäunung hinaus und folgte dann der Straße nach Norden. In einer Entfernung von hundert Metern kam der Kawdjer mit seinen Leuten nach und versperrte die Straße nach Süden.

Gegen Abend erblickte man den Haupttrupp der Eindringlinge, welche das Nachtlager aufgeschlagen hatten. Während ihres Rückzuges war nicht ein Schuß gefallen, nichts war ihnen in den Weg gelegt worden. Aber dieser Beweis der Gnade ihrer Gegner beruhigte sie keinesfalls; als sie so viele Reiter und Fußgänger näher kommen sahen, wurden sie sehr besorgt. Darum ließ der Kawdjer in einer Entfernung von zwei Kilometern halten, während die befreiten Gefangenen, welche die Verwundeten mit sich genommen hatten, ihre Landsleute bald eingeholt hatten.

Was mußten sich diese Wilden denken, als sie ihre Genossen im Besitze ihrer Freiheit wieder kommen sahen, nachdem sie sie in Sklaven verwandelt glaubten! War Athlinata ein verläßlicher Bote und hatte er alle Worte des Kawdjer den Seinen wiederholt? Verglichen seine Brüder ihre Handlungen mit denen der Weißen, welche sie vernichten wollten und die ihnen jetzt Böses mit Gutem vergalten?

Der Kawdjer konnte es niemals in Erfahrung bringen. Aber selbst wenn seine

Großmut an Unwürdige verschwendet war, er bedauerte es nicht. Durch das stete Ausstreuen edler Samen fällt schließlich einmal ein Korn auf guten Boden.

In vier Tagen war die Stelle erreicht, wo sich die Patagonier ausgeschifft hatten. An den Berghängen tauchten manchmal Kolonisten auf, welche der abziehenden Horde nachsahen. Am folgenden Morgen stießen sie ihre leichten Pirogen, die sie im Ufergestein verborgen hatten, ins Wasser. Die einen nahmen nur Menschen auf und segelten nach Westen um das Feuerland herum, die anderen durchquerten den Beagle-Kanal, um direkt auf dem Feuerland zu landen und es auf ihren Pferden rasch zu durcheilen. Aber etwas ließen sie am Strande zurück. Am Ende einer langen, in den Ufersand gesteckten Stange war der runde Gegenstand, den sie die ganze Strecke so beharrlich mitgeschleppt hatten.

Als die letzte Piroge außer Schußweite war, näherten sich die Hostelianer der Küste und erkannten mit Entsetzen in dem runden Gegenstand einen menschlichen Kopf. Nach einigen Schritten sahen sie, daß es der Kopf Sirdeys war.

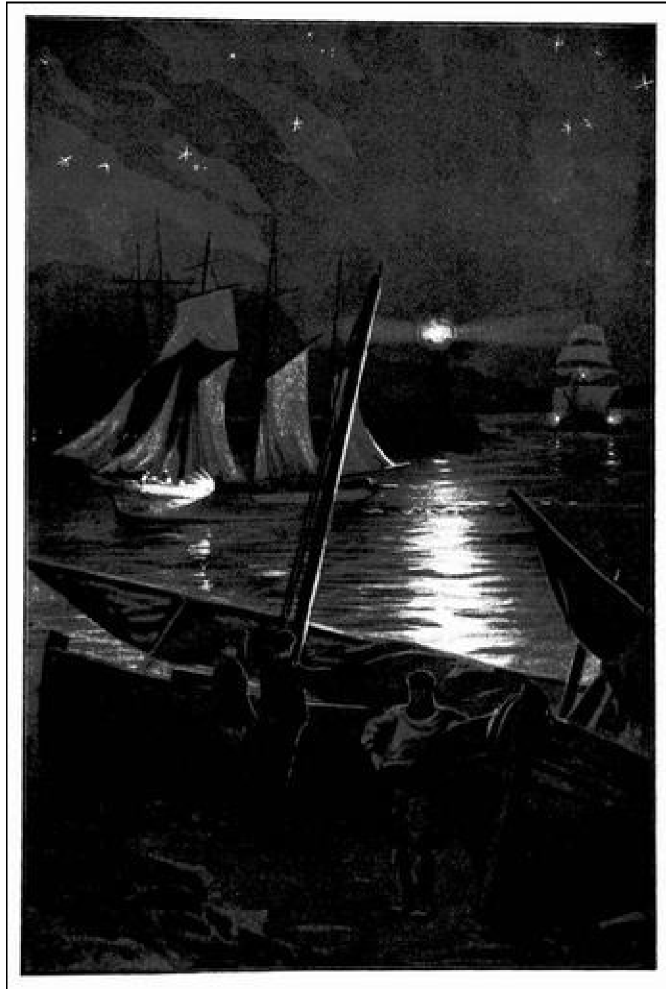
Diese Entdeckung erfüllte sie mit größtem Staunen. Sie konnten nicht begreifen, wie der seit Monaten verschwundene Sirdey mit einem Male zu den Patagoniern gekommen war. Nur der Kawdjer war nicht erstaunt. Er kannte wenigstens annähernd die Rolle, die der ehemalige Koch des »Jonathan« gespielt hatte, für ihn bestanden nur wenige dunkle Punkte. Sirdey war der »weiße Mann«, auf den die Indianer ihre Hoffnungen gesetzt hatten – und so hatten sie ihre Enttäuschung an ihm gerächt.

Am folgenden Morgen wurde nach Liberia aufgebrochen. Am 30. Dezember traf die todmüde Truppe und ihr Anführer in der Stadt ein.

Die Insel Hoste kannte nun auch den Krieg! Dem Kawdjer war es zu danken, daß sie heil und ganz die Gefahr überstanden hatte und die Angreifer bis auf den letzten Mann vertrieben worden waren. Aber der Schlußpunkt zu dem Werk war noch nicht gesetzt. Noch blieb eine traurige Pflicht zu erfüllen.

Inzwischen hatte Patterson in seinem Gefängnis eine ganze Reihenfolge von widerstreitenden Gefühlen kennen gelernt. Das erste war ungemessenes Staunen, sich hinter Schloß und Riegel zu sehen. Was war mit ihm geschehen? Dann kam ihm die Erinnerung langsam wieder, er entsann sich Sirdeys, der Patagonier und ihres abscheulichen Verrates.

Und dann? Was hatte sich denn zugetragen? Wären die Patagonier Sieger geblieben, so würden sie ohne Zweifel ihr Werk vollendet haben und er wäre schon längst erschlagen. Nachdem er aber im Gefängnis aufgewacht war, schloß er weiter, daß sie zurückgeworfen sein mußten.



Ein mächtiges Hafenfeuer flammte allnächtlich auf… (S. 431.)

War denn sein Verrat bekannt, weil man ihn in den Kerker geworfen hatte? Was stand ihm in diesem Falle wohl bevor?… Ein Zittern durchlief Pattersons Körper.

Aber nach einiger Überlegung beruhigte er sich wieder. Möglich, daß man Verdacht geschöpft hatte! Aber man konnte keine Gewißheit haben. Niemand hatte ihn gesehen, niemand hatte ihn auf frischer Tat ertappt, das stand fest. Er mußte aus diesem Abenteuer ungefährdet hervorgehen, das ihm außerdem einen hübschen Gewinn einbrachte.

Patterson suchte nach seinem Golde und groß war sein Schrecken, als er es nicht finden konnte. Hatte er vielleicht nur geträumt? Nein, er hatte das Geld bestimmt erhalten. Wieviel? Das wußte er nicht genau. Zwölfhundert Piaster waren es nicht gewesen, wie ihm diese Schurken zugesichert hatten, aber

neunhundert sicher, vielleicht auch tausend. Wer hatte ihm sein Geld gestohlen? Die Patagonier? Vielleicht! Aber wahrscheinlicher seine Kerkermeister.

Welch finstere Rachegedanken, welch glühender Haß die Seele Pattersons erfüllte! Indianer und Kolonisten, Rote wie Weiße, sie waren alle Diebe und Feiglinge und er verachtete sie aus tiefster Seele.

Von nun an kannte er keine ruhige Minute mehr. Nur seinem Hasse lebend, harrte er in angstvoller, fieberhafter Erwartung auf den Augenblick, wo er die Wahrheit erfahren würde. Aber diejenigen, die ihn gefangen hielten, kümmerten sich nicht um seine ohnmächtige Wut. Tag um Tag verging, ohne daß seine Lage sich verändert hätte. Man schien ihn vergessen zu haben.

Erst eine Woche nach seiner Gefangennahme, am 31. Dezember, wurde er unter der Aufsicht von vier Männern aus seinem Kerker geführt. Jetzt endlich mußte ihm Gewißheit werden!… Als aber Patterson auf dem Platz vor dem Regierungsgebäude erschien, blieb er erschrocken stehen.

Welch ein Anblick bot sich ihm dar! Der Kawdjer wollte das Urteil, das gegen den Vaterlandsverräter gefällt werden mußte, mit einer gewissen Feierlichkeit umgeben. Die Tatsachen hatten ihm bewiesen, welche Kraft das Übereinstimmen der Gefühle und Interessen für eine Gemeinsamkeit bedeutet! Hätten die Patagonier so leicht zum Rückzug gezwungen werden können, wenn jeder der Kolonisten, anstatt sich den allgemein ausgegebenen Befehlen zu fügen, nach eigenem Gutdünken Verteidigungsmaßregeln angewandt hätte? Jetzt suchte er dem aufkeimenden Solidaritätsgefühl neue Nahrung zuzuführen, indem er das gegen den Staat geplante Verbrechen mit einem gewissen Gepränge brandmarkte. Vor dem Regierungsgebäude war eine Estrade errichtet, auf der der Kawdjer, die drei Mitglieder des Rates und der Richter, Ferdinand Beauval, Platz genommen hatten. Zu Füßen der Estrade war der Platz des Angeklagten und hinter rasch aufgerichteten Schranken stand die gesamte Bevölkerung von Liberia.

Bei Pattersons Erscheinen entriß sich ein Schrei der Entrüstung diesen hundert Kehlen. Der Kawdjer gebot durch eine Handbewegung Schweigen und es begann das Verhör.

Der Irländer konnte leugnen, soviel er wollte, leicht wurde, er der Lüge überwiesen. Der Kawdjer zählte alle Anklagepunkte der Reihe nach auf.

Erstens die Anwesenheit Sirdeys bei den Patagoniern. Daran war nicht zu zweifeln; man hatte ihn gesehen und außerdem hatten die ob ihres Mißerfolges rasenden Indianer seinen abgeschlagenen Kopf als Rachetrophäe an der Küste aufgepflanzt.

Bei der Nachricht von dem Tode seines Mitschuldigen erschrak Patterson heftig; – dieser schreckliche Tod schien ihm von übler Vorbedeutung für sein eigenes Schicksal zu sein.

Der Kawdjer fuhr in seiner Darstellung fort. Sirdey hielt es nicht nur mit den Patagoniern, er hatte mit Patterson Beziehungen angeknüpft und infolge eines zwischen ihnen abgeschlossenen Handels hatte Patterson sich auf seinen Besitz zurückgezogen, seinen Zaun ausgebessert und Hartlepool um die Wache an dieser Stelle gebeten. Den Beweis für dieses verbrecherische Eingeständnis hatten die Patagonier selbst geliefert, weil sie eben an dieser Stelle eingebrochen waren und das bei Patterson gefundene Geld erbrachte den deutlichsten Beweis. Konnte er sich über den Besitz dieses Geldes ausweisen, nachdem er nach eigenem Geständnis erklärt hatte, sein gesamtes Vermögen verloren zu haben?

Patterson senkte den Kopf, er gab sich verloren. Nach beendetem Verhör beriet das Gericht und dann sprach der Kawdjer das Urteil. Das Eigentum des Schuldigen wurde konfisziert. Seine Felder sowohl wie auch die Geldsumme, die der Preis seines Verrates war, fielen dem Staate anheim. Außerdem ward Patterson auf Lebenszeit verbannt; das Betreten der Insel war ihm auf ewige Zeiten verboten.

Das Urteil wurde sogleich vollzogen. Der Irländer wurde zum Hafen gebracht, wo ein Schiff segelbereit lag. Bis zum Moment der Abreise war er Gefangener und seine Füße wurden durch Eisenketten gefesselt, die ihm erst abgenommen werden durften, wenn das Schiff sich außer Sehweite der Insel befand.

Während sich die Menge verlief, zog sich der Kawdjer ins Regierungsgebäude zurück. Er suchte das Alleinsein, seine tieferregte Seele bedurfte der Ruhe. Wer hätte je gedacht, daß er, der wilde Kämpfer für die Gleichberechtigung, sich jetzt zum Richter anderer aufwerfen würde, daß er, der leidenschaftliche Verfechter der Freiheitsidee, sich zum Herrn über einen Teil des unendlichen Weltganzen aufspielte, das gemeinsames Eigentum der gesamten Menschheit ist? Der sich das Recht anmaßte, einem Menschen dieses Stück Welt zu verbieten? – Das alles hatte er getan und es hatte ihn erschüttert, aber er bedauerte nichts. Er war überzeugt, recht gehandelt zu haben.

Die Verurteilung des Verräters war der Schlußstein zu einem denkwürdigen Abschnitt im Leben des hostelischen Staates; sie vollendete das Wunder, das mit dem Beginne des Kampfes gegen die Patagonier begonnen hatte. Zwar kostete dieses Abenteuer Neudorf, das in Schutt und Asche lag; aber doch war man billig davongekommen, wenn man der wichtigen Veränderung Rechnung trug, die sich an den Emigranten vollzogen hatte. Die große Gefahr, die alle gleich

bedroht hatte, die gemeinsam ertragenen Beschwerden, die aufreibende Abwehr hatten ein neues Band zwischen den Leuten geschaffen, von dessen Stärke sie sich selbst keine Rechenschaft ablegten. Vor dieser Kette von Ereignissen war die Insel Hoste eine Kolonie, in der Menschen von vielleicht zwanzig verschiedenen Nationalitäten nebeneinander lebten. Jetzt gab es keine Kolonisten mehr, sondern Hostelianer, welche ein Vaterland besaßen – ihre Insel Hoste.

Zehntes Kapitel.

Fünf Jahre später.

Fünf Jahre nach den Begebenheiten, die in den letzten Kapiteln erzählt worden sind, bot die Schiffahrt in den Breiten der Insel Hoste weder die Schwierigkeiten noch die Gefahren von ehemals. Von der äußersten Spitze der Halbinsel Hardy erstrahlte ein weithin leuchtender Schein über die dunklen Gewässer, der von keinem kleinen Feuer herrührte, wie es in den Lagerplätzen der Indianer brennt, sondern von einem richtigen stattlichen Leuchtturm, der die Meeresstraßen während der langen finsteren Winternächte erhellte und es den Schiffen ermöglichte, den gefährlichen Klippen rechtzeitig auszuweichen.

Dagegen war derjenige, welcher nach dem Lieblingsprojekte des Kawdjer am Kap Hoorn errichtet werden sollte, noch nicht in Angriff genommen worden. Seit sechs Jahren verfolgte er die Lösung dieser Angelegenheit mit unermüdlicher Ausdauer, ohne einen befriedigenden Abschluß erreicht zu haben. Nach den zwischen beiden Staaten ausgetauschten Noten schien sich Chile nicht entschließen zu können, auf das Inselchen des Kaps zu verzichten, und diese durch den Kawdjer bestimmte Hauptbedingung blieb der Stein des Anstoßes.

Dieser wunderte sich sehr, daß die Regierung von Chile einem kahlen, wertlosen Felsen soviel Bedeutung beilegte. Er wäre noch mehr erstaunt gewesen, hätte er die Wahrheit ahnen können; der Grund der gewaltsam in die Länge gezogenen Verhandlungen war nicht in patriotischen Bedenken, die ja zu entschuldigen gewesen wären, zu suchen, sondern einfach und allein in der sprichwörtlich gewordenen Langsamkeit der Beamten.

Die chilenischen Amtslokale machten es in dieser Sache wie alle anderen in der Welt. Die Diplomatie hat es sich nun einmal zum Grundsatz gemacht, alles nach Möglichkeit in die Länge zu ziehen; es ist dies ein durch die Gewohnheit von Jahrhunderten geheiligter Brauch: erstens weil der Mensch sich meistens für die Interessen anderer wenig interessiert und weil er zweitens von Natur aus das

Bestreben hat, die Würde, die er bekleidet, in den Augen der anderen möglichst zu erhöhen. Nun wird aber eine Entscheidung desto gewichtiger erscheinen, je länger die Dauer der Verhandlungen war, die ihr vorangingen, je größer die beschriebenen Papierstöße sind, je mehr Tinte geflossen ist, ehe sie gefällt wurde.

Der Kawdjer, der allein die hostelische Regierungsgewalt repräsentierte und kein Heer von Beamten zur Verfügung hatte, konnte daher diesem sich in die Länge ziehenden Notenwechsel nicht das einzig richtige Motiv unterschieben.

Aber das Leuchtfeuer der Halbinsel Hardy war nicht der einzige Lichtschein auf der Insel, der das Meer bestrahlte. In Neudorf, das aus den Trümmern längst schon mit dreifacher Bedeutung auferstanden war, flammte allnächtlich ein mächtiges Hafenfeuer auf und half den Schiffen den richtigen Ankerplatz am Damm finden.

Dieser Damm, der längst vollendet war, hatte die Bucht in einen geräumigen, sicheren Hafen umgewandelt. In seinem Schutze konnten die Schiffe in ruhigem Wasser ihre Ladungen ausschiffen und einnehmen. Neudorf war bereits ein vielbesuchter Ankerplatz geworden. Nach und nach hatten sich Handelsbeziehungen mit Chile, Argentina und selbst mit der Alten Welt anknüpfen lassen; sogar ein regelmäßiger monatlicher Verkehr war zwischen der Insel Hoste einerseits und Valparaiso und Buenos-Aires anderseits zustande gekommen.

Auf dem rechten Flußufer hatte sich Liberia bedeutend entwickelt. Es war im Begriffe, in allernächster Zukunft eine Stadt von ziemlicher Bedeutung zu werden. Die breiten Straßen, die sich nach amerikanischem Muster im rechten Winkel kreuzten, wiesen zu beiden Seiten lange Häuserreihen auf; jedes einzelne der aus Holz oder Stein errichteten Gebäude hatte ein nach vorne zu gelegenes Gärtchen und rückwärts einen geräumigen Hof Einige Plätze waren von schönen Bäumen beschattet; meist waren dies antarktische Buchen mit perennierenden Blättern. Außerdem verfügte Liberia über zwei Buchdruckereien und einige öffentliche Gebäude. Da gab es die Post, eine Kirche, zwei Schulen und einen Gerichtssaal, der ein weniger bescheidenes Aussehen hatte, als der mit diesem Namen bezeichnete Saal, den Lewis Dorick in die Luft sprengen wollte. Aber das schönste von allen Gebäuden war der Regierungspalast. Das einst diesem Zwecke dienende Haus war niedergerissen und durch einen Prachtbau ersetzt worden, in dem der Kawdjer seine Wohnung aufgeschlagen hatte und wo alle staatlichen Funktionen konzentriert waren.

Unweit des Regierungspalastes stand eine Kaserne, in der mehr als tausend

Gewehre und drei Kanonen aufbewahrt wurden. Alle großjährigen Bürger mußten von Zeit zu Zeit einen Monat hier zubringen. Der Einfall der Patagonier war eine Warnung gewesen; jetzt hatte die Insel eine stets kampfbereite Armee, der alle Hostelianer angehörten.

Liberia hatte sogar ein Theater, das zwar sehr einfach, aber von großer Ausdehnung war und elektrisch beleuchtet wurde.

Auch dieser Traum des Kawdjer war in Erfüllung gegangen. Ein hydro-elektrisches Werk, das drei Kilometer stromaufwärts von der Stadt gelegen war, verschaffte dieser mehr Kraft und Licht, als sie benötigte.

Der Theatersaal war namentlich an den langen Wintertagen sehr besucht. Hier wurden öffentliche Versammlungen einberufen und oft kamen die Bürger zusammen, um den Vorträgen zu lauschen, die der Kawdjer und Ferdinand Beauval, welcher jetzt sehr vernünftig und ein »Jemand« geworden war, abhielten. Auch Konzerte wurden aufgeführt unter der Direktion eines Kapellmeisters, wie man ihn selten antreffen wird.

Diesen Dirigenten kennt der Leser schon; es war niemand anderer als Sand. Durch Beharrlichkeit und Ausdauer war es ihm gelungen, mit einigen Hostelianern die Elemente eines Orchesters zusammenzustellen, das er mit seinem Taktstock regierte. An den Tagen, wo ein Konzert stattfand, trug man ihn an das Dirigentenpult, und wenn er das Heer der Musiker beherrschte, verklärte sich sein Gesicht lind die heilige Begeisterung für das Reich der Töne machte ihn zum Glücklichsten unter den Sterblichen. Werke alter und moderner Meister wurden bei diesen Konzerten aufgeführt, manchmal auch einige von Sands eigenen Kompositionen, die sehr beachtenswert und stets freudigst applaudiert waren.

Sand war jetzt achtzehn Jahre alt. Seit dem schrecklichen Tage, der ihn um den Gebrauch seiner Beine gebracht hatte, war ihm jedes Glück versagt außer der Musik, darum hatte er sich mit aller Kraft und Hingebung auf dieses eine Fach geworfen. Durch das eifrige Studium der Meister hatte er sich die Technik der schweren Kunst zu eigen gemacht, und auf diese feste Grundlage gestützt, hatte er weitergearbeitet und man konnte seine großartigen natürlichen Anlagen mit dem Namen »Genie« bezeichnen. Er blieb dabei nicht stehen. Bald sollte der Tag erscheinen, an dem die Lieder dieses gottbegnadeten, am Ende der Welt verlorenen Krüppels von allen Kehlen gesungen und sich die Welt erobern würden; heute berühmte und allbekannte Lieder, die nur einen Fehler haben – man kennt ihren Autor nicht.

Mehr als neun Jahre waren schon vergangen, seit sich der »Jonathan« auf die

Klippen der Halbinsel Hardy verirrt hatte, und in so wenig Jahren war dieses Resultat erreicht worden, dank der Energie, Einsicht und dem praktischen Sinne eines Mannes, welcher das Schicksal der Hostelianer in dem Augenblicke in die Hand genommen hatte, da die Anarchie die Insel dem Ruine nahe und die Bewohner an den Rand des Abgrundes brachte. Noch immer wußte man nichts aus dem Leben dieses Mannes, aber niemand hätte gewagt, über seine Vergangenheit Rechenschaft zu verlangen. Die Neugierde der Menge war, wenn sie auch einstmals rege gewesen, durch die Gewohnheit vieler Jahre abgestumpft, und man sagte sich mit Recht, daß man nichts anderes zu wissen brauchte als die Erinnerung an die unzähligen Dienste, die er dem Staate geleistet.

Die vielen Sorgen der letzten neun Jahre lasteten schwer auf dem Kawdjer. Zwar hatte seine herkulische Kraft nicht abgenommen und die Beschwerden des Alters vermochten die hohe Gestalt nicht zu beugen; aber Haare und Bart waren schneeweiß geworden und tiefe Furchen durchzogen das edle Antlitz mit seinem majestätischen und schon verehrungswürdigen Aussehen.

Seine Autorität war ganz unbeschränkt. Die Mitglieder des Rates, der auf seine Initiative hin ins Leben gerufen worden war, Harry Rhodes, Hartlepool und Germain Rivière, wurden jedes Jahr wiedergewählt, aber das war bloße Formsache und ihr Amt ein Scheinamt. Sie ließen ihrem Oberhaupt und Freunde vollkommen freie Hand und beschränkten ihre Tätigkeit darauf, bescheiden ihre Meinung zu äußern, wenn sie darum gebeten wurden.

Übrigens hatte der Kawdjer Beispiele vor Augen, nach denen er sich richten konnte. In der nächsten Nachbarschaft der Insel Hoste wurden zwei verschiedene Methoden der Kolonisation in Anwendung gebracht. Er konnte nun Vergleiche ziehen und eventuell manches anwenden.

Nachdem der Magalhães-Archipel und Patagonien zwischen Chile und Argentina aufgeteilt worden waren, hatte jeder der beiden Staaten auf eine rasche Verwertung der neuen Kolonien hingearbeitet. In ihrer Unkenntnis der Bodenverhältnisse, erteilte die Republik Argentina Konzessionen im Umfange von zehn bis zwölf Quadratmeilen, was zur Folge hatte, daß riesige Landstrecken brach liegen mußten und nicht ausgebeutet werden konnten. Man bedenke, daß diese dichtbewachsenen Wälder oft viertausend Bäume pro Hektar aufzuweisen hatten! Dreitausend Jahre mindestens wären erforderlich gewesen, sie ordentlich auszunützen. Dasselbe traf bei den Feldern und den Weideplätzen zu, die in zu großen Flächen verteilt wurden und, um richtig behandelt zu werden, ein zu großes Personal, eine Unmenge von Gerätschaften und bedeutende Kapitalien erfordert hätten.

Und das war nicht alles. Die Kolonisten waren an den Verkehr mit Buenos-Aires gebunden und die Verbindungen waren langsam, schwierig und kostspielig. Jedes Schiff, das im Magalhães-Archipel seine Waren verkaufen wollte, mußte sich zuerst in Buenos-Aires, dies ist in einer Entfernung von eintausendfünfhundert Meilen, der Zollrevision unterziehen, und es verflossen mindestens sechs Monate, ehe es alle Verpflichtungen erfüllt hatte und zurückkehren konnte; Verpflichtungen, die es nach dem Tageskurs der Börse der Hauptstadt zu leisten hatte! Was konnte man aber auf dem Feuerland vom Tageskurs wissen? Hier konnte man mit demselben Recht von China oder Japan als von Buenos-Aires sprechen!

Was hatte dagegen Chile getan, um den Handel zu begünstigen und Auswanderer anzuziehen, den gewagten Versuch mit der Insel Hoste nicht mitgerechnet! Es hatte Punta-Arenas zum Freihafen erklärt, wohin die Schiffe aller Länder das Notwendige und Überflüssige brachten, unter den denkbar besten Bedingungen, was den Preis und die Qualität der Waren betraf. Auch flossen die Produkte des Magalhães-Archipels in die englischen und chilenischen Kaufhäuser, die ihren Sitz in Punta-Arenas und längs der Wasserstraße weitere Zweigniederlassungen gegründet hatten, die in schönstem Aufblühen begriffen waren.

Der Kawdjer beobachtete seit langem das Vorgehen der chilenischen Regierung und während seiner Ausflüge im Archipel konnte er konstatieren, daß alle Landesprodukte den Weg nach Punta-Arenas nahmen. Nach dem Vorbild dieser Niederlassung wurde auch Neudorf zum Freihafen erklärt und diese Maßnahme war die Ursache zu einem ungeahnten Aufschwung und der raschen Bereicherung der Insel Hoste.

War es zu glauben? Die Republik Argentina, die Ushaia auf der feuerländischen Küste des Beagle-Kanales gründete, konnte sich nicht entschließen, dieses doppelte Vorbild nachzuahmen; und wenn man heute diese Stadt mit Liberia oder Punta-Arenas vergleicht, kann man nur einen Rückstand konstatieren, wegen der Schwierigkeiten, die die Regierung dem Handel in den Weg legt, wegen der Höhe der Einfuhrzölle, wegen der erschwerenden Formalitäten, mit denen man bei der Ausbeutung des natürlichen Reichtums des so ergiebigen Bodens zu rechnen hat, und wegen des Unwesens, das zahlreiche Schmugglerbanden betreiben und das die Regierung nicht zu unterdrücken vermag, da sie zu schwach ist, um die unter ihrer Jurisdiktion stehende siebenhundert Kilometer lange Küstenlinie genügend zu überwachen.

Die Ereignisse, deren Schauplatz die Insel Hoste gewesen war, die ihr von der Republik Chile zuerkannte Unabhängigkeit, ihr Wohlstand, der sich unter der

weisen Verwaltung des Kawdjer stets mehrte, hatten das Augenmerk der Industrie und Handel treibenden Welt auf sie gelenkt. Neue Kolonisten waren angezogen worden, denen in freigebigster Weise und zu den günstigsten Bedingungen Konzessionen erteilt wurden Bald war es allgemein bekannt, daß die Wälder der Insel Hölzer von einer selbst die ausgezeichnetsten Produkte Europas übertreffenden Gute lieferten, bei deren Umsatz fünfzehn bis zwanzig Prozent zu verdienen waren; die Folge war das Entstehen mehrerer groß angelegter Sägewerke Gleichzeitig fanden sich Käufer für die Felder, welche die Quadratmeile Ackerboden mit tausend Piaster bezahlten, und die Haustiere hatten sich auf den Weideplätzen zu einer mehr als tausendköpfigen Herde vermehrt.

Auch die Bevölkerung war rasch angewachsen Den zwölfhundert Schiffbrüchigen des »Jonathan« hatte sich das Drei-und Vierfache an Emigranten aus dem Westen der Vereinigten Staaten, Chile und Argentina zugesellt. Neun Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung, acht Jahre nach dem Staatsstreich des Kawdjer, fünf Jahre nach dem Einfall der Patagonier zählte Liberia mehr als zweitausendfünfhundert Seelen und die Gesamtzahl der Inselbevölkerung belief sich auf fünftausend. Seit der Hochzeit Halgs und Graziellas waren auf der Insel viele Ehen geschlossen worden; unter anderen hatte Edward Rhodes die Tochter Germain Rivières und Clary Rhodes Dr. Samuel Arvidson geheiratet.

Während der schönen Jahreszeit besuchten viele Schiffe den Hafen von Neudorf. Die Küstenschiffahrt, die die Verbindung zwischen Liberia und anderen auf der Insel gegründeten Handelshäusern herstellte, machte die besten Geschäfte. Meistens versahen diesen Dienst Fahrzeuge vom Falklands-Archipel, dessen Handelsbeziehungen sich jedes Jahr auf einen größeren Umkreis erstreckten.

Aber diese Schiffe der englischen Besitzungen im Atlantischen Ozean waren nicht die einzigen, die den Import und Export der Waren vermittelten; auch von Valparaiso, Buenos-Aires, Montevideo und Rio de Janeiro warfen Segelschiffe und Dampfer in dem Hafen Anker und in den benachbarten Meeresstraßen, in der Nassau-Bai, im Darwin-Sund, in den Wassern des Beagle-Kanales, sah man dänische, norwegische und amerikanische Flaggen wehen.

Der Fischfang hatte stets eine reiche Beute aufzuweisen, die in den magellanischen Gewässern immer guten Absatz fand. Natürlich war auch dieser Erwerbszweig durch strenge Vorschriften, die der Kawdjer erlassen hatte, geregelt worden, die jedem Überschreiten des Vernünftigen und Erlaubten ein Ziel setzten. An der Küste hatten sich Wolfsjäger niedergelassen, Leute

verschiedener Herkunft, Heimatlose, deren Überwachung Hartlepool im Anfang schwere Mühe kostete. Aber nach und nach wurden auch diese Abenteurer gefügig und zivilisierten sich unter dem Einfluß ihrer neuen, geregelten Existenz. Das seßhafte Leben milderte die Sitten dieser haltlosen Vagabunden. Sie fühlten sich in der Ausübung ihres rauhen Handwerkes ganz glücklich, das sie vor jedem Mangel schützte. Die Art des Erlegens dieser ungefährlichen Wassertiere hatte sich nicht geändert; sie war sehr einfach: *salir e dar una paliza,* wie die Wolfsjäger sagen: hinspringen und Stockschläge austeilen, das war noch die gebräuchliche Methode, eine andere Waffe konnte gegen diese armen Tiere nicht in Anwendung kommen.

Zu dem Geschäfte des Fischfanges und der Jagd auf Seewölfe kamen noch die Streifzüge nach Walfischen, die in diesen Breiten sehr ertragreich sind. Die Wasserstraßen des Archipels können jährlich tausend Walfische liefern. Die Walfischfänger, welche wissen, daß ihnen Liberia alles bieten kann, was früher nur in Punta-Arenas zu finden war, besuchen während der guten Jahreszeit mit Vorliebe die die Insel Hoste umgebenden Meeresstraßen.

Auch die Ausbeutung des Strandes bildete einen eigenen Handelszweig; Milliarden eßbarer Muscheln einer sehr geschätzten Gattung bedeckten ihn, sie wurden in ganzen Schiffsladungen fortgeschafft und in den Städten Südamerikas wurde das Kilogramm um fünf Piaster verkauft.

Den Muscheln schlossen sich die Krustentiere an. In den unterseeischen Algen der Buchten der Insel lebten Krabben von solch riesenhafter Größe, daß zwei solche Tiere zur täglichen Ernährung eines Menschen mit gesundem Appetit genügten.

Diese Krabben sind jedoch nicht die einzigen Repräsentanten der Gattung; es kommen auch Hummern und Langusten an der Küste vor. Wieder war ein Plan des Kawdjer zur Verwirklichung gelangt: Halg hatte in Neudorf eine Konservenfabrik errichtet, die diese Krustentiere in die ganze Welt versandte und ausgezeichnete Geschäfte machte. Halg war jetzt achtundzwanzig Jahre alt und der zufriedenste Mensch unter der Sonne. Er hatte eine liebende Frau und drei Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben, erfreute sich der besten Gesundheit und eines stets anwachsenden Wohlstandes; nichts fehlte ihm, er war glücklich und der Kawdjer konnte sich auch zu seinem Werk beglückwünschen.

Karroly teilte sich nicht mit seinem Sohne in die Leitung der Fabrik von Neudorf, auch hatte er die Fischerei aufgegeben. Der Hafen der Insel Hoste, der zwischen dem Darwin-Sund und der Nassau-Bai gelegen war, hatte sich schon eine gewisse Berühmtheit erworben; viele Schiffe suchten darin Zuflucht und

zogen ihn sogar dem Hafen von Punta-Arenas vor. Er war sicherer als der der chilenischen Kolonie, auch traf man viele Dampfer an, die hier gerne haltmachten, wenn sie von einem Ozean zum anderen wollten. Aus diesem Grunde hatte Karroly seine ehemalige Beschäftigung wieder aufgenommen, er war Hafen-und Lotsenkommandant geworden und die Schiffe, die nach Punta-Arenas oder zu den Niederlassungen an den Wasserstraßen wollten, nahmen oft seine Hilfe in Anspruch. Es fehlte ihm nie an Beschäftigung.

Er war jetzt im Besitze eines Kutters von fünfzig Tonnen, der dem heftigsten Wogenanprall Widerstand zu leisten vermochte. Mit diesem sicheren Fahrzeug, das fünf Mann Besatzung erforderte, und nicht mit der Wel-kiej, fuhr er den Schiffen bei jedem Wetter entgegen. Die Wel-kiej war in den Ruhestand versetzt; man brauchte sie nicht mehr. Gewöhnlich lag sie im Hafen, eine alte, treue Dienerin, die das Gnadenbrot wohl verdient hatte.

Tüchtige Arbeiter nehmen sogleich eine neue Arbeit in Angriff, sobald die eine getan ist; so hatte auch der Kawdjer, nachdem er Halgs Erziehung vollendet, er ein Mann geworden war, sich eine andere Lebensaufgabe gestellt und Dick als Schüler adoptiert. Dick hatte Halg durchaus nicht verdrängt in dem weiten Herzen des Kawdjer war Raum für beide vorhanden.

Dick war letzt fast neunzehn Jahre alt und seit sechs Jahren hatte sich der Kawdjer eingehend mit ihm beschäftigt. Er hatte staunenswerte Fortschritte in den Wissenschaften gemacht und verdiente schon den Namen eines Gelehrten. Bald wußte der Lehrer, den die Lebhaftigkeit der Auffassung und die Ausdauer seines Schülers mit großer Freude erfüllten, ihm nichts Neues mehr zu lehren.

Dick war durch die harte Schule, die er als Kind durchgemacht, und durch seine Teilnahme an so manchem bedeutungsvollen Ereignis frühreif geworden. Trotz seiner jungen Jahre war er eher der Jünger und Freund des Kawdjer zu nennen als sein Schüler. Der gereifte Mann hatte vollkommenes Vertrauen zu dem Jüngling und betrachtete ihn als seinen Nachfolger. Germain Rivière und Hartlepool waren gewiß brave Leute, aber der erstere würde sich niemals entschlossen haben, seine Niederlassung im Walde, die ihresgleichen suchte, zu verlassen, um sich dem allgemeinen Wohle zu opfern. Und Hartlepool führte treu und zur vollsten Zufriedenheit jeden erhaltenen Befehl aus, kam aber erst als zweiter in Betracht. Auch fehlte beiden die allgemeine Übersicht und genügende Bildung, um ein Volk zu regieren, das nicht allein materiellen Interessen nachging. Harry Rhodes wäre noch der Tauglichste gewesen. Aber Harry Rhodes alterte und hatte nicht die nötige Energie, er würde ein solches Amt selbst abgelehnt haben.

Dick nannte alle Eigenschaften und Anlagen sein eigen, die das Amt eines künftigen Oberhauptes erforderte. Niemand konnte sich besser dazu eignen. Was Wissen, Einsicht und Charakterstärke anbelangte, besaß er alles für den Staatsmann Erforderliche; es war nur zu bedauern, daß solch herrliche Eigenschaften in diesem kleinen Wirkungskreise untergehen sollten. Aber keine Arbeit ist gering zu achten, die vollkommen getan ist, und der Kawdjer glaubte mit Recht, daß Dick, wenn er auch nur das Glück von einigen tausend Menschen begründen half, doch Befriedigung in diesem schönen Berufe finden konnte.

Auch in politischer Hinsicht war die Lage die denkbar günstigste. Die Beziehungen der Insel Hoste mit der chilenischen Regierung waren ausgezeichnete. Chile konnte sich ein jedes Jahr mehr zu seiner Taktik Glück wünschen. Es erfreute sich moralischer und materieller Vorteile, die Argentina nie würde aufweisen können, solange es nicht seine Verwaltungsmethode änderte.

Im Anfang hatte die Regierung von Santiago ein Gefühl der Besorgnis und Unzufriedenheit nicht unterdrücken können, als sie in Erfahrung brachte, daß der von Geheimnissen umgebene Mensch, dessen Anwesenheit auf dem Magalhães-Archipel schon ungerne gesehen wurde, letzt die Regierungsgeschäfte auf der Insel Hoste leitete. Es war aber eine platonische Unzufriedenheit.

Auf dieser unabhängigen Insel war man machtlos, der Person des Kawdjer nachzuforschen, seine Herkunft festzustellen und von seiner Vergangenheit Rechenschaft zu fordern. Wenn dieser Mann seinerzeit den Zwang der Gesetze nicht ertragen konnte; wenn er sich auch in offener Rebellion gegen die geheiligte Autorität erhoben hatte; wenn er aus allen Ländern, die ein geordnetes Staatenwesen besaßen, vertrieben worden war – sein Benehmen ließ alle diese Hypothesen zu – und wenn er trotz allem auf der Neuen Insel geblieben wäre, dann wäre es den Nachforschungen der chilenischen Polizei nicht entgangen! Aber als man sah, wie die zielbewußte Autorität des Kawdjer nach der anarchistischen Bewegung die Ruhe auf der Insel wieder herzustellen wußte, als Handel und Gewerbe unter seiner Regierung aufblühten, der Wohlstand sich hob – ließ man ihn ruhig gewähren. Niemals hatte die leiseste Meinungsverschiedenheit zwischen dem Gouverneur der Insel Hoste und Punta-Arenas bestanden!

So vergingen fünf Jahre in Frieden und Wohlstand. Drei weitere kleine Orte waren auf der Insel entstanden und wetteiferten in bescheidener Weise mit Liberia. Die eine auf der Halbinsel Dumas, die andere auf der Halbinsel Pasteur und die dritte am äußersten Westpunkt der Insel, am Darwin-Sund, gegenüber der Insel Gordon Der Kawdjer suchte sie oft auf gelegentlich seiner Ritte durch

die Wälder und Ebenen.

An der Küste hatten sich einige Yacana-Indianer mit ihren Familien niedergelassen und feuerländische Dörfer gegründet und so das Beispiel jener ersten Indianer nachgeahmt, die dem Kawdjer zuliebe mit ihren jahrhundertelangen Gewohnheiten, dem unsteten Nomadenleben gebrochen hatten, um sich in seiner Nähe, bei Neudorf, festzusetzen.

Um diese Zeit, im Dezember des Jahres 1890, erhielt Liberia zum ersten Male den Besuch des Gouverneurs von Punta-Arenas, des Herrn Aguire. Dieser fand nur Worte der Bewunderung für diese strebsame Nation, die weisen Maßnahmen, die ihr zum Wohlstand verholfen hatten, für die ungetrübte Einigkeit, die dies Volk der verschiedensten Nationalitäten zusammenhielt, für die Ordnung und das Glück, in dem alle Familien zu leben schienen. Natürlich beobachtete er aufmerksam den Mann, welcher einer so schweren Aufgabe gerecht geworden war und der nur unter dem Namen »Kawdjer« gekannt sein wollte.

Er überschüttete ihn mit Lobpreisungen und Komplimenten.

»Diese hostelische Kolonie ist allein Ihr Werk, Herr Gouverneur, sagte er; Chile kann sich nur beglückwünschen, Ihnen zu einem solchen Feld der Tätigkeit verholfen zu haben!

– Ein Vertrag, begnügte sich der Kawdjer zu antworten, hat diese Insel, die unabhängig war, der Herrschaft der chilenischen Regierung untertan gemacht. Es war nur gerecht, daß Chile ihr die Freiheit zurückerstattete.«

Herr Aguire verstand sehr gut den versteckten Sinn dieser Worte. Der Kawdjer meinte, daß die Regierung von Chile kein Recht habe, irgendwelchen Dank zu beanspruchen.

»Jedenfalls, sagte Herr Aguire vorsichtig, glaube ich nicht, daß die Schiffbrüchigen des »Jonathan« sich jemals nach der Delagoa-Bai gesehnt haben…

– Gewiß nicht, Herr Gouverneur! Dort wären sie der portugiesischen Regierung untertan gewesen, hier sind sie frei und unabhängig.

– Nun, so hat sich ja alles zum besten gewendet.

– Ja, zum besten, sagte der Kawdjer.

– Wir hoffen, meinte Herr Aguire höflich, daß die guten Beziehungen zwischen Chile und der Insel Hoste immer fortbestehen werden.

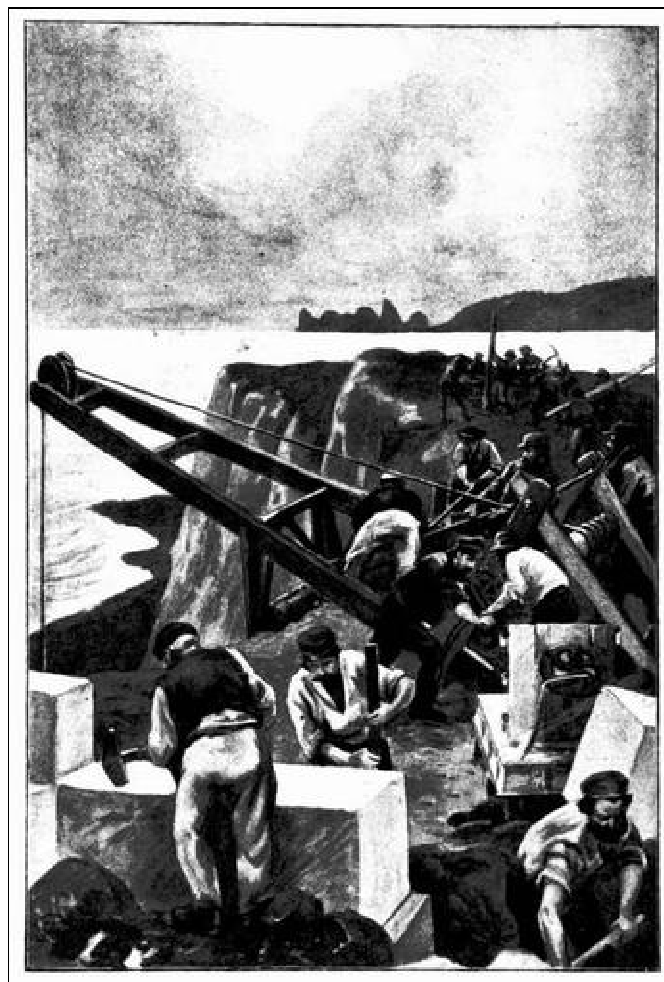
– Auch wir hoffen das, sagte der Kawdjer. Und vielleicht wird Ihre Regierung, nachdem sie sich von dem günstigen Erfolg ihrer Taktik auf der Insel Hoste

überzeugt hat, dieselbe Taktik auch bei anderen Inseln des Archipels zur Anwendung bringen!«

Herr Aguire antwortete nur mit einem Lächeln, aus dem man alles herauslesen konnte, was man wollte.

Harry Rhodes, welcher mit seinen zwei Kollegen des Rates der Unterredung beiwohnte, trachtete dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

»Wenn man unsere Insel Hoste, sagte er, und die argentinischen Niederlassungen auf dem Feuerlande betrachtet, kommt man zu interessanten Vergleichen. Wie Sie ja selbst sehen, Herr Gouverneur, auf der einen Seite herrscht Wohlstand und Emporblühen, auf der anderen Niedergang und Verfall. Die Forderungen des Konsuls in Buenos-Aires schrecken die Kolonisten ab und auch die Schiffe werden durch seine Formalitäten abgehalten. Und aller Protest des Gouverneurs vom Feuerland ist nutzlos.



Der Kawdjer ließ mit den Arbeiten sogleich beginnen. (S. 444.)

– Ich weiß es, sagte Herr Aguire Mit Punta-Arenas ist die chilenische Regierung ganz anders verfahren. Auch wenn man eine Kolonie nicht ganz unabhängig stellt, kann man ihr doch mit vielen Privilegien helfen, die ihre Zukunft sichern.

– Herr Gouverneur, unterbrach ihn der Kawdjer, ich weiß eine der kleinsten Inseln des Archipels, die nur ein kahler Felsen ist, ein Inselchen – dessen Unabhängigkeit ich mir von der chilenischen Regierung erbitten möchte!

– Welche Insel ist das?

– Der Felsen des Kap Hoorn.

– Was wollen Sie denn damit anfangen? fragte Herr Aguire erstaunt.

– Ich will dort einen Leuchtturm erbauen, der auf diesem letzten Ausläufer des amerikanischen Kontinents unendlich wichtig sein würde! Eine Beleuchtung dieser Breiten wäre nicht allein von größtem Vorteil für jene Schiffe, die die Insel Hoste anlaufen, sondern für alle, die das gefährliche Kap zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean passieren.«

Harry Rhodes, Hartlepool und Germain Rivière, welche um das Projekt des Kawdjer wußten, unterstützten sein Ansuchen aufs kräftigste und betonten auch ihrerseits die Notwendigkeit eines Leuchtturmes, die Herr Aguire auch gar nicht in Abrede stellte.

»Die Regierung der Insel Hoste wäre geneigt, fragte er, den Leuchtturm zu erbauen?

– Ja, sagte der Kawdjer.

– Auf ihre Kosten?

– Auf ihre Kosten – aber unter der formellen Bedingung, daß Chile ihr das Besitzrecht der Insel verleiht. Länger als sechs Jahre mache ich Ihrer Regierung denselben Vorschlag und kann keine Entscheidung erlangen.

– Was hat man Ihnen geantwortet? fragte Herr Aguire.

– Worte, Phrasen, sonst nichts. Man sagt weder »ja« noch »nein«. Wenn das so weitergeht, können sich die Unterhandlungen jahrhunderte lang hinausziehen. Und während dieser Zeit zerschellen die Schiffe auf dieser gefährlichen Insel, die in ewiger Finsternis ihren Blicken verborgen bleibt.«

Herr Aguire war sehr erstaunt, vielleicht nur äußerlich; er war zu sehr mit der Art der Administration vertraut, um wirklich zu erstaunen. Aber er versprach, sich der Sache anzunehmen und bei der Regierung in Santiago – wohin er sich

jetzt begab – das Ansuchen des Kawdjer zu befürworten und seinen ganzen Einfluß aufzubieten, daß es bald erledigt werde.

Er hielt auch Wort und seine Fürsprache schien erfolgreich gewesen zu sein, denn nach einem Monat hielt der Kawdjer die Antwort in Händen. Nach jahrelangem Hinausziehen hatte man endlich einen Entschluß gefaßt: Die Regierung von Chile nahm den Vorschlag des Kawdjer an. Am 25. Dezember wurde eine Urkunde von beiden Staaten unterzeichnet des Wortlautes: Der hostelische Staat wurde Eigentümer der Insel des Kap Hoorn unter der Bedingung, daß er auf ihrem höchsten Punkte auf eigene Kosten einen Leuchtturm errichtet.

Der Kawdjer, der schon längst alle Vorbereitungen getroffen hatte, ließ mit den Arbeiten sogleich beginnen. Nach annähernden Berechnungen waren schlimmstenfalls zwei Jahre nötig, um den Bau zum Abschluß zu bringen und den Schiffen aller Nationen diesen wichtigen Dienst zu leisten.

In dieser Unternehmung erblickte der Kawdjer den Schlußstein seiner Tätigkeit. Die Insel Hoste war wohl organisiert und erfreute sich des Friedens, gediegener Wohlstand hatte das einstige Elend ersetzt, das hatte er zustande gebracht; jetzt wollte er noch viele Tausende von Menschenleben retten, die an dieser Stelle, wo die zwei größten Ozeane der Erde zusammenfließen, gefährdet waren – dann betrachtete er seine Lebensaufgabe als gelöst.

Und sie war schön! Und nach ihrer Vollendung hatte er auch ein Recht, an sich selbst zu denken und ein Amt niederzulegen, das ihm bis in die innersten Daseinsfibern widerstrebte.

Wenn auch der Kawdjer »regierte« und eigentlich der größte Despot war, so war er doch kein glücklicher Despot. Die lange Gewohnheit des Herrschens hatte ihm das Amt nicht lieber gemacht, er übte es sehr wider seinen Willen aus.

Er selbst bäumte sich gegen alle Autorität auf und das war ihm stets peinlich, die seine bei anderen zur Geltung bringen zu müssen. Er war derselbe energische, verschlossene und traurige Mann geblieben, den man an jenem fernliegenden Tage, der den Emigranten fast zum Verderben geworden wäre, zum ersten Male erblickt hatte. Die anderen hatte er damals gerettet – und dabei sich selbst verloren Er war gezwungen worden, auf seine Illusionen zu verzichten, er hatte sich vor den Tatsachen beugen müssen und hatte das Opfer heldenmütig gebracht – aber in seinem Herzen war der alte Traum noch nicht erstorben. Wenn unsere Gedanken nur eine Entfaltung unserer natürlichen Instinkte sind, leben sie ihr eigenes Leben, das von unserer Vernunft und unserem Willen unabhängig ist. Sie kämpfen gegen die Tatsachen an wie Wesen,

die nicht sterben wollen. Die Gegenbeweise müßten überwältigend sein, um uns ganz überzeugen zu können, alles in uns strebt wieder den Gedanken zu, die einst unser Glück ausgemacht.

Jetzt aber fühlte er sich frei, der Opfermut war nicht mehr geboten, jetzt weckte das Schicksal der Hostelianer keine Regung des Mitleides mehr, jetzt wachte die alte, lange gehegte Überzeugung wieder auf und jetzt wurde der Despot wieder der leidenschaftliche Freisinnige von einstens.

Diese Umwandlung hatte Harry Rhodes bemerkt; sie wurde immer deutlicher zu erkennen, je mehr sich der Wohlstand der Insel hob. Sie wurde ganz klar, als der Kawdjer den Leuchtturm für beendet ansehen konnte und damit seine Lebensmission erfüllt sah. Und schließlich scheute er sich auch nicht, seine Gedanken in Worte zu fassen Harry Rhodes hatte einmal gelegentlich einer freundschaftlichen Unterhaltung, in deren Verlaufe längstvergangene Tage lebendig wurden, die vielen Wohltaten berührt, die man dem Kawdjer verdankte; seine Antwort darauf war eine nicht mißzuverstehende Erklärung:

»Ich habe die Aufgabe übernommen, auf dieser Insel eine Kolonie zu begründen. Ich habe mein Möglichstes getan, um meine Pflichten zu erfüllen. Jetzt ist das Werk vollendet und ich betrachte meine Verpflichtungen für gelöst. Dadurch werde ich den Beweis liefern, hoffe ich, daß doch ein Land existieren kann ohne Tyrann.

– Ein Staatsoberhaupt muß doch nicht gleichzeitig Tyrann sein, sagte Harry Rhodes tief bewegt; Sie liefern ja den besten Beweis in Ihrer Person! Aber eine Gesellschaft ohne Autorität kann nicht bestehen, man möge ihr einen Namen wie immer beilegen.

– Meine Ansicht ist anders, antwortete der Kawdjer. Ich finde, daß die Autorität aufzuhören hat, sobald sie nicht mehr durch zwingende Gründe geboten ist.«

Man sieht daraus, wie der Kawdjer immer noch seinen utopistischen Ideen nachhing, er behielt noch Illusionen über die menschliche Natur, alles Erlebte hatte ihm den Glauben nicht nehmen können, daß die Menschheit auch ohne die Unterstützung von Gesetzen imstande sein kann, die vielen Schwierigkeiten des Lebens beizulegen, die der Konflikt der individuellen Interessen mit sich bringt. Harry Rhodes sah mit tiefer Trauer die Fortschritte, die sein Freund auf der längst verlassenen Bahn machte und befürchtete einen schlimmen Ausgang. Fast wünschte er, daß irgendein Zwischenfall – und sollte er selbst die friedliche Existenz der Hostelianer untergraben – den Kawdjer neuerdings von seinem Irrtum heilen möchte.

Leider sollte dieser frevlerische Wunsch nur zu bald Erfüllung finden.

In den ersten Tagen des März 1891 verbreitete sich das Gerücht, daß ein Goldlager von bedeutender Ausdehnung in den Bergen entdeckt worden sei. Daran war an und für sich nichts Schreckliches! Jedermann freute sich im Gegenteil darüber und selbst die Weitsehendsten unter den Hostelianern, darunter Harry Rhodes, teilten die allgemeine Begeisterung. Es wurde zum Festtag für die Bevölkerung von Liberia.

Der Kawdjer war der einzige, welcher weiter sah. Er begriff im Augenblick die notwendige Folge dieser Entdeckung und sah die latenten Erstarrungsgewalten darunter schlummern. Und während sich alle um ihm lautem Jubel hingaben, blieb er allein finster und in sich gekehrt; schon jetzt drückten ihn die Schreckenstage nieder, die die nicht allzu ferne Zukunft mit sich bringen mußte.

Elftes Kapitel.

Das Goldfieber.

Am Morgen des 6. März war das Gold entdeckt worden.

Einige Hostelianer, Edward Rhodes an der Spitze, hatten einen Jagdausflug in die Berge unternommen und waren frühmorgens mit einem Wagen von Liberia aufgebrochen. Etwa zwanzig Kilometer im Südwesten der Stadt, auf dem Westabhang der Halbinsel Hardy, machten sie am Fuße des Gebirges – der Sentry Boxes – halt. Dort breiteten sich weitgedehnte Wälder aus, die noch nicht verwertet waren und die den Zufluchtsort der auf der Insel Hoste einheimischen Raubtiere bildeten; das Puma und der Jaguar mußten ausgerottet werden, denn viele Schafe waren ihnen schon zum Opfer gefallen.

Die Jäger durchstreiften den Wald; unterwegs hatten sie zwei Puma erlegt und eben einen Wildbach erreicht, als ein mächtiger Jaguar vor ihnen auftauchte.

Edward Rhodes glaubte ihn in richtiger Schußweite vor sich zu sehen und drückte ab, aber die Kugel drang nur in die linke Flanke des Tieres, ohne es tödlich zu verwunden. Mit einem eher zornigen als schmerzhaften Knurren tat er einen gewaltigen Sprung auf den Bach zu und verschwand im Gehölz.

Aber Edward Rhodes hatte Zeit gefunden, ihm eine zweite Kugel nachzusenden, die ihr Ziel jedoch nicht erreichte, sondern an dem Felsen aufprellte und ein Stück des Gesteines loslöste.

Vielleicht würden die Jäger den Ort ruhig verlassen haben, hätte nicht ein Leuchten die Blicke Edward Rhodes’ angezogen, das von dem losgelösten Felsstück herkam. Interessiert trat er näher und betrachtete den Stein aufmerksam.

Es war Quarz, der von seinen glänzenden Adern durchzogen war, in denen Edward Rhodes leicht Goldparzellen erkannte.

Er war sehr erregt ob dieser Entdeckung. Gold!… Die Insel Hoste barg Gold!… Dieser Felssplitter bewies es.

Es lag nichts Erstaunliches darin! Hatte man nicht in der Umgebung von Punta-Arenas, auf dem Feuerland, den anderen Inseln des Magalhães-Archipels und in Patagonien Spuren von Gold gefunden?

Und das gigantische Rückgrat der beiden amerikanischen Kontinente, ist es nicht goldführend, das Felsengebirge, die Kordilleren oder Anden, die ganze lange Linie von Alaska bis zum Kap Hoorn hinab; seit mehr als vier

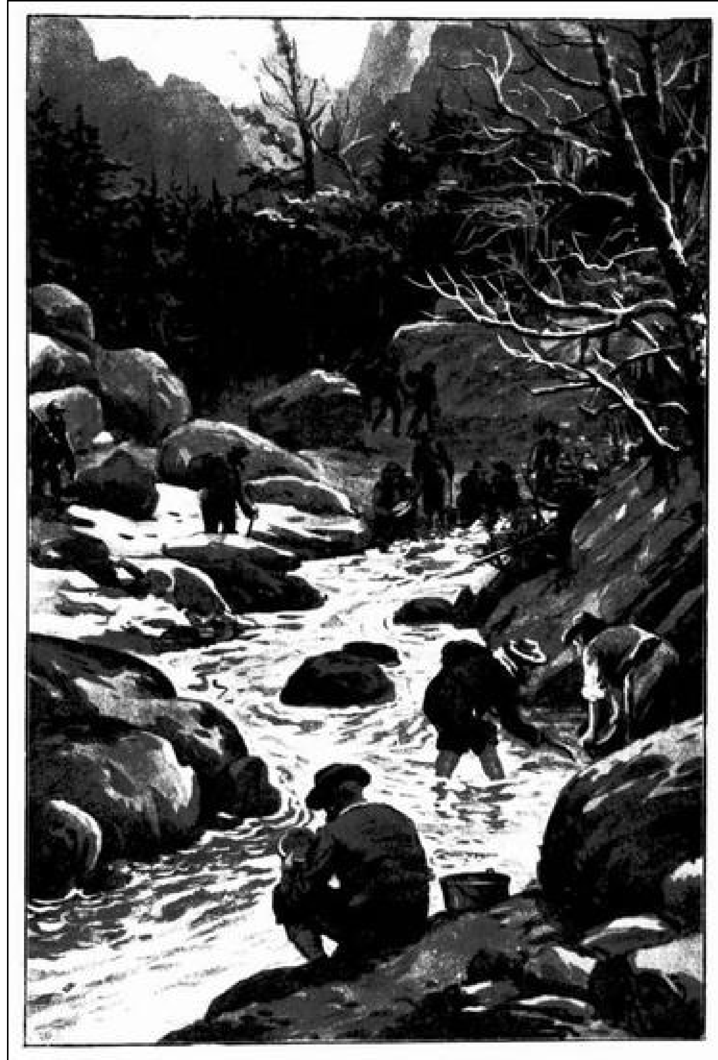
Jahrhunderten gewinnt man das Metall aus dem nie versiegenden Boden, dessen Ausbeute bis jetzt einen Wert von fünfundvierzig Milliarden Franken aufwies.

Edward Rhodes begriff die Tragweite seiner Entdeckung. Er hätte sie am liebsten nur seinem Vater und dem Kawdjer mitgeteilt, sonst aber verschwiegen. Aber das war nicht möglich! Er war nicht allein; auch seine Jagdgenossen hatten das Gestein untersucht und auch andere Stücke losgebrochen, die alle Gold enthielten.

Das Geheimnis war nicht zu hüten, noch am selben Tage wußte die ganze Insel davon und freute sich, daß sie Klondyke, Transvaal und El Dorado nicht mehr zu beneiden brauchte.

Aber zu dieser Jahreszeit konnte man an keine Ausbeutung mehr denken. In wenigen Tagen war das Herbstäquinoktium zu erwarten und in den Breiten der Insel Hoste ist es um diese Zeit, vor Eintreffen des Winters, unmöglich, ein derartiges Unternehmen in Angriff zu nehmen. Augenblickliche Konsequenzen konnte der Fund Edward Rhodes' nicht nach sich ziehen.

Der Sommer neigte sich dem Ende zu, das Wetter war stets günstig gewesen und die Ernte war in diesem zehnten Jahre nach der Gründung der Kolonie besonders ausgiebig. Neue Sägewerke waren im Inneren der Insel erbaut worden, teils mit Dampf-, teils mit elektrischem Betrieb. Die Fischerei und die Konservenfabrik verkauften ihre Produkte zu sehr guten Preisen und die Ladung der Schiffe im Hafen, die kamen und gingen, belief sich auf zweiunddreißigtausendsiebenhundertfünfundneunzig Tonnen.



Einige hundert Hostelianer hatten sich in die Berge begeben. (S. 453.)

Während des Winters mußten die am Kap Hoorn begonnenen Arbeiten eingestellt werden; bisher waren sie rasch vorwärtsgeschritten, trotz der Distanz der Insel Hoorn, welche fast fünfundsiebzig Kilometer von der Halbinsel Hardy entfernt war, und trotz der Schwierigkeiten, die der Transport des Materiales auf diesem klippenstarrenden, unsicheren Meere mit sich brachte.

Wie gewöhnlich brachte die schlechte Jahreszeit heftige Schneestürme mit sich, aber die Kälte war nicht sehr groß und selbst im Juli fiel die Temperatur niemals unter zehn Grade unter Null herab.

Aber jetzt fürchteten die Hostelianer das Klima nicht mehr, denn der allgemeine Wohlstand hatte allen Familien ermöglicht, sich gut gegen Kälte zu verwahren. Es gab keinen Mangel mehr auf der Insel Hoste und Verbrechen, an Personen oder Sachen verübt, hatten nie die öffentliche Ordnung gestört. Kleine

Meinungsverschiedenheiten machten die Leute gewöhnlich untereinander aus, sie kamen gar nicht vor Gericht.

Keine Gefahr würde die Insel bedroht haben, wäre nicht das Gold entdeckt worden: das konnte zu ernsten Folgen führen, denn die Habgier der Menschen ist groß.

Und der Kawdjer hatte sich nicht geirrt. Die erste Nachricht hatte ihn mit finsteren Vorahnungen erfüllt und bei weiterem Nachdenken verdüsterten sie sich noch Bei der nächsten Ratsversammlung verbarg er seine Befürchtungen nicht länger.

»Gerade jetzt, sagte er, wo unser Werk so schön vollendet ist, wo wir nur mehr die Früchte unserer Mühen zu ernten hätten, muß ein verdammungswürdiger Zufall diesen Gärungsstoff finden lassen, der Zwistigkeiten und den Ruin herbeiführen wird!

– Unser Freund geht zu weit, sagte Harry Rhodes, welcher die Sache mit weniger pessimistischen Blicken betrachtete. Daß Zwistigkeiten entstehen werden, gebe ich zu, aber bis zum Ruin ist’s noch weit!…

– Ja, es wird uns ruinieren, behauptete der Kawdjer; jede Entdeckung von goldhaltigem Gestein hat zum Ruin des betreffenden Landes geführt!

– Aber das Gold ist schließlich nur eine Ware wie jede andere, sagte Harry Rhodes.

– Die unnützeste von allen.

– Gar nicht! Die allernützlichste, nachdem man alles andere für Gold eintauschen kann!

– Was liegt daran, sagte der Kawdjer erregt, wenn so viel geopfert werden muß, um es zu erlangen. Die meisten Goldsucher gehen elend zugrunde. Und wenn einer einmal vom Glück begünstigt wird, zerstört die Leichtigkeit seines Erfolges auf immer sein klares Urteil. Sie finden an leicht zu erreichenden Vergnügungen Gefallen, der Überfluß wird ihnen zur Notwendigkeit, und wenn sie durch solche materielle Freuden verweichlicht sind, sind sie jeden ernsten Aufraffens unfähig. Im gewöhnlichen Sinne des Wortes mögen sie sich ja bereichert haben, aber nach wirklicher menschlicher Bedeutung sind sie verarmt. Das sind keine Menschen mehr!

– Ich stimme mit dem Kawdjer überein, sagte Germain Rivière. Man muß auch bedenken, daß man auf keine Ernte rechnen kann, wenn man die Felder im Stiche läßt. Was nützt der Reichtum, wenn man verhungert! Auch ich fürchte, unsere Bevölkerung wird der Versuchung nicht widerstehen können. Fast glaube

ich, die Landleute werden den Acker, die Arbeiter die Fabriken verlassen, um sich am Gold schneller bereichern zu wollen und zu den Placers zu eilen.

– Gold!… Gold! Der Goldhunger! wiederholte der Kawdjer. Keine schlimmere Strafe konnte unser Vaterland treffen!«

Harry Rhodes war nun doch bekehrt.

»Angenommen, daß Sie recht haben, sagte er, liegt es nicht in unserer Macht, das Übel zu bekämpfen?

– Nein, mein lieber Rhodes, antwortete der Kawdjer; man kann gegen eine Epidemie ankämpfen, aber gegen das Goldfieber gibt es keine Rettung. Das ist das sicherste Zerstörungsmittel für jede Organisation. Kann man daran noch zweifeln, wenn man überdenkt, was sich in den goldführenden Distrikten der Alten und Neuen Welt, Australiens, Kaliforniens und Südamerikas abgespielt hat? Die notwendigen Arbeiten sind aufgegeben worden, die Kolonisten haben Städte und Felder verlassen und die Familien sind an die Placers gezogen. Das vorgefundene Gold hat man dann verschleudert, wie es bei jedem zu leichten Gewinn der Fall ist, und nichts ist diesen unglücklichen Betörten zum Schluß übrig geblieben.«

Der Kawdjer sprach mit großer Lebhaftigkeit, die bewies, wie sehr ihm das Thema am Herzen lag.

»Und dann lauert die Gefahr nicht nur von innen, sondern auch von außen: alle Abenteurer, alle degenerierten Existenzen, welche die Goldländer überfallen und Unfrieden stiften und zu Tätlichkeiten greifen – alles, um den Eingeweiden der Erde das gelbe Metall zu entreißen. Von allen Teilen der Welt kommen sie herbei, lawinengleich, die hinter sich die Zerstörung, das Nichts lassen Ach! Warum muß auch unsere Insel dies alles durchmachen!

– Können wir gar nicht mehr hoffen? fragte Harry Rhodes sehr bewegt. Wenn sich die Nachricht nicht verbreitet, würden wir vor einer Invasion bewahrt.

– Nein, sagte der Kawdjer, es ist zu spät, um das Übel zu verhüten. Man ahnt ja nicht, wie unendlich schnell sich die Kunde von der Entdeckung eines neuen Goldlagers auf der ganzen Welt verbreitet! Das muß durch die Luft vermittelt werden, die Winde müssen diese ansteckende Pest weitertragen, der die Besten und Weisesten zum Opfer fallen!«

Der Rat wurde, ohne einen Entschluß zu fassen, aufgehoben; es ließ sich nichts tun. Wie der Kawdjer gesagt hatte: man kann gegen das Goldfieber nicht ankämpfen.

Bis jetzt war ja noch nichts verloren Vielleicht war das Lager gar nicht so

reichhaltig, wie man meinte, so daß es bald erschöpft war. Vielleicht waren die Goldparzellen so weit versprengt, daß es die Ausbeutung nicht lohnte! Um darüber Gewißheit zu erlangen, mußte man erst das Schmelzen des Schnees abwarten, der letzt noch die Insel hoch bedeckte.

Beim Wehen der ersten Frühlingslüfte waren alle Befürchtungen des Kawdjer bestätigt. Kaum trat Tauwetter ein, als die unternehmendsten Kolonisten sich in Goldgräber verwandelten, Liberia verließen und dem Glück nachjagten. Sie eilten alle nach dem Golden Creek – diesen Namen hatte man dem Wildbach beigelegt – an dessen Ufer Edward Rhodes die ersten Goldspuren gefunden hatte. Ihr Beispiel fand Nachfolger, trotz aller Bemühungen des Kawdjer und seiner Freunde, und weitere Abreisen mehrten sich. Seit dem 5. November hatten sich einige hundert Hostelianer, vom Goldfieber gepackt, in die Berge begeben und suchten sich ein Placer aus, um es auszubeuten.

Die Goldwäscherei ist nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden Handelt es sich um eine Ader, so folgt man ihr, indem man dem Felsen mit der Spitzhacke zu Leibe geht; dann verkleinert man die abgehauenen Stücke und nimmt die Metallparzellen heraus, die darin enthalten sind. So arbeitet man in den Goldbergwerken Transvaals. Aber es ist leichter gesagt: die Ader verfolgen, als ausgeführt. Ost verschwinden die Goldfäden plötzlich, verzweigen sich auch und es ist dann schwer, sie wiederzufinden. Ost verlieren sie sich auch bald tief in die Erde; dann muß eine Mine geöffnet werden, was angenehme und unangenehme Überraschungen mit sich bringen kann. Der Quarz ist ferner ein sehr hartes Gestein und, um es zu zerkleinern, sind kostspielige Maschinen erforderlich. Einzelne Arbeiter können die Ausbeutung einer Mine nicht in Angriff nehmen, das bleibt Gesellschaften vorbehalten, die über tüchtige Arbeitskräfte und genügendes Kapital verfügen.

Haben arme Goldsucher eine solche Mine entdeckt, so versichern sie sich schnell einer Konzession, die sie dann um hohen Preis einem reichen Unternehmen verkaufen.

Wer auf eigene Rechnung Gold finden will, verzichtet von vorneherein auf die Minenarbeit und befaßt sich mit Goldwäscherei. Man sucht das in der Nähe goldführender Felsen zu findende Alluvium auf, das durch die jahrhundertelange Einwirkung von Eis, Wind und fließendem Wasser auf die Gesteine gebildet worden ist. Das Wasser hat notwendigerweise Goldparzellen mitgerissen, die sich sehr leicht von dem Sande trennen lassen Man braucht nur ein flaches Gefäß und ein wenig Wasser, um das Gold herauszuwaschen.

Natürlich bedienten sich die Hostelianer dieser einfachsten Hilfsmittel. Die

ersten Erfolge waren sehr ermutigend. An den Ufern des Golden Creek zog sich eine mehrere Kilometer lange und zwei-bis dreihundert Meter breite Schlammschicht hin, die acht Fuß dick war. Da fand man in jeder Schale Gold, meist nur Staubkörner, und von zu erwartenden, fabelhaften Reichtümern war keine Spur! Aber die kleinen Erfolge genügten, um den Leuten den Kopf zu verdrehen, die bisher nur durch harte Arbeit ihr Leben verdient hatten.

Man hätte der Verwaltung Vorwürfe machen können, wenn sie nicht die Ausbeutung der Placers geregelt hätte. Die Goldlager waren Gesamteigentum und der Staat konnte sie zugunsten einzelner vergeben. Der Kawdjer hatte mit seinen persönlichen Ideen abgeschlossen und betrachtete das Problem von demselben Gesichtspunkt aus wie die übrige Menschheit. Er glaubte die günstigste Lösung für das Volk gefunden zu haben, dessen Oberhaupt er war. Während des Winters hatte er sich oft mit Dick besprochen, den er in alle seine Entscheidungen einweihte. Beide kamen dahin überein, daß ein dreifaches Ziel anzustreben sei: man mußte versuchen, die Anzahl derjenigen, die auf die Suche nach Gold ausgingen, auf ein Minimum zu beschränken; der Kolonie von den der Erde entrissenen Schätzen einen möglichst großen Gewinn zu sichern; und jeden Fremdenzufluß, der zu befürchten stand, zu beschränken, wenn möglich, zurückzuweisen.

Das zu Ende des Winters ausgegebene Gesetz hatte alle drei Punkte in Rechnung gezogen: Das Recht der Ausbeutung mußte in Gestalt einer Konzession erkauft werden, die Maximalausdehnung dieser Konzession wurde auch bestimmt und ferner festgesetzt, daß ein Viertel des gegrabenen Goldes zum Besten der Gemeinsamkeit in die Staatskassen abgeliefert werden müsse. Diese Konzessionen wurden nur an Hostelianer ausgegeben, und auf diesen Titel konnte nur jemand Anspruch erheben, der länger als ein Jahr die Insel Hoste bewohnt hatte, die Genehmigung des Gouverneurs blieb vorbehalten.

Jetzt war das Gesetz verkündet, nun mußte es befolgt werden.

Es stieß gleich anfangs auf große Schwierigkeiten. Die Kolonisten sahen nicht die Vorteile, die es ihnen bot, sondern fühlten bloß das Unangenehme heraus. Warum erst eine Konzession verlangen und bezahlen, wenn man das Gold nur zu nehmen brauchte. Jeder Mensch hat das Recht, in der Erde zu graben und Sand zu waschen. Warum sollte man ein Viertel der Frucht dieser Arbeit abliefern müssen an solche, die sich gar nicht damit befaßt hatten! Eigentlich teilte ja der Kawdjer diese Anschauungen; aber wer die furchtbare Mission auf sich genommen hat, seine Nächsten zu leiten, muß seine persönliche Vorliebe zum Opfer bringen können, wenn nötig. Es mußte doch in die Augen springen, daß die braven, klugen Kolonisten, die der Ansteckung tapfer widerstanden, eine

Ermutigung verdienten, und diese Ermutigung bestand darin, daß ihnen der Kawdjer auch einen, allerdings kleinen Teil der Ausbeute sicherte.

Wurde dem Gesetze nicht gutwillig Folge geleistet, so mußte der Zwang in Kraft treten.

Der Kawdjer verfügte in Liberia nur über fünfzig Mann der stehenden Polizei, aber neunhundertfünfzig andere Hostelianer standen auf der Liste verzeichnet, aus der die ältesten immer durch jüngere Kräfte ersetzt wurden. Gegen tausend bewaffnete Männer konnten immer rasch versammelt sein. Ein Aufruf berief sie zusammen.

Nur siebenhundertfünfzig Hostelianer fanden sich ein. Die anderen zweihundert waren Abtrünnige, die sich auch in die Placers begeben und am Golden Creek ihr Lager aufgeschlagen hatten.

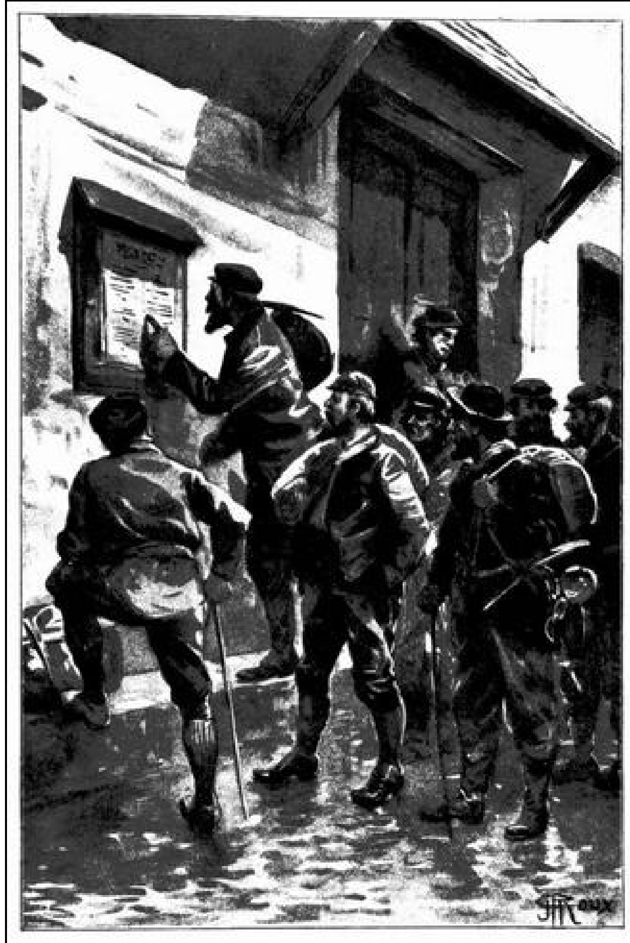
Der Kawdjer teilte seine Kräfte in zwei Gruppen. Fünfhundert Mann wurden an die Küste entsendet, um sich der heimlichen Ausfuhr des Goldes zu widersetzen. An die Spitze der dreihundert anderen stellte er sich selbst, teilte sie in zwanzig Gruppen, deren jede unter den Befehl ihm ergebener, verläßlicher Männer gestellt war und begab sich mit ihnen in die Gegend der Placers.

Die kleine Armee wurde über die Halbinsel verteilt und zog von den Sentry Boxes gegen Norden, indem sie alles vor sich hertrieb. Die unterwegs aufgegriffenen Goldgräber wurden unbarmherzig mitgestoßen, wenn sie nicht Gehorsam versprachen.

Diese Methode hatte Erfolg. Einige wurden gezwungen, den Kaufschilling in barem Gelde zu erlegen und ihr gewähltes Arbeitsfeld wurde genau abgegrenzt.

Aber die Majorität besaß nicht die für die Konzession zu bezahlende Summe und mußte auf ihr Unternehmen verzichten. Die Anzahl der Goldwäscher verringerte sich daher bedeutend.

Aber bald wurde die Situation ernst. Diejenigen, welche die Konzession nicht kaufen konnten, umgingen während der Nacht die vom Kawdjer befehligten Truppen und ließen sich am Golden Creek an derselben Stelle nieder, von der man sie verjagt hatte. Und das Übel wuchs noch mehr an. Durch die Erfolge der ersten Kolonisten angeregt, langte eine zweite Serie Hostelianer auf dem Schauplatz an. Nach den dem Kawdjer zugegangenen Nachrichten war die ganze Insel infiziert.



Die Goldsucher erkundigten sich wegen der Vorschriften. (S. 561.)

Der Krankheitsherd war nicht mehr der Golden Creek allein, unzählige Goldsucher durchforschten die Berge der Mitte und im Norden.

Man hatte geschlossen, daß nicht allein die Stelle bei den Sentry Boxes die einzig goldführende sein könne; alles ließ vielmehr vermuten, daß auch in anderen Wasserläufen, die demselben Bergsystem angehörten, das Metall sich finden müsse. Sie jagten nun von allen Seiten darnach, von der Spitze der Halbinsel Hardy und den Ausläufern der Halbinsel Pasteur bis zum Darwin-Sund.

Einige Grabungen hatten zu kleinen Erfolgen geführt, was das allgemeine Fieber vermehrte. Die Faszination, die das Gold auf die Gemüter ausübte, wurde immer mächtiger. In wenigen Wochen war Liberia völlig geleert und auch die Bauernhöfe und einzelnen Hütten wurden von ihren Bewohnern geflohen. Männer, Frauen und Kinder eilten in die Placers Einige bereicherten sich rasch, wenn sie eine Anhäufung von Goldkörnern entdeckten, die die Gewalt des

Gebirgswassers vor urdenklicher Zeit hier aufgespeichert hatte. Aber auch jene gaben die Hoffnung nicht auf, die durch Wochen fleißiger Arbeit nichts erreicht hatten. Alle wurden angezogen; es war, als ob dem Gold eine magnetische Kraft innewohne, der die menschliche Vernunft nicht widerstehen konnte. Bald waren in Liberia nur mehr hundert Kolonisten, die letzten, die ihren Familien und Geschäften treublieben, die durch das Treiben aber sehr geschädigt wurden.

Es war eine traurige, aber wahre Tatsache, daß die Indianer, die sich auf der Insel ein Heim gegründet hatten, der Versuchung ganz widerstanden. Zur Ehre dieser bescheidenen Feuerländer sei es gesagt: die Erhaltung so manchen Bauerngutes, so mancher Wirtschaft war ihrem treuen Sinn zu verdanken und ihrer ehrlichen Natur, die sich nicht mitreißen ließ. Und dann hörten diese armen Leute auf die Worte des Kawdjer und es wäre ihnen nicht in den Sinn gekommen, seine unzähligen Wohltaten jetzt mit Undankbarkeit zu vergelten.

Und es wurde immer schlimmer. Bald kam der Moment, wo die Bemannung der im Hafen liegenden Schiffe auch dem verderblichen Beispiel folgte. Jeder Tag brachte neue Desertionen. Ohne ein Wort verlauten zu lassen, verließen die Matrosen ihr Schiff und verschwanden im Inneren der Insel, vom Goldfieber berauscht. Die Schiffskapitäne beeilten sich, Neudorf schnell zu verlassen und schlossen ihre Geschäfte gar nicht fertig ab Natürlich würden sie erzählen, in welche Gefahr sie sich begeben, und kein Schiff würde mehr den Hafen anlaufen wollen.

Auch diejenigen verschonte die Ansteckung nicht, deren Pflicht es war, sie zu bekämpfen. Die vom Kawdjer zur Beaufsichtigung der Küste ausgesandten Streifpatrouillen waren bald nicht mehr zu sehen und zu hören Von den fünfhundert hatten zwanzig ihre Pflicht erfüllt. Die Truppe, die unter seinem persönlichen Befehl stand, schmolz zusammen wie ein Stückchen Eis. Keine Nacht verging, ohne daß sie nicht von einigen zur Flucht benützt worden wäre. In vierzehn Tagen bestand sie anstatt aus dreihundert – aus fünfzig Männern.

Troß aller Energie fühlte sich der Kawdjer jetzt sehr entmutigt. Er hatte sich nach einem jahrelang dauernden Bruche wieder an Menschen angeschlossen, weil er ihnen Gutes erweisen wollte – und jetzt enthüllte diese Menschheit zynisch vor seinen Blicken all ihre Fehler, ihre Schmach, ihre Laster. Was er so mühsam aufgebaut – stürzte in einem Augenblick zusammen; weil der Zufall aus einem Felsensplitter einige Goldparzellen blitzen ließ, mußte diese unglückliche Kolonie dem Verderben anheimfallen!

Er konnte nicht mehr dagegen ankämpfen. Die treuesten Anhänger verließen ihn wie die anderen. Mit dieser Handvoll Menschen, die er noch sein eigen

nannte, und die ihn morgen verlassen haben konnte, war es unmöglich, die gesamte Bevölkerung zur Vernunft zu bringen.

Der Kawdjer kehrte nach Lieberia zurück. Er konnte nichts mehr tun. Wie ein entfesselter Bergstrom tobte das Unglück durch die Insel und verwüstete sie; man mußte warten, bis sich seine Heftigkeit gelegt hatte.

Fast schien es, als sollte dieser ersehnte Augenblick kommen. Am 15. Dezember, vierzehn Tage nach der Rückkehr des Kawdjer in die Hauptstadt, kamen einige Liberier zurück. In den folgenden Tagen wieder; für einen Kolonisten, der auszog, kehrten zwei aus den Placers wieder.

Zwei Ursachen waren daran schuld. Erstens war das Goldgraben durchaus nicht so leicht, als man es sich vorgestellt hatte; den Felsen zu behauen oder Gold zu waschen von früh bis abends ist keine leichte Arbeit, allein die Hoffnung auf raschen Gewinn kann sie erträglich machen. Man brauchte sich nicht nur zu bücken, um die Goldkörner aufzuheben – wie man gemeint hatte. Auf einen, den der Glücksstern zu einer Anschwemmung von Gold geführt hatte, kamen hunderte, denen ihr neues Handwerk, das viel schwerer war als ihre bisherigen Beschäftigungen, kaum einen Gewinn brachte. Man hatte den fabelhaften Berichten zu viel Glauben geschenkt! Da mußte viel abgerechnet werden. Es war nicht zu leugnen, daß es Gold auf der Insel Hoste gab, viel Gold! Aber man konnte es nicht mit der Hand aufheben, wie man einfältigerweise geglaubt hatte. Für viele Kolonisten war das eine fürchterliche Enttäuschung, die um so größer war, se höher ihre Erwartungen sich verstiegen hatten.

Anderseits begannen die Folgen des Abbruches aller Handelsbeziehungen und des Stillstandes in den Feldarbeiten fühlbar zu werden. Noch mangelte nichts. Aber die Preise waren sehr in die Höhe gestiegen; nur diejenigen, die Glück hatten auf der Goldjagd, brauchten nicht besorgt zu sein Um so mehr bedrückte die Teuerung die anderen, für die das Erhaschen einiger weniger Goldkörner den Tagelohn nicht ersetzt hatte. Deshalb kehrten die Schwächsten und Ärmsten jetzt heim. Aber bald hörte diese Bewegung wieder auf.

Der Kawdjer glaubte noch nicht an ein Abnehmen der Krankheit; im Gegenteil! Seine Blicke durchdrangen die Schleier der Zukunft und sahen neue Gefahren über die Insel hereinbrechen. Die Krise war noch nicht überstanden. Nun singen die kritischen Tage erst an. Bis jetzt hatte man nur mit den Hostelianern zu kämpfen gehabt – dabei konnte es nicht bleiben. Jetzt mußte die Sintflut der gefürchteten Goldsucher aus allen Weltteilen auf die arme Insel hereinbrechen, sobald diese nur Kenntnis von diesem sich ihrer Habgier neu eröffnenden Arbeitsfeld erlangten!

Die erste Landung dieser gefährlichen Sorte Menschen traf am 17. Januar in Neudorf ein. Zweihundert schifften sich hier aus, zweihundert in Lumpen gekleidete Menschen von kräftigem Aussehen und entschlossenen, wilden Mienen. Einige trugen breite Messer im Gürtel, alle aber hatten einen Revolver bei sich Auf der Schulter schleppten sie eine Hacke und einen Sack mit ihrer armseligen Habe und auf der linken Hüfte baumelte eine Feldflasche, ein Teller und eine Schale und schlugen klappernd aneinander.

Der Kawdjer sah traurig hin; diese zweihundert waren die ersten Glieder der Kette, die die Insel Hoste einschließen würde.

Und von diesem Tage an mehrten sich diese Menschen auf der Insel. Die Goldsucher waren kaum ausgeschifft, so eilten sie zum Regierungspalaste und erkundigten sich wegen der Vorschriften.

Sie fanden sie unglaublich! Dann schoben sie die gesetzliche Regelung ihrer Situation auf und verbreiteten sich über die Stadt. Die kleine Anzahl ihrer Bewohner und geschickt eingezogene Erkundigungen ließen sie die Schwäche des Staates erraten, darum entschieden sie sich, sich um die Gesetze nicht zu bekümmern, die selbst die Hostelianer nicht befolgten, und nachdem sie ein bis zwei Tage in den verlassenen Straßen Liberias herumgewandert, kehrten sie der Stadt den Rücken und suchten sich ihr Arbeitsfeld in den Placers.

Als der Winter kam, erschienen keine neuen Eindringlinge mehr; auch das Goldgraben mußte aufgegeben werden. Am 24. März verließ das letzte Schiff Neudorf, das auch sein Kontingent an Goldsuchern abgeliefert hatte. Jetzt lebten mehr als zweitausend Abenteurer auf dem Boden der Insel.

Dieses Schiff nahm auch ein vom Gouverneur der Insel Hoste verfaßtes, an alle Staaten der Erde gerichtetes Schreiben mit sich fort. Der Kawdjer ließ *urbi et orbi* wissen, daß die Bevölkerung der Insel Hoste überzählig sei und er sich der neuen Landung von Fremden mit den Waffen in der Hand widersetzen würde.

Würde diese Maßregel von Nutzen sein? Die Zukunft konnte alle diese Fragen beantworten, der Kawdjer zweifelte aber an ihrem Erfolg. Die Anziehungskraft des Goldes wirkt auf manche Naturen zu mächtig ein, als daß sie ihr widerstehen könnten.

Das Unglück war einmal geschehen: die Empörung der Hostelianer und ihre Auflehnung gegen alle Disziplin, das unausbleibliche Elend, dem sie sich selbst ausgesetzt hatten, das Eindringen der Abenteurerbanden, dieser verkommenen Leute, welche alle Laster der Erde mit sich brachten – welch ein namenloses Unglück!

Zu tun war gar nichts! Nichts! Man mußte die schlimmen Tage überdauern und auf bessere Zeiten hoffen, wenn solche jemals noch über die Insel Hoste heraufdämmern konnten.

Haig, Karroly, Hartlepool, Harry und Edward Rhodes, Dick, Germain Rivière und höchstens dreißig andere standen allein da gegen alle. Das waren die letzten Getreuen, die »Heilige Schar«, die treu zum Kawdjer hielt, welcher ohnmächtig der Zerstörung seines herrlichen Werkes zusehen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Die Verwüstung der Insel.

Das war der erste Akt in dem Drama, das, wie alle richtig aufgebauten Schauspiele, noch weitere zwei bringen sollte, die durch Zwischenakte – zwei Winter – getrennt waren.

Die traurigen Ereignisse, die sich im ersten Akte abspielten, hatten natürlich eine Rückwirkung auf das bisher glückliche Leben der Hostelianer. Einige waren ganz verschwunden. Was war aus ihnen geworden? Wahrscheinlich waren sie die Opfer einer Schlägerei oder eines Unglücksfalles geworden. Viele Familien beklagten daher den Verlust eines Vaters, eines Sohnes, eines Brudes oder eines Gatten.

Der Wohlstand der Insel war bedeutend zurückgegangen Noch litt man nicht Mangel am Nötigsten, aber die Preise waren auf das Drei-bis Vierfache gestiegen.

Die Armen empfanden diese Teuerung am meisten. Die Anstrengungen des Kawdjer, welcher ihnen Beschäftigung verschaffen wollte, fruchteten wenig. Es herrschte allgemeiner Stillstand in allen Arbeiten, niemand wagte etwas zu unternehmen. Der Säckel des Staates war auch geleert, folglich konnte auch von öffentlichen Arbeiten keine Rede sein. Welch ironische Folge der Entdeckung des Goldes! Seitdem sich Gold im Boden der Insel gefunden, fehlte es dem Staat am nötigen Golde!

Woher es nehmen? Es flossen keine Gelder in die Staatskassen und das persönliche Vermögen des Kawdjer war bald erschöpft. Schon während des Sommers hatte er viel Geld gebraucht, daß die Arbeiten am Kap Hoorn weitergeführt werden konnten; es war ihm sogar recht schwer gefallen, denn das Goldfieber hatte auch die Arbeiter ergriffen, die er zum Bau des Leuchtturmes verwendete. Dieser Umstand verlangsamte den Fortschritt der Arbeiten; das Gebäude hatte im April 1892, acht Monate nach dem ersten Spatenstich, erst die

Höhe eines Stockwerkes erreicht und hätte nach allen Berechnungen schon beendet sein müssen.

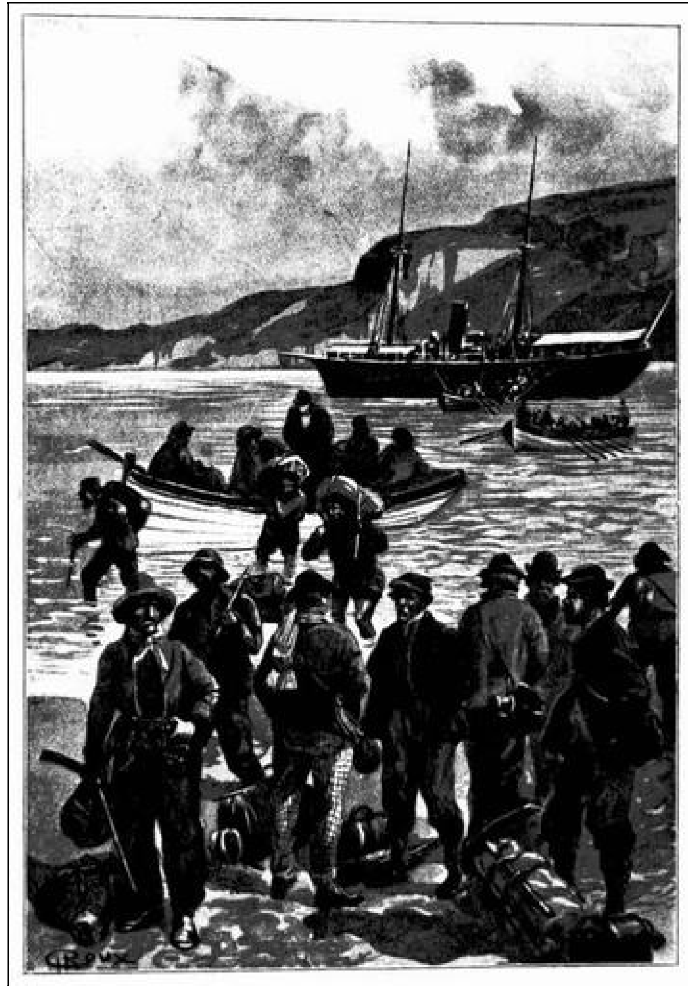
Unter den zwanzig Hostelianern, denen das Handwerk des Goldgrabens Glück gebracht hatte, befand sich Kennedy, der ehemalige Matrose des »Jonathan«, welcher sich durch einen glücklichen Spatenstich in einen Nabob verwandelt hatte und sich und seine Reichtümer von allen bewundern ließ.

Wieviel er gewonnen hatte, wußte niemand zu sagen, vielleicht er selbst am wenigsten, denn es ist nicht gewiß, daß er in der, Zählkunst sehr bewandert war. Aber viel mußte es sein, das ließ sich aus seinen Ausgaben schließen. Er streute das Gold mit vollen Händen aus, nicht gemünztes Gold, das in den zivilisierten Ländern seinen bestimmten Wert hat, sondern kleine Goldkörner, mit denen er reichlich versehen war.

Er kam sich jetzt sehr wichtig vor; er hielt peremptorische Reden, imitierte den Milliardär und verkündete, daß er demnächst die Stadt verlassen wolle, wo er nicht ein seinem Vermögensstand angemessenes Leben führen könne.

Ebensowenig wie den Umfang kannte jemand die Herkunft dieses Vermögens und niemand kannte die Stelle, wo er sein Glück gefunden hatte. Wenn man ihn darum befragte, tat er sehr geheimnisvoll und gab ausweichende Antworten. Trotzdem hatte man ihn während des Sommers begegnet. Einige Liberier hatten ihn gesehen, nicht bei der Arbeit, sondern beim Spazierengehen. Mit den Händen in den Taschen schlenderte er müßig herum.

Diese Begegnung hatten sie nicht vergessen können, denn sie traf mit einem großen Unglück zusammen, das viele unter ihnen betroffen. Wenige Stunden oder Tage, nachdem Kennedy sichtbar geworden war, war das von ihnen gegrabene Gold gestohlen worden und der Schuldige war nicht zu entdecken gewesen. Als die Bestohlenen zusammenkamen und sich besprachen, mußte das Zusammentreffen der Umstände – das Auftauchen Kennedys in der Nähe der Placers und das Verschwinden des Goldes – ihnen auffallen und es richtete sich ihr Argwohn auf den ehemaligen Matrosen.



Dort wurden die Leute mit Booten aus Land gebracht. (S. 470.)

Dieser kümmerte sich nicht darum und fuhr fort, herrlich und in Freuden zu leben. Er redete viel und gebärdete sich als Krösus und sein freches Auftreten imponierte den Liberiern. Trotzdem alle wußten, was er wert war, zollte man ihm eine gewisse Achtung, er hatte Anhänger und fühlte sich als wichtige Persönlichkeit.

Der Kawdjer war ganz verzweifelt und entschloß sich zu einem Gewaltakt. Kennedy und Konsorten kümmerten sich einfach nicht um die Gesetze. Solange man dem Aufruhr nicht gewachsen war, mußte alles schweigend ertragen werden. Jetzt war man wieder im Besitze der Macht und mußte sie gebrauchen. Die im Winter vertriebenen Kolonisten waren heimgekehrt und hatten, von dem schlechten Erfolg ihrer Goldgräberei gewitzigt, ihre Arbeiten wieder aufgenommen. Die Bürgergarde war wieder eingeführt und die Männer, welche sie bildeten, schienen vom besten Geiste beseelt.

Eines Morgens – nichts hatte die Interessenten vor dem Schlag gewarnt, der ihnen bevorstand – drang die Polizei in die Behausungen jener Liberier ein, die am meisten mit ihren Reichtümern prunkten und unter Hartlepools Aufsicht wurden Haussuchungen abgehalten Von dem aufgefundenen Golde wurde ein Viertel unbarmherzig konfisziert und vom Rest erhob man die zweihundert Pesas oder argentinischen Piaster als Steuer; es war der Preis der Konzession, den der Kawdjer bestimmt hatte.

Kennedy hatte keine leeren Worte gesprochen. Bei ihm fand sich die größte Ernte: hundertundfünfundsiebzigtausend Franken nach französischem Gelde. Bei ihm stieß man auch auf den größten Widerstand. Der Matrose schäumte vor Wut, während die Haussuchung bei ihm abgehalten wurde und man mußte ein wachsames Auge auf ihn haben.

»Raubgesindel! brüllte er und schüttelte die Faust nach Hartlepool.

– Sprich dich nur aus, mein Junge! sagte dieser, ohne sich rühren zu lassen, und suchte ruhig weiter.

– Das werdet ihr mir bezahlen! drohte Kennedy, welchen die Kaltblütigkeit seines einstigen Vorgesetzten noch mehr in Zorn brachte.

– So? Mir scheint aber, daß jetzt du zu zahlen hast, sagte spöttisch der unbarmherzige Hartlepool.

– Wir begegnen uns schon noch!

– Wie du willst! Aber ich hoffe, so spät als möglich!

– Dieb!… heulte Kennedy in voller Wut.

– Du irrst dich, sagte Hartlepool gutmütig; der Beweis hierfür ist, daß ich von deinen dreiundfünfzig Kilogramm Gold nur dreizehn Kilogramm zweihundertundfünfzig Gramm, ein genaues Viertel, wegnehme, ferner den für die Konzession entfallenden Betrag von zweihundert Piastern, den du kennst und zu zahlen vergessen hast.

– Elender!…

– Du hast damit das Recht auf eine Konzession.

– Räuber!…

– Aber du mußt uns sagen, wo dein Arbeitsfeld sich befindet!

– Schurke!…

– Das willst du nicht tun?

– Kanaille!

– Wie es dir beliebt, mein Junge,« schloß Hartlepool und machte der unerquicklichen Szene ein Ende.

Diese Haussuchungen bereicherten den Staatsschatz um siebenunddreißig Kilogramm Gold, das ist in französischem Gelde ein Wert von einhundertzweiundzwanzigtausend Franken. Jetzt wurden dafür regelrechte Konzessionen ausgeteilt. Nur Kennedy erfreute sich nicht dieses Vorzuges, weil er sich hartnäckig weigerte, den Ort zu nennen, wo er seine Reichtümer gefunden.

Als im Frühjahre die Verbindungen mit der Außenwelt wieder hergestellt waren, sollte das Gold in gangbare Münze umgewandelt werden. Inzwischen hatte der Kawdjer die eingegangenen Summen veröffentlicht und schaffte für diesen Wert Banknoten, denen man vollstes Vertrauen entgegenbrachte und die viel Unglück mildern halfen.

Der Winter ging zu Ende und es wurde wieder Frühling im Lande. Wieder brachten die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen hervor. Wie im Vorjahre um diese Zeit entvölkerte sich Liberia auch jetzt. Die Lehre war noch nicht kräftig genug gewesen. Man warf sich gierig auf die Goldfelder, mit noch mehr Wut vielleicht; wie jene fast ruinierten Spieler, die ihre ganze Habe auf die letzte Karte setzen in der törichten Hoffnung, alles wiederzugewinnen.

Kennedy war einer der ersten unter den Fortziehenden. Er hatte das Gold wohl versteckt und war eines schönen Morgens verschwunden. Wahrscheinlich, um sich zu seinem geheimnisvollen Goldlager zu begeben, das er nicht verraten wollte. So mancher hatte sich vorgenommen, ihm zu folgen und hatte jetzt das leere Nachsehen.

Auch die Bürgergarde, die sich im Winter so treu und wacker gehalten, schmolz zusammen, als der Schnee ins Schmelzen kam, und nur von wenigen Freunden umgeben, mußte der Kawdjer sich entschließen, dem zweiten Akte des Dramas beizuwohnen.

Die Szenen rollten sich rascher ab als im ersten. Kaum acht Tage nach ihrem Fortgang kamen schon einige Liberier wieder zurück und dieser erste Rückzug war von vielen anderen gefolgt. Bald war die Bürgergarde wieder vollzählig.

Die Männer übernahmen schweigend ihre Posten, die sie verlassen hatten, ohne daß der Kawdjer eine Bemerkung fallen ließ. Jetzt war nicht der Moment, Strenge an den Tag zu legen.

Auch im Inneren der Insel waren die Bauernhäuser, die Fabriken, die Kontore bald wieder gefüllt.

Die Goldgräber hatten die Lage seit dem Vorjahre verändert gefunden. Damals waren sie unter sich, nur Hostelianer.

Jetzt hatten sich fremde Elemente herangedrängt, mit denen man auskommen mußte. Und was für Fremde waren das? Der Abschaum der Menschheit. Halbvertierte, brutale Menschen, die weder Tod noch Teufel schreckte und die unbarmherzig gegen sich und andere waren. Um die Placers mußte gekämpft werden, außerdem hatten sich diese gierigen Menschen der besten Plätze versichert. Nach einem mehr oder weniger andauernden Ankämpfen hatte die Mehrzahl der Hostelianer auf alles verzichtet und war zurückgekehrt.

Und es war höchste Zeit, daß diese Verstärkung eintraf. Die im Sommer des Vorjahres begonnene Invasion hatte sich in häufiger auftretenden Fällen wiederholt. Jede Woche brachten zwei oder drei amerikanische Dampfer eine neue Ladung von Goldsuchern. Vergebens hatte der Kawdjer versucht, sich der Ausschiffung zu widersetzen. Die Abenteurer kehrten sich nicht an einen Befehl, den keine bewaffnete Macht unterstützte, und zerstreuten sich in lärmenden Banden über die Insel auf der Suche nach den Placers.

Diese Schiffe mit neuen Einwanderern waren fast die einzigen, die man jetzt im Hafen von Neudorf erblickte. Die Handelsbeziehungen waren alle abgebrochen. Kein Schiff hätte eine Ladung einnehmen können. Die Vorräte an Bauholz und Pelzen waren in den ersten Wochen abgegeben worden. Das Vieh, die Zerealien und Konserven durften nicht ausgeführt werden, das hatte der Kawdjer strenge verboten, um die Insel vor einer neuen Hungersnot zu schützen.

Kaum verfügte er über zweihundert Mann, so ging es den auf die Insel anstürmenden Goldsuchern gleich schlechter; jetzt, da zweihundert Bajonette die Befehle des Gouverneurs unterstützten, wurden sie mit einem Male respektiert. Nachdem man vergebens versucht hatte, den Willen des Kawdjer zu beugen, mußten die Dampfer wieder kehrtmachen und ihre abscheuliche Ladung dorthin zurückbringen, wo sie eingeschifft worden war.

Aber bald merkte man, daß ihr Rückzug nur ein scheinbarer, eine List war. Genötigt, der Gewalt zu weichen, fuhren die Schiffe der Ost-und Westküste der Insel entlang, bis sie den Schutz einer kleinen Bucht erreicht hatten; dort wurden die Leute mit Booten ans Land gebracht. Streifpatrouillen, die die Küste beobachten sollten, halfen gar nichts. Sie waren an Zahl zu schwach. Diejenigen, die die Insel betreten wollten, führten nun ihren Willen aus, und es strömten immer neue Scharen herbei.

Im Inneren herrschte entsetzliche Unordnung. Da gab es Orgien und lärmende Vergnügungen aller Art, Streitereien und Gezänke, die mit Messer und Revolver

geführt wurden und oft einen blutigen Ausgang nahmen.

Wie die Leichname von Gefallenen Geier und Hyänen herbeilocken, so zogen die Abenteurer immer neuere, moralisch noch tiefer gesunkene Existenzen an. Die späteren Ankömmlinge dachten gar nicht mehr ans Goldsuchen: ihre Goldminen waren die anderen Abenteurer, deren Ausbeutung unendlich leichter war. Auf der ganzen Insel – mit Ausnahme von Liberia, wo man vor den Augen des Kawdjer nicht die Frechheit zu weit zu treiben wagte – wimmelte es von Schenken allerübelsten Rufes und Music-halls – aus wenigen Brettern mitten auf den Feldern aufgerichtet – in denen unglückliche Frauen mit heiseren Stimmen die betrunkenen Miners zu erheitern suchten.

Natürlich floß der Alkohol in Strömen.

Und trotz allem sank der Mut des Kawdjer nicht. Fest beharrte er auf seinem Posten, dem Mittelpunkt, um den sich alle scharen mußten, wenn sie nach dieser Prüfung ihr Ende erreichen würden. Er wollte das Vertrauen der Hostelianer wieder erringen, die langsam, aber sicher zur Vernunft zurückkehrten. Unerschütterlich war er in seinem Amte tätig. Auch der Fortbau des Leuchtturmes, der ihm so sehr am Herzen lag, wurde nicht vernachlässigt. Dick mußte während des Sommers eine Inspektionsreise nach der Insel Hoorn antreten. Die Arbeiten schritten zwar langsam vorwärts, waren aber auch nicht einen Tag lang unterbrochen worden. Mit dem Ende des Sommers sollte das große Werk beendet und die Maschinen aufgestellt sein.

Am 15. Oktober war die Hälfte der Hostelianer schon zu ihren Pflichten zurückgekehrt, aber im Inneren standen die Aussichten noch sehr schlecht.

Um diese Zeit erhielt der Kawdjer einen unerwarteten Besuch, welcher glückliche Folgen nach sich ziehen sollte. Zwei Männer, ein Engländer und ein Franzose, welche mit demselben Schiffe angekommen waren, sprachen im Regierungspalaste vor. Sie wurden sogleich vor den Kawdjer geführt und stellten sich vor: Maurice Regnauld und Alexander Smith; sie wünschten eine Konzession zu erlangen.

Der Kawdjer lächelte bitter.

»Erlauben Sie mir eine Frage, sagte er. Sind Sie informiert, welche Zustände jetzt auf der Insel Hoste herrschen?

– Ja, antwortete der Franzose.

– Aber wir wollen trotzdem alles auf gesetzmäßigem Wege erlangen, vollendete der Engländer.

Der Kawdjer betrachtete seine Besucher aufmerksam. Sie waren von

verschiedener Abstammung, wiesen aber einen gemeinsamen Zug auf; beide waren Männer ernster Tat. Beide zählten ungefähr dreißig Jahre. Sie waren breit gebaut und hatten ein blühendes Aussehen. Auf ihrer Stirne stand klarer Verstand geschrieben und ihr Kinn streckte sich energisch vor und hätte fast für Härte sprechen können, wenn das Auge nicht einen Ausdruck von Güte gezeigt hätte.

Zum ersten Male sah der Kawdjer ihm sympathische Goldsucher vor sich.

»Wir sind nicht zum ersten Male hier, sagte Regnauld, schon im Vorjahre haben wir einige Tage auf der Insel verbracht; wir haben uns die Stelle ausgesucht, für die wir jetzt die Konzession erlangen wollen.

»Beide? fragte der Kawdjer.

– Beide, antwortete Alexander Smith.

– Nachdem Sie so gut unterrichtet scheinen, werden Sie einsehen, daß ich Ihr Verlangen abschlagen muß Das Gesetz gestattet nur, Konzessionen an Hostelianer auszugeben.

– Für die Placers? fragte Maurice Regnauld.

– Ja! sagte der Kawdjer.

– Bei uns handelt es sich um eine starke Mine – die hat das Gesetz nicht in Rechnung gezogen.

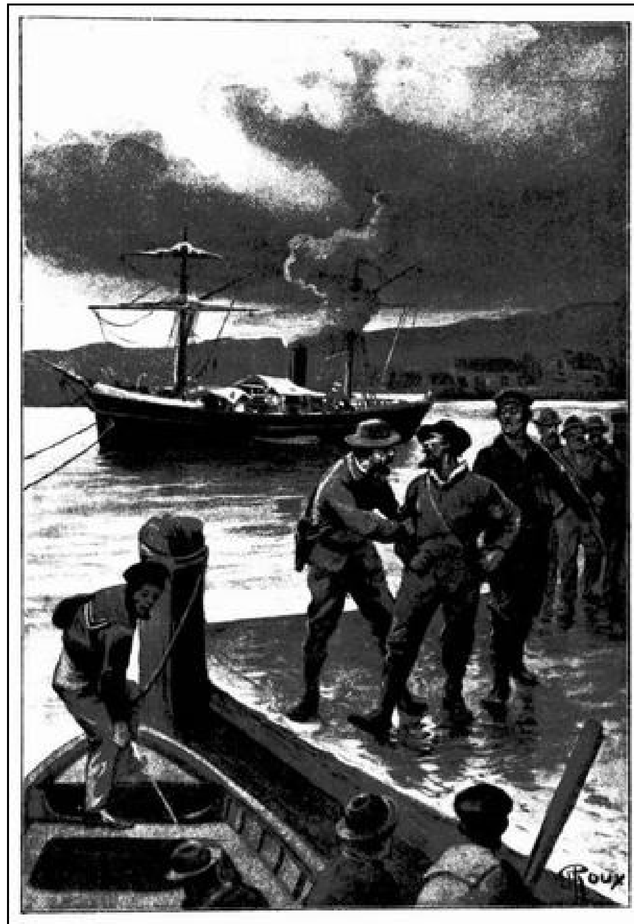
– Nein! sagte der Kawdjer, aber die Ausbeutung einer Mine ist ein gewaltiges Unternehmen, welches bedeutende Kapitalien erfordert…

– Die wir besitzen, unterbrach ihn Alexander Smith. Wir sind nur deshalb fortgegangen, um sie uns zu verschaffen.

– Wir haben alles abgemacht, sagte Maurice Regnauld. Wir sind die Vertreter der Franco-English Gold Mining Company; mein Freund Smith ist der Chefingenieur und ich bin der Direktor; diese Gesellschaft wurde in London am 10. September ins Leben gerufen mit einem Kapital von vierzigtausend Pfund Sterling, zwanzigtausend Pfund bleiben Arbeitsfonds. Wenn wir uns einigen können, wird der Dampfer, der uns hergebracht hat, unsere Aufträge nach England mitnehmen. In acht Tagen werden die Arbeiten in Angriff genommen werden, in einem Monat werden wir die ersten Maschinen haben und mit dem neuen Jahr werden wir die Arbeit aufnehmen.«

Der Kawdjer überlegte das Anerbieten, das ihn interessierte. Es gab Gründe für und wider. Die jungen Leute, ihr offener, entschiedener Charakter gefielen ihm. Aber einer Anglo-französischen Gesellschaft auf der Insel Hoste festen Fuß fassen zu lassen, erweckte sein Bedenken. Öffnete er damit nicht späteren

internationalen Komplikationen die Türe? Frankreich und England, unter dem Vorwande, ihre Landsleute zu unterstützen, konnten sich in die Verwaltung der Insel einmengen wollen! Aber schließlich entschied sich der Kawdjer für eine bejahende Antwort. Der Vorschlag war zu ernst gemeint, um ohneweiters verworfen zu werden, und nachdem die Goldkrankheit unabwendbar war, war es besser, sie auf einige leicht zu überwachende Stellen zu lokalisieren.



Dieselbe Operation wiederholte sich die folgenden Tage… (S. 483.)

»Ich nehme an, sagte er. Nachdem es sich aber um Tiefgrabungen handelt, finde ich, daß die Bedingungen andere sein müssen als bei den Placers.

– Wie Sie glauben, sagte Maurice Regnauld.

– Ich werde einen Preis pro Hektar bestimmen.

– Gut!

– Hundert argentinische Piaster zum Beispiel.

– Abgemacht.

– Über welchen Flächenraum wünschen Sie die Konzession ausgestellt?

– Über hundert Hektar.

– Das wären dann zehntausend Piaster.

– Hier sind sie, sagte Maurice Regnauld und wies einen Scheck vor.

– Aber nachdem Ihre Kosten viel bedeutender sein werden als bei einer einfachen Oberflächenausbeutung, will ich unsere Anteiltaxe erniedrigen; ich schlage Ihnen zwanzig Prozent vor.

– Wir nehmen an, erklärte Alexander Smith.

– Also ist alles abgeschlossen?

– In allen Punkten.

– Es ist nun Pflicht, Sie aufmerksam zu machen, sagte der Kawdjer, daß für einige Zeit noch der hostelische Staat nicht imstande sein wird, Ihre Rechte zu unterstützen und Ihnen bei der freien Ausübung Ihres Unternehmens zu helfen.«

Die jungen Leute lächelten sorglos.

»Wir werden uns schon selbst zu beschützen wissen,« antwortete ruhig Maurice Regnauld.

Die Konzession wurde den jungen Freunden übergeben, die sich gleich darauf verabschiedeten und nach den westlichen Ausläufern der mittleren Bergkette begaben, wo sie ihre Minen auszubeuten gedachten.

Die im Inneren herrschende Anarchie nahm immer erschreckendere Dimensionen an, je weiter der Sommer fortschritt. Die Übertreibungen taten das ihrige und so kam es, daß in der Alten und Neuen Welt die Insel Hoste als ein unerschöpfliches Goldreservoir angesehen wurde. Und immer neue Goldsucher landeten. Vom Hafen wurden sie zurückgewiesen und schifften sich an der Küste aus. In den letzten Tagen des Januar konnte der Kawdjer, nach verschiedenen ihm zugekommenen Mitteilungen, die Fremden der Insel auf mindestens zwanzigtausend Köpfe schätzen; was mußte man von diesen Wahnsinnigen erwarten, die jetzt schon um den Besitz der Placers blutig kämpften, wenn erst der Hunger im Winter seine Krallen um sie schlug.

Die Unordnung hatte ihren Maximalstand erreicht. In dieser zügellosen Menge spielten sich Szenen von abscheulicher Wildheit ab, denen mehrere Hostelianer zum Opfer fielen. Sofort begab sich der Kawdjer nach erhaltener Nachricht zu den Placers und drang furchtlos in die Mördergrube ein. Alle seine Anstrengungen blieben fruchtlos, sein Dazwischentreten wäre bald schlecht für

ihn ausgefallen. Man drängte und stieß ihn zurück und bedrohte sogar sein Leben.

Aber ein anderes Resultat brachten diese Bemühungen mit sich, das er nicht erwartet hatte. Diese aus heterogenen Elementen bestehende Menge von Abenteurern umfaßte Leute von allen Rassen der Erde und aus allen Ständen. Sie waren in ihrem jetzigen Verfall sich ähnlich geworden, aber ihrer Herkunft nach sehr verschieden. Die Mehrzahl rekrutierte sich jedenfalls aus dem Abschaum der großen Städte, in deren Höhlen das menschliche Elend hauste, aber einige waren in höheren gesellschaftlichen Sphären geboren. Einige nannten selbst wohl bekannte Namen ihr eigen und hatten große Reichtümer besessen, ehe sie diesem Abgrund zustrebten und immer mehr hinunterkollerten, entwertet durch ein lasterhaftes Leben und den Alkoholgenuß.

Einige dieser Degenerierten hatten den Kawdjer erkannt wie einst der Kapitän des »Ribardo«, aber mit größerer Sicherheit als der Kapitän des chilenischen Schiffes, der sich nur auf eine Photographie beziehen konnte, während diese den Kawdjer während ihrer Wanderfahrten durch die Welt von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten, und trotz der verflossenen Zeit täuschten sie sich nicht, denn der Betreffende hatte einen zu hohen Rang eingenommen, als daß die Erinnerung an seine Züge so leicht hätte verblassen können. Sein Name flog sofort von Mund zu Mund.

Es war ein berühmter Name, den man sich zuflüsterte, und es war der richtige.

Der Kawdjer war Abkömmling der regierenden Familie eines mächtigen Reiches im Norden und hatte seine Kindheitstage an den Stufen eines Thrones verbracht. Aber das Schicksal, das die Ironie liebt, hatte diesem Sohne eines Cäsars die Seele eines anarchistisch veranlagten heiligen Vinzenz von Paula gegeben. Kaum hatte er das Mannesalter erreicht, wurde seine hohe Stellung für ihn nicht eine Quelle des Glückes, sondern der Leiden. Das ihn umgebende Elend schnitt ihm ins Herz und er wollte es lindern. Bald mußte er einsehen, daß die Ausführung seines Gedankens seine Macht überstieg. Sein Vermögen, so bedeutend es war, war nicht groß und das Leben eines Menschen nicht lang genug, um auch nur dem einhundertmillionsten Teil der Menschen helfen zu können. Um sich zu betäuben, um den Schmerz zum Schweigen zu bringen, der das Gefühl seiner Ohnmacht für ihn mit sich brachte, warf er sich auf das Studium der Wissenschaften, wo andere sich in den Strudel der Vergnügungen gestürzt haben würden. Aber auch dann, als er Arzt, Ingenieur, Soziologe von Bedeutung geworden war, half ihm all sein Wissen nicht zur Ausführung seiner philanthropischen Ideen. Von Enttäuschungen zu Enttäuschungen wandernd, verlor er die klare Urteilskraft, verwechselte die Folgen mit den Ursachen, und

anstatt in den Menschen deren Opfer zu suchen, die seit Jahrhunderten blind gegen die unbarmherzige Materie ankämpfen, machte er für ihr Unglück jene gesellschaftlichen Verbindungen verantwortlich, denen sich jede Kollektivität mangels besserer Erfindung anpassen muß.

Ein tiefer Haß erfüllte ihn gegen all diese Institutionen, all diese Vereinigungen, die, seiner Meinung nach, alle Übelstände fortwährend neu erzeugten und es ihm unmöglich machten, ihre Gesetze länger zu ertragen.

Um ihrem Bannkreis zu entgehen, sah er kein anderes Mittel, als die freiwillige Flucht aus der menschlichen Gesellschaft. Ohne jemanden zu benachrichtigen, war er eines Tages verschwunden, hatte seinen Rang und seine Güter aufgegeben und war ein Weltläufer geworden, bis er das Land gefunden hatte, das noch in unbeschränkter Freiheit lebte. Und so war er im Magalhães-Archipel gelandet, wo er durch zehn Jahre hindurch den elendesten der Geschöpfe sein Leben weihte, bis der chilo-argentinische Vertrag und dann der Schiffbruch des »Jonathan« seinen Frieden wieder störten.

Das plötzliche Verschwinden von Fürsten ist kein außergewöhnliches Vorkommnis, wenn auch nicht immer die gleichen Gründe mitspielen wie beim Kawdjer. Jedermann erinnert sich an die Namen mehrerer solcher hochgestellter Persönlichkeiten, deren Flucht um so interessanter wird, je weniger Spuren sie zurückläßt. Einige haben sich einem Handwerke zugewandt und sind Geschäftsleute geworden wie gewöhnliche Sterbliche. Andere haben ein einfaches bürgerliches Leben geführt; wieder ein anderer dieser hohen Herren, welche den Eitelkeiten dieser Welt entsagt haben, hat sein Leben der Wissenschaft geweiht und viele prächtige Werke herausgegeben, die allgemein bewundert werden. Und die Beweggründe des Kawdjer waren gewiß nicht weniger schön, der den Altruismus zur treibenden Lebenskraft erwählt hatte.

Nur einmal, als er die Regierung der Insel Hoste übernommen, hatte er sich seiner einstigen Größe erinnert. Er wußte, welche Folgen sein plötzliches Verschwinden nach sich gezogen haben mußte und kannte den Geist der Gesetze. Wenn auch die Personen bald der Vergessenheit anheimfallen, ihr Eigentum wird ihnen lange noch aufbewahrt. Der Kawdjer zweifelte nicht daran, daß sein Vermögen ihm noch jederzeit zur Verfügung stehe und ein Teil dieses Vermögens konnte unter den herrschenden Umständen von bedeutender Hilfe sein; darum hatte er seinen Widerwillen besiegt und Harry Rhodes über seine Persönlichkeit aufgeklärt; dieser war, mit den Instruktionen und der Vollmacht des Kawdjer versehen, abgereist, um Gold zu holen, das jetzt die Insel Hoste in so bedauerlicher Menge selbst lieferte.

Der Eindruck, den die Bekanntmachung des wirklichen Namens des Kawdjer auf die Hostelianer und die Abenteurer hervorbrachte, war diametral verschieden. Weder die einen noch die anderen sahen indes klar und für alle blieb die erhabene Seite dieses groß angelegten Charakters immer verschleiert.

Die fremden Goldsucher waren alte Schlauköpfe und hatten schon die Welt in allen Richtungen hin durchlaufen, waren mit zu viel Menschen in Berührung gekommen, um sich durch ein solches Faktum verblüffen zu lassen. Dank seiner gesellschaftlichen Vorzüge betrachteten sie den Träger des berühmten Namens noch mehr als ihren Feind als früher. Jetzt war es nicht mehr zu verwundern, daß er so harte Gesetze für die armen Leute erfand! – Ein Aristokrat! Das erklärte alles in ihren Augen.

Die Hostelianer dagegen fühlten die Ehre, die ihnen zuteil geworden war, daß ein Mann von Rang an ihrer Spitze stand, ihr Oberhaupt so hoher Herkunft war. Ihre Eitelkeit wurde dadurch geschmeichelt und die Autorität des Kawdjer gewann an Ansehen.

Dieser war ganz verzweifelt nach Liberia zurückgekommen, angeekelt von den widerwärtigen Bildern, die er hatte sehen müssen, so daß man in seiner Umgebung schon befürchtete, er werde die Insel Hoste verlassen. Ehe diese Möglichkeit eintrat, wollte Harry Rhodes noch einen Versuch wagen und die Frage erörtern, ob nicht als letzte Rettung der Beistand Chiles angerufen werden sollte.

»Die chilenische Regierung wird uns sicher nicht im Stiche lassen, bemerkte er. Es liegt ja auch in ihrem Interesse, daß die Kolonie ihre Ruhe wiederfindet.

– Ein Hilferuf an Fremde! rief der Kawdjer.

– Es wäre ja genügend, wenn ein chilenisches Schiff in Sicht der Insel kreuzen würde, meinte Harry Rhodes; mehr brauchte es nicht, um diese Elenden zur Vernunft zu bringen.

– Karroly könnte ja nach Punta-Arenas fahren, sagte Hartlepool, und noch vor vierzehn Tagen…

– Nein, unterbrach ihn der Kawdjer mit einem Tone, der keine Widerrede duldete. Und wenn die hostelische Nation zugrunde gehen sollte, niemals wird ein solcher Schritt mit meiner Einwilligung getan. Aber alles ist noch nicht verloren. Noch ein wenig Mut und Geduld, wir werden uns allein retten, so, wie wir uns allein gemacht haben.«

Vor einem so formellen Entschluß hieß es sich beugen.

Einige Tage später – gleichsam als Belohnung für diese unbeugsame Energie

– machte sich in den Reihen der Hostelianer eine besonders günstige Strömung bemerkbar. Die Situation in den Placers wurde immer unmöglicher. Die Teile waren zu ungleichartig, da der eine aus gewissenlosen Menschen bestand, bei denen es Messerstiche regnete. Die Hostelianer verzichteten daher auf ein weiteres Bemühen und flüchteten zu ihrem Führer, dem sie eine grenzenlose Macht zuschrieben, seitdem ihnen sein wirklicher Name bekannt war. So war in Liberia und auch in Teilen der Insel der alte Zustand wieder hergestellt.

Unter der Schar der Zurückkehrenden hätte man vergebens Kennedy gesucht, welcher mit Abenteurern seines Schlages in den Placers zurückgeblieben war Böse Gerüchte wurden über ihn bekannt. Wie im Vorjahre hatte ihn niemand arbeiten sehen, außerdem waren wieder mehrere Golddiebstähle vorgekommen, die sogar zweimal mit Morden in Zusammenhang standen. Von diesen Gerüchten zu einer offenen Anklage war nur ein Schritt.

Aber letzt war ja in dem zerrütteten Lande jedes Verhör, jedes Gerichtsverfahren unmöglich geworden; ob die Anklagen begründet waren oder nicht, jetzt mußte man auf die Anwendung des Rechtsweges verzichten.

Der Kawdjer stand seinem Wesen nach natürlich über jede Rache erhaben. Aber selbst wenn er solcher Gedanken fähig gewesen wäre, würde sie der Anblick der Kolonisten sofort zerstreut haben. Sie kamen in einem bedauernswerten Zustand zurück. Und jetzt brachen überdies Krankheiten in dieser entnervten Menge aus, die mit jener Nomadenbevölkerung in Kontakt getreten war und die Krankheitskeime in sich aufgenommen hatte; auf den Placers wurden sie herumgestoßen, waren oft ohne Obdach den Gewitterstürmen des Sommers preisgegeben und mußten beim Graben die verderbliche Sumpfluft einatmen.

Die Liberier kehrten in die Stadt abgemagert, fieberschauernd zurück und während eines langen Monates genügte Dr. Arvidson nicht mehr den an ihn gestellten Anforderungen und der Kawdjer war mehr Arzt als Gouverneur.

Aber er gab sich einer großen Hoffnung hin. Er fühlte, daß ihm jetzt sein Volk zurückgegeben war. Es war ganz gebeugt unter der Last seiner Leiden und Fehler und hatte nur den einen Wunsch, Verzeihung zu erlangen. Noch ein wenig Geduld und er hatte wieder genügend Kräfte gesammelt, um gegen den Krebsschaden anzukämpfen, der sein Werk zerstören wollte.

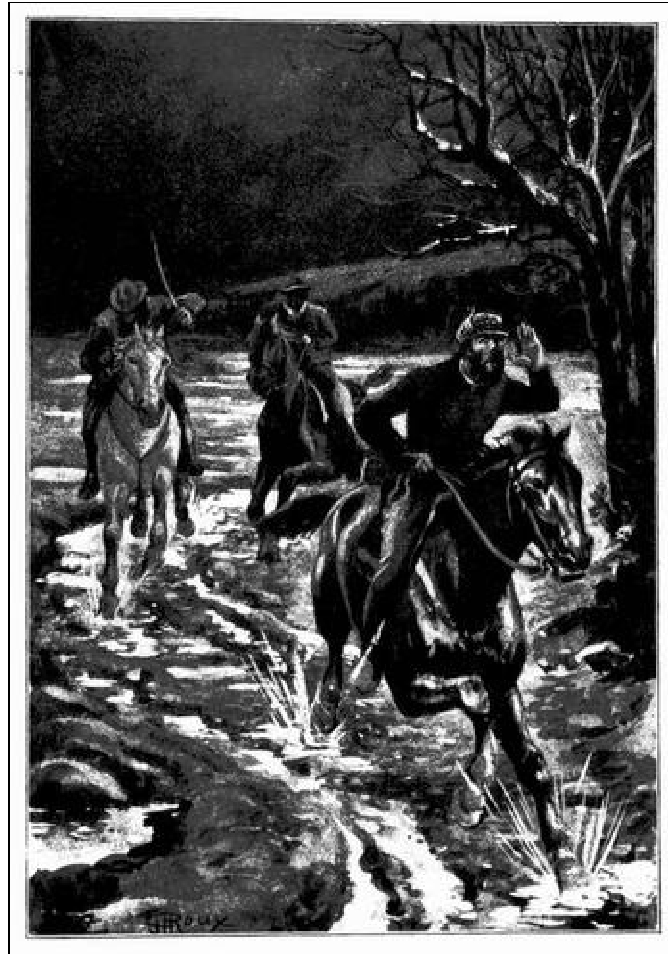
Gegen das Ende des Sommers war die Insel Hoste in zwei deutlich getrennte Lager geteilt. In dem einen, größeren, waren fünftausend Hostelianer, Männer, Frauen und Kinder, die dem normalen Leben wiedergegeben waren und nach und nach ihre früheren Beschäftigungen wieder aufnahmen.

In dem anderen, das auf den geringen Raum um die Goldfelder beschränkt war, wimmelten zwanzigtausend Abenteurer, die zu jeder Schandtat bereit waren und bei denen Frechheit und Sorglosigkeit sich das Gleichgewicht hielten. Sie trieben ihre Unverfrorenheit jetzt so weit, daß sie Liberia als erobertes Gebiet zu betrachten und zu betreten wagten. Sie trieben sich herausfordernd in den Straßen umher und eigneten sich alles an, was ihre Wünsche erregte. Leistete der rechtmäßige Besitzer Widerstand, so bestand ihre Antwort in Schlägen.

Aber der Tag war endlich erschienen, wo der Kawdjer sich stark genug fühlte, um ein Exempel zu statuieren: an diesem Tage wurden die sich in Liberia frech herumtreibenden Abenteurer aufgegriffen und ohne alle Verhandlungen gefangen auf den einzigen Dampfer geschafft, der damals im Hafen lag und den der Kawdjer zu diesem Zwecke gemietet hatte.

Dieselbe Operation wiederholte sich die folgenden Tage, so daß am 15. März, als der Dampfer den Anker lichtete, er mehr als fünfhundert dieser unfreiwilligen Passagiere an Bord entführte.

Die Nachricht von diesem Handstreich verbreitete sich rasch im Inneren und entfesselte den Zorn der Zurückbleibenden. Den Nachrichten zufolge gärte es in den Placers und man konnte sich auf einen heftigen Aufruhr gefaßt machen.



Am 3. November berichteten vom Lande hereinfliehende Hostelianer… (S. 486.)

Nirgends war man mehr seines Lebens sicher. Vereinzelte Verbrechen mehrten sich – das war als ein Vorzeichen von Massenverbrechen aufzufassen. Bauerngüter wurden geplündert, das Vieh wurde geraubt; in einem Umkreis von zwanzig Kilometern von Liberia waren drei Morde zu konstatieren. Dann vernahm man, daß sich die fremden Goldsucher einigten, Versammlungen abhielten und vor einer vieltausendköpfigen Zuhörermenge zündende Reden hielten, deren Inhalt in wenigen Worten eine Aufforderung war, auf die Hauptstadt loszugehen und sie bis auf den letzten Stein zu zerstören. Für besonders scharfsinnige Köpfe war das noch wenig! Bald mußten die Vorräte ausgehen. Wenn der Hunger dann das Delirium mit sich brachte, mußte sich die Wut des Pöbels verzehnfachen – dann mußte man auf das Schlimmste gefaßt sein.

Plötzlich beruhigte sich alles. Der Winter war unerwartet schnell hereingebrochen und erkältete die lodernden Gemüter. Und vom grauen

Himmel, der wie mit Schnee auswattiert schien, fielen Lawinen unerbittlicher Flocken herab; es war der Vorhang, der nach dem zweiten Akt des Dramas fiel.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Schreckenstag.

Die Verirrung der Hostelianer hatte nicht nur einen Stillstand jeder Produktion zur Folge gehabt; die bis aufs Fünffache angewachsene Bevölkerung mußte nun ausschließlich von den ziemlich erschöpften Vorräten leben. Das Elend war groß während des Winters 1893. Während der fünf Monate seiner Dauer leistete der Kawdjer Übermenschliches. Jeden Tag gab es neue Schwierigkeiten zu lösen, immer war den Verhungerten Beistand zu leisten, die unzähligen Kranken mußten gepflegt werden; er sollte mit einem Wort überall gleichzeitig sein. Die Liberier wurden mit Bewunderung erfüllt, als sie die unbeugsame Energie und den unveränderlichen Opfermut des Kawdjer beobachteten und es quälten sie die heftigsten Vorwürfe.

So rächte sich dieser Mann, welcher – sie wußten es jetzt alle – auf eine so glänzende Existenz verzichtet hatte, um ihr mühsames Leben zu teilen, der Mann, den sie so feige verleugnet hatten.

Aber trotz aller Bemühungen des Kawdjer war kaum das zum Leben Nötigste in Liberia aufzutreiben. Wie mußte es auf dem Lande draußen aussehen? Besonders bei den Placers, wo Tausende von Menschen zusammengedrängt lebten, welche sicher keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatten, um die Wintermonate überdauern zu können.

Jetzt war es zu spät, um ihre Unvorsichtigkeit gut zu machen. Sie waren durch den Schnee von der übrigen Insel abgesperrt und konnten nur auf die in ihrer nächsten Umgebung befindlichen Vorräte rechnen. Und diese Vorräte mußten schon in wenigen Tagen aufgezehrt worden sein.

Aber später erfuhr man, daß einige wenige doch die Hindernisse überwunden hatten und weit in die Insel vorgedrungen waren. Zwischen ihnen und den Landleuten war es zu blutigen Einzelkämpfen gekommen.

Die Unbarmherzigkeit der Menschen war größer als die der Natur. Der Winter hatte den Blutstrom, der unausgesetzt die Erde tränkte, vermindert, aber nicht versiegen lassen.

Aber nur wenige wagten sich fort, um es mit der Feindschaft der Menschen und der Natur aufzunehmen. Wie lebten die anderen? Man brachte später in

Erfahrung, daß viele an Hunger und Kälte gestorben waren Wie ihre glücklicheren Gefährten ihr Leben fristen konnten, blieb für immer ein Rätsel.

Der Kawdjer brauchte keine Einzelheiten zu kennen, um zu verstehen, welche Qualen diese Unglücklichen durchgemacht hatten. Er erriet ihre Verzweiflung und begriff, daß sich diese im Frühling in Raserei verwandeln müsse. Dann mußte die Gefahr wahrhaft drohend werden; denn, nach dem Schmelzen des Schnees, wurden die Straßen wieder passierbar und dann mußte die verhungerte Menge sich über die Insel zerstreuen und rauben und plündern…

Zwei Tage nach dem Eintritt des Tauwetters erfuhr man, daß das Kontor der »Franco-English Gold Mining Company«, dem der Franzose Maurice Regnauld und der Engländer Alexander Smith vorstanden, durch eine Bande Rasender überfallen worden sei. Aber die beiden jungen Leute hatten sich zu wehren gewußt. Sie hatten ihre aus mehreren Hunderten bestehende Arbeiterschaft versammelt, die Angreifer zurückgeworfen und ihnen bedeutende Verluste beigebracht.

Wieder einige Tage später hörte man von einer Reihe von Verbrechen, deren Schauplatz der Norden der Insel war. Bauernhäuser waren geplündert, ihre Besitzer vertrieben oder erschlagen worden Wenn man dabei ruhig zusah, mußte binnen eines Monates die Insel verwüstet sein. Es mußte gehandelt werden!

Die Lage war bedeutend günstiger als im Vorjahre. Wenn der Frühling auch die Abenteurer zu Ausschreitungen hingerissen hatte, war doch die eigentliche hostelische Bevölkerung unbeeinflußt geblieben.

Die Lektion hatte gewirkt! Mit Ausnahme der hundert Verirrten, die sich geweigert hatten, die Placers zu verlassen und die wahrscheinlich umgekommen waren, hatte die Bevölkerung von Liberia ihre Einigkeit gewahrt. Niemand wollte einen dritten nutzlosen Versuch wagen. Außer wenigen Kolonisten, welche besonderes Glück gehabt, waren alle anderen ruiniert und mit untergrabener Gesundheit und zerstörter Zukunft zurückgekommen.

Aber auf diesen bescheidenen, in den Placers erworbenen Vermögen ruhte kein Glück; gewöhnlich wurden sie von den Gewinnern bald verschleudert in den Spielhöllen und Schenken, wo sich Revolverschüsse und rohe Flüche abwechselten. »Wie gewonnen, so zerronnen,« könnte man hier sagen. Alle sahen ihre Torheit ein und keiner wollte sie ein zweites Mal begehen.

Der Kawdjer verfügte demnach über die gesamte Bürgergarde. Tausend wohldisziplinierte Männer bedeuteten eine Macht und obwohl ihnen die Gegner zwanzigmal überlegen waren, zweifelte er nicht an seinem Siege.

Noch einige Tage Geduld waren nötig, um den durch den Schnee erweichten

Straßen etwas Zeit zum Austrocknen zu geben und dann sollte die hostelische Streitmacht die Insel von den Abenteurern säubern.

Aber diese kamen dem Kawdjer zuvor. Sie führten das tragische Ende herbei, das das Schicksal der Insel besiegelte.

Am 3. November – die Wege waren noch Moräste zu nennen, berichteten vom Lande hereinfliehende Hostelianer, daß eine Truppe von tausend Goldsuchern auf die Stadt zu marschiere.

Sie wußten nichts über die Absichten dieser Truppe zu berichten, aber friedlicher Natur mochten sie nicht sein, das konnte man aus ihrer Bewaffnung und ihren Drohreden erkennen.

Der Kawdjer traf seine Anordnungen. Die Bürgergarde versammelte sich vor dem Regierungspalaste und sperrte alle Zugänge zum Platze ab. Dann wartete man auf das Kommende.

Die angesagte Truppe erreichte Liberia am Abend. Das Echo ihrer Schreie und wilden Gesänge eilte ihr voraus. Die Goldgräber, welche die Liberier zu überrumpeln gehofft, waren ihrerseits unangenehm überrascht, die hostelische Bürgergarde in Schlachtordnung aufgestellt zu sehen, was ihren Wagemut etwas herabdämpfte. Bestürzt blieben sie stehen… Anstatt unversehens hereinzufallen, mußte jetzt verhandelt werden.

Zuerst beratschlagten sie unter vielem Geschrei und Gestikulationen, dann meldeten sich die Wortführer bei Hartlepool und bedeuteten ihm, daß sie mit dem Kawdjer zu sprechen hätten. Ihrem Ersuchen wurde Folge geleistet, der Kawdjer wollte zehn Abgesandte hören.

Diese zehn Abgesandten mußten aber erst gewählt werden und das bedingte wieder viel Streit und Geschrei. Endlich traten sie vor die Front der Bürgerreihen, die sich öffnete, um sie durchzulassen. Jede Bewegung, die Hartlepool kommandierte, wurde mit bewunderungswerter Präzision ausgeführt. Geschulte Soldaten hätten es nicht besser machen können. Die Delegierten wurden dadurch sehr impressioniert, besonders, als nach einem neuen Befehlsworte die Bürgergarde ihre Reihen hinter ihnen schloß.

In der Mitte des Platzes stand der Kawdjer, in dem von den Truppen freigelassenen Raum. Während die Abgesandten auf ihn zuschritten, konnte man sie mit Muße betrachten. Vertrauenswürdig war ihr Aussehen nicht! Sie waren groß, hatten breite Schultern und schienen kräftig, obwohl die Schrecknisse des Winters sie abgemagert hatten. Meist waren sie in Leder gekleidet, das mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt war; Haar und Bart waren verwirrt und ungepflegt und verliehen ihren Gesichtern das Aussehen wilder Tiere. In ihren

Augen blitzte die Schlauheit des Luchses und sie ballten die Hände, als sie vorwärtsschritten.

Der Kawdjer stand unbeweglich da und trat keinen Schritt vor; als sie bei ihm angelangt waren, wartete er ohne eine Frage zu stellen ab, daß sie ihm ihr Anliegen vorbrächten.

Aber die Abenteurer sprachen nicht gleich. Instinktiv hatten sie ihre Kopfbedeckungen vor dem Kawdjer abgenommen und, im Halbkreis um ihn stehend, rückten sie verlegen von einem Bein auf das andere. Ihr wildes Aussehen war nur ein Schein, im Gegenteil schienen sie in Wirklichkeit wie Kinder, die mit ihrer kleinen Person nichts anzufangen wußten, sobald sie sich von den Kameraden getrennt fühlten, isoliert auf dem großen Platz standen vor dem Manne, der sie um Haupteslänge überragte und dessen majestätisches Aussehen ihnen imponierte.

Endlich wurden sie ihrer Verwirrung Herr und fanden den Gebrauch der Zunge wieder. Einer nahm das Wort:

»Gouverneur, sagte er, wir kommen im Namen unserer Kameraden«…

Der Redner hielt ganz verschüchtert inne; der Kawdjer half ihm nicht, den Faden seiner Rede aufzufinden; endlich fuhr er fort:

»Unsere Kameraden haben uns hergeschickt«…

Neue Pause von Seite des Redners und gleiches Schweigen des Kawdjer.

»Ja, wir sind halt ihre Abgesandten, mischte sich ein anderer der Goldsucher ins Gespräch, den diese Stockungen ärgerten.

– Ich weiß, sagte der Kawdjer in kaltem Tone. Was weiter?«

Die Delegierten sahen sich bestürzt an. Sie hatten die Liberier erzittern machen wollen… So wenig fürchtete man sie!…

Wieder herrschte Schweigen. Dann nahm ein dritter Mann, welcher durch einen riesigen, ganz verworrenen Bart auffiel, all seinen Mut zusammen und brachte das Wichtige zur Sprache:

»Dann?… sagte er, ja, dann haben wir eine Klage vorzubringen; das ist das »Dann«.

– Worüber beklagt ihr euch?

– Über alles. Wir können es hier zu nichts bringen, weil man uns so schlecht behandelt.«

Der Kawdjer war trotz des Ernstes der Situation innerlich belustigt über einen derartigen Vorwurf im Munde eines der Verwüster der Insel.

»Ist das alles? fragte er dann.

– Nein, sagte der Dritte, der das Reden nicht ganz verlernt hatte. Wir wollen auch, daß nicht jeder erste beste die Placers bearbeiten darf. Man muß sich ja raufen um sein Recht. Alle Gentlemen – der Abenteurer, ein Westamerikaner, sprach das Wort in vollstem Ernste – möchten auch Konzessionen haben, wie das überall der Fall ist… Das wäre mehr – offiziell, fügte er nach einem Moment des Überlegens hinzu.

– Ist das alles? fragte der Kawdjer wieder.

– Es sind noch einige Punkte… sagte der Goldsucher; aber erst möchten die Gentlemen eine Antwort bezüglich der Konzession.

– Nein, sagte der Kawdjer.

– Nein?

– Die Antwort lautet: n e i n ,« präzisierte der Kawdjer.

Die Abgeordneten hoben die Köpfe und ein böser Ausdruck glitt über ihre Gesichter.

»Warum nicht? fragte einer, der bisher den Mund noch nicht aufgetan hatte; die Gentlemen wollen einen Grund wissen.«

Der Kawdjer schwieg. Wahrhaftig! Sie erlaubten sich, Gründe zu fordern.

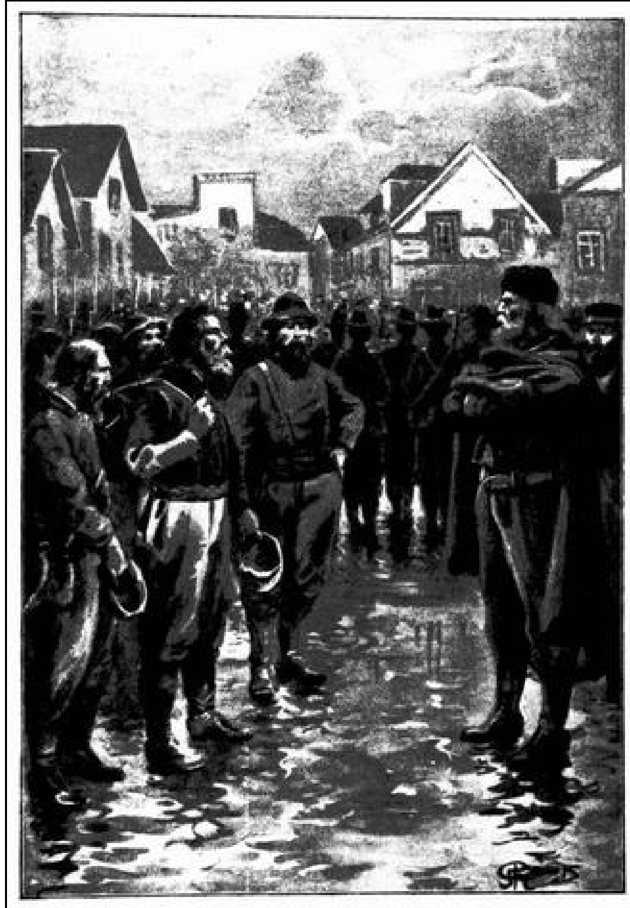
Das Gesetz, das von niemandem respektiert worden war, bestimmte einen Preis für die Auslieferung einer jeden Konzession, ferner reservierte es diese Konzessionen ausschließlich für die Hostelianer und verweigerte sie den Abenteurern, die ungebeten sich hier breitgemacht hatten.

»Warum?« wiederholte der vorige, als er sah, daß seine Bemerkung unbeachtet blieb.

Aber auch die zweite Frage hatte keinen besseren Erfolg als die erste, darum beantwortete er sie sich selber:

»Wegen der Gesetze?… sagte er. Die kennt man, die Gesetze… Man soll uns einfach naturalisieren… Die Erde ist für alle da, und ich denke doch, wir sind Menschen wie alle anderen!«…

Der Kawdjer würde früher ebenso gesprochen haben. Jetzt waren seine Ideen sehr geändert. Jetzt verstand er diese Sprache nicht mehr. Nein! Die Erde gehört nicht allen ohne Ausnahme.



Ja, dann haben wir eine Klage vorzubringen. (S. 488.)

Sie gehört jenen, die sich mit ihr plagen, sie bebauen; jenen, denen sie durch fleißige Arbeit eine Nährmutter wird; jenen, die den Boden zwingen, sich mit einem Teppich goldener Ähren zu bedecken.

»Und dann, fuhr der Redner fort, wenn man schon von Gesetzen spricht, will man sie auch durchgeführt sehen, diese Gesetze! Wenn aber diejenigen, die sie aufstellen, nicht nach ihnen handeln, was sollen denn da die anderen tun. Das frage ich? Wir haben den 3. November heute. Warum ist man am 1. nicht zu einer neuen Wahl geschritten, da die Zeit des Gouverneurs abgelaufen ist?«

Der unerwartete Vorwurf setzte den Kawdjer in Erstaunen. Wer konnte diesen Goldsucher so genau informiert haben? Wahrscheinlich Kennedy, welchen man schon lange nicht mehr in Liberia gesehen hatte. Die Bemerkung war vollkommen richtig. Die Periode, die er selbst fixiert hatte, als er sich freiwillig wählen ließ, war abgelaufen und man hätte zwei Tage vorher zu einer Neuwahl schreiten müssen, wenn man das von ihm aufgestellte Gesetz befolgt hätte!

Er hatte aus dem Grunde nicht darauf gedrungen, weil er es nicht für

zeitgemäß gehalten hatte, eine so verwickelte Situation noch durch Komplikationen zu verschlimmern. Es handelte sich ja doch nur um eine simple Formalität, er würde ja doch wieder zum Gouverneur gewählt. Aber was ging das diese Leute an, die mit den Wahlen doch gar nichts zu tun hatten?

Der Abenteurer, durch das Schweigen des Kawdjer kühn gemacht, fuhr in sehr selbstbewußtem Tone fort:

»Die Gentlemen fordern diese Wahl und wünschen, daß auch ihre Stimmen zählen. Sie sind genau so viel wert als die der anderen, selbstredend! Wie kommen fünftausend Menschen dazu, einer Zahl von zwanzigtausend Gesetze vorzuschreiben; das ist ungerecht!«…

Der »Gentleman« machte wieder eine Pause und erwartete vergebens eine Antwort. Er wollte aber jetzt etwas wissen, und um anzuzeigen, daß seine Mission beendet war, schloß er:

»Na also!

– Ist das alles? fragte der Kawdjer zum dritten Male.

– Ja… antwortete der Delegierte; das ist alles, und doch wieder nicht… für den Augenblick ist es alles«…

Der Kawdjer schaute diesen zehn Männern scharf ins Gesicht, dann sagte er in eisigem Tone:

»Hier meine Antwort: Ihr seid gegen unseren Willen hier! Ich gebe euch vierundzwanzig Stunden Frist, dann habt ihr euch allen unseren Bedingungen zu unterwerfen. Ist diese abgelaufen, dann werde ich handeln!«

Er machte ein Zeichen. Hartlepool kam mit zwanzig Mann herbei.

»Hartlepool, sagte der Kawdjer, wollen Sie diese Herren aus unserem Kreise hinausgeleiten!«

Die Delegierten waren wie vom Donner gerührt. So sehr sie auch auf ihre Stärke pochten, diese eisige Ruhe lehrte sie die Furcht kennen. Von den Hostelianern eingeschlossen, entfernten sie sich willig.

Aber als sie wieder bei den Ihrigen angelangt waren, die sie so hochtrabend als »Gentlemen« bezeichnet hatten, änderte sich der Ton. Während sie ihre Unterredung erzählten, brach der bisher in ihnen unterdrückte Zorn mit elementarer Heftigkeit los und um ihren empörten Gefühlen Ausdruck zu verleihen, fanden sie die kräftigsten Schimpfworte und Flüche mit Leichtigkeit.

Diese eigenartige Form der Beredsamkeit wurde von der Menge nachgeahmt und bald schloß der Kawdjer aus dem Konzert, das an sein Ohr drang, daß seine

Antwort allgemein bekannt geworden war. Lange beruhigte sich die Aufregung nicht. Die hereinbrechende Nacht verminderte sie, ohne sie ganz zu unterdrücken. Bis zum Morgen widerhallten die Schatten vom wilden Geschrei. Wenn man die Abenteurer auch nicht sah, hörte man sie nur zu gut. Jedenfalls beharrten sie bei ihrem Vorhaben und lagerten für die Nacht in der Nähe der Stadt.

Die Bürgergarde tat desgleichen. Es wurde die ganze Nacht abwechselnd, mit der Waffe schußbereit zur Hand, gewacht.

Wirklich waren die Abenteurer nicht abgezogen. Beim Morgendämmern sah man die Straßen von Liberia von Menschen wimmeln. Viele Goldsucher, welche das Geschrei der Nacht müde gemacht hatte, lagen auf der Straße und schliefen. Aber beim ersten Sonnenstrahl erhoben sich alle und der Lärm vom Vorabend wurde fortgesetzt.

Natürlich wurden alle Häuser in den Straßen sorgfältig verschlossen. Niemand wagte sich heraus. Wenn ein Hostelianer nur durch einen Spalt seiner Fenster hinausblickte, so war ein Hagel von Schimpfworten die Antwort auf einen solchen Versuch und er mußte sich schleunigst zurückziehen.

Sonst verlief der Morgen verhältnismäßig ruhig. Die Abenteurer schienen nicht recht mit sich im Reinen zu sein, was zu tun sei, und sie stritten sich weidlich herum. Ihre Anzahl vergrößerte sich von Stunde zu Stunde. Gewiß waren jetzt fünf-bis sechstausend Leute versammelt, denn Boten waren in der Nacht ausgesandt worden, um Verstärkungen zu holen. Die Leute vom Golden Creek hatten eintreffen können, nicht aber jene Abenteurer, welche in den Gebirgen in der Mitte des Landes oder an der Nordwestspitze arbeiteten, ihre Entfernung zählte mehrere Tage.

Ihre Gefährten, die die Stadt überschwemmten, hätten wohl daran getan, sie zu erwarten Wenn sie zu einer Menge von zehn-oder zwanzigtausend Menschen angewachsen wären, mußte die Lage für Liberia, die jetzt schon bedenklich war, geradezu eine verzweifelte werden.

Aber diese vorschnellen Geister, die ihre Leidenschaften nicht zu zügeln gewohnt waren, hatten nicht die Geduld, so lange zu warten. Ihre Aufregung wuchs zusehends. Die Menge war ganz verwirrt unter dem doppelten Einfluß der Müdigkeit und der durch die Reden hervorgerufenen Erregung.

Gegen elf Uhr warfen sie sich von allen Seiten gleichzeitig auf die Hostelianer. Die Bürgergarde streckte sofort ihre Bajonette vor. Die Angreifer mußten zurückweichen und waren bemüht, die Nachdrängenden aufzuhalten. Um unbeabsichtigte Unglücksfälle zu verhindern, ließ der Kawdjer seine Truppe

etwas zurückweichen; in vollkommener Ordnung postierten sie sich näher an das Regierungsgebäude. Jetzt waren die auf den Platz führenden Straßen frei. Die Abenteurer, die dem Manöver einen ganz falschen Beweggrund unterschoben, stießen ein Siegesgeheul aus.

Der durch das Zurückweichen der Hostelianer frei gewordene Platz wurde sogleich von vordrängenden Abenteurern besetzt, doch sie begriffen bald ihren Irrtum. Noch waren sie nicht Sieger! Immer noch versperrte ihnen die Bürgergarde den Weg. Wenn auch die sechstausend Mann genau so unbeweglich dastanden wie ihre Anführer, so führten sie doch den Rachestrahl in ihrer Hand. Ihre tausend Gewehre amerikanischer Konstruktion waren den Goldsuchern bekannt. Ein Magazin lieferte den Schützen noch sieben Patronen, mit denen in weniger als einer Minute siebentausend Schüsse abgegeben werden konnten und die aus allernächster Nähe treffen mußten. Das hätten die Tapferen überlegen sollen.

Aber ihr Geisteszustand ließ ihnen keine ruhige Überlegung zu. Sie regten sich gegenseitig immer mehr auf. Ihre große Kopfzahl erfüllte sie mit Mut und sie fürchteten nicht mehr die vor ihnen stehende Truppe, deren Unbeweglichkeit sie für Schwäche nahmen. Und es kam der Moment, wo sie aller Vernunft beraubt wurden.

Das Schauspiel war packend! Im Umkreis des Platzes die heulende, tobende Menge, die tausend Fäuste drohend erhob und abertausend Lästerungen ausstieß. Dreißig Meter vor ihnen, längs der Fassade des Regierungspalastes, die Truppe des Kawdjer in bester Ordnung, mit der Unbeweglichkeit von Statuen. Hinter diesen Leuten stand der Kawdjer allein, auf der letzten Stufe, die zu dem Gebäude emporführte, welcher alles mit sorgenvollem Blick umfaßte und nach einem Mittel suchte, den Zwiespalt auf friedliche Weise zu schlichten.

Um ein Uhr mittags wurde das Toben ärger; direkte Schimpfworte wurden herübergeschleudert. Die Hostelianer antworteten nicht darauf.

In der ersten Reihe der Schimpfenden erblickten sie ein bekanntes Gesicht. Die Abenteurer hatten Kennedy vorgestoßen, dessen ausrüherische Reden und Ratschläge großen Einfluß auf ihren Entschluß gehabt hatten. Er hatte sie über das Gesetz betreffs der Wahl eines Gouverneurs aufgeklärt, er hatte ihnen geraten, das Wahlrecht und die Beteiligung an den Wahlen auf der Insel zu fordern, und er hatte ihnen versichert, daß der Kawdjer von allen werde verlassen werden und er ihnen nichts verweigern könnte.

Die Wirklichkeit zeigte sich in einer anderen Beleuchtung. Sie stießen sich an tausend Gewehren und es erschien ihnen gerecht, daß derjenige, der sie in diese

Klemme gebracht hatte, auch an allen Gefahren teilnehmen sollte.

Das paßte dem einstigen Matrosen, welcher durch andere sich rächen wollte, gar nicht recht. Er hatte nicht mehr das Auftreten eines Nabob. Bleich und zitternd stand er da und fühlte sich gar nicht wohl. Die Menge verlor den Kopf immer mehr und mehr. Die Schimpfworte genügten nicht, man schritt zu Tätlichkeiten. Steine wurden auf die Hostelianer geschleudert und die Sache wurde immer kritischer.

Während einer vollen Stunde dauerte dieser verderbenbringende Regen an. Mehrere Leute wurden verwundet und zwei oder drei mußten den Platz verlassen. Ein Stein traf den Kawdjer an die Stirne. Er wankte, richtete sich aber mit einer energischen Anstrengung wieder auf, wischte ruhig das hervorsickernde Blut ab und nahm seinen Beobachterposten wieder ein.

Nach einer Stunde gaben die Angreifer diese anstrengende Übung auf, sie führte zu nichts Die Projektile fielen seltener herüber, als plötzlich ein lauter Aufschrei durch die Reihen der Aufrührer ging! Was war geschehen? Der Kawdjer hob sich auf die Fußspitzen, um zu sehen, was in den benachbarten Straßen vor sich gehen mochte. Er konnte nichts bemerken Weiter nach rückwärts schien das Wogen der Menge noch bedeutender zu sein, aber mehr war nicht zu unterscheiden.

Bald sollte alles klar werden. Einige Minuten später brachen sich drei herkulisch gebaute Goldsucher mit Ellbogenstößen Bahn durch die dichtgedrängte Menge und pflanzten sich vor der ersten Reihe ihrer Genossen auf, als ob sie beweisen wollten, daß sie die feindlichen Kugeln nicht fürchteten. Und wirklich, sie brauchten sie nicht mehr zu fürchten! Denn sie trugen vor sich Geiseln her, die als lebende Schilder dienten und sie vor den Kugeln beschützten.

Die Angreifer hatten eine teuflische Idee zur Ausführung gebracht. Sie hatten die Türe eines Hauses gesprengt und sich der Bewohner bemächtigt; es waren zwei junge Frauen, die es mit einem Kinde allein bewohnten; der Mann der einen Frau war während des letzten Winters gestorben. Zwei Goldgräber hatten die Frauen ergriffen, ein dritter das Kind, mit diesen Schildern deckten sie sich und drangen auf den Kawdjer und seine Truppe ein. Niemand konnte jetzt einen Schuß wagen, weil er diese unschuldigen Wesen getroffen haben würde. Die Frauen hatte der Schreck gelähmt, sie ließen willenlos alles mit sich geschehen. Das Kind wurde von einem riesenhaften Menschen mit brutalem Griff auf Armeslänge vom Leibe gehalten und er lachte laut.

Das übertraf an Roheit alles, was der Kawdjer bisher gesehen hatte. Der

abscheuerregende Anblick machte diesen starken Mann erzittern. Er empfand Furcht; er wurde totenbleich.

Und doch war das ein Augenblick schneller Entscheidung. Schon hatten die Goldgräber, Verwünschungen ausstoßend, einen Schritt vorwärts gemacht. Ihre Verwirrung war aber so groß, daß sie es nicht auf ein Handgemenge ankommen ließen, wobei die anderen unfehlbar den kürzeren gezogen hätten, da die Goldsucher ihnen an Zahl bedeutend überlegen waren. Jetzt waren sie zwanzig Meter von den Hostelianern entfernt, die wie Statuen dastanden, als Schüsse fielen. Es waren Revolver abgefeuert worden und ein Hostelianer fiel.

Nun durfte nicht mehr gezögert werden. In einer Minute konnte man überwältigt sein und die Gesamtbevölkerung von Liberia, Männer, Frauen und Kinder, wären grausam umgebracht worden.

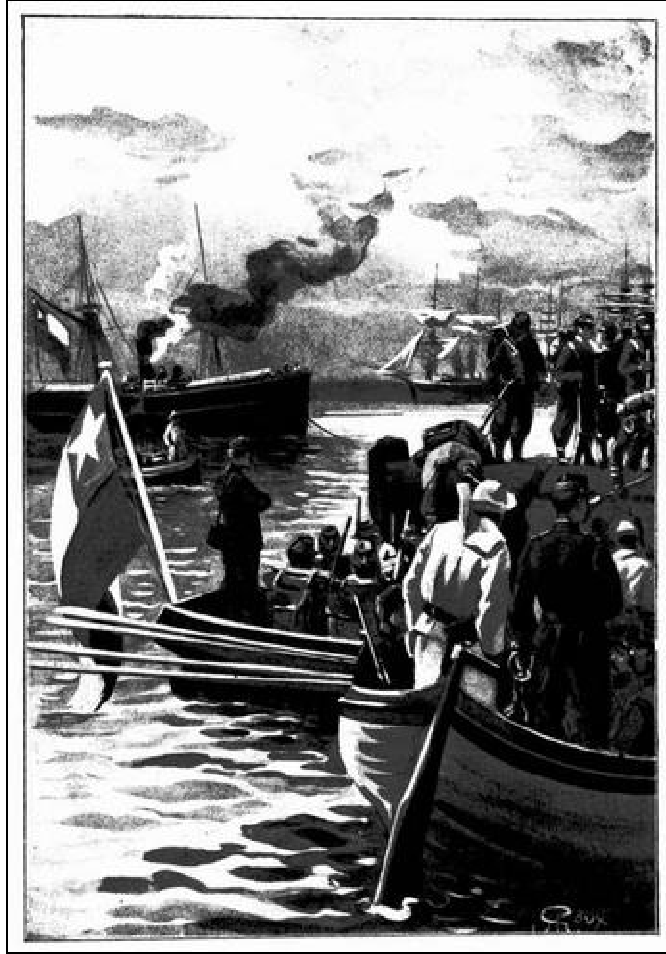
»Gewehre hoch!« kommandierte der Kawdjer, dessen Gesicht Leichenblässe überzog.

Die Leute gehorchten mit der Pünktlichkeit der Disziplin. Die Kolben lagen im Augenblick an der Schulter und die Läufe blitzten drohend nach der empörten Menge.

Aber diese war ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sie ließ sich nicht mehr einschüchtern. Neue Revolverschüsse fielen aus ihren Reihen und forderten drei weitere Opfer unter den Hostelianern. Jetzt waren sie auf zehn Schritte Entfernung herangekommen, ein unzurechnungsfähiger, toller Menschenknäuel.

»Feuer!« kommandierte der Kawdjer mit heiserer Stimme.

Die heroische Ruhe seiner Leute während dieser langen Prüfung belohnte den Kawdjer reichlichst für die Aufopferung, die er an sie verschwendet hatte! Jetzt hatten sie sich gegenseitig nichts mehr zu danken. Aber wenn sie auch in der dankbaren Anhänglichkeit an ihren Führer die Kraft gefunden hatten, sich als Soldaten zu benehmen, so waren sie schließlich doch keine Soldaten. Sobald der Finger den Hahn berührt hatte, ließen sie sich vom Feuer der Schlacht hinreißen und gaben nicht einen, sondern alle Schüsse ab. Wie Donnerrollen klang es. In drei Sekunden hatten die Gewehre siebentausend Kugeln verschossen. Dann wurde es totenstill…



Seine Boote schifften Soldaten aus. (S. 504.)

Die Hostelianer sahen sich bestürzt an. In der Ferne verschwanden einige Flüchtlinge, vor ihnen stand niemand mehr, der Platz war leer.

Leer?… Ja, bis auf eine Erhöhung – die nichts anderes war als ein Berg von Leichen, von dem Ströme von Blut herabrannen. Wieviele Tote mochten da liegen?… Tausend?… Fünfzehnhundert?… Noch mehr?… Wer konnte es sagen!

Am Fuße dieses furchterregenden Haufens, neben dem toten Kennedy, waren die beiden Frauen niedergefallen. Die eine hatte eine Kugel in die Schulter bekommen und war tot oder betäubt. Die andere erhob sich unverletzt und suchte in Todesangst nach ihrem Kinde. Es lag auch unter den Leichen im Blute, war aber, wie durch ein Wunder, von den Kugeln verschont worden und schien an dieser neuen Unterhaltung große Freude zu empfinden, denn es lächelte froh seiner Mutter entgegen…

Der Kawdjer, eine Beute des unsagbarsten Schmerzes, hatte sein Gesicht in den Händen verborgen, um das Entsetzliche nicht ansehen zu müssen. Er stand

einen Augenblick ganz gebeugt da, dann richtete er sich langsam, langsam empor…

Mit einer gemeinsamen Bewegung drehten sich die Hostelianer nach ihm um und sahen ihn schweigend an…

Er hatte keinen Blick für sie! Unbeweglich starrte er auf den fürchterlichen Leichenhaufen und auf seinem von Furchen durchzogenen Antlitz, das um zehn Jahre gealtert schien, rannen langsam schwere Tränen herab.

Der Kawdjer weinte…

Vierzehntes Kapitel.

Die Abdankung.

Der Kaw-djer weinte…

Wie schrecklich waren die Tränen d i e s e s Mannes! Wie beredt sprachen sie von seinem Schmerze!

Er hatte befohlen: »Feuer!«… Er! Auf sein en Befehl hatten die Kugeln ihren blutigen Weg gefunden! Ja, so weit hatten ihn die Menschen gebracht; ihre Schuld war es, wenn er sich jetzt den verabscheuungswürdigsten Tyrannen an die Seite stellen durfte, die er mit so aufrichtigem Hasse gehaßt hatte; jetzt wühlte er wie sie in Menschenblut, er hatte den Mord anbefohlen!

Und es mußte noch Blut vergossen werden! Das Werk war erst begonnen; es galt, es zu vollenden. Ungeachtet allen trügerischen Scheins lag darin die Pflicht.

Und dieser Pflicht blickte der Kaw-djer mutig ins Auge. Seine Erschlaffung dauerte nur kurze Zeit, bald hatte er alle Energie wiedergefunden. Er überließ es den Greifen und Frauen, die Toten zu beerdigen und den Verwundeten beizustehen, und brach schleunigst zur Verfolgung der Flüchtigen auf. Diese waren vor Schreck wie gelähmt und dachten nicht an den leisesten Widerstand. Tag und Nacht blieb man ihnen auf den Fersen.

Mehrmals stießen die Hostelianer mit Banden zusammen, die zu spät zum Handgemenge gekommen waren. Sie wurden mit Leichtigkeit zersprengt und nach Norden verjagt.

Die ganze Insel wurde durchstreift. Man fand die Erde mit den traurigen Resten jener Unglücklichen bedeckt, welche der Hunger aus ihrer Hütte getrieben hatte und die im Laufe des letzten Winters im Schnee erfroren waren. Lange hatte der Frost die Verwesung der Körper aufgehalten, jetzt beim Tauwetter ging der Prozeß sehr rasch vor sich. In drei Wochen waren die Abenteurer, achtzehntausend an der Zahl, auf die Halbinsel Dumas zurückgedrängt; den Isthmus hielt der Kaw-djer besetzt.

Der Bürgergarde hatten sich dreihundert Männer der »Franco-English Gold Mining Company« zugesellt, deren Beistand nicht zu unterschätzen war. Aber trotz dieser Verstärkung war die Situation beunruhigend. Wenn auch die Goldsucher zuerst niedergeschlagen waren über die Nachricht von dem Blutbade, dem ihre Genossen zum Opfer gefallen waren, und wenn man sie nachher in kleinen Abteilungen auf leichte Weise besiegt hatte, so war das jetzt anders geworden, da ihre Kräfte vereinigt waren. Ihre numerische Überlegenheit

war so groß, daß ein offensives Vorgehen von ihrer Seite sehr zu fürchten war.

Die Intervention der Franco-englischen Gesellschaft verhinderte diese Eventualität. Die beiden Direktoren, Maurice Regnauld und Alexander Smith, welche sich die ihnen nötige Arbeiterschaft sichern wollten, schlugen dem Kaw-djer vor, aus den Abenteurern eine Wahl zu treffen und aus der Menge zirka tausend Leute auszusuchen, denen gestattet werden sollte, auf der Insel zu bleiben. Diese Männer wollte die Gold Mining Company beschäftigen und unter ihrer Aufsicht behalten; aber bei dem ersten Vergehen sollten sie unerbittlich verjagt werden.

Der Kaw-djer nahm den Vorschlag an, das ihm ein Mittel in die Hand gab, die Kräfte des Gegners zu schwächen. Ohne weiteres Zögern wagten es Maurice Regnauld und Alexander Smith, auf der Halbinsel Dumas vorzudringen und lieferten dadurch den Beweis eines größeren Mutes als der Löwenbändiger, welcher sich in den Käfig wilder Bestien begibt. Acht Tage später kamen sie mit tausend sorgfältig ausgewählten Männern zurück.

Die Sachlage war jetzt schon günstiger. Diese tausend Leute vermehrten die Zahl der Hostelianer und verminderten die feindlichen Streitkräfte. Der Kaw-djer vertraute die Wache über den Isthmus Hartlepool an und drang ins Innere der Halbinsel vor. Er fand weniger Widerstand, als er geglaubt hatte. Die Goldgräber hatten noch nicht Zeit gefunden, sich zu fassen.

Es gelang, ihre Reihen zu durchbrechen und man zwang jede Abteilung, sich auf die Fahrzeuge einzuschiffen, die zu diesem Zwecke von Neudorf herübergekommen waren und an der Küste kreuzten. In wenigen Tagen war alles getan. Der Boden der Insel war gereinigt – nur die tausend Abenteurer blieben zurück, für die Maurice Regnauld und Alexander Smith die Verantwortung übernommen hatten und deren Anzahl zu klein war, um eine wirkliche Gefahr zu bedeuten.

Aber es sah traurig aus auf der Insel! Die Felder waren unbebaut und die nächste Ernte ging verloren wie die vorhergehende. Viele Tiere waren auf den Weideplätzen zugrunde gegangen, weil sie sich immer selbst überlassen waren. Man hatte einen Rückschritt von mehreren Jahren gemacht und wie in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes auf der Insel Hoste bedrohte wieder der Hunger die unglücklichen Bewohner.

Der Kaw-djer sah diese Gefahr klar vor sich, aber sein Mut wankte nicht. Es durfte nur keine Zeit verloren werden. Darnach handelte er, als Diktator, wie unangenehm ihm dies auch fallen mochte!

Wie einstens wurden alle auf der Insel aufzutreibenden Vorräte gesammelt,

um dann an die einzelnen Familien verteilt zu werden. Das hatte große Unzufriedenheit zur Folge. Aber die für nötig befundenen Maßnahmen wurden ausgeführt und um das Murren der Gegner kümmerte man sich nicht.

Inzwischen wurden in Südamerika auf Rechnung des Staates und vieler einzelner Personen große Einkäufe gemacht. Die ersten Ladungen wurden in Neudorf einen Monat später ausgeschifft und nun verbesserte sich die Lage zusehends.

Dank dieses wohltätigen Despotismus fand Liberia und sein Vorort bald die alte Lebenskraft und -freudigkeit wieder. Der Hafen beherbergte im Sommer mehr Schiffe als je und durch einen glücklichen Zufall berechtigte dieses Jahr der Walfischfang zu den denkbar günstigsten Hoffnungen. Norwegische und amerikanische Schiffe strömten dem Hafen zu und die Bereitung des Trans beschäftigte auch etwa hundert Hostelianer unter sehr guten Bedingungen. Die Sägewerke bekamen viel Arbeit, die Konservenfabriken hatten auch vollauf zu tun und die Anzahl der Seewolfsjäger verdoppelte sich.

Mehrere hundert Yacanas, die sich den strengen Maßnahmen der argentinischen Regierung nicht fügen wollten, verließen das Feuerland, übersetzten den Beagle-Kanal und erbauten ihre Hütten an der Küste der Insel Hoste.

Am 15. Oktober waren die Wunden der Kolonie wenn auch nicht geheilt, so doch verbunden. Der erlittene Schaden war bedeutend und konnte erst in vielen Jahren wieder wettgemacht werden, aber äußerliche Spuren waren nicht mehr wahrzunehmen. Das Volk hatte seine Beschäftigung wieder aufgenommen und das normale Leben ging wieder seinen Lauf.

Um diese Zeit kaufte der hostelische Staat einen Dampfer von sechshundert Tonnen an, der den Namen »Yacana« erhielt. Nun wurde eine regelmäßige Verbindung mit den Küstenorten und den anderen Niederlassungen des Archipels geschaffen. Auch sollte er mit dem Kap Hoorn in Kontakt bleiben, dessen Leuchtturm endlich fertiggestellt war.

In den letzten Tagen des Jahres 1893 war dem Kaw-djer diese erfreuliche Nachricht zugekommen. Alle Arbeiten waren beendet: die Wohnungen der Leuchtturmwächter, die Reservenmagazine, der zwanzig Meter hohe Turm, die Aufstellung der Dynamomaschinen, denen – durch eine geistvolle Erfindung Dicks – die Kraft der Wellen und der Gezeiten dienstbar gemacht wurden. Sie konnten daher ohne jegliches Brennmaterial in Ewigkeit funktionieren, wenn die nötigen Reparaturen an den Maschinen nicht vernachlässigt wurden und für Ersatzstücke der abgenützten Maschinenteile gesorgt war.

Die Einweihung, die der Kaw-djer sehr feierlich gestalten wollte, wurde auf den 15. Januar 1894 festgesetzt. An diesem Tage sollte die »Yacana« zwei-bis dreihundert Hostelianer zum Kap Hoorn bringen und vor ihren Augen sollten die Leuchtfeuer zum ersten Male aufflammen. Nach allen überstandenen Drangsalen freute sich der Kaw-djer auf diesen Festtag, der seine lange gehegten Lieblingspläne endlich verwirklichte.

So lautete das Programm und niemand ahnte, daß es geändert werden könnte, als ganz unerwartete Ereignisse es in roher Weise umstießen.

Am 10. Januar, also fünf Tage vor der Ausführung, ging ein Kriegsschiff im Hafen von Neudorf vor Anker. Auf seinem Hintermast wehte die chilenische Flagge. Aus einem Fenster des Regierungspalastes folgte der Kaw-djer, welcher das Fahrzeug bemerkt hatte, mit einem Fernrohr den verschiedenen Landungsmanövern, dann glaubte er an Bord eine Bewegung wahrzunehmen, aber Genaueres konnte er nicht unterscheiden.

Ungefähr eine Stunde war er in diese Betrachtung vertieft, als man ihm Mitteilung machte, daß ein Mann ganz atemlos aus Neudorf eingetroffen sei, welcher von Karroly geschickt war und den Kaw-djer unverzüglich zu sprechen verlangte.

Was gibt es? fragte dieser, als der Bote eingetreten war.

– Ein Schiff aus Chile liegt im Hafen, berichtete der Mann keuchend.

– Ich habe es gesehen; was weiter?

– Es ist ein Kriegsschiff.

– Ich weiß es.

– Es liegt mit zwei Ankern mitten im Hafen fest und seine Boote schifften Soldaten aus.

– Soldaten! rief der Kaw-djer.

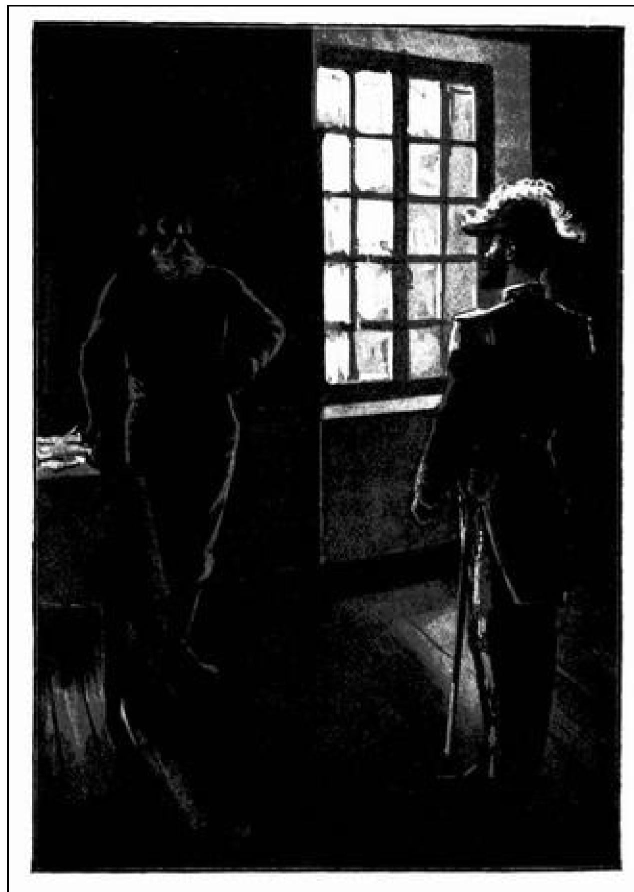
– Ja… chilenisches Militär… schwer bewaffnet! Vielleicht dreihundert… Karroly hat sich nicht Zeit genommen, sie zu zählen, er hat mich nur rasch hergeschickt!«

Der Vorfall rechtfertigte Karrolys Erregung. Wie dürfen bewaffnete Soldaten in ein friedliches Land eindringen? Wenn es auch chilenische Soldaten waren, so fühlte sich der Kaw-djer durchaus nicht beruhigt. Gewiß konnte man von dem Lande, das der Insel ihre Freiheit geschenkt hatte, kein feindseliges Vorgehen befürchten; aber die Ausschiffung der Soldaten blieb unerklärlich, anormal, und die Vorsicht gebot, sich dagegen zu verwahren.

»Sie kommen!« rief der Mann plötzlich und wies durch das Fenster in der Richtung nach Neudorf.

Eine zahlreiche Truppe bewegte sich auf der Straße Liberia zu. Der Kaw-djer schätzte sie schnell ab – der Hostelianer hatte übertrieben; wohl waren es chilenische Soldaten, die sich näherten, aber höchstens einhundertfünfzig Mann.

Der Kaw-djer war ungemein erstaunt und gab schnell eine Reihe klarer, deutlicher Befehle. Die Boten verstreuten sich nach allen Richtungen, worauf er ruhig wartete.



Der Offizier stand bei der Eingangstüre. (S. 508.)

Nach einer Viertelstunde war die chilenische Truppe, von den Hostelianern mit neugierigen Blicken gefolgt, auf dem Platz angekommen und hatte vor dem Regierungsgebäude Stellung genommen. Ein Offizier in Paradeuniform, welcher eine hohe Rangstufe bekleiden mußte, wenn man das viele Gold in Rechnung zog, mit dem er überladen war, berührte mit dem Degenknopf das Tor des Regierungspalastes, das sich sogleich öffnete, und verlangte den Gouverneur zu

sprechen. Er wurde in das Gemach geführt, in dem sich der Kaw-djer aufhielt, und dessen Türe hinter ihm verschlossen wurde. Eine Minute später wurden auch die äußeren Tore versperrt und der Offizier war Gefangener, ohne daß er es ahnte.

Er schien aber die Situation nicht gefährlich zu finden. Einige Schritte von der Türe entfernt war er stehen geblieben, hatte die Hand grüßend an seinen mit wallenden Federn geschmückten Zweispitz gelegt und blickte den Kaw-djer an, der unbeweglich zwischen den beiden Fenstern stand.

Er nahm als erster das Wort:

»Wollen Sie mir erklären, mein Herr, sagte er, was die Ausschiffung einer bewaffneten Truppenabteilung auf der Insel Hoste zu bedeuten hat? Wie ich weiß, führen wir nicht Krieg mit Chile.«

Der chilenische Offizier hielt dem Kaw-djer ein Schriftstück entgegen.

»Herr Gouverneur, erwiderte er, gestatten Sie mir zunächst, Ihnen mein Beglaubigungsschreiben zu überreichen.«

Der Kaw-djer erbrach die Siegel und las aufmerksam den Inhalt durch, kein Zug seines Gesichtes verriet die Gefühle, die ihn dabei bewegen mochten.

»Mein Herr, sagte er dann ruhig, Ihre Regierung stellt Sie – wie Sie jedenfalls wissen werden – zu meiner Disposition, damit auf der Insel wieder geordnete Zustände geschaffen würden.«

Der Offizier verbeugte sich schweigend zum Zeichen seiner Zustimmung.

»Die Regierung von Chile, fuhr der Kaw-djer fort, ist schlecht informiert, mein Herr. Wie jedes Land der Welt hat auch die Insel Hoste unruhige Zeiten durchgemacht. Aber ihre Bewohner haben selbst die Ordnung wieder herzustellen gewußt und jetzt herrscht überall Friede.«

Der Offizier schien verlegen und antwortete nicht.

»Ich bin der Republik Chile sehr erkenntlich für die wohlwollende Gesinnung und die gesandte Hilfe, sprach der Kaw-djer weiter, muß sie aber unter den gegenwärtigen Umständen dankend ablehnen und ersuche Sie, Ihre Mission als beendigt zu betrachten.«

Die augenscheinliche Verlegenheit des Offiziers wuchs.

»Herr Gouverneur, ich werde Ihre Antwort meiner Regierung wortgetreu übermitteln, sagte er, aber Sie werden begreifen, daß ich mich bis zum Eintreffen einer Rückantwort nach den erhaltenen Instruktionen zu richten habe.

– Und worin bestehen diese Instruktionen?

– Eine Garnison auf der Insel Hoste zu lassen, welche, unter Ihrem Oberbefehl und meiner direkten Autorität stehend, zur Wiederherstellung und Aufrechterhaltung der Ordung beitragen soll.

– Sehr gut, sagte der Kaw-djer. Und wenn ich nun zufällig gegen diese Garnison Einspruch erheben würde… Haben Ihre Instruktionen auch diesen Fall vorausgesehen?

– Ja, Herr Gouverneur.

– Wie lauten dieselben, diese Hypothese angenommen?

– Den Befehl auszuführen!

– Gewaltsam?

– Im Bedarfsfalle, ja! Aber ich hoffe, daß ich nicht zum Äußersten gezwungen werde!

– Das ist sehr deutlich, sagte der Kaw-djer mit unerschütterlicher Ruhe. Um ehrlich zu sein – ich habe derartiges erwartet… Einerlei! Sie werden jedenfalls zugeben, daß die Sache ernstlich bedacht sein will, folglich müssen Sie mir die zur Überlegung nötige Zeit gewähren!

– Ich werde Ihren Entschluß abwarten, Herr Gouverneur, antwortete der Offizier, drehte sich um und wollte mit militärischem Gruß das Zimmer verlassen, aber die Türe war fest verschlossen und gab seinen Anstrengungen, sie zu öffnen, nicht nach. Er wandte sich an den Kaw-djer.

– Ich glaube, ich bin in eine Falle geraten, sagte er sehr beunruhigt.

– Sie gestatten mir wohl, diese Bemerkung belustigend zu finden, sagte der Kaw-djer ironisch. Dieses Wort wäre wohl eher auf die Art Ihres Eindringens auf der Insel anwendbar. Seit wann überfällt man zur Friedenszeit mit den Waffen in der Hand Freundesland?«

Der Offizier errötete leicht.

»Sie wissen ja, Herr Gouverneur, sagte er verlegen, die Begründung dieses sogenannten Überfalles. Weder meine Regierung noch ich selbst können dafür verantwortlich gemacht werden, wenn Sie dem unschuldigsten Ding in der Welt einen unschönen Namen geben.

– Meinen Sie? antwortete der Kaw-djer ruhig. Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß die Regierung von Chile kein anderes Ziel vor Augen hat als das von Ihnen bezeichnete? Eine Garnison kann Schutz, aber auch Drohung, Gewalt bedeuten. Könnte diese Garnison, die Sie hierherführten, nicht auch die Mission haben, Chile ihre tatkräftige Unterstützung zu leihen, falls es ihm in den Sinn

käme, den Vertrag vom 26. Oktober 1881, dem wir unsere Unabhängigkeit verdanken, zu bereuen?«

Wieder errötete der Offizier und jetzt stärker als das erste Mal.

»Es steht mir nicht zu, sagte er endlich, Befehle meiner Oberen zu kritisieren. Meine Pflicht besteht einzig und allein in blinder Ausführung.

– Da haben Sie recht, sagte der Kaw-djer; aber auch ich habe Pflichten zu erfüllen, die durch die Interessen des Volkes bedingt sind, das sich meinem Schutze anvertraut hat. Ich muß ernstlich mit mir zu Rate gehen, ehe ich eine Entscheidung treffe.

– Ich widersetze mich dem auch gar nicht, erwiderte der Offizier. Glauben Sie mir, Herr Gouverneur, ich werde in aller Ruhe Ihren Entschluß zur Kenntnis nehmen und ihn geduldig erwarten!

– Das genügt nicht, sagte der Kaw-djer. Sie müssen ihn hier abwarten!

– Hier?… Betrachten Sie mich vielleicht als Ihren Gefangenen?

– Jawohl,« erklärte der Kaw-djer.

Der chilenische Offizier zuckte die Achseln.

»Sie vergessen, rief er und machte einen Schritt zum Fenster, daß ich nur zu rufen brauche…

– Versuchen Sie es!… unterbrach ihn der Kaw-djer und versperrte ihm den Weg.

– Wer wollte mich daran hindern?

– Ich!«

Aug’ in Auge standen die beiden Männer einander gegenüber wie kampfbereite Gegner. Nach einer langen Pause trat der Offizier zurück. Er fühlte, daß er trotz seiner jugendlichen Kraft dem athletischen Körperbau des Greises nicht gewachsen sei, dessen ehrfurchtgebietende Haltung ihn überdies einschüchterte.

»So, sagte der Kaw-djer, nehmen wir wieder unsere frühere Stellung ein und jetzt erwarten Sie geduldig meine Antwort.«

Der Offizier stand bei der Eingangstüre und war bemüht, seiner Unruhe Herr zu werden und ein möglichst gleichgültiges Aussehen zu zeigen. Ihm gegenüber, zwischen beiden Fenstern, war der Kaw-djer bald so in seine Gedanken vertieft, daß er die Anwesenheit seines Gegners vergessen hatte. Mit Ruhe und Klarheit überlegte er, was zu tun sei.

Die Beweggründe Chiles vor allem. Sie waren leicht zu erraten. Daß die Garnison helfen sollte, die Unruhen zu unterdrücken, war natürlich eitler Prätext. Eine aufgezwungene militärische Protektion sieht einer Annexion zu ähnlich, daß sich der Kaw-djer hätte täuschen lassen. Aber wie konnte Chile sein gegebenes Wort brechen! Es mußte dabei ein bestimmtes Interesse verfolgen; worin bestand dies aber? Das Emporblühen der Insel Hoste konnte nicht der alleinige Grund sein; trotz des unleugbaren Fortschrittes, den die Hostelianer bewerkstelligt, konnte nichts die Annahme rechtfertigen, daß die Republik Chile die Gebietsabtretung jemals bedauert hatte. Es konnte sich nur zu dieser großmütigen Handlung Glück wünschen! Es hatte aus dem Emporblühen der Kolonie nur Vorteile gezogen, denn es war naturgemäß ihr Hauptlieferant. Aber es war ein neuer Faktor auf dem Schauplatz aufgetaucht! Die Entdeckung der Goldmine änderte alles! Nachdem es sicher war, daß die Insel Hoste reiche Schätze dieses edlen Metalles barg, wollte Chile seinen Anteil haben und bedauerte sein vorschnelles Handeln von einst. Das war klar!

Und jetzt hatte die chilenische Regierung ein Ultimatum gestellt und es galt, eine Entscheidung zu treffen und die richtige Antwort darauf zu finden.

Sollte man Widerstand leisten?… Warum nicht? Die einhundertundfünfzig Soldaten, welche auf dem Platze unten aufgepflanzt waren, erschreckten den Kaw-djer nicht, ebensowenig das Kriegsschiff, das im Hafen vor Anker lag. Selbst wenn es noch mehr Soldaten hergeführt hätte so erreichten sie gewiß nicht eine Kopfzahl, die der der hostelischen Bürgergarde überlegen war. Das Schiff konnte allerdings einige Geschosse nach Liberia senden, die mehr Lärm als Schaden verursachen würden. Aber dann?… Die Munition wäre bald erschöpft und dann mußte es die Heimreise antreten, falls es die hostelischen Kanonen nicht stark beschädigt hätten.

Anmaßend wäre ein Widerstand gewiß nicht gewesen. Aber der Widerstand bedeutete Kampf und Blutvergießen. Sollte die hostelische Erde wieder mit diesem kostbaren Naß getränkt werden, von dem sie schon gesättigt war? Um was zu verteidigen? Die Unabhängigkeit der Hostelianer? Ja, waren denn die Hostelianer, die sich so bereitwillig dem Joche seines Willens gefügt hatten, waren die unabhängig, frei zu nennen? Er würde daher nur seine eigene Autorität schützen wollen! Wozu das? Rechtfertigten die außerordentlichen Verdienste, die er sich um den Staat erworben hatte, das Opfer vieler Menschenleben?

Hatte er, seitdem er die Zügel der Regierung in Händen hielt, etwa Größeres geleistet als andere Potentaten, welche die Welt unter ihren Willen beugen?

So weit war der Gedankengang des Kaw-djer gediehen, als der chilenische Offizier eine Bewegung machte. Er begann die Zeit lang zu finden. Der Kaw-djer begnügte sich, ihn mit einer Handbewegung um weitere Geduld zu bitten und gab sich wieder seinen schweigenden Betrachtungen hin.

Nein, er war weder besser noch schlechter als andere Regenten, aus dem einfachen Grunde, daß die Herrscherwürde eine Tätigkeit mit sich bringt, der niemand entfliehen kann. Wenn auch seine Intentionen immer die besten gewesen waren, seine Absichten die selbstlosesten, er hatte sich doch aller Verbrechen schuldig gemacht, die er den anderen Häuptern der Regierungen stets zum Vorwurf gemacht hatte.

Der Vorkämpfer der individuellen Freiheit hatte Befehle erteilt. Der Bekenner der Gleichberechtigung hatte über seine Brüder zu richten gewagt. Der Friedliebende hatte Krieg geführt. Der altruistische Philosoph hatte zur Verminderung der Bevölkerungszahl beigetragen und sein Abscheu vor allem Blutvergießen hatte nur zu weiteren Metzeleien geführt.

Jeder seiner Akte stand in Widerspruch mit seinen Theorien und immer und überall war er zur Erkenntnis seiner früheren Irrtümer gelangt. Zuerst hatten sich ihm die Menschen in ihrer angeborenen Unvollkommenheit und Unfähigkeit gezeigt; wie kleine Kinder mußte er sie an der Hand fassen und leiten. Dann hatte ihm eine Kette von Ereignissen die Notwendigkeit der Anwendung von Gewalt bewiesen. Ferner hatte er gelernt, daß bei einem Volke wie beim Individuum das Solidaritätsgefühl laut spricht und daß keiner auf die Dauer inmitten der anderen isoliert leben kann. Und selbst wenn einer den unerreichbaren Standpunkt einnehmen würde, den der Kaw-djer einst als sehr möglich angesehen, so hatte dieses Volk doch mit den anderen Völkern der Erde zu rechnen!

Zuerst waren die Patagonier gekommen und der Kaw-djer mußte, wie jeder Regent in seiner Lage getan hätte, kämpfen und töten. Dabei hatte ihm Patterson bewiesen, wie tief die menschliche Natur sich herabwürdigen kann, und er war in die Notwendigkeit versetzt worden, über einen Teil des Erdplaneten zu verfügen, als ob dieser sein alleiniges Eigentum sei, aus dem er den anderen hinauswies. Er hatte gerichtet, das Urteil gesprochen, verbannt – wie jene, die er mit dem Titel »Tyrannen« belegte.

Dann kam die Entdeckung der Goldminen. Die Tausende von Abenteurern, welche die Insel Hoste überschwemmten, hatten in beredter Form den Beweis für das Solidaritätsgefühl der Nationen geliefert. Gegen diese Geißel hatte er keine anderen Mittel finden können, außer den bereits gekannten, angewandten.

Und dieses Mittel hieß – Gewalt, Unterdrückung und Tod. Auf sein Gebot war Menschenblut in Strömen geflossen.

Und jetzt hatte er sich mit diesem Ultimatum der chilenischen Regierung zu beschäftigen.

Sollte er nochmals das Signal zum blutigen Kampf geben, zu einem Kampfe, der an Grausamkeiten seine Vorgänger vielleicht noch übertraf? Und nur aus dem Grunde, um den Hostelianern ihr Oberhaupt zu erhalten, welcher sich in gar nichts von den Regenten aller Zeiten und Länder unterschied? An seiner Stelle würde jeder in gleicher Weise vorgegangen sein und sein Nachfolger im Herrscheramt, ob es Chile oder jemand anderer war, konnte auch keine anderen Mittel in Anwendung bringen als diejenigen, zu den ihm die Fatalität des Schicksals gezwungen hatte.

Weshalb dann sich wehren?

Und – er war so müde! Die Hekatombe, die er befohlen, dieses entsetzliche Blutbad, diese grausame Schlächterei – das waren Erinnerungen, die ihn Tag und Nacht verfolgten und quälten. Jeden Tag beugte sich seine hohe Gestalt mehr unter der Last seiner Sorgen und Erinnerungen, seine Augen verloren ihren Glanz und seine Gedanken büßten ihre gewohnte Klarheit ein. Die Kraft verließ diesen athletischen Körper und diese Heldenseele. Er konnte nicht weiter, er hatte genug…

In dieser Sackgasse endete also sein Leben. Mit ganz irrem Blick schaute er auf seinen langen Leidensweg zurück. Er war mit zerstörten Illusionen bedeckt, den Resten jener Ideen, die die Grundlage seiner moralischen Kraft gebildet und denen er alles zum Opfer gebracht hatte. Hinter ihm gähnte das – Nichts. Seine Seele war zerrissen: sie glich einer mit Ruinen bedeckten Wüstenei.

Was tun?.. Sterben?… Ja, das wäre ein logisches Ende gewesen, und doch konnte er sich dazu nicht entschließen. Er fürchtete den Tod nicht. Diesem erleuchteten Verstande erschien er als natürlicher Abschluß des Daseins, als Krönung des Lebens, dem nicht mehr Bedeutung zuzuweisen und der ebensowenig zu fürchten war als die Geburt. Aber jede Fiber in ihm sträubte sich gegen einen Akt, der seinem Leben willkürlich Grenzen gezogen hätte. Ebensowenig wie ein gewissenhafter Arbeiter eine begonnene Arbeit unfertig im Stiche lassen wird, wollte dieser mächtige Geist bis zum Ende ausharren; das war ein Gebot der Notwendigkeit für dieses starke Herz, das voll Selbstverleugnung und Aufopferung für den nächsten überfloß, und es schien ihm nicht genug getan zu haben, wenn er nicht alles vollendete…

Wie ließen sich diese Widersprüche einigen?

Endlich schien sich der Kaw-djer der Gegenwart des chilenischen Offiziers zu erinnern, welcher ungeduldig wartete…

»Mein Herr, sagte er, Sie haben mir früher mit der Anwendung von Gewalt gedroht; haben Sie sich auch über unsere Stärke Rechenschaft abgelegt?

– Über Ihre Stärke?… wiederholte der Chilene erstaunt.

– Urteilen Sie selbst!« - sagte der Kaw-djer und lud den Offizier durch eine Geste ein, ans Fenster zu treten.

Vor ihren Blicken lag der Platz. Dem Regierungspalaste gegenüber waren die chilenischen Soldaten in strammen Reihen unter dem Befehle ihrer Anführer aufgestellt. Und doch hätte ihre Aufstellung zur Kritik Anlaß geben können, denn fünfhundert Hostelianer zernierten sie mit schußbereitem Gewehr.

»Die hostelische Armee zählt heute fünfhundert Männer, sagte der Kaw-djer kalt, morgen wird sie zu tausend und übermorgen zu fünfzehnhundert angewachsen sein.«

Der chilenische Offizier war leichenfahl geworden. In welches Wespennest war er geraten! Seine Mission schien sehr verwickelt zu werden, aber er versuchte gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

»Wir haben das Kriegsschiff… bemerkte er in wenig überzeugungsvollem Ton.

– Das fürchten wir nicht, sagte der Kaw-djer, und auch seine Kanonen setzen uns nicht in Schrecken, denn wir sind auch mit diesen Waffen sehr gut versorgt.

– Aber Chile… begann der Offizier nochmals stotternd, er wollte sich nicht als besiegt erklären.

– Ja, unterbrach ihn der Kaw-djer, Chile hat noch mehr Soldaten und andere Schiffe, wollen Sie sagen. Wir wissen es. Aber es würde schlechte Geschäfte machen, wenn es dieselben gegen uns ins Feld führen wollte. Die Insel Hoste hat jetzt sechstausend Einwohner, die werden nicht so leicht unterworfen. Dabei haben wir noch nicht die einhundertundfünfzig Soldaten in Rechnung gezogen, die uns als Geiseln unschätzbar sein würden!«

Der Offizier schwieg und der Kaw-djer sagte sehr ernst:

»Wissen Sie überhaupt, wer ich bin?«

Der Chilene betrachtete seinen Gegner mit staunenden und erschreckten Blicken. Wahrscheinlich las er in dessen Augen die Antwort auf die gestellte Frage, denn seine Verlegenheit wuchs.

»Was wollen Sie mit dieser Frage sagen? stotterte er. Es ist jetzt zwölf oder

dreizehn Jahre her, da kam der »Ribardo« von der Insel Hoste zurück, dessen Kommandant Sie zu erkennen glaubte – so lauteten die Gerüchte. Aber sie müssen auf Irrtum beruht haben, da Sie dieselben selbst im vorhinein abgeleugnet hatten.

– Und heute erkläre ich Ihnen, daß diese Gerüchte die Wahrheit sprachen. Wenn es mir damals gefallen hat und noch immer gefällt, meinen Rang zu vergessen, würde ich doch Ihnen raten, sich daran zu erinnern. Sie werden mir zugeben, daß es mir leicht fallen würde, mächtige Verbündete zu finden, welche der chilenischen Regierung sehr unangenehm sein würden!«

Der Offizier antwortete nicht, er fühlte sich ganz überwältigt.

»Meinen Sie, sagte der Kaw-djer wieder, daß ich, anstatt einfach den Forderungen nachzugeben, nicht einen beiden Teilen erwünschten Ausweg ausfindig machen könnte?«

Jetzt hob der Offizier den Kopf! – Alles war noch nicht verloren. Der Kaw-djer wollte verhandeln. Vielleicht war noch ein günstiger Abschluß dieser ihm unheimlich werdenden Angelegenheit zu erhoffen!…

»Es kommt darauf an, nahm der Kaw-djer das Gespräch wieder auf, mit welchen Vollmachten Sie ausgestattet sind!

– Oh, mit den weitgehendsten, versicherte der Chilene.

– Haben Sie schriftliche Beweise für Ihre Behauptung?

– Ja.

– Dann bitte ich Sie, mich dieselben sehen zu lassen!« sagte der Kaw-djer ruhig.

Der Offizier zog ein zweites Schriftstück aus seiner Tasche und reichte es dem Kaw-djer hin.

»Hier!« sagte er.

Hätte sich der Kaw-djer mit dem zuerst vorgewiesenen Beglaubigungsschreiben zufriedengestellt, so hätte er niemals Einblick in dieses zweite Dokument erlangt, das er jetzt mit großer Aufmerksamkeit durchlas.

»Es ist in bester Ordnung, sagte er dann. Ihrer Unterschrift wird Glauben geschenkt werden, soweit Verträgen zwischen Menschen überhaupt Glauben geschenkt werden kann! Ihre Gegenwart auf der Insel ist aber ein Gegenbeweis hierfür!«

Der Offizier biß sich auf die Lippen, ohne zu antworten. Nach einer Pause sagte der Kaw-djer:

»Wir wollen klar sehen. Die chilenische Regierung will die Insel Hoste wieder unter ihr Szepter bringen. Ich könnte mich diesem Verlangen widersetzen, aber ich füge mich der Forderung. Ich habe jedoch auch Bedingungen zu stellen.

– Ich höre! sagte der Chilene.

– Erstens darf die Regierung keine Zölle auf der Insel Hoste einführen – außer solchen, die auf die Goldminen Bezug haben, und das soll so bleiben, auch wenn diese Bergwerke erschöpft sind. Doch darin soll sie ganz freie Hand behalten und Vorschriften nach Belieben erlassen.«

Der Offizier traute seinen Ohren nicht. Ohne Wortwechsel, ohne Streit fügte man sich dem Wichtigsten. Alles andere war Nebensache.

Und der Kaw-djer fuhr fort:

»Auf dieses Recht, mit den Minen nach Belieben zu schalten und zu walten, muß sich die Suzeränität Chiles beschränken. Der Insel muß ihre Autonomie gewahrt werden, auch ihre Fahne muß ihr bleiben. Chile kann einen Geschäftsträger hier bewohnen, dem aber nur eine beratende Stimme zufällt; die wirkliche Regierung der Insel muß in Händen eines vom Volk erwählten Rates bleiben und eines Gouverneurs, welchen ich ernennen will!

– Sie werden doch jedenfalls dieser Gouverneur sein? erkundigte sich der Offizier.

– Nein, erklärte der Kaw-djer mit Bestimmtheit. Ich brauche vollkommene Freiheit, unbegrenzte, uneingeschränkte, ferner bin ich genau so müde, Befehle zu erteilen als solche zu empfangen. Ich ziehe mich zurück, aber ich wahre mir das Recht, meinen Nachfolger zu erwählen.«

Der Offizier folgte diesen Auseinandersetzungen, ohne sie zu unterbrechen War diese bittere Entsagung echt, wollte der Kaw-djer nichts für sich selbst fordern?

»Mein Nachfolger heißt Dick, sagte dieser traurig nach kurzem Nachdenken. Er hat keinen anderen Namen. Er ist ein junger Mann, kaum zweiundzwanzig Jahre alt – aber ich habe ihn unterrichtet und erzogen; ich bürge für ihn. In seine Hände – und nur in seine – lege ich mein Herrscheramt… Das sind meine Bedingungen.

– Ich nehme dieselben an, sagte der Offizier hastig, sehr befriedigt, in der Hauptsache triumphiert zu haben.

– Gut, sagte der Kaw-djer; wir wollen den Vertrag zu Papier bringen.«

Das geschah sogleich. Drei Dokumente wurden ausgefertigt und von beiden Teilen unterzeichnet.

»Das eine Exemplar gehört Ihrer Regierung, erklärte der Kaw-djer, ein zweites meinem Nachfolger. Das dritte behalte ich, und wenn die Vertragsbedingungen nicht eingehalten werden, werde ich ihnen Geltung zu verschaffen wissen, dessen können Sie versichert sein… Aber wir sind noch nicht zu Ende, sagte er, indem er dem Chilenen ein zweites Dokument hinreichte. Es muß noch meine persönliche Lage zur Sprache kommen. Wollen Sie dieses Schriftstück auch durchlesen, es enthält meine diesbezüglichen Verfügungen.«

Der Offizier tat, wie ihm geheißen. Je weiter er las, desto erstaunter wurde der Ausdruck seines Gesichtes.

»Wie, rief er endlich, als er es überlesen hatte, ist dieser Vorschlag Ihr voller Ernst?

– Mein voller Ernst! bestätigte der Kaw-djer. Das Einhalten dieser meiner Erklärung soll sogar die Bedingung *sine qua non* für den anderen Vertrag sein! Nehmen Sie die Bedingung an?

– Augenblicklich!« beeilte sich der Offizier zu sagen.

Wieder wurden die Unterschriften gewechselt.

»Jetzt sind wir fertig miteinander, schloß der Kaw-djer endlich. Schiffen Sie Ihre Leute ein, sie dürfen unter keiner Bedingung die Insel Hoste wieder betreten. Morgen kann das neue Regime in Kraft treten. Ich werde das Meinige tun, daß keine Schwierigkeiten gemacht werden! Aber bis dahin fordere ich Stillschweigen!«

Kaum war der Offizier fortgegangen, so schickte der Kaw-djer um Karroly. Ehe der Indianer eintraf, schrieb er einige Zeilen, denen er den mit der chilenischen Regierung abgeschlossenen Vertrag beilegte, dann verschloß er alles sorgfältig. Diese Arbeit erforderte wenige Minuten und war längst beendet, als der Indianer eintrat.

»Du mußt all diese Gegenstände auf die Wel-kiej schaffen,« sagte der Kaw-djer und reichte Karroly eine lange Liste hin, auf der außer einer beträchtlichen Menge von Lebensmitteln Pulver, Kugeln und Samen notiert waren.

Trotz seiner gewohnheitsmäßigen blinden Ergebenheit konnte sich Karroly nicht enthalten, einige Fragen zu stellen. Wollte der Kaw-djer verreisen? Warum nahm er nicht lieber den Kutter an Stelle der alten Schaluppe? Der Kaw-djer hatte nur eine Antwort auf alle Fragen:

»Gehorche!«

Karroly ging und der Gouverneur ließ Dick rufen.

»Mein Kind, sagte er, als er ihm das geschlossene Schriftstück reichte, hier übergebe ich dir ein wichtiges Dokument. Es gehört dir. Du darfst es aber erst morgen nach Sonnenaufgang lesen.

– Es wird geschehen,« versprach Dick.

Sein Staunen war groß, aber er äußerte es nicht, verriet es auch nicht durch das kleinste Zeichen, so stark war er in der Selbstbeherrschung. Er hatte einen Befehl erhalten. Ein Befehl muß vollzogen, aber nicht besprochen werden.

»Gut, sagte der Kaw-djer. Jetzt geh', mein Kind, und halte dich genau an meine Instruktionen.«

Jetzt war der Kaw-djer allein… Er näherte sich dem Fenster und hob den Vorhang in die Höhe. Lange blickte er hinaus, um seinem Gedächtnisse das Bild einzuprägen, das er nie mehr mit leiblichen Augen erblicken sollte. Vor ihm lag Liberia und weiter rückwärts Neudorf und noch weiter hinaus ein Wald von Masten der Schiffe, die im Hafen ankerten. Es wurde langsam Abend und das Tagewerk neigte seinem Ende zu. Jetzt begann sich die Straße von Neudorf zu beleben, dann, als die Schatten der Nacht länger wurden, beleuchteten sich die Fenster. Diese Stadt, diese frohe Tätigkeit, diese Ruhe, diese Ordnung, dieses Glück – es war sein Werk. Die ganze Vergangenheit erstand vor seinen Blicken, und ein Seufzer der Befriedigung und der – Ermattung entrang sich seinen Lippen.

Jetzt war der Tag gekommen, wo er endlich an sich selbst denken durfte!

Jetzt wollte er aus der Mitte dieser Menschen verschwinden, die er zu einem wohlhabenden, glücklichen und mächtigen Volke gemacht hatte. Den Wechsel der Regierung würde es kaum bemerken! Jetzt konnte er in der Freiheit seine Tage beschließen, wie er sein ganzes Leben freie Luft geatmet hatte.

Das Scheiden bedeutete für ihn die Befreiung und kein Abschied sollte es betrüben. Er wollte vor der Abreise niemanden mehr in seine Arme schließen, weder den treuen Karroly, noch seinen Freund, Harry Rhodes, noch Halg und Dick, welche ihm teuer waren wie eigene Kinder. Wozu auch?

Zum zweiten Male floh er die Menschen. Seine Liebe wurde wieder allumfassend, nahm die ganze Welt ein, wurde unpersönlich, war die Liebe eines Gottes und bedurfte dieser kindlichen Äußerungen nicht mehr. Ohne ein Wort, ohne jedes Zeichen wollte er verschwinden.

Die Nacht war sehr finster.

Wie Augen, die sich zum Schlummer schließen, löschten die Lichter in den Fenstern aus, bis auch das letzte sich verdunkelte. Und bald herrschte

vollkommene Finsternis.

Jetzt verließ der Kaw-djer den Regierungspalast und wandte seine Schritte Neudorf zu. Die Straße lag einsam da, er begegnete niemand und hatte bald den Vorort erreicht.

Die Wel-kiej schaukelte sich am Landungssteg. Er sprang hinein und löste die Taue. Mitten im Hafen sah er einen finsteren Koloß aus dem Wasser ragen – das chilenische Kriegsschiff; von dort hörte er jetzt Mitternacht schlagen. Der Kaw-djer wandte seine Blicke davon, stieß ab und setzte ein Segel.

Die Wel-kiej setzte sich in Bewegung und glitt langsam aus dem Hafen, dann schoß sie schnell ins offene Meer hinaus, denn eine frische Nordwestbrise hatte sich in die Segel gelegt. Der Kaw-djer stand nachdenklich am Steuerrad und lauschte auf das Klatschen der Wellen, die sich an der Bordwand brachen.

Als er einen letzten Blick zurückwerfen wollte, war es zu spät. Das Schauspiel war zu Ende gespielt und der Vorhang gefallen. Neudorf, Liberia, die ganze Insel Hoste waren schon in der Nacht untergegangen. Alles verschwand im Nebel der Vergangenheit.

Fünfzehntes Kapitel.

Allein!

Beim ersten Sonnenstrahl öffnete Dick, welcher dem ihm gestellten Zeitpunkt auch nicht um eine Minute voreilen wollte, das Schriftstück, das ihm der Kaw-djer übergeben hatte.

Es lautete:

»Mein Sohn!

Ich bin des Lebens müde und sehne mich nach Ruhe. Wenn Du diese Zeilen liest, werde ich die Kolonie bereits verlassen haben, um sie nie wieder zu betreten. Ihr Schicksal lege ich in Deine Hände. Du bist noch sehr jung für diese wichtige Aufgabe, aber ich kenne Dich und weiß, daß Du ihr gewachsen sein wirst!

Halte treu den Vertrag ein, den ich mit Chile abgeschlossen habe, aber fordere strenge Reziprozität. Wenn die Goldlager erschöpft sein werden, bezweifle ich nicht, daß die chilenische Regierung selbst auf eine rein nominelle

Oberherrschaft verzichten wird.

Dieser Vertrag kostet für kurze Zeit den Hostelianern den Besitz der Insel Hoorn, die mein persönliches Eigentum wird. Nach meinem Tode aber gehört sie ihnen wieder. Dorthin will ich mich jetzt zurückziehen, dort will ich die mir noch vergönnten kurzen Lebenstage verbringen und auf diesem freien Boden will ich sterben.

Sollte Chile seine Versprechungen nicht halten, dann weißt Du, wo ich zu finden bin. Diesen einen Fall ausgenommen, wünsche ich, daß Du meinen Aufenthaltsort vergißt. Es ist keine Bitte, die ich an Dich richte, sondern ein Befehl – der letzte, den ich ausspreche.

Lebe wohl! Habe immer ein Ziel vor Augen: die Gerechtigkeit! Hasse nur eines: das Sklaventum! Und der einzige Gegenstand deiner Liebe sei – die Freiheit!«

Zur selben Stunde, als Dick, bis ins Innerste erschüttert, das Testament des Mannes las, dem er so unendlich viel verdankte, entfloh dieser mit sorgenvoll gefurchter Stirne als kaum wahrnehmbarer Punkt auf der weiten Wasserfläche. An Bord der Wel-kiej hatte sich nichts verändert; er stand am Steuer und hielt das Rad mit fester Hand.

Jetzt übergoß die Morgenröte den Horizont mit rosigem Schimmer und bald zitterten die ersten Sonnenstrahlen auf der glatten Oberfläche des ewigen Meeres. Der Kaw-djer hob den Kopf, seine Blicke suchten den Süden. In dem immer heller werdenden Morgenlichte tauchte die Insel Hoorn langsam empor. Mit leidenschaftlicher Freude hingen die Augen des Kaw-an den verschwommenen Nebelmassen, die über dem Ziele seiner Reise schwebten; nicht derjenigen, die in dieser Stunde ihrem Ende nahte, sondern der langen Reise seines Erdenwallens.

Gegen zehn Uhr morgens landete er an einer kleinen Bucht, die gegen die Brandung Schutz bot. Sogleich sprang er ans Land und barg die Ladung der Wel-kiej an dem Strande. Dieses Geschäft erforderte eine halbe Stunde.

Dann – hastig wie ein Mensch, welcher eine ihm schwer fallende Pflicht mit einem Schlage abtun will – hob der Kaw-djer die Art, um sie mit voller Wucht in die Flanken der Wel-kiej niedersausen zu lassen. Das Wasser drang gurgelnd in die Bresche ein und die Wel-kiej, zum Tode verwundet, erzitterte in allen Fugen, neigte sich langsam auf die Seite, schwankte noch ein wenig und dann hatten sie die Wogen verschlungen…

Ernst blickte ihr der Kaw-djer nach. Es tat ihm im Inneren sehr weh. Er schämte sich der Zerstörung der treuen Schaluppe, der Gefährtin vieler Jahre und

empfand heftige Vorwürfe wegen seiner Tat; es war ihm, als ob er einen Mord begangen habe. Aber mit diesem Morde war die Vergangenheit getötet worden. Jetzt war der letzte Faden, der ihn mit der Welt verknüpft hatte, endgültig durchschnitten.

Den ganzen Tag beschäftigte er sich damit, die mitgebrachten Gegenstände zum Leuchtturm hinauszutragen und seinen künftigen Aufenthaltsort genau zu untersuchen. Alles war vollendet, die Maschinen in bester Ordnung, der Wohnraum mit allem Nötigen versehen. Vom materiellen Standpunkt aus betrachtet, mußte es ihm leicht werden, hier zu leben: die Vorratskammern waren wohl gefüllt, außerdem konnte er sich Seevögel schießen, so viel er begehrte, und der Samen, den er in den geschützten Stellen der Felsen aussäen wollte, würde auch aufgehen und hundertfältige Frucht tragen.

Gegen Abend, als seine Einrichtungen beendet waren, trat er hinaus. In der Nähe der Türe lag ein Haufen Steine, die man seinerzeit beim Aufführen der Grundmauern entfernt und hier liegen gelassen hatte.

Ein solcher Stein fesselte seine Aufmerksamkeit, er war bis an den Rand des Plateaus gerollt. Ein Fußstoß genügte, um ihn ins Meer zu schleudern.

Der Kaw-djer näherte sich und ein Ausdruck des Hasses und der Verachtung belebte seine Züge…

Er hatte sich nicht getäuscht. Glänzende Adern durchzogen das Gestein – es war goldführender Quarz. Vielleicht enthielt er ein Vermögen und die Arbeiter waren achtlos daran vorbeigegangen. Nun lag er da wie ein ganz wertloses Objekt.

Selbst bis hierher verfolgte ihn das verfluchte Metall!… Vor seinen Blicken erstanden wieder die Greuelszenen, die sich auf der Insel Hoste abgespielt hatten, der Wahnsinn der Kolonisten, das Herbeiströmen von Abenteurern aus allen Teilen der Erde… der Hunger… das Elend… das Verderben…

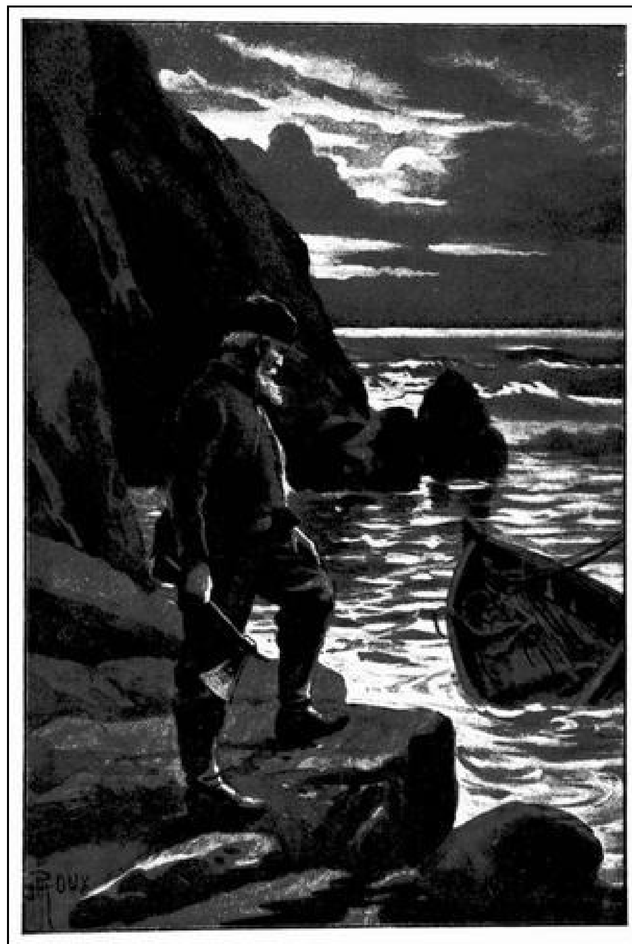
Mit einem heftigen Tritt schleuderte er den kostbaren Block ins Wasser, zuckte gelassen die Achseln und wanderte dann bis zur äußersten Spitze des Vorgebirges.

Hinter ihm ragte die gewaltige Eisenkonstruktion in die Luft, die an ihrem höchsten Punkte die Laterne trug, welche heute zum ersten Male mächtige Lichtgarben über die Meere werfen und den Schiffen auf ihrem Weg leuchten sollte.

Des Kaw-djers Blicke überflogen den weiten Horizont. Er stand nicht zum ersten Male auf dieser Stelle, am Ende der bewohnten Welt. Vor dreizehn langen

Jahren hatte er auch von hier aus in die Ferne geschaut… es war Abend gewesen und der Notschuß des »Jonathan« drang unheilverkündend durch das Heulen des Orkans an sein Ohr. Welch eine Erinnerung!…

Heute war kein Schiff auf der Wasserfläche vor ihm zu sehen, der Blick erschaute nur das unendliche Meer. Und hätte sein Auge auch die Scheidewand durchdringen können, die das auf den Wassern ruhende Firmament ihm gezogen, er hätte auch kein Leben entdeckt. Dort lag in weiter, weiter Ferne – die von Rätseln umschleierte antarktische Welt, eine kalte Eisregion, in der kein Lebewesen gedeihen konnte.



Ernst blickte ihr der Kaw-djer nach… (S. 519.)

Er stand an der äußersten Grenze, das Ende war erreicht. Ein dunkler Weg hatte ihn hergeführt. Und doch hatte er nicht die gewöhnlichen kleinlichen Sorgen und Leiden, die das Menschenleben mit sich bringt, erduldet. Er war der Urheber und das Opfer seiner Qualen. Es war in seiner Hand gelegen, einer der

Glücklichsten auf dieser Erde zu sein, einer der Mächtigen, vor denen sich die Stirnen vieler beugen – und er hatte vorgezogen, seine Tage auf einem in einer Wasserwüste verlorenen Felsen zu beschließen!…

Aber er hätte übrigens nirgends die Kraft gehabt, die Lasten des Lebens zu ertragen. Die ergreifendsten Dramen spielen sich im Gedankenkreis, im Empfinden jedes einzelnen ab. Für denjenigen, der sie durchgemacht hat, der ermattet und mutlos aus dem Kampfe hervorgeht, gibt es keinen anderen Ausweg als den Tod oder das Kloster. Der Kaw-djer hatte das letztere gewählt. Dieser Felsen war eine Zelle mit unübersteigbaren Mauern.

Er hätte ein besseres Schicksal verdient! Wir sterben, aber unsere Taten sterben nicht, sie überleben uns in ihren Folgezuständen. Wir sind Wanderer, deren Schritte auf dem Lebenspfade unverwischbare Spuren zurücklassen. Nichts geschieht, was nicht infolge der Vorbedingungen geschehen mußte, und die Zukunft baut sich auf den Ausläufern der Vergangenheit auf.

Wie immer diese Zukunft sein mochte, wenn auch das Volk, das er geschaffen hatte, nach einer ephemeren Existenz von der Erde verschwinden sollte, wenn die Erde selbst zerstört werden und in der Unendlichkeit des Kosmos aufgehen sollte – das Werk des Kaw-djer konnte nicht mehr ungeschehen gemacht werden, es lebte für ewige Zeiten fort…

Wie eine hohe Säule stand der Kaw-djer regungslos auf der Höhe der Klippe, die Strahlen der untergehenden Sonne tauchten seine edle Gestalt in leuchtendes Rot, eine leichte Brise spielte in seinen langen, schon weißen Haaren und dem wehenden Barte: er betrachtete den unendlichen Raum vor sich und träumte; träumte – wie er, entfernt von allen, aber allen nützend, hier ein einsames Dasein führen wollte, frei und allein – für immer und ewig! –

Ende.